GESAMMELTE WERKE

Stendhal

VETVS & NOVVM TESTAMENTVM
DEI SVB NVMINE VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Beyle

HENRI BEYLE-DE STENDHAL

Gesammelte Werke

Herausgegeben
von
Friedrich von Oppeln-Bronikowski

✡

SECHSTER
BAND

✡

IM PROPYLAEN-VERLAG ZU BERLIN

Digitized by Google

HENRI BEYLE-DE STENDHAL

Wanderungen in Rom

(Promenades dans Rome)

Deutsch

von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski
und Ernst Diez

☼

Mit 24 Abbildungen nach Kupfern
von Piranesi

☼

Dritte, durchgesehene und
erweiterte Auflage

☼

IM PROPYLAEN-VERLAG ZU BERLIN

Digitized by Google

3235
.8
.2921

V.6

(RECAP)

Einband und Druckanordnung von Hugo Steiner-Prag
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten
Copyright 1922 by Propyläen-Verlag G. m. b. H. in Berlin

Digitized by Google

Man muß sein Hemd verkaufen, um die Stanzen von Raffael zu sehen und um sie wiederzusehen, wenn man sie gesehen hat

(Stendhal, 1811)

Digitized by Google

Trajanssäule

Digitized by Google

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Digitized by Google

Die vorliegende Verdeutschung der „Promenades dans Rome"[1] will eine Ehrenschuld Deutschlands gegenüber einem der berühmtesten Reisewerke des 19. Jahrhunderts abtragen, das in Frankreich längst den Rang eines standard work einnimmt und von dem auch Italien schon seit Jahren eine Übersetzung[2] besitzt, während die deutschen Kompilger bisher auf das Original angewiesen waren, das in extenso veraltet und mit seinen zwei eng und schlecht gedruckten Bänden kein bequemer Reisebegleiter ist. Nur ein paar Bruchstücke daraus erschienen bereits 1831 in einer längst vergriffenen Verdeutschung[3], die dem etwas locker gefügten Original eine deutsche Bearbeitung wünschte, „welche die zerstreuten Materialien ordne, sichte und durch Hinzufügung dessen, was sich Zweckdienliches in deutschen Werken über Italien findet, eine auch für Nichtreisende belehrende und veranschaulichende Monographie dieses Landes zutage fördere". Dieser Wunsch ist erst jetzt in Erfüllung gegangen, wie Stendhal es selbst prophezeit hatte: „Ich werde erst um 1900 gelesen werden."

I

Entstehung des Werkes

Stendhal kam zum erstenmal im Jahre 1811 nach Rom — nicht 1802, wie er schreibt, offenbar, um ein sittengeschichtliches Bild vom Anfang des 19. Jahrhunderts einzuflechten. Er besuchte es wieder im Winter 1816/17 und in den Jahren 1823 bis 1827. Von 1828 bis

[1] Die erste und zweite Auflage (Jena 1910 und 1913) trugen den Titel: „Römische Spaziergänge".

[2] Unter dem hübschen Titel: „Roma di Stendhal", Rom 1906 (Roux e Viarengo), mit einer großen Anzahl von Nachbildungen nach Kunstwerken und alten Stichen.

[3] Über Frankreich, Italien und Spanien von Fiévée, Stendhal und Rothalde. Mitgeteilt und eingeleitet durch F. W. Carové. Leipzig 1831 (S. 35—80).

1829 wohnte er in Paris und brachte in Gemeinschaft mit seinem Vetter Romain Colomb die „Wanderungen in Rom" zu Papier[1]. Sie sind also keineswegs Aufzeichnungen „an Ort und Stelle oder am Abend nach der Heimkehr vom Ausflug", wie er schreibt; sicher aber sind sie aus zahlreichen Briefen und Tagebuchnotizen entstanden, ganz ähnlich wie Goethes „Italienische Reise". Das Verhältnis zwischen diesen ersten Aufzeichnungen und dem endgültigen Text läßt sich allerdings nur in wenigen Fällen nachprüfen. Aus einem Briefe Stendhals an Romain Colomb vom 15. November 1825 erfahren wir nur, daß er Reiseaufzeichnungen von 1817 „mit großer Zurückhaltung überträgt", das heißt wohl zum Druck zurecht macht, und daß er darin nur „von Freunden spricht, die das allgemeine Menschenschicksal allen eitlen Verfolgungen enthoben hat". Der Brief schließt mit den Worten: „Ich könnte zwei, drei Bände schreiben, wenn ich Dir alle meine Beobachtungen über Rom mitteilen wollte." In der Tat umfaßten die späteren „Wanderungen in Rom" zwei Bände, und ein dritter blieb im Stadium des Entwurfes. Wir haben es hier also offenbar mit dem ersten Projekt dieses Werkes zu tun. Wenige Tage vorher[2] hatte Stendhal seinem Vetter seine ersten Eindrücke von Rom mitgeteilt; sie sind das deutliche, wenn auch skizzenhafte Urbild vom Anfang seines Buches. Die Fahrt durch die Campagna, der erste Besuch des Kolosseums, an den sich sodann ein Besuch der Peterskirche und als dritter ein Besuch bei Canova anschließt, enthalten alles Wesentliche, was wir nachher über dies Thema in seinem Buche finden; ja sie besitzen zum Teil mehr Frische und Unmittelbarkeit. Der Reisende verheimlicht auch die Schattenseiten der bella Italia nicht. Auf der Treppe der Peterskirche „weist er wütend an dreißig Bettler zurück, die ihn mit ausgesuchter Unverschämtheit verfolgen und

[1] Brief an den Baron von Mareste vom 10. März 1829.
[2] Brief vom 11. November 1825. Die Datierung dieses Briefes ist freilich anfechtbar. Canova, den er besucht haben will, war schon seit drei Jahren tot († 1822) und Tambroni seit Jahresfrist († 1824).

sich hier heimisch fühlen. Ein grindiger Bettler ist hier eine Art von Mönch zweiten Ranges." Der ekelhafte Straßenschmutz, der „übelkeiterregende" Geruch von verfaultem Kohl treiben ihn in eine Apotheke, wo er sich englisches Riechsalz ersteht und mit dem Apotheker Agostino Manni, der in den „Promenades" als Chemiker auftritt, Bekanntschaft schließt. Mit Genugtuung konstatiert Stendhal, daß seine Ansichten über Correggio sich mit denen Canovas decken, daß der römische Stolz die „kleinliche französische Eitelkeit" nicht aufkommen lasse — kurz, wir finden eine Fülle von Keimen, Ansätzen und teilweise bereits skizzierten Impressionen, die in den „Promenades" ausgestaltet wiederkehren, aber auch manches, was Stendhal in seinem Buche unterdrückt hat, nicht nur unangenehme Eindrücke, wie die oben zitierten, sondern auch andere persönliche Erlebnisse, so die folgende zarte platonische Schwärmerei des alternden Don Juan: „Heute, als ich das Kolosseum verließ und aufs Geratewohl den Weg nach dem Quirinalpalast einschlug, begegnete ich einem achtzehnjährigen jungen Mädchen, das Gebete murmelnd die sieben Stationen durchmachte. Das war die größte Schönheit im Stil Raffaels, die ich in meinem Leben gesehen habe. Ich folgte ihr, doch mit gebührender Zurückhaltung, über eine halbe Miglie nach. Ein Gesicht genau wie die Madonna della Seggiola (im Palazzo Pitti). Wie wir aus Raffaels Brief an den Grafen Castiglione ersehen, malte dieser große Künstler stets Porträts. In der Stadt seiner Wirksamkeit treffe ich seine Gesichter auf der Straße; ganz natürlich. Das gleiche begegnete mir in Parma mit Correggio, mit den Caracci in Bologna und so weiter. Heute ist es mir klar geworden: will man die Schönheit recht empfinden, so darf man keinerlei galante Absichten auf eine Frau haben, die man bewundert."

Auch über seinen Einzug in Rom finden wir in diesem Brief etwas persönlich Fesselndes, das in seinem Buche fehlt. „Der arme Fremde, der Rom betritt, wird erbarmungslos zum Zollamt geschleppt, wo man sein Gepäck durchstöbert. Sind nur zwei, drei Wagen vor einem

angekommen, so muß man drei, vier Stunden warten, und die ersten Augenblicke in der ewigen Stadt verfließen nicht in göttlicher Begeisterung, sondern in ungeduldigen Ausfällen gegen die Zöllner. Mir ward eine sehr liebenswürdige Aufmerksamkeit von seiten des Kardinals Lante zuteil[1]. Als ich meinen Paß an der Porta del Popolo vorzeigte, fragte man mich: ‚Sind Sie Herr Beyle?‘ — ‚Jawohl.‘ — ‚Wir sind ermächtigt, Ihr Gepäck in Ihrer Wohnung zu revidieren.‘ Selten im Leben ist mir solch ein Stein vom Herzen gefallen. Ich überließ es meinem Diener, eine Wohnung zu suchen. Ich sehe eine Droschke und rufe: Zum Kolosseum!"

Im übrigen besitzen wir keine erheblichen Vorarbeiten zu den „Promenades“; nur der im Anhang mitgeteilte Brief „Die Engländer in Rom“ verbreitet sich über den in den „Promenades“ viel kürzer dargestellten Mord an der Piazza di Spagna, über das ignoble Feilschen der Engländer geachteten Künstlern gegenüber, ferner (nach Angabe des Herausgebers Stryienski, der diese Teile fortläßt) über Leo XII. und den Fürsten Demidoff fast so wie in den „Promenades“. Jedenfalls bleibt es, wie gesagt, gewiß, daß die Daten und der Ablauf der Darstellung dieses Buches fiktiv sind; auch die Reisegefährten des französischen Originals sind lediglich Einkleidung, um statt des Monologes des Schreibers mit Rede und Gegenrede abzuwechseln und die Darstellung durch verschiedene Standpunkte zu beleben. Von ihnen haben wohl nur Stendhals Vetter und Freund Romain Colomb und die junge Mailänderin Signora Lampugnani existiert, die man auf der Liste von Stendhals Liaisons bisher übersehen hat. Und so kommt denn der Stendhalforscher Arthur Chuquet mit Recht zu dem lapidaren Schlusse: „Diese so abwechslungsreichen und so gut angeordneten Ausflüge in Gesellschaft von vier geistvollen Männern und drei hübschen Damen sind Stendhals Erfindung[2].“

[1] Den Stendhal aus Bologna kannte. Siehe „Reise in Italien“ (Bd. V dieser Ausgabe), Aufzeichnung vom 9.—11. Januar 1817.
[2] Arthur Chuquet, „Beyle-Stendhal“, Paris 1902, S. 341 ff.

Aber Stendhal bleibt bei diesen kleinen Erfindungen nicht stehen; er gibt sich auch als Augenzeugen bedeutsamerer Ereignisse aus, die er nicht gesehen haben kann. So weist es Arthur Chuquet für zwei Fälle nach: für den angeblichen Besuch der Kirche San Paolo fuori le mura am Tage nach dem vernichtenden Brande — wo Stendhal sich in Wirklichkeit in Paris befand — und für die Papstwahl Pius VIII., mit der die „Wanderungen in Rom" so dramatisch abschließen, die er aber auch nur an der Hand von Zeitungsberichten verfolgt haben kann; denn er war zu dieser Zeit in Paris mit der Abfassung seines Reisebuches beschäftigt. Was er aber in diesen beiden Fällen mit der Wirkung täuschender Echtheit durchgeführt hat, mag ihm wohl noch öfter gelungen sein. So hat zum Beispiel das Intermezzo der Sizilienreise (Sommer 1828) nie stattgefunden.

Auch an einer inneren, seelischen Unstimmigkeit bei der Entstehung der „Promenades" dürfen wir nicht vorübergehen. Wie uns sein treuer Mitarbeiter und Vetter Romain Colomb berichtet[1], war Stendhal zu der Zeit, wo er dieses muntere Buch schrieb, von tiefstem Weltschmerz erfüllt und trug sich mit Selbstmordgedanken: er hat 1828 nicht weniger als viermal sein Testament gemacht. Die Gründe dieser tiefen Depression waren innerer wie äußerer Art; die schwunglose Restaurationszeit, in der für die alten Beamten des Kaiserreichs kein Platz mehr war, der Mißerfolg seiner ersten Schriften, insbesondere seines ersten Romans „Armance" (1827), die Insolvenz Colburns, für dessen „New Monthly Magazine" er viel geschrieben hatte, und die daraus entstandenen Nahrungssorgen. Indem der hochherzige Colomb seinen Vetter bewog, seine Reiseeindrücke aus Rom zu einem größeren Werke zu erweitern, wobei er selbst mit Hand anlegte, schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe: er erschloß dem Freunde eine Einnahmequelle und lenkte ihn durch die Arbeit von seinen finsteren Gedanken ab. Ohne Colombs echt freundschaftliches Bemühen

[1] Notice biographique, gedruckt als Einleitung zu Stendhals „Romans et Nouvelles", Paris 1854, S. L.

wäre Stendhal in jenem Jahre vielleicht wie schon mehrfach vorher[1], den Weg Werthers gegangen, dem er sich so verwandt fühlte.

Über diese Arbeit selbst berichtet Colomb ziemlich summarisch[2]: „Der Entwurf der ‚Wanderungen in Rom' war anfangs sehr viel kürzer; er war nur den Hauptsehenswürdigkeiten der ewigen Stadt gewidmet und umfaßte nicht mehr als dreihundert Seiten. Im Juli 1828 gab Beyle mir das Manuskript zu lesen; ich sah, daß es der Ansatz zu einem guten Werke war, und riet ihm, es auszugestalten und das gesamte antike wie moderne Rom unter dem dreifachen Gesichtspunkt der Kunstwerke, der Politik und der Gesellschaft darzustellen. Die Größe der Arbeit erschreckte ihn, und ich vermochte ihn nur dadurch zu beruhigen, daß ich ihm versprach, für das umfangreiche Material zu sorgen. Als Beyle das Werk veröffentlichte, wollte er in der Vorrede angeben, was er mir verdankte; ich lehnte es ab, in der Überzeugung, daß er mich dabei zu sehr herausstreichen würde: denn mit Ausnahme des räuberischen Überfalles (1. Februar 1829), den ich beigesteuert habe, stammt alles übrige von ihm selbst..."

In der Tat hat Colomb seinen Vetter und Freund bei der Ausarbeitung des Werkes kräftig unterstützt. „Der brave Colomb schuftet mit mir jeden Morgen", schrieb Stendhal am 10. März 1829 an den Baron von Mareste. Und Colomb setzte später an den Rand des Briefes: „Das hat fast ein Jahr gedauert." Zum Danke dafür hat Stendhal seinem stummen Mitarbeiter, wie Daniel Müller es in den ersten kritischen Ausgaben von „Rome, Naples et Florence"[3] nachgewiesen hat, drei größere Abhandlungen überlassen, für die er selbst in seinen beiden Reisewerken keinen Platz fand, nämlich über Raffaels Arazzi, den Mechanismus der päpstlichen Regierung und das Brigantentum; von dem letzteren hat er im vorliegenden Werke nur einen Auszug gegeben. Alle drei gingen in Colombs „Journal

[1] Siehe die Einleitung zur „Reise in Italien" (Bd. V dieser Ausg., S. XXVIII).
[2] Ebenda, S. XC.
[3] Paris, Champion, 1919.

d'un Voyage en Italie et en Suisse" (Paris 1833) über, wo auch sonst zahlreiche Gedanken und Anschauungen wiederkehren, die von Stendhal entlehnt scheinen. Bei einer Besprechung von Colombs Buch[1] zitiert Stendhal denn auch eine Reihe davon nebst Auszügen über das Brigantentum als ihm aus der Seele gesprochen: er hat hier gleichsam den Finger auf sein Eigentum gelegt.

Kehren wir indes zu Colombs Angaben über die Entstehung dieses Werkes zurück, so müssen wir zum Schluß noch eine merkwürdige Tatsache erwähnen. Sie zeigt, daß Stendhal dem Konklave von 1829, das er, wie schon gesagt, aus der Ferne schilderte, wenigstens mit den Augen des Geistes gespannt folgte, ja, daß dieser große Ketzer — welche Ironie der Weltgeschichte — fast selbst der Papstmacher des Kardinals de Gregorio geworden wäre! „Als Beyle die ‚Wanderungen in Rom' schrieb," erzählt Colomb[2], „traf in Paris die Nachricht ein, daß Papst Leo XII. am 10. Februar 1829 gestorben sei. Diese gänzlich unverhoffte Nachricht erregte am Hofe Karls X. große Bestürzung. Jedermann fragte nach dem Namen des Kardinals, den Frankreich gern zum Papst erhoben sähe; doch niemand wußte mit der Zusammensetzung des Heiligen Kollegiums genau Bescheid. Andererseits flößte Chateaubriand, damals Botschafter in Rom, trotz seiner treuen Ergebenheit und dem Glanze seines Namens dem König wie seinen Höflingen nur sehr beschränktes Vertrauen ein. Gleichwohl mußte rasch ein Entschluß gefaßt werden, was sollte man tun? — Einer der Intimen des Hofes, ein alter Freund Beyles, fragte bei diesem an, ob er unverzüglich eine Liste des Kardinalkollegiums nebst Angaben über die Papabili geben könne. Beyle griff zur Feder und schrieb binnen drei Stunden alles Wissenswerte über die einflußreichen Kardinäle und die, welche Aussichten auf die Papstkrone hatten, nieder. Als Kandidaten Frankreichs bezeichnete er den Kardinal de Gregorio, eine große hagere Eminenz, die ich zufällig im

[1] Abgedruckt in Mélanges d'Art et de Litt., Paris 1867, S. 270f.
[2] Siehe Notice biographique, S. Lff.

Jahre 1828 in einer Osteria in Velletri kennen gelernt hatte. Dieser Kirchenfürst war ein natürlicher Sohn von Karl III. (Carlos Tercero) und sagte bei jeder Gelegenheit: Io sono Borbone (Ich bin ein Bourbon)[1]. Karl X. war entzückt von Beyles Angaben und akzeptierte den Kardinal de Gregorio umgehend. Nun galt es noch, Mittel und Wege zu finden, um seine Wahl herbeizuführen. Binnen sechsunddreißig Stunden wurde folgender Entschluß gefaßt:

1. Herr A..., der Träger des Geheimnisses, sollte mit einer Million aus der Schatulle des Königs eine Vergnügungsreise nach Italien machen und über den Simplon fahren.

2. Herr B... sollte über den Mont Cenis nachfolgen.

3. Herr C... sollte auf dem Wege über Marseille—Genua reisen und beide in Rom treffen.

„Die Reisevorbereitungen waren getroffen, als dies Projekt an neuen Erwägungen scheiterte. Der Hof fürchtete, Herr von Chateaubriand zu tief zu verletzen, ohne vielleicht das erwünschte Ziel zu erreichen. Der Botschafter in Rom wurde also mit dem Geheimnis betraut; er strengte alles an, um die Wahl von Beyles Kandidaten durchzusetzen; und wirklich bekam der Kardinal de Gregorio nur eine Stimme zu wenig, und gewählt wurde der Kardinal Castiglione (Pius VIII.)."

Für diesmal war also Beyles diplomatische Mission gescheitert, doch wurde er ein Jahr später, nach dem Sturz der Bourbonen, französischer Konsul in Triest, und bald darauf, weil ihm Metternich wegen seiner „Reise in Italien" das Exequatur verweigerte, im Kirchenstaat (in Civitavecchia). Die päpstliche Regierung war nachsichtiger als die österreichische. Sie bestätigte den französischen Konsul Beyle und ignorierte den Schriftsteller de Stendhal, dessen „Promenades dans Rome" inzwischen (1829) als neues corpus delicti erschienen waren. Allerdings wußte sie über ihn Bescheid und nahm sich vor,

[1] Über diesen Kardinal siehe auch den Brief: „Die Engländer in Rom" im Anhang dieses Bandes.

„wenn sie bei guter Gelegenheit die Hände frei hätte, sich dieses Agenten der revolutionären Propaganda sowie seines würdigen Kollegen, des Vizekonsuls Quittet in Ancona, zu entledigen". (Brief vom 5. April 1832 an den österreichischen Gouverneur in Mailand, der die päpstliche Regierung auf Stendhal aufmerksam gemacht hatte. Abgedruckt von R. Barbiera, „Figure e figurine", Milano 1899, S. 68.) Auch in Rom schwebte über Stendhal also das gleiche Damoklesschwert wie in Triest.

Diese Erstausgabe, heute eine Seltenheit, umfaßte zwei verschieden starke Bände (450 und 590 Seiten), deren ersten ein Kupferstich der Peterskirche schmückte, den zweiten ein Kupferstich der Trajanssäule mit der unter Napoleon freigelegten Trajansbasilika und ein Plan der Überreste des antiken Rom. Sie liegt dieser Verdeutschung zugrunde.

„Während seines Konsulats in Civitavecchia", erzählt Colomb weiter, „hat Beyle die ‚Promenades' gründlich durchgesehen, manches wohlweislich weggestrichen und anderes hinzugefügt." Dies durchkorrigierte Handexemplar gelangte nach Stendhals Tode durch den Antiquitätenhändler Donato Bucci, Stendhals Freund in Civitavecchia, an Colomb; der schrieb die Varianten und Zusätze gewissenhaft ab, „in der Ordnung, die sie hatten, das heißt ohne jede Ordnung", und benutzte sie zum Teil für die zweite Auflage von 1853[1]. Dies

[1] „Promenades dans Rome" par Stendhal (Henry Beyle). Seule édition complète, augmentée de préfaces (?) et de fragments entièrement inédits. 2 vol. in 12° (369 und 379 Seiten). — Der Titel „Promenades dans Rome" zeigt eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit folgendem Buche: „Spaziergänge in Rom. Aus dem Englischen. Von W. v. Lüdemann. Dresden 1828". Das anonyme englische Original erschien zuerst in Form von Aufsätzen in New Monthly Magazine in London in den Jahren 1824 und 1825. Stendhal war von 1824 bis 1826 Mitarbeiter dieser Zeitschrift (s. oben S. VII). Anregung und Titel zu seinem Buche stammen daher wohl aus dieser Quelle. Herr Dr. Schurig, von dem diese Anmerkung stammt, hat auch sonst mehrfach die Güte gehabt, durch Hinweise, Quellenangaben und Ratschläge aus seiner Stendhalkenntnis an dieser Vorrede mitzuarbeiten, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei.

Exemplar", heißt es auf einer der ersten Seiten des Handexemplars, „soll für eine zweite Auflage benutzt werden, wofern das Buch trotz der geringen Marktschreierei von Autor und Verleger es dazu bringt[1]."

Freilich hat Colomb nicht alle Zusätze für die zweite Auflage benutzt, zumal sie zum Teil völlig vom Gegenstand abschweiften. Ein paar Bemerkungen darüber sind hier jedoch am Platze[2]. Wie aus der französischen Ausgabe der „Promenades" hervorgeht, plante Stendhal noch einen dritten Band, der aber wohl nicht über das Stadium des Entwurfs hinausgekommen ist. „Für den Schluß dieses Werkes", heißt es in der Aufzeichnung vom 28. November 1828 (im deutschen Text fortgelassen), „hatte ich mir die Tagebuchaufzeichnungen über unsere Ausflüge nach Tivoli, Palestrina und den Villen der Umgebung Roms aufgespart. Dann aber hätte dies Reisebuch drei Bände umfaßt, und das ist um die Hälfte zu viel für ein Zeitalter, das nur eine Leidenschaft kennt: gut regiert zu werden." Es folgt dann eine Liste der fünfzehn sehenswertesten Villen in der Umgebung Roms. Vermutlich wären in diesem dritten Bande auch die Landschaftsbilder zu ihrem Recht gekommen, die in den „Wanderungen in Rom" meist nur krokiartig hingeworfen sind und die Stendhal doch so liebte. Besaß er doch nach eigener Aussage eine außerordentliche Empfänglichkeit für schöne Landschaften. „Sie sind ein Violinbogen, der auf meiner Seele spielt," sagt er; „einzig deswegen habe ich Reisen unternommen." — Auch die Beschreibung der Arazzi Raffaels und der antiken Statuen im Kapitol und im Vatikan sowie eine Darstellung des „Mechanismus der päpstlichen Regierung" waren für diesen dritten Band geplant. Soweit sie in Colombs Werk (s. oben S. VIII f.) übergeflossen sind, erscheinen sie nebst dem ungekürzten Aufsatz über das Brigantentum zum ersten Male im Anhang dieses Bandes (Nr. 2—4).

[1] Soirées du Stendhal-Club, II, Paris 1908, S. 164 ff.

[2] Näheres ebenda.

In einer (ungedruckten) Vorrede des genannten Handexemplars — einer der vielen, die der Egotist Stendhal so gern schrieb — kommt er auf diesen dritten Band noch einmal zurück. „Die Franzosen, wie alle reichen und vornehmen Nordländer, besitzen so wenig künstlerisches Empfinden, daß ich meinte, ein zweibändiges Werk über die Mauern und Säulen von Rom wäre schon etwas Außergewöhnliches. Man ermutigt mich jedoch, einen dritten Band folgen zu lassen. Als der Autor diesen schrieb, lebte er nicht mehr in der liebenswürdigen römischen Gesellschaft; er war älter und trübsinniger." Trotzdem besaß diese liebenswürdige römische Gesellschaft anscheinend ebensowenig Kunstverstand wie die „kalten und affektierten Nordländer". Denn „die geistreichen Leute von Rom", heißt es weiter, „haben von den beiden ersten Bänden nichts begriffen: es fehlte der pedantische Apparat, ohne den kein Buch für sie lesenswert ist. Pedanterie und Schwulst sind für kindliche oder entartete Völker das, was für die anderen der Geist ist. Die Pedanterie der Sprache hat die italienische Literatur von jeher verdorben . . . "[1].

Um bei der geplanten Neuauflage mehr Erfolg zu haben, nahm Stendhal sich — höchst machiavellistisch — vor, diesem Laster des

[1] An anderer Stelle urteilt er weniger verbittert. Im Jahre 1835 berichtet er, daß keine englische Familie, die nach Rom reist, dies Buch ungelesen lasse. Die „Revue des Deux Mondes" und „Revue Française" sowie die „Antologia" in Florenz brachten lobende Besprechungen, und der Literaturpapst Sainte-Beuve, der Stendhal sonst oft so scharf aburteilte, schrieb in den Causeries du Lundi (Bd. IX, 322 ff.): „Beyle ist ein scharfsinniger und sicherer Italienführer. Seine „Wanderungen in Rom" sind Unterhaltungen eines Cicerone von Geist und wahrem Geschmack, der einen fortwährend auf das Schöne aufmerksam macht, gerade genug, daß man es dann selbst empfindet, wenn man dessen würdig ist." — Die „Promenades" hätten vielleicht einen sichtlicheren Erfolg gehabt, wenn ihrem Autor nicht gerade von diesem Werke ab der zweifelhafte Erfolg zuteil geworden wäre, zu den eines Nachdrucks werten Schriftstellern zu gehören, ein Mißbrauch, dem erst heutzutage durch die Berner Konvention in den meisten Kulturstaaten gesteuert wird. Der Nachdruck: „Promenades dans Rome par M. de Stendhal" erschien 1830 in Brüssel (s. Paupe, Hist. des Oeuvres de Stendhal, S. 55). — A. Schurig.

Zeitgeschmacks zu frönen und „Wissenschaft für die Dummen hinzuzufügen, aber nur im Anhang. Den liest doch niemand, und er erweckt Zutrauen für das übrige bei den Halbblöden“ ... An anderer Stelle läßt er sich raten, „achtzig Fußnoten anzubringen, sowie zwei bis drei Seiten des Schwätzers Winckelmann zu zitieren, der in meinem Leben geboren ist“[1]. Man sieht also, daß Stendhal trotz der Widmung seines Werkes „to the happy few“ auf den Erfolg bei der breiten Masse viel Wert legte.

In der vorliegenden Verdeutschung — um dies hier gleich anzuknüpfen — ist seine realpolitische Absicht, die „Dummen“ durch gelehrte Fußnoten und Anhängsel zu ködern, nach Kräften vermieden worden. Für die Nachwelt sind seine Werke auch ohne gelehrte Maskerade, ja gerade ohne sie wertvoll; denn wie er selbst an anderer Stelle richtig sagt, wirkt „die weitschweifige Gelehrsamkeit nur verdunkelnd und schädigt die Deutlichkeit und die Kraft der Erinnerung“. Die übermäßige Belastung des Gehirns mit Memorierstoff erschien diesem feinen Psychologen als bestes Mittel, um bei der Betrachtung von Kunstwerken Genuß und Freude im Keim zu ersticken. „Nichts schadet der Einbildungskraft mehr als die Berufung auf Verstand und Geschichte“, sagt er an anderer Stelle; auch meinte er, „sei es sehr bequem für den Autor, recht viele Fußnoten zu machen, da man sich dadurch ein Zusammenfassen und ein Schlußfolgern aus den Fußnoten erspare und diese Arbeit dem Leser überlasse“. Aus beiden Gründen sind also die Übersetzer dieser Ausgabe mit Anmerkungen so haushälterisch wie möglich umgegangen und haben nur da kurze Bemerkungen angebracht, wo das Verständnis des Textes es durchaus erforderte oder nützliche Winke für den modernen Leser zu geben

[1] Bekanntlich ist Winckelmann in Stendal geboren, das Beyle aus seiner Braunschweiger Zeit kannte und das ihm (aus unbekannten Gründen) sein bizarres Pseudonym „von Stendhal“ lieferte. Diese Notiz zeigt deutlich, daß dies nicht — wie man bisher annahm — aus Sympathie für den „Schwätzer“ Winckelmann geschah, der den damaligen Kunstgeschmack beherrschte.

waren[1]. Auch einige Stellen aus zeitgenössischen Reisewerken sollen zur Ergänzung des Stendhalschen Textes dienen; ferner sind mehrere Randnotizen seines Handexemplars, die sich unmittelbar auf Rom beziehen, in Form von Anmerkungen aufgenommen worden.

Über die Quellen, die Stendhal zu seinem Reisewerke benutzt hat, läßt sich im Rahmen dieser Einleitung nur kurz berichten. Stendhal hat sie in seinen Fußnoten zum Teil selbst angeführt; die wichtigsten sind im Anhang dieses Bandes alphabetisch zusammengetragen und mit Äußerungen Stendhals versehen worden, die teils aus Briefen und Aufsätzen geschöpft sind. Sie gliedern sich im wesentlichen in Reisewerke und historische Schriften. Die letzteren zerfallen ihrerseits in Werke über das Altertum und archäologische Schriften, in Quellen zur neueren Geschichte, Gesamtdarstellungen der neueren Geschichte und Kunstgeschichte der Renaissance. Eine genaue quellengeschichtliche Untersuchung würde ein Buch für sich beanspruchen, wie es Paul Arbelet in seiner gründlichen „Histoire de la Peinture en Italie et les Plagiats de Stendhal" (Paris 1914) für Stendhals „Geschichte der italienischen Malerei" getan hat. Dies Werk hat die bisherige Annahme, daß Stendhal vor allem nach den Quellenschriften gearbeitet und spätere Gesamtdarstellungen nur nebenher benutzt hat, stark erschüttert und wenigstens für die „Geschichte der Malerei" (1817) den Nachweis geführt, daß er, von Vasari und Condivi und einigen Stellen aus anderen älteren Autoren abgesehen, seine ganze Weisheit einschließlich der Quellenzitate aus neueren Historikern und Kunstschriftstellern entlehnte, und zwar meist ohne Angabe dieser Quellen. Das war der Grund, weshalb man seinen Beteuerungen, er selbst habe nur aus den Originalschriftstellern geschöpft, bisher

[1] Es sei betont, daß die Anmerkungen des Herausgebers mit v. O. B., die des Dr. Ernst Diez mit D. gezeichnet sind. — Die Verdeutschung des ersten französischen Bandes (bis einschließlich 5. Juni 1828) stammt vom Herausgeber, die des zweiten Bandes von Dr. Ernst Diez.

Glauben geschenkt hat[1]. Höchst wahrscheinlich hat Stendhal sich aber seit seiner „Geschichte der Malerei" gründlicher mit den Originalschriftstellern befaßt. Wenn ihm die Historiker der Renaissance in diesem Buche verdächtig scheinen, weil sie im Solde von Fürsten standen oder Angst hatten, die Wahrheit zu schreiben, so scheint diese kritische Regung zu beweisen, daß er sie wenigstens teilweise im Original gelesen hat. Cellini, 1817 noch sein Orakel, erkennt er jetzt richtig als „Gascogner" und schildert den Sacco di Roma nicht nach dessen Darstellung, sondern nach der von Jacopo Bonaparte und Sandoval. Auf Paolo Giovio verläßt er sich nur, wenn ihm eine andere Darstellung — wie die von La Trémouille beim Einzug König Karls VIII. von Frankreich in Rom — zu Hilfe kommt. Auf Vasaris Urteile über Raffael gibt er nichts, weil dieser ein Parteigänger Michelangelos ist. Im übrigen benutzt er Vasari und Condivi für die Kunstgeschichte ausgiebig, wie er sie schon bis 1817 benutzt hatte und wie wir sie noch heute benutzen.

Immerhin dürfte er auch in diesem Werke seine Kenntnis vorwiegend aus den ihm zusagenden zeitgenössischen Archäologen, Historikern und Kunstschriftstellern geschöpft haben. Die Erwähnung alter Quellen war nach seinem eignen Geständnis ja doch nur „für die Dummen und Halbblöden" bestimmt, um ihnen Eindruck zu machen, und bei diesen Angaben verließ er sich auf die von ihm benutzten Gewährsmänner. Ein Gelehrter ist Stendhal nie gewesen; oft genug hält er sich in diesem Buche wie andernorts über die „Pedanten", ihre Lehrmeinungen und Streitigkeiten auf. Immerhin ist schon die Anzahl der von ihm studierten neueren Werke über Kunstgeschichte, Geschichte und Archäologie erheblich, und er selbst sagt in diesem Werke,

[1] So schreibt er schon am 15. November 1816 an Louis Crozet: „Ich bin betroffen von unserer Unwissenheit über das Mittelalter und von dem tiefen Stumpfsinn und der Leichtfertigkeit unserer sog. Historiker. Mach es Dir zum Grundsatz, nur die Originale und die zeitgenössischen Schriftsteller zu lesen."

er sei dadurch zu einem halben Gelehrten geworden. Vorsichtig, aber durchaus zutreffend, schreibt er in diesem Sinne an den Baron von Mareste: „Es liegt keine Eigenliebe darin, dies Werk zu loben. Es ist zu drei Vierteln ein gescheiter Auszug aus den besten Werken."

Sein originaler Anteil bleibt trotzdem nicht zu unterschätzen. Er hat aus vielen, teils entlegenen, heute vergessenen oder verstaubten und oft schwerfälligen, schwülstigen oder langweiligen Autoren das Beste herausgesogen, es auf eine fesselnde, oft prickelnde Form gebracht und es mit geistvollen allgemeinen Betrachtungen und Abschweifungen durchsetzt, die seine persönliche Zutat sind und die nur er in dieser Schärfe, Feinheit und Neuheit zu geben vermochte. Und er hat diese beiden Bestandteile seines Werkes zu einem unlösbaren Ganzen verschmolzen, indem er ihnen die unnachahmliche Prägung seines Geistes gab.

Bekanntlich ist seine groß angelegte „Geschichte der italienischen Malerei" wegen ihres völligen Mißerfolges auf dem Büchermarkt nicht über die Darstellung der Florentiner Malerschule bis zu ihrem Höhepunkt im Cinquecento hinausgediehen. Seine umfangreichen Vorarbeiten für die anderen Schulen befinden sich, teils in noch skizzenhaftem Zustand, in den dreizehn grün gebundenen Manuskriptbänden der Bibliothek zu Grenoble. Ans Licht gekommen sind davon bisher nur eine Studie über Andrea del Sarto und über Raffael, die aber nur bis zu seiner Übersiedlung nach Rom führt und den dortigen Gipfel seines Schaffens nur streift[1]. Schon Hermann Grimm[2] hat es in seiner rühmenden Anerkennung Stendhals und seiner „Promenades dans Rome" beklagt, daß dessen „Geschichte der Malerei" vor Raffael abschließt und daß ein anderer (Quatremère de Quincy) im Jahre 1824 „mit allzu wohlfeiler Arbeit den Ruhm einheimste, den eine angenehm geschriebene Biographie Raffaels auch

[1] Veröffentlicht in Mélanges d'Art et de Litt., Paris 1867.
[2] „Das Leben Raffaels", Berlin 1896, 3. Aufl. (Neubearbeitung), S. 269f.

anderen damals eingetragen hätte". Immerhin sind Stendhals Vorarbeiten nicht völlig vergeblich gewesen. Sie haben ihm in diesem Werke zu seinen kunstgeschichtlichen Betrachtungen über Raffael und andere Meister zweifellos gute Dienste geleistet.

Unter den Reiseschriften, die er benutzt hat, sind sein Vademecum die „Lettres familières" des Präsidenten de Brosses (1739 bis 1740)[1], aus denen er unter anderen ein Brieffragment über das Konklave nach dem Tode Clemens XII. mitteilt. Wohl nach diesem Vorbild hat er am Schluß seines eigenen Reisewerkes die Geschichte einer Papstwahl gegeben (bei der er, wie schon bemerkt, gar nicht zugegen war). Ebenso benutzt er die Schilderung von de Brosses über die Heilige Therese von Bernini, die wiederum Taine[2] von ihm abgeschrieben hat, und manches andere. „Beide Männer", sagt Arthur Chuquet (S. 343), der diese Parallelen zuerst erkannt und weiter ausgeführt hat, wenn er darin auch etwas zu weit geht, „besitzen eine gewisse Wahlverwandtschaft... Beide sind voller Geist, Feingefühl, Scharfblick, umfassender Wißbegier und seltener Fruchtbarkeit in Gedanken und Einfällen. Sie schwärmen für Literatur, Musik, Theater, haben gleichen Geschmack, die gleiche Vorliebe für Raffael und Correggio, und Stendhal schwärmt für Cimarosa wie De Brosses für Pergolese... Übrigens bewundert Stendhal den Präsidenten De Brosses; er nennt ihn den Voltaire der Italienreisenden und schließt ihn neben Mozart und Cimarosa in sein Herz. De Brosses, sagt

[1] Diese Briefe erschienen zum erstenmal in verstümmelter Form im Jahre 1799. Romain Colomb veranstaltete 1836 eine Neuauflage in verbesserter Form. „Dieser gewissenhafte Herausgeber reiste nach Italien, um den Text des Präsidenten de Brosses, der in der ersten unvollständigen Ausgabe merkwürdig entstellt war, zu verbessern", sagt Stendhal in „Mémoires d'un Touriste", I, 93f. Neuauflage, Paris 1904.

[2] De Brosses, Neuauflage II, 69. Arthur Chuquet zitiert nach der Ausgabe von 1799, die Stendhal gelesen hat, und verweist besonders auf II, 270 (Janiculus), 334 (Heilige Therese), 420 (Caracalla) III, 67 (Rom als Kleinstadt), 74 (Beständigkeit in der Liebe). — S. auch Anmerkung 5 im Anhang dieses Bandes.

er[1], ist stets natürlich, nimmt das Leben stets von der heiteren Seite und hat nie traurige Gedanken."

In einer Anmerkung zu den „Promenades dans Rome" begründet Stendhal seine Vorliebe für De Brosses noch genauer:

„1. Er hat die Antike gewissenhaft studiert.

2. Seine Seele zog das Schöne dem Gefälligen vor.

3. Er war zu vornehm, um zum Handwerk der Marktschreier herabzusteigen.

4. Er sah nicht voraus, daß seine Briefe einmal gedruckt würden."

Nicht lange nach De Brosses (1762) reiste in Italien ein bekannter Literat der Aufklärungszeit, Duclos, aus dessen erst 1791 posthum erschienener „Voyage en Italie" Stendhal gleichfalls ein Stück entlehnt hat: es ist die Schilderung des Kardinals Acquaviva, der aus seinem Palast auf den Pöbel feuern ließ. Auch ihn schätzte Stendhal hoch. „Kein Reisender, den ich kenne, außer Duclos," schreibt er, „hat uns die gewöhnliche Art, wie man jenseits der Alpen auf die Jagd nach dem Glücke geht, darzustellen versucht. Diese so interessante, doch so schwierige Seite einer Reise nach Italien ist völlig in Vergessenheit geraten. Was man zu sagen hätte, ersetzt man zumeist durch schäbige Anleihen bei den Lohndienern, nach Art des Atelierklatsches über die großen Maler." Gerade diese vergessene Seite der Reiseschriftstellerei hat Stendhal wieder zu Ehren gebracht. Schon in der Vorrede seines 1822 erschienenen Werkes „Über die Liebe"[2] schrieb er: „Der Autor hat fünfzehn Jahre seines Lebens in Deutschland und Italien verbracht, und sein Buch ist eine moralische Reise durch diese Länder. Um in die italienische Gesellschaft hineinzukommen, bedarf es mehrerer Jahre. Der Fremde sieht die Denkmäler, die Straßen und öffentlichen Plätze einer

[1] In seiner (unbenutzten) Vorrede zu den Briefen des Präsidenten De Brosses.

[2] Band IV der deutschen Stendhal-Ausgabe. — Aus diesem Buche hat er auch die Geschichte der Pia Tolomei aus Siena übernommen.

Stadt, aber nie die Gesellschaft. Ich habe wirklich die Menschen geliebt und die Wahrheit gesehen." Er hätte das gleiche über seine „Wanderungen in Rom" sagen können.

Auch aus den „Memoiren" des berühmten geistreichen Abenteurers Casanova, der wenige Jahre vor De Brosses (1743) nach Rom kam, entlehnt Stendhal eine längere Sittenschilderung. Schließlich hat er auch die „Corinne" der Frau von Staël (1805), obwohl er daran fortwährend herummäkelte, für seine „Wanderungen in Rom" benutzt. „Wer weiß," sagt Arthur Chuquet, „ob er so tief in den italienischen Charakter eingedrungen wäre, wenn er dies Buch nicht gelesen hätte." In der Tat hat diese Annahme viel für sich, zumal wenn man in Betracht zieht, wie wenig von seiner späteren Auffassung über Italien in den Aufzeichnungen seiner Jugendzeit vorhanden ist, die er doch großenteils in Mailand und in kleinen oberitalienischen Garnisonen verlebt hat. So spiegeln denn manche seiner Ausführungen in der Tat die Ideen der Frau von Staël über Italien wieder.

„Schon sie hatte bei den Italienern eine merkwürdige Mischung von Schlichtheit und Verdorbenheit, von Ehrlichkeit und Heuchelei, Gutmütigkeit und Rachsucht, Faulheit und Tatlust, Trägheit und Seelenkraft, Vorsichtigkeit und Verwegenheit erkannt. Schon sie hatte gesagt, daß in Rom jeder das tut, was ihm beliebt, ohne daß sich jemand darum kümmert und danach fragt; daß das Volk nichts tut, um angesehen zu werden, und nichts unterläßt, weil man es ansieht, daß es stets nach Genuß trachtet; daß die Frauen weder Gefallsucht noch Eitelkeit besitzen und nur einem Manne gefallen wollen; daß man ihren Geist nicht bestechen kann, ehe man ihnen Herz und Augen bestochen hat, daß die rasch angeknüpften Beziehungen oft von langer Dauer und voll treuer Hingabe sind, daß die italienische Liebe sich mehr durch stumme und leidenschaftliche Handlungen als durch geistvolle Worte ausdrückt[1]."

[1] Siehe Arthur Chuquet, l. c. 331. In der weiter unten genannten Championschen Ausgabe von „Rome, Naples et Florence" (II, 502 f.) findet sich

Die lange Entlehnung aus der Revue britannique (S. 281 ff.) ist nur ein Zitat mit Quellenangabe, kommt in diesem Zusammenhang also nicht in Betracht. Dagegen verweist Daniel Müller in der neuen kritischen Ausgabe von „Rome, Naples et Florence“ auf eine andere, bisher nicht bekannte Entlehnung. Es ist die Schilderung der drei Grazien Canovas (12. Dezember 1827), die Stendhal in Anführungsstrichen aus einem angeblichen Manuskript der Signora Lampugnani zitiert. Sie ist jedoch dem „Tableau de Rome en 1814‘ von J. B. Guinan-Laoureins (Brüssel 1816), einem in „Rome, Naples et Florence“ erwähnten Reisewerke, mit leichten Änderungen entnommen.

Doch genug von diesen Entlehnungen! Wir sind nicht so kleinlich, dem Autor einen Strick daraus zu drehen, sondern wir untersuchen sie nur der Quellengeschichte wegen. Heute ist neben das Thema „Plagiate“ Stendhals mit gleichem Rechte das Thema „Plagiate“ seiner Verehrer Taine[1] und Bourget[2] getreten; und wir halten es mit Goethe, der einmal bemerkt: „Überhaupt, wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden

eine lehrreiche Auseinandersetzung Stendhals mit Frau v. Staël, die in den Worten gipfelt: „Ich finde meine Ideen, selbst meine Lieblingsausdrücke in dem Italienbuch der Frau v. Staël wieder.“ Vgl. auch Bd. V dieser Ausgabe, S. XXf.

[1] Hippolyte Taines „Reise in Italien“ wimmelt von Reminiszenzen an die „Promenades“ des von ihm verehrten Stendhal, den er bekanntlich der Vergessenheit entrissen hat. Eine ausführliche Zusammenstellung überraschender Parallelen findet sich in dem Aufsatz von Léandre Vaillat: „Taine, Stendhal et l'Italie“ in der Revue de Belgique, Tome XLI, S. 111 bis 135, die sich übrigens noch erheblich erweitern ließe. (Das Wesentlichste daraus habe ich in der Frankfurter Zeitung vom 22. Januar 1907 zusammengefaßt.) Bei dem gleichen Gegenstand und verwandter Auffassung mögen diese Parallelen z. T. zufällig sein; meist aber verrät sich Taines Abhängigkeit schon aus der fast gleichlautenden Prägung des Ausdrucks.

[2] Paul Bourget, durch dessen Hinweise Stendhals Ruhm um 1880 neu aufflammte, hat seinen Roman „Le Disciple“ offenbar nach dem Vorbild von Stendhals „Rot und Schwarz“ geschrieben, wie auch seine „Sensations d'Italie“ offenbare Reminiszenzen an Stendhal enthalten.

bin, so bliebe nicht viel übrig. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwicklung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist." Das ist der springende Punkt: auch Stendhal nahm das, was ihm gemäß war, wo er es fand!

II

Würdigung des Werkes

So wie die „Wanderungen in Rom" heute vorliegen, sind sie nach Stendhals Wort „vollgepfropft mit Anekdoten und Gelehrsamkeit". Um seine völkerpsychologischen Thesen zu beweisen, greift er gern zu wahren oder von ihm für wahr gehaltenen Anekdoten, wie der Gelehrte seine Quellen zitiert; wie er denn überhaupt einer der ersten war, die wissenschaftliche Methoden und Ausdrücke auf seelische Vorgänge angewandt haben. Ohne diese Fülle von Anekdoten, von geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Exkursen, zu denen ihn Colomb veranlaßte, dürften die dreihundert Seiten des Urmanuskriptes, von dem dieser spricht, sicherlich frischer und unmittelbarer gewirkt haben. Bisweilen fühlt Stendhal das wohl selbst, so, wenn er sich in die Lektüre von Nardinis „Roma antica" vertieft und dabei stöhnt: „Ein gutes Reitpferd, das man einspannt, gibt ein mäßiges Wagenpferd ab[1]." Ja, an anderer Stelle „gruselt es ihm bei dem Gedanken, wieviel Studium nötig ist, um die Wahrheit über die geringfügigste Einzelheit zu erfahren".

So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß die Gelehrten ihm bisweilen an seinem Lorbeerkranz zupften, so als erster Alfred v. Reumont in seinen „Römischen Briefen von einem Florentiner"[2], dessen Ausführungen gleichwohl Beachtung verdienen, schon weil Reumont

[1] Randnotiz in Stendhals Handexemplar.
[2] Leipzig 1840—44, Bd. III, S. 440ff.

den alternden Stendhal in Rom selbst gekannt[1] und kurz nach Stendhals Tode folgendes Lebensbild von ihm entworfen hat, das bisher unbeachtet geblieben ist.

„Beyle war ein Mann von scharfem Verstand, großer Lebendigkeit, fast unbegrenztem Freimut, und wenn ihm auch das Prädikat aimable von vielen abgesprochen wurde, jedenfalls ein anregender Gesellschafter... Die italienische Gesellschaft kannte er gründlich, mehr freilich aus den früheren Jahren, da er in den letzten Dezennien weniger daran teilnahm. Übrigens haben sich die Italiener keineswegs über ihn zu beklagen; denn er hat ihren Nationalcharakter, ihre Neigungen, ihre geselligen Verhältnisse, ihren gegenwärtigen Zustand (abgesehen vom politischen) günstiger beurteilt als die meisten Ausländer. Beyle liebte Italien, wenn überhaupt von Liebe bei ihm die Rede sein konnte. Sein langjähriger Aufenthalt im Lande hatte ihm das Lokale wie das Historische näher gerückt, freilich alles nur fragmentarisch, wie denn überhaupt in seinem ganzen Wissen jene Oberflächlichkeit, welche man (mit Recht oder Unrecht) die französische nennt, in vollem Maße sich aussprach. So sind denn seine Bücher, unter denen die ‚Promenades dans Rome' wohl das unterhaltendste, nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Sie enthalten eine Menge geistreicher, witziger, wahrer Bemerkungen, eine Menge falscher, boshafter und verkehrter, viele Anekdoten, worunter eine gute Zahl Lügen, wenn auch der Verfasser einmal sagen zu müssen glaubt, seine Geschichten seien wahr oder er halte sie wenigstens dafür; viele Charakterskizzen, worunter nicht wenige unrichtig gezeichnete; viel historisches Detail mit unendlichen Fehlgriffen! Kurz, es ist ein sehr leichtfertig und bisweilen gewissenlos geschriebenes Buch, aber doch amüsant, vielfach belehrend und mehr geeignet, in seinem Konversationston, seiner fragmentarischen Schreibart, dem Aufnehmen und Fallenlassen einer Menge der verschiedenartigsten Gegenstände

[1] Reumont war von 1837 bis 1858 preußischer Gesandtschaftssekretär abwechselnd in Rom und in Florenz.

ein anschauliches Bild römischer Verhältnisse in den späteren Jahren Pius' VII. und zur Zeit Leos XII. zu geben als irgendein anderes... Von der älteren mittelalterlichen Kunst hatte er wenig Begriffe, und sie mag ihm tötend-langweilig vorgekommen sein; das religiöse Element in der italienischen Malerei war für ihn total verloren. Einer seiner Freunde, ein ausgezeichneter Künstler, behauptete, Beyle stelle in seinem Innern den Domenichino über Raffael, wage indes, ungeachtet seines sonstigen Freimuts, nicht, es laut zu sagen. In der Skulptur war ihm, wie der Mehrzahl der Italiener, Canova der Zenith, und er bewunderte vielleicht den Genius am Grabmal Rezzonicos und die beiden am Stuartdenkmal mehr denn irgendein Werk der alten Kunst. Seine literarischen Urteile sind nicht selten wahr, oft pikant; aber es kommt auch wohl vor, daß er im Ernste den Benvenuto Cellini mit Casanova vergleicht oder Paolo Giovio mit de Potter"...

Leider begründet Reumont seine Einwände zu wenig, aber wo er es tut, muß man ihm recht geben. So war das religiöse Element in der Malerei für Stendhal in der Tat „total verloren". Ebenso entging ihm der Zweckbegriff in der Architektur[1] — genau wie ihm in seinem Buch „Über die Liebe" der Naturzweck der Fortpflanzung entgangen war. Schönheit und Liebe waren für ihn nur ein Glücksversprechen (promesse de bonheur). „Für die Architektur hatte er wenig Sinn", sagt sein Freund, der Dichter Prosper Mérimée[2], der sich auch als Konservator der historischen Baudenkmäler Frankreichs einen Namen gemacht hat und aus beiden Gründen Gehör verdient. „Auch betrachtete er die Baudenkmäler lediglich von ihrer malerischen Seite, ohne nach ihrem Zweck zu fragen. Sein Interesse galt den anmutigen

[1] Den Zweck eines Bauwerkes als Kern, um den sich die Schönheit kristallisieren muß, erkennt als erster Wilhelm Heinse („Ardinghello", Neuausgabe, Leipzig 1902, S. 30). Vgl. Jessen, Heinses Stellung zur bildenden Kunst, S. 108ff. (A. Schurig.)

[2] In der Vorrede zu Stendhals „Correspondance inédite", Paris 1854 (Neudruck 1907), S. XVII.

Details und nicht der Gesamtanlage. Trotz seiner ‚Logik‘ (die er stets im Munde führte) urteilte er nicht mit seinem Verstande, sondern mit seiner Einbildungskraft.“ — Und wie er in den Bauwerken malerische Qualitäten suchte, so wirkte ein schönes Bild auf ihn ein wie die Musik Cimarosas. Die Musik aber ist die Sprache der Leidenschaft, und so interpretierte er diese in die Bilder hinein. „Wenn er“, sagte Mérimée, „an einer Madonna von Raffael oder von seinem geliebten Correggio eine Menge von Leidenschaften und Leidenschaftsnuancen entdeckte, welche die Malkunst nicht auszudrücken vermag, so fragt man sich, ob er Zweck und Absicht des Meisters verstanden hat. Er erzählt auf seine Weise, was er vor ihren Bildern empfand, ohne sich über das Warum klar zu werden. Hätte er seine Eindrücke vor ein und demselben Bilde zu verschiedenen Malen aufgezeichnet, so wäre er über deren Verschiedenheit vermutlich selbst erstaunt gewesen[1].“

Offenbar ist es eine erotische Unterströmung, die bei der Bewunderung dieser Madonnen wie auch in seinen musikalischen Verzückungen mitspricht, dieselbe „himmlische Liebe“, die den Madonnenkult überhaupt schuf und die als solche von den Romantikern deutlich empfunden wurde. Redet doch auch Stendhal selbst in nicht mißzuverstehender Weise von einem Tête-à-tête des Beschauers mit diesen Gemälden. Hingegen lösten die nackten antiken Skulpturen, die auf seinen Vetter Colomb so stark wirkten[2], bei ihm keine erotischen Reize aus; seine Stellung hierzu präzisiert er scharf (auf S. 203f. dieses Bandes): der antike Eros ist für ihn in die christliche himmlische Liebe übergegangen, und er spielt ausdrücklich auf die zarten Wonnen von Mozarts Musik und den Gemälden Correggios an. „Die antiken Statuen hingegen“, sagt Prosper Mérimée, „erschienen ihm zu

[1] Der Fall ist eingetreten bei der Navicellakirche. (Siehe Anmerkung zu S. 235 in diesem Bande.)

[2] Siehe Mélanges d'Art et de Litt., S. 271, seine von Stendhal zitierten Empfindungen vor der Venus Kallipygos und der mediceischen Venus.

leidenschaftslos und als schöne Leiber ohne Geist... Selbst Michelangelo lobte er, glaube ich, mehr als er ihn liebte." Überhaupt hat er das ganze römisch-griechische Altertum, zu dem er als Romantiker ohnedies keine große Liebe hegte, ziemlich stiefmütterlich bedacht, wogegen die Renaissance den breitesten Raum einnimmt. Dazu hat auch wohl das Tappen im Dunkeln der damaligen Altertumswissenschaft nicht wenig beigetragen. Stendhal hat sich in diesem Irrgarten gelehrter Meinungen zurechtzufinden versucht, ist dabei nicht selten gestolpert und hat der Wissenschaft und ihrem Gegenstande seinen Ärger darüber mit Spott heimgezahlt. — Der Hauptgrund aber war wohl der, daß in der Antike, besonders in der römischen, die Bürgertugend als oberster Wert galt und das Individuum der salus publica geopfert wurde, während umgekehrt die Renaissance den trotzigsten Individualismus bekannte und der Privatleidenschaft weitesten Spielraum gewährte. Dies aber war das Ideal des „Egotisten" Stendhal, während die pflichtenheischende Civitas ihm zuwider war, wenn er auch ihre starre Größe halb widerwillig bewunderte und in der antiken „Tugend" den Ausdruck des „Nützlichen", das heißt der allgemeinen Wohlfahrt erblickte.

Ein so vielseitiger und beweglicher Geist, wie er, hat sich indes nie ganz in die Enge einer Theorie eingekerkert, wie etwa sein gelehrter Schüler Hippolyte Taine, der auch die höchsten Kunstleistungen des Genies aus Rasse und Milieu erklären wollte. Und so läßt sich Stendhal denn bisweilen, statt vom Leitstern der Leidenschaft, von dem des „öffentlichen Nutzens" führen. Während sein Herz gesagt hatte: „Die Künste leben von den Leidenschaften" und „die Schönheit ist ein Glücksversprechen", sagt sein an der materialistischen Rokokophilosophie geschulter Verstand: „Die Schönheit ist ein Merkmal des Nützlichen." Was er zum Beispiel über die römischen Triumphbögen oder über die Reiterstatue des Mark Aurel sagt, dringt so tief in das Wesen dieser rein sachlichen Kunst ein, daß es noch heute als mustergültig dasteht. Ebenso findet er bisweilen Worte tiefen Verständnisses

für die schlichte Hoheit, die ganz nach innen gekehrte Geschlossenheit griechischer Reliefs, die jede Wirkung auf den Außenstehenden verschmähen und eben gerade dadurch so ergreifend unmittelbar wirken. Aus dem gleichen Gefühl heraus empfindet er auch den Apoll von Belvedere, der seit Winckelmann für einen Gipfelpunkt griechischer Kunst galt, als theatralisch und sieht voraus, welchen Abbruch in der allgemeinen Anschauung ihm die Parthenonskulpturen bereiten werden, die damals erst bei den Besten der Zeit eine Geschmacksrevolution hervorriefen. Heute wissen wir, daß der Apoll ein spätes hellenistisches Werk ist, und Stendhals Urteil, damals eine verblüffende Neuheit, ist heute zum Gemeinplatz geworden.

Ja, bisweilen schießt er in dieser einmal gewonnenen Tendenz über das Ziel hinaus und geht vom Verständnis antiker Kunstwerke zur Forderung ihrer Nachahmung über, die er doch gewöhnlich so streng verpönt: so, wenn er die drei Paläste und die Treppenanlage Michelangelos auf dem Kapitol als „wirkungslos" bemängelt und an ihre Stelle „strenge" antike Tempelfassaden wünscht! Hier hat der Empiregeschmack seiner Zeitgenossen über seine Vorliebe für die leidenschaftliche Renaissance gesiegt; und von hier ist es dann nur noch ein Schritt zur Bevorzugung des glatten und manierierten Perseus seines Freundes Canova vor dem Apoll von Belvedere oder die der eklektischen und epigonenhaften Bologneser Malerschule vor der herben Schönheit des florentinischen Quattrocento, für die ihm der Sinn fehlte.

Stendhals Neigung, die Schönheit aus der Leidenschaft zu erklären, schreibt sein Freund Mérimée dem Sinn der Franzosen für das Dramatische zu und nimmt gerade deswegen seinen kosmopolitischen Freund als Franzosen in Anspruch. Diese Theorie hat etwas Bestechendes; im großen und ganzen aber war es vielmehr Stendhals Wahlverwandtschaft mit dem leidenschaftlichen italienischen Volkscharakter und seine Versenkung in das Stadium der „wilden Sitten" der Renaissance, was sein Auge auf das Leidenschaftliche, „Dionysische" in der italienischen Kunst, das Musikalische und Gefühlsmäßige

einstellte und ihn in den Kunstwerken nur hiernach blicken hieß. Als Vorläufer Jakob Burkhardts und Hippolyte Taines sagte er: „Man muß den Schlüssel zum Verständnis der alten Denkmäler in den Gewohnheiten ihrer Errichter suchen": und so laufen denn auch die kulturhistorischen Darlegungen stets neben den kunstgeschichtlichen einher, als ihre natürliche Ergänzung. „Die erste Eigenschaft eines italienischen Herzens", sagt er, „ist die Energie, die zweite das Mißtrauen, die dritte die Wollust, die vierte der Haß. Sie waren es, die den Italienern der Renaissance so viel Geist und Mut und ihren Künstlern so viel Genie gaben."

Freilich übersah er dabei fast gänzlich die Kehrseite der italienischen Kunst, das Gedankliche, „Apollinische", die Komposition, die Zeichnung[1], die Technik der Malerei, die praktische Bedingtheit der Formen in der Baukunst, in der das Schöne noch mehr als in den anderen Künsten ein „Merkmal des Nützlichen" ist. Er hat einmal launig den Vergleich gezogen, daß seine Zeitgenossen nur die eine Hälfte einer Orange sähen, während er lediglich die andere Hälfte sähe. Darin liegt seine Einseitigkeit, aber auch sein Verdienst. Er setzte der Ästhetik, die bis auf ihn nur die schöne Form, die formale Bändigung des Stoffes in den Künsten gesehen hatte, für deren „dionysischen" Untergrund neue Augen ein — mag er im einzelnen auch über das Ziel hinausgeschossen sein, ja, mag er selbst mit dieser Anschauung nicht so bahnbrechend dastehen, wie man bisher angenommen hat[2]. Ein Hippolyte Taine, ein Jakob Burckhardt sind in seine Fußstapfen

[1] „Die Zeichnung", sagt er (an einer im Text fortgelassenen Stelle), „ist eine exakte Wissenschaft, die ein nüchterner Mensch in vierzehn Tagen geduldiger Arbeit erlernen kann wie die Arithmetik ... David, Girodet usw. waren große Mathematiker. Ein gleiches gilt von der Musiktechnik. Binnen sechs Monaten kann jeder Liebhaber dank den flinken Methoden des 19. Jahrhunderts so viel davon lernen, daß er von der kleinen Septime reden und ein Pedant werden kann."

[2] S. hierüber Paul Arbelets oben zitiertes Buch „L'Histoire de la Peinture etc."

getreten; und sein glühender Bewunderer Friedrich Nietzsche, der in Deutschland als erster nach Goethe mit Nachdruck auf Stendhal hinwies, hat die gleiche Staroperation des ästhetischen Geschmacks für das griechische Altertum nachgeholt, als er seine „Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" schrieb und die beiden, von der Ästhetik heute allgemein angenommenen Begriffe Dionysisch und Apollinisch prägte.

Von diesem höheren Standpunkt aus können auch wir die Einseitigkeit Stendhals zugeben und noch über Reumonts Vorwürfe hinausgehen, ohne Stendhal zu verkennen. In der Tat war er ein „Dilettant", wie Reumont ihn etwas schulmeisterisch nennt, ein *Liebhaber* aller schönen Dinge. Genuß und Freude, nicht Gelehrsamkeit, die ihm nur ein Mittel zum Ziele war, wollte er vermitteln, wie er sie selbst in Italien gefunden hatte. Eine wirkliche individuelle Freude, ein persönlicher Genuß aber schienen diesem scharfkantigen Individualisten nur möglich auf der Basis des Selbstempfundenen, Selbsterfahrenen. „Ich bewundere nur, was mir gefällt", lautet einer seiner Aussprüche[1]. Die obligate Kunstbegeisterung der Rompilger, das urteilslose Nachbeten abgestempelter Meinungen und landläufiger Schlagworte war ihm ein Greuel; und darum empfahl er seinen Lesern das Mißtrauen gegen alles, selbst gegen seine eigenen Ausführungen — eine ganz logische Konsequenz des Individualismus, die auch Friedrich Nietzsche für sich gezogen hat. Seine Leser sollten ihm nichts „aufs Wort glauben", alles selbst nachprüfen, zu allem eine eigene Stellung gewinnen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie falsch wäre. Und es ist bezeichnend für Stendhal, daß er diese künstlerische Selbsterziehung seiner Leser vom *Mißtrauen* erwartet, das bei ihm stark entwickelt war und das er auch bei seinen geliebten

[1] Ähnlich heißt es in „Racine et Shakespeare", S. 58: „Was man natürlich beurteilt, beurteilt man richtig. Jedermann hat mit seinem Geschmack recht, so wunderlich er sei, denn er muß auf den eignen Kopf hin urteilen. Der Irrtum stellt sich erst ein, wenn man sagt: Mein Geschmack ist der der Mehrheit, der allgemeine, der ‚*gute Geschmack*.'"

Italienern so stark ausgeprägt fand. Di che mi fido Dio mi guardi — Gott schütze mich vor Vertrauen — ist ja noch heute eine beliebte Maxime in diesem Lande des Individualismus, wo keiner dem andern über den Weg traut.

Ein moderner Stendhalforscher, Baron Ernest Seillière, hat dies Mißtrauen, das Stendhal auch gegen seine eigenen Anschauungen empfiehlt, in einer bestimmten Richtung in die Tiefe gegraben, nämlich in Hinsicht auf Stendhals Psychologie des italienischen Charakters[1]. Er hat die „egotistischen", antisozialen Thesen, die Stendhal daraus ableitete, zusammengetragen und den Nachweis zu führen gesucht, daß Stendhal ein Zerrbild der moralischen Zustände im damaligen Italien entworfen, ja im Grunde den Italienern nur seinen eigenen „romantischen Anarchismus" beigelegt habe, ähnlich wie er seine eigenen Empfindungen oft in die Kunstwerke hineininterpretierte. Er zitiert Stendhals Wort aus den „Souvenirs d'Egotisme": „Immer habe ich nur meine Idee gesehen und nicht die Wirklichkeit." Und er fährt dann fort: „Und das gilt für Italien mehr als für jedes andere Land. Er hat uns nur seine subjektive Auffassung hinterlassen und Italien zum Dank für das dort genossene Glück zum Paradies einer ästhetischen Moral gemacht, wie er sie gern überall gesehen hätte." Auch ein Antipode Seillières in der Auffassung Stendhals, der deutsche Stendhalforscher und Übersetzer Arthur Schurig, ist sich hierin mit Seillière ganz einig. „Man wird nicht fehlgehen," schreibt er, „wenn man annimmt, daß Stendhal, dieser klarblickende Beobachter und erfahrene Italienwanderer, sehr wohl selbst gewußt hat, daß der von ihm mit den Farben seiner eigenwilligen Phantasie porträtierte Italiener bei normalem Lichte besehen nichts weiter ist als ein Idealbild. Es kommt seinem Schöpfer ganz und gar nicht darauf an, dem nordischen Leser den Italiener realistisch zu charakterisieren — dazu braucht man kein Stendhal zu sein —, sondern im stilisierten

[1] „Die romantische Krankheit", deutsch von mir, Berlin 1907.

Italiener den Europäer schlechthin zu skizzieren. Dem blassen Gedankenmenschen des Nordens wird ein vollendeter Mensch der heidnisch-heiteren Sinnenwelt entgegengestellt, ein Idealwesen, wie es nach Stendhals Meinung nur in der Sonne und Wonne des Südens gedeihen kann. Angeregt durch diesen genialen Versuch, hat Friedrich Nietzsche seinen Übermenschen gebildet[1]."

Der Radikalismus dieser Auffassung wirkt klärend; wir können ihm trotzdem nicht restlos beipflichten. Sonst müßte man auch zahllose Reiseschriften über Italien von Stendhals Zeit bis auf die Gegenwart, deren Verfasser selbständig die gleichen Beobachtungen machten, ins Fabelbuch schreiben. Über die Eindrücke, die Frau von Staël in „Corinne" niedergelegt hat, ist schon kurz berichtet worden; sie decken sich mit denen Stendhals in vielen Punkten, ja sie mögen ihm erst (wie A. Chuquet will) die Augen geschärft haben. Lehnt man aber diese gleichfalls „romantische" Augenzeugin ab, so kommt doch ein so ruhiger Beobachter wie Goethe zu ganz ähnlichen Schlüssen. „Von der Nation wüßte ich nichts zu sagen," schreibt er in seiner ‚Italienischen Reise'[2], „als daß es Naturmenschen sind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künste nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch sein würden... Viere sind schon in unserem Bezirke in drei Wochen ermordet worden... Der Mörder erreicht eine Kirche, und so ist es gut." Solche und ähnliche Stellen finden sich in allen Reisewerken und Sittenschilderungen Italiens von Goethe bis auf unsere Tage[3], ganz zu geschweigen von all den Romanen und Novellen, die diesen Sitten

[1] „Ausgewählte Briefe Stendhals", München 1910 (jetzt im Propyläenverlag).
[2] Rom, 24. November 1786.
[3] So schreibt ganz im Sinne Stendhals ein Kenner damaliger Zustände, der württembergische Geschäftsträger Ferd. von Kölle: „Man bemerkt überall eine anerzogene Zahmheit über natürlicher Wildheit, eine Anstelligkeit und Gefügigkeit, welche mit wenigem auskommt und vor allem das Umständliche und Weitausschauende, die tägliche Seccatura des Lebens und

den Spiegel vorhalten, wie von den zahllosen Zeitungsberichten über italienische Begebenheiten. Und wer selbst mit offenen Sinnen in Italien gelebt und nicht nur in internationalen Hotels geweilt hat, der wird solche Wahrnehmungen auch heute noch bestätigen können, mit der Einschränkung höchstens, daß sie für Nord- und Mittelitalien immer weniger zutreffen, und daß selbst Süditalien nach und nach von der Walze der modernen Zivilisation nivelliert wird, wie es übrigens schon Stendhal selbst auf seine alten Tage bemerkte.

Trotz dieser Einwände kann niemand, der sich über Stendhals moralisches Verhältnis zu Italien klar werden will, an Seillières scharfsinnigem Buche vorübergehen, schon weil es mit Umsicht und Fleiß die verzettelten und widerspruchsvollen Urteile Stendhals über sein Adoptivvaterland zusammenträgt und sie unter dem Gesichtspunkt des „Egotismus", Stendhals eigenwilliger Weltanschauung, anordnet. Gerade diese Zusammentragung aber entkräftet den Vorwurf, Stendhal habe nur *sich* in Italien gesehen: finden wir hier doch manche Einwände Stendhals gegen die Kehrseite der italienischen „Energie", besonders wenn seine eigene Sensibilität darunter zu leiden hat, manche Einschränkungen seiner Bewunderung, manche Konzessionen an die nordische Sittlichkeit, ja gelegentlich offene Anerkennung ihrer Überlegenheit und sogar den Ruf nach dem eisernen Besen eines Napoleon oder Friedrichs des Großen!

Zuzugeben ist freilich, daß Stendhal — ebenso wie in den schönen Künsten — auch in der italienischen Moralität den *trait de la passion*, den Zug der Leidenschaft, mit Vorliebe heraushebt und wohl gar gemeine Verbrechen idealisiert[1], es aber seinen Lesern gewöhnlich

die Ermüdung haßt ... Man begegnet aber auch Zügen bestialischer Leidenschaft und Heimtücke, hört, wie das Volk immer gegen die Regierung, gegen die Vornehmen recht gibt, wie es die Polizei auspfeift, auch wenn diese nichts als ihre Pflicht tut, wie es den Mördern durchhilft und sich auf jede Weise der Gefahr entzieht, als Zeuge vernommen zu werden."

[1] Ich habe dies in der Vorrede zu Bd. III der deutschen Stendhal-Ausgabe

überläßt, sich das Bild zu ergänzen und — um in seinem Bilde zu bleiben — die andere Seite der Orange zu betrachten. Wo aber die Einseitigkeit aufhört und die Übertreibung oder gar die bewußte Fälschung anfängt, ist schwer zu entscheiden. Wo er die Ausnahme zur Regel macht, wird man es Übertreibung nennen, so bei seiner Liebespsychologie, über die sich sein Schüler Taine von einem römischen Freunde sagen läßt, „daß die große, von Stendhal so gepriesene italienische Leidenschaft, die beharrliche Anbetung, der unumschränkte Kult, die Liebe, die sich selbst genügt und ein ganzes Leben zu dauern vermag, hier ebenso selten ist wie in Frankreich. Zum allermindesten fehlt die Zartheit darin; einige Frauen verlieben sich, aber ins Äußere. Was sie bewundern, ist ein schöner, gesunder und gut gekleideter junger Mann, der weiße Wäsche und eine goldene Uhrkette hat. Es gibt nichts Weiches und Weibliches in ihrem Charakter. Sie würden bei Gefahr, wo es darauf ankäme, Kraft zu zeigen, Kameraden sein; doch unter gewöhnlichen Umständen sind sie tyrannisch und, was das Glück betrifft, sehr positiv." Und was Taine sich hier von einem Eingeborenen sagen läßt, das finden wir — wenigstens für die unteren Stände — auch durch die Erfahrungen anderer Reisenden bestätigt. Besonders Fremden gegenüber war der Sinn der Römerinnen auf die Ehe und durchaus nicht auf Liebesidylle gerichtet, wie es Gaudy in seinem „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" so humorvoll geschildert hat[1].

Der bewußten Übertreibung näher kommt schon das, was Stendhal über die Eitelkeit sagt. Er wäscht die Italiener geflissentlich von dieser Tendenz rein, jedenfalls um den Kontrast gegen seine „eitlen"

für die Mehrzahl der angeblich „idealen" Verbrechen aus der Renaissancezeit nachgewiesen.

[1] Ein gleiches sollte zum Beispiel Peter Cornelius, der bekannte Maler, erfahren, als er sich nach wiederholten Besuchen bei der Geliebten in der Vigna ihres Vaters eines Abends in einem Wassergraben der Willkür der Brüder preisgegeben sah, denen er hoch und heilig versprechen mußte, das Mädchen zu heiraten. — Siehe Noack, „Deutsches Leben in Rom", Stuttgart 1907.

Landsleute desto schroffer hervorzuheben. Nur gelegentlich gibt er zu, daß die Eitelkeit eine Haupttriebfeder des Häuser- und Kirchenbaues sowie der religiösen Malerei ist, daß jeder Papst, Nepot und Vornehme sein Wappen an jeder Mauer, jeder öffentlichen Bank anbringt, wie man ja noch heute das stolze S. P. Q. R. selbst auf den römischen Mistkarren erblickt ... Auch den Lokalpatriotismus der Italiener für unfähige Künstler[1] geißelt er scharf, betont aber dabei, daß dies eine Ausnahmeerscheinung sei. Andere Kenner Italiens sind im Gegensatz zu Stendhal der Meinung, daß in Italien gar vieles auf Äußerlichkeit beruht und daß das far figura das Leitmotiv ist, mag man nun daheim in alten Lumpen umherschlampen und auf dem Korso in Seide rauschen, mag man bei Tische darben und auf dem Pincio in wappengeschmückter Carozza einherfahren, mag man als simpler Bürgersmann auf den Visitenkarten als „Ritter" oder „Kommandeur" eines Ordens prunken oder wohlklingende Titel führen, auf die man nicht das mindeste Anrecht hat[2]. Von hier ist es nur noch ein Schritt bis zu der „Marktschreierei", die Stendhal nur für die vielen unfähigen Künstler

---

[1] Siehe hierzu auch Mélanges d'Art et de Litt., S. 269, wo Stendhal über Colombs „Voyage" schreibt: „Sehr gut schildert Colomb jene Anfälle von Lokalpatriotismus, der die armen italienischen Kunstfreunde so lächerlich macht. Jeder von ihnen hat einen künftigen Raffael bei der Hand, der zufällig in seiner Vaterstadt geboren ist. Dieser Raffael besitzt eine edle, hochherzige Seele und hat das rührendste Ungemach erlitten. Sein Herz schlägt für die Freiheit. Man ist fast bewegt; man verabredet sich und tritt vor sein Gemälde; es ist eine grausige Schmiererei, noch schlimmer als die der Künstler sechsten Ranges, die aus Gnade und Erbarmen ins Louvre kommen. Es gibt nur einen Maler in Italien, das ist Hayez aus Mailand, wie es nur einen Bildhauer gibt: Tenerani in Rom. Der Rest sind tadellose Ehrenmänner mit den schönsten schwarzen Schnurrbärten und der trefflichsten Gesinnung; und alles geht gut bis zu dem verhängnisvollen Augenblicke, wo man vor ihre Gemälde tritt." — Über Hayez s. Corresp. II, 481.

[2] Hierzu vergleiche man das Buch eines langjährigen Kenners und Freundes von Italien, des Konsuls A. Kellner: „Alltägliches aus Neapel", Leipzig 1898, S. 83ff., 112ff. — Dieser liebenswürdige Vermittler italienischer Lyrik hatte auch die Güte, vier der von Stendhal mitgeteilten Sonette in

zugibt, während sie sonst just in Rom ausgeschlossen sein soll, und die doch in allen Ständen grassiert und dem Manne von Verdienst, der kein Mundheld ist, in Italien das Fortkommen so ungleich schwerer macht als in nordischen Ländern. Die Italiener selbst wissen hierüber ein Lied zu singen.

Ein letzter Einwand richtet sich gegen die einseitige Abwälzung aller Schuld an den moralischen Zuständen Italiens auf die Regierungen, gegen die der alte Jakobiner einen unauslöschlichen Haß hegte. „Ein Mensch", schreibt er 1820 an R. Colomb, „erscheint mir immer nur als das Ergebnis dessen, was die Gesetze ihm in den Kopf und das Klima ihm ins Herz gelegt haben. Werde ich von Räubern überfallen und mit Flintenschüssen empfangen, so ergreift mich eine große Wut auf die Regierung und den Pfarrer des Ortes; der Räuber selbst gefällt mir; falls er energisch ist, macht er mir Spaß." Eine solche blinde Parteinahme für die „Räuberromantik", auch wenn er sie am eigenen Leibe verspüren muß, erscheint als unfreiwillige Komik; und Stendhal hat selbst „lichte Augenblicke", wo er richtiger urteilt. So lehnt er Sismondis „Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter" als „liberales Pamphlet" ab, nach dem „Adel und Priester alles verbrochen haben" sollen. „Bei Muratori sieht man," fährt er fort, „daß Adel und Priester ebenso verdorben und grausam waren wie ihre Zeitgenossen, nicht besser noch schlimmer[1]." In der Tat kommt Stendhal der Wahrheit hier näher als in seinen jakobinischen Ausfällen. Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, und sie haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen. Wir sehen bei dem Volke die gleiche Willkür und den gleichen Machiavellismus wie bei den Herrschenden, die gleiche blutige Tyrannei der Männer gegen die Frauen wie der Fürsten gegen ihre Untertanen; und Stendhal hält

diesem Bande zu verdeutschen (s. den Anhang); es war seine letzte literarische Arbeit, deren Druck er nicht mehr erleben sollte: wenige Tage später starb er am Herzschlag.

[1] Mélanges d'Art et de Litt., S. 270f.

sich gelegentlich selbst darüber auf, wie die „dumme“ österreichische Regierung in der Lombardei auf ein Volk von „boshaften Affen“ Gesetze anwenden könne, die für ein Volk von „gutmütigen Gänsen und Schafen“ geschaffen sind. Die italienischen Machthaber kannten ihre Leute; sie wußten, um mit Stendhal zu reden, daß „der Fürst der bestgehaßte Mann im Lande“ ist, und daß man auf die Seele dieses „phantasievollen Volkes nur mit Schrecken einwirken“ kann, wenn man es im Zaume halten will.

Stendhal hat in allen diesen Dingen seine geliebten Italiener über Gebühr idealisiert oder ihre Schuld auf Sündenböcke abgewälzt, um die Wahrheit nicht sehen zu müssen. Wir sehen Reisende mit viel weniger Geist als Stendhal einsichtsvoller in das Volksleben Italiens eindringen und die sozialen Zusammenhänge sachlicher erfassen als dieser scharfe Psychologe. Selten gibt er anschauliche Einzelheiten, die nicht nur einer psychologischen Regel den Boden ebnen sollen; sein Denken ist vorwiegend auf den „Beylismus“ abgestimmt; der soziale Sinn fehlt in seinen Beobachtungen wie in seinen Theorien; und die „Kenntnis des Menschenherzens“ — aber nur beim individuell gefaßten Einzelwesen — geht ihm über alles, wie in „Rome, Naples et Florence“ die Musik. Er war eifrig bestrebt, die Natur des Menschen nackt (à nu) zu beobachten; doch er sah diese Natur, nach der Formel Zolas, nur durch sein Temperament. Er sah sie, wo sie ihm kongenial war, mit großer Schärfe; bisweilen aber sah er sie falsch oder gar nicht. Soweit können wir also mit Schurigs und Seillières Auffassung mitgehen.

Im Grunde sind es ja auch weniger diese Tatsachen, die Moralisten wie Seillière gegen Stendhal einnehmen, als vielmehr die amoralischen Schlüsse, die er daraus ableitet, und noch mehr die üblen Folgen, die deren Quintessenz, der „Beylismus“, auf romantisch erkrankte Gemüter auszuüben vermag, etwa wie ein angehender Verbrecher sich aus Räuberromanen und Kolportageliteratur Gift saugt. Sie sehen mit Bedenken, ja mit Entrüstung, daß Stendhal die skrupellose

„Energie" und den Machiavellismus der Italiener moralisch über die nordische „Schüchternheit" und „Energielosigkeit" stellt, daß er den neapolitanischen Lazzarone als „Erstgeborenen der Natur" preist, ja daß er dem Verbrechen eine Gloriole flicht und an dem geliebten Gegenstand alles liebenswert findet. Und das ist eine Einseitigkeit, gegen die selbst ein Verehrer Stendhals wie Taine Front macht, wenn er schreibt: „Du lobst ihre Tatkraft, ihren gesunden Sinn, ihre Schaffenskraft, du sagst mit Alfieri, daß die Pflanze Mensch in Italien kräftiger wachse als anderswo, und dabei bleibst du stehen. Das erscheint dir als das höchste Lob; dir fällt nicht ein, daß man einer Rasse auch etwas anderes wünschen könne. Das heißt den Menschen einzeln auffassen, in der Weise des Künstlers und Naturforschers, um in ihm ein schönes, mächtiges, furchtgebietendes Tier zu sehen in freier und ausdrucksvoller Haltung. Der Mensch ganz und gar genommen ist aber der Mensch in der menschlichen Gesellschaft, der Mensch, der sich entwickelt, und darum ist die höhere Rasse die, welche zu Gesellschaft und Entwicklung fähig ist. Deshalb sind Sanftmut, Gesellschaftstrieb, ritterliches Gefühl für Ehre, gesunder phlegmatischer Sinn und strenges puritanisches Gewissen köstliche Gaben, vielleicht die köstlichsten von allen. Sie allein haben diesseits der Alpen Gesellschaften und Entwicklung erzeugt; ihr Fehlen hat allein jenseits der Alpen die Festigung und Entwicklung der Gesellschaft verhindert. Ein bestimmter Trieb schneller Unterordnung ist in einem Volke ein Vorteil und zugleich ein Fehler in einem einzelnen Individuum, und vielleicht ist es diese Macht des Individuums, die dem Volke den Weg versperrt hat." Dies ruhige Abwägen von Für und Wider ist ohne Zweifel ein Vorzug von Taines Reiseschilderung; sie weist auch uns die goldene Mittelstraße: weder in Stendhals Einseitigkeit zu verfallen noch seine Beobachtungen wegzudiskutieren, nur weil man deren Schlußfolgerungen nich billigt.

Hat Stendhal sich selbst hin und wieder in italienische Verhältnisse hineinprojiziert, so hat er umgekehrt das italienische Wesen gerade

deshalb so scharf erfaßt, weil er sich ihm seelisch verwandt fühlte. „Das wahre Vaterland“, sagt er, „ist das Land, wo man die meisten Menschen trifft, die einem gleichen.“ So sehr er mit dem Kopfe Franzose, zergliedernder Psychologe und Moralist war und blieb, so sehr war er mit dem Herzen ein naiver, leidenschaftlicher Italiener. Und soweit sein Geist über seine Zeit hinaus schweifte, soweit fiel sein Triebleben in die halbwilden, rückständigen Sitten des damaligen Italiens zurück, das noch mit einem Fuße im Cinquecento stand. Stendhal ist sich dieses Atavismus auch deutlich bewußt gewesen; er hat sich auf Grund der Familientradition einen italienischen „Mörder“-Stammbaum gezimmert, der durch die neuesten Forschungen (1920) insoweit bestätigt wird, als die Herkunft seiner Voreltern mütterlicherseits nach der Provence und von dort nach Florenz weist. Seine Wahlverwandtschaft mit Italien erhält dadurch also eine überraschende Erklärung. Stendhal ist aber noch einen Schritt weiter gegangen und hat der Vernunft ganz den Laufpaß gegeben, indem er sich auf seinem Grabstein als Sohn seines geliebten Mailand bezeichnete. Zurück zur Natur wollte er nach dem Beispiel Rousseaus, aber zur wilden leidenschaftlichen Natürlichkeit des Cinquecento oder gar des italienischen Mittelalters. „Das Cinquecento“, sagt er, „soll den starken Leidenschaften ihre Rechte wiedergeben, die die angebliche Höflichkeit seit zweihundert Jahren geächtet und unterdrückt hat.“ Und dies leidenschaftliche Zurück wird bei allen Geistern, die nicht nur den zerebralen, sondern auch den moralischen Fortschritt der Menschheit wollen und an ihn glauben, stets auf Widerstand stoßen. Es ist der gleiche Fall wie bei Stendhals radikalerem Nachfolger Nietzsche, der den Exponenten des zügellosen Individualismus, Cesare Borgia, als „Übermenschen“ verherrlicht hat.

Das Problem Stendhal mündet hier also in das große Problem ein, um das noch heute der Kampf tobt und das erst die Zukunft lösen wird. Soviel aber können wir heute schon behaupten, daß der „Beylismus“ für romantisch erkrankte Gemüter ein entartendes Gift ist,

aber wie alle Gifte in rechter Dosierung eine anregende Wirkung besitzt und denen eingeimpft, die unsere bürgerliche Zivilisation allzu unselbständig und energielos, allzu blut- und gefühlsarm gemacht hat, ebenso nützen kann, wie er den anderen schaden muß. Wir Deutschen wissen das nur zu gut, und unser Instinkt treibt uns seit Jahrhunderten immer wieder über die Alpen in das Land der Leidenschaft, Kunst und Natürlichkeit. Es ist für uns eine Ergänzung unseres Wesens geworden, und wir genießen es als eine Ausspannung aus dem Zwang unseres täglichen Lebens, als dolce far niente nach erschöpfender Arbeit und als Paradies von Schönheit, Ungebundenheit und heiterem Himmel, worin wir von Nüchternheit und sozialer Zucht, vom Frondienst der Nützlichkeit und von unserem trüben rauhen Klima Erholung suchen. Für Geister, die ihren eigenen Schwerpunkt haben, werden also alle wohlgemeinten „Warnungen" vor Stendhal und seinen Geistesgenossen gegenstandslos; und es bleibt nur das psychologische Interesse für einen außergewöhnlichen, komplizierten Charakter und das Forschen nach den Triebfedern und Gründen seiner oft widerspruchsvollen Meinungen. Und hierüber seien noch einige Worte gestattet.

Stendhal war als Kunstkritiker wie als Moralist der Vater unseres heutigen Impressionismus und Subjektivismus, oder wie er sich selbst nannte, ein Egotist. Gewohnt, unter dem Eindruck des Augenblicks, dem „Diktat seines Herzens" oder dem spontanen Einfall des Hirns zu schreiben, hätte er dieser heiligen Offenbarung der „Natur" nie den Zwang methodischen Denkens auferlegt, nie das Fragmentarische systematisiert. Nie schämt er sich, das zu preisen, was ihm gerade am meisten Vergnügen bereitet; er hat Launen und liebt Paradoxien; er behauptet manches aus bloßem Widerspruchsgeist, um seine Landsleute und Zeitgenossen zu ärgern, und verwickelt sich dabei in Selbstwidersprüche aller Art.

Dieser Hang zu fesselloser Natürlichkeit (disinvoltura) und zu romantischer Willkür, für die er als Jünger Rousseaus schwärmte,

verbürgt den Freimut seiner Aufzeichnungen und ihre unverwelkliche Frische; aber er führt bisweilen auch zu klaffenden Selbstwidersprüchen! Man erschrickt über das labile Gleichgewicht dieser Seele, wenn er in der Peterskirche, bei einer großen Zeremonie, vor künstlerischem Entzücken nahe daran ist, fromm zu werden (wie sein Ebenbild Julian Sorel[1] in der Kathedrale von Besançon), und die voltairischen Spöttereien eines Pariser Freundes ihm Pein bereiten — ihm, der in diesem selben Buche als arger Ketzer auftritt und über den dumpfen Aberglauben der Römlinge spottet! Oder wenn der hartgesottene Atheist den Untergang des Katholizismus betrauert, der so unsterbliche Kunstwerke schuf. Sein Glaube ist freilich ästhetisch bedingt; er klammert sich wie Chateaubriand, der Verfasser des „Génie du Christianisme" (und damalige französische Botschafter in Rom) an die Schönheit des katholischen Kults, während der nüchterne Genfer Kalvinismus ihm ein Greuel ist.

Manche seiner Huldigungen vor der „schönsten Kirche der Christenheit" (Sankt Peter) und der „schönsten Erfindung des Christentums" (dem Madonnenkult) sind freilich nicht viel mehr als Artigkeiten, andere sind reiner Machiavellismus, um Zensurschikanen und Schlimmerem zu entgehen[2], und vor allem: um gelesen zu werden. So lobt er die Päpste, die seit 1700 regiert haben, als durchgehends verdiente Männer, wie sie auf keinem anderen Thron Europas in ununterbrochener Folge gesessen hätten. Eine nachträgliche Fußnote von 1829 (im deutschen Text fortgelassen) lautet sogar: „Wenn die reinste Tugend auf dem Stuhle Petri thront und die zur Regierung der Völker Berufenen durch Frömmigkeit und Talente hervorragen, so braucht der philosophische Schriftsteller nicht erst seinen Respekt vor

[1] In Stendhals Roman „Rot und Schwarz", Bd. I der deutschen Stendhal-Ausgabe.

[2] So war er aus Mailand im Jahre 1828 ausgewiesen worden, und zwar just wegen seines Reisewerkes „Rome, Naples, Florence" („Reise in Italien", Bd. V dieser Ausgabe) und seiner „Geschichte der italienischen Malerei".

den herrschenden Gewalten zu erklären. Trotz ihrer Irrtümer erhalten sie die gesetzliche Ordnung aufrecht, und diese Ordnung ist heuer das erste Bedürfnis der Gesellschaften." Die oft maßlosen Ausfälle gegen Rom in Stendhals „Reise in Italien" („Rome, Naples et Florence" en 1817) sind hier also mit viel „Milch der frommen Denkart" versetzt. Da er aus der Stadt seines Herzens, Mailand, vertrieben war, so suchte er sich eine neue Heimat in Rom. Gegen „Rome, Naples et Florence" gehalten, ist sein Urteil jetzt reifer und milder, mehr von allgemeinen Gesichtspunkten und selten von Verärgerung, von „Nerven" und Empfindlichkeiten diktiert. Die Kenntnis des Landes ist vertieft, die Kehrseite aller Dinge wird berücksichtigt und dem Wissenden und Liebenden erscheint vieles verzeihlich, was noch 1817 seinen Grimm erregt hatte. Mit dem Stendhal von 1817 verglichen, erscheint er wissender, skeptischer, nachsichtiger und — diplomatischer.

Auch in der Politik ist er wandelbar — wie so viele seiner Zeitgenossen, die sich aus den ewigen Staatsumwälzungen Frankreichs einen skeptischen Opportunismus gerettet hatten. Nicht selten kommt bei ihm der alte Jakobiner und der Beamte des Kaiserreiches in unterworfenen Ländern zum Durchbruch; er rühmt den „zivilisatorischen Einfluß" der französischen Revolutionskriege und den „Sauerteig der Kultur", den die Franzosenherrschaft namentlich in der Lombardei hinterlassen habe. Er brandmarkt die politische Mißwirtschaft der Restaurationszeit im Kirchenstaat und in den kleinen italienischen Polizeistaaten; und doch gruselt ihm bei dem Gedanken an die Einführung des „alles nivellierenden", „sterbenslangweiligen" parlamentarischen Systems in Italien; er fürchtet die Schrecken einer Revolution, die er auf dem heißen Boden Italiens für besonders blutig hält, und er sinnt auf Mittel, sein Adoptivvaterland davor zu bewahren; ja, als er zur Zeit der Julimonarchie als französischer Konsul in Civitavecchia residierte, hat er selbst einem Aufstand in Ancona gegen die pontifikale Regierung (1832) durch sein Dazwischentreten

vorgebeugt[1]. In einem Atem beklagt er die Mißwirtschaft und den Nepotismus, die Korruption und Volksverdummung und sehnt einen Friedrich den Großen herbei, der den Augiasstall des Kirchenstaates mit eisernem Besen auskehrt; und zugleich bewundert er als Aristokrat die Kunstliebe dieser Herrscher, die das Schöne dem Praktischen und Vernünftigen vorzogen und lieber eine prunkvolle, aber unnütze Kirchenfassade als einen notwendigen Tiberkai bauten. Und während er die durch diese Mißwirtschaft entstandene Sittenverwilderung und „Energie", die Abgefeimtheit und Skrupellosigkeit des Volkes als Künstler mit dämonischer Freude beobachtet, zuckt er als Denker die Achseln über Köhlerglauben und himmelschreiendes Unrecht.

Auch seine nationale Empfindlichkeit ist reger als man denkt. Wie oft schilt er über den Mangel an künstlerischem Empfinden bei seinen „eitlen und affektierten" Landsleuten; ja er nimmt gelegentlich Partei für die von ihnen geflissentlich ignorierte deutsche Kunst seiner Zeit— ein schöner Zug seines weitherzigen Kosmopolitismus. Wenn dann aber ein Italiener sich herausnimmt, den französischen Kunstgeschmack zu bespötteln, so wird er unverhofft Franzose, klirrt mit dem Brennusschwert und nimmt für das napoleonische Frankreich die gewaltigen Worte Virgils an die Römer in Anspruch:

„Excudant alii spirantia mollius aera;
Tu regere imperio populos, Romane memento."

Stendhal war ein Mensch der Gegensätze und hat sich als solchen selbst empfunden. Im Herzen Aristokrat und Anbeter des Schönen, war er mit dem Kopfe Jakobiner und Rationalist — ganz wie sein Zeitgenosse H. Heine. — Daher das Widerspruchsvolle, Fragmentarische seiner Meinungen; daher auch die regellose Buntheit und genialische Willkür seiner Tagebuchaufzeichnungen. Stets bildet sein

[1] Siehe Ludwig Spach, „Zur Geschichte der modernen französischen Literatur", Straßburg 1877, S. 9ff.; Romain Colomb in der „Notice biographique", S. LVIII.

Ich, ein sehr impressionables, sprunghaftes, apartes, selbstbewußtes, spottlustiges, bisweilen launisches, empfindliches und aus Laune oder Empfindlichkeit aburteilendes, aber stets höchst geistreiches Ich den Mittelpunkt, nach dem alle Strahlen zusammenlaufen und in dem die Gegensätze zum Ausgleich kommen. „Der ‚Egotismus‘ war für ihn ein Gebot der Selbsterhaltung. Seine Persönlichkeit wäre sonst zerfallen“, schrieb ich am Schluß der Vorrede zu seiner „Reise in Italien“.

Was das vorliegende Buch von jenem ersten Reisewerk vor allem unterscheidet, das ist Stendhals Absicht, nicht nur seine Eindrücke und Einfälle auszuplaudern, sondern auch ernste Belehrung zu geben, wenngleich in gewollt lässiger und oft spöttischer Form. „Fast nichts schien dem Verfasser des ernsten Vortrags wert“, sagt er ironisch in seinem Vorwort. In der Tat besitzt er wie wenige das Geheimnis, auch die sprödesten und trockensten Materien im leichten, etwas spöttischen Plaudertone des Weltmanns zu biegen und sie auf eine kurze Formel zu bringen. Bisweilen freilich schlägt diese prickelnde Causerie in schneidende Schärfe und schrilles Gelächter um; dem aber hält ebenso oft ein sanftes halbverschämtes Überschwellen des Gefühls und eine phrasenlose Begeisterung die Wage. Im Gegensatz zur schwülstigen Weitschweifigkeit der damaligen Schreibart und zur Undeutlichkeit der gelehrten Abhandlungen befleißigt er sich als alter Beamter eines klaren, schmucklosen Stils; bei einem Reisetagebuch über Italien ein seltener Vorzug, auf den er selbst große Stücke hielt. Auch das Aphoristische, Sprunghafte seiner Schreibart, das bei seinen Romanen als Mangel erscheint, wird bei diesen Reiseaufzeichnungen meist als Vorteil anerkannt[1]; ja es wirkt so täuschend „echt“, als wären diese

[1] Ganz absprechend urteilt darüber meines Wissens nur Pierre Brun in seiner sehr von oben herab geschriebenen Stendhal-Monographie (Grenoble 1900, S. 113f.). „In diesem Durcheinander regellos hingeworfener Notizen voll nackter Wahrheiten und gewollter Überraschungen, in denen so hübsche Dinge stehen, findet man nebeneinander Kunstkritik, Geschichte,

Aufzeichnungen sämtlich an Ort und Stelle entstanden. So sagt schon Carové, der Übersetzer der ersten Bruchstücke aus den „Promenades“: „Unverändert, ungeordnet und völlig auf Schönheit der Darstellung verzichtend, berichtet er uns in möglichster Kürze, was er gesehen und gehört, und was er dabei unmittelbar empfunden und gedacht hat. Wird hierdurch das ganze Werk einem Konglomerate nicht unähnlich, wo die verschiedenartigsten Stoffe nur äußerlich aneinanderhängen, ohne Übergang und Politur, so wird dieser Mangel doch vielleicht aufgewogen durch die Frische des Ausdrucks, die Lebendigkeit der unmittelbar aufgestiegenen Gefühle und Gedanken und die Körnigkeit eines Tagebuchs, worin es dem gereiften Manne nur um das Festhalten der Realität zu tun ist.“

III

Die deutsche Ausgabe

Zweifellos sind wir in der Kunstgeschichte und Archäologie heute unendlich weiter als Stendhal und die Elite seiner Zeitgenossen. Ungeheure Ausgrabungen haben vieles sichergestellt, worüber man damals nur vage Vermutungen hatte, ja, was man nicht einmal ahnte. Mehrere Gelehrtengeschlechter haben Altertum, Renaissance und Barock bis in ihre fernsten Winkel durchstöbert und gewaltige Archivschätze der methodischen Arbeit erschlossen; grundlegende Werke der Kunst-, Sitten- und politischen Geschichte sind in fast erdrückender Fülle entstanden. Alles das stand Stendhal nicht zu Gebote, und darum erscheint uns Heutigen manches, was er schreibt, altmodisch, überholt, ja oberflächlich. Auch lächeln wir heute wohl mitleidig über die

---

Literatur, Anekdoten, Prozesse, Ethnographie, Gedankensplitter, Reflexionen — und nichts ist ermüdender als dieses zweibändige Konversationslexikon eines Globetrotters, aus dem man sich das wirklich Interessante erst herausklauben muß.“

primitive Technik des Reisens in Italien vor achtzig Jahren, die Dürftigkeit der Reiseliteratur, die zahllosen Plackereien der Polizei, „die den Reisenden weit mehr bedroht und bedrängt als die Räuber", und wir vergessen dabei nur zu leicht, daß jene Italienfahrer von 1828, die langsam mit der Post fuhren, in allen möglichen Nestern sitzen blieben und in stetem Umgang mit den Eingeborenen waren, im Grunde mehr von Italien sahen und es durch eigene Erfahrung und Bemühung mehr und gründlicher kennen lernten als wir Heutigen, die im Schnellzugtempo von einer größeren Stadt zur anderen, von einem internationalen Hotel zum andern hasten und stets einen Band bequem zurechtgelegter Baedekerweisheit bei sich führen.

Das Rad dieser Entwicklung ist indes nicht mehr zu hemmen, und es hieße Stendhal darum einen schlechten Dienst erweisen, wollten wir alle die abgestandene Ciceroneweisheit von 1828, welche die noch lebensfrischen Teile seiner „Wanderungen in Rom" zu erdrücken droht, restlos verdeutschen. Dies Werk hat nur dann Anspruch auf Wirkung, wenn das, was in den modernen Reiseführern viel systematischer, reichhaltiger und richtiger dargestellt ist, von der Bildfläche verschwindet. Es wurde daher in dieser Übersetzung alles, was sich mit Baedekers „Rom und die Campagna" deckt, über Bord geworfen, und so überwiegen die subjektiven Aufzeichnungen Stendhals nun wieder wie in seinem Urmanuskripte, wodurch allerdings das Fragmentarische des Buches noch mehr hervortritt. Freilich war es nicht immer ganz einfach, die Spreu vom Weizen zu scheiden, da sich bei Stendhals Darstellungsform Subjektives und Objektives oft unlöslich verhäkeln. Bisweilen gibt eine objektive Tatsache den Anlaß zu einem interessanten Exkurs des Verfassers; sie konnte also nicht fortbleiben, auch wenn sie bei Baedeker wiederkehrt; in anderen Fällen saß in einem Satzgefüge solcher Reisebuchweisheit ein aparter Gedanke, ein feiner Hinweis Stendhals fest, wie eine Goldader in taubem Gestein, so daß auch hier das Ganze wiedergegeben werden mußte. Auch da, wo durch Veränderungen (Ausgrabungen, Niederreißungen)

das heutige Bild gegen das damalige absticht, blieb die alte Darstellung erhalten; es ist für den damaligen Zustand der Monumente lehrreich, wie Stendhal zum Beispiel das Kolosseum, die zu seiner Zeit noch tief verschütteten Säulen des Kastortempels oder die des Mars-Ultortempels mit dem daraufgebauten Glockenturm sah.

Zur Erhöhung der Anschaulichkeit sind dieser Verdeutschung eine Reihe von Stichen des berühmten Kupferstechers Piranesi beigegeben. Sie sind zwar etwas älter als Stendhals Romreise (sie entsprechen der Zeit von Goethes „Italienischer Reise"), geben aber doch ein ziemlich getreues Bild Roms aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, wo die Ruinenpoesie noch vorherrschte und die antiken Baudenkmäler noch nicht sorgsam abgekratzt, eingezäunt und von Kustoden behütet waren, wie ein Museum fossiler Riesentiere.

Ausgemerzt sind in dieser Verdeutschung auch eine Reihe von Zeitbeziehungen und Zeitverhältnissen, die in ihrer allzu notizenhaften Art den modernen Rompilger nicht mehr fesseln oder die allzu weit von Rom abschweifen, so z. B. die Ausführungen über Mailand und die Lombardei, die in der „Reise in Italien" (Band V dieser Ausgabe) ihren richtigen Platz erhalten haben, oder verschiedene scharfe und tiefbohrende Ausfälle gegen die Pariser Geselligkeit seiner Zeit, die immer wieder die gleiche völkerpsychologische These in neuen Wendungen verfechten und besonders für den deutschen Leser durch ihr Übermaß ermüdend sind. Sie wurden selbst von dem getreuen Colomb schon damals als störend empfunden. „Die ‚Promenades'", sagte er[1], „sind nicht ohne Mängel. Was bedeutet zum Beispiel dieser Flutschwall von Phrasen gegen Titel und Orden, Akademiker und Gelehrte? Welche Kenntnis gewinnt man aus dem Salonklatsch, der im zweiten Teil überwuchert?" — Andere kleinere Eingriffe in den Text bestehen in gelegentlichem Zusammenziehen verzettelter Einzelheiten, im Ausmerzen von Wiederholungen und im Vereinigen größerer, bei

[1] Vorwort zu Romans et Nouvelles, Paris 1854, S. LXXXIX.

Stendhal weit auseinanderstehender, inhaltlich aber zusammengehöriger Stücke. „Ist es nicht schade," sagt Colomb (l. c.), „daß soviel Verve und Originalität durch soviel Unordnung und solche Neigung zur Ironie verdorben werden? Vielleicht glaubte Beyle, daß etwas Unordnung zum Geistreichen wie zum Schönen gehört." Die Exzesse dieser „Unordnung" sind in der vorliegenden Verdeutschung also gemildert worden, ohne das Ganze pedantisch zu ordnen. Dagegen sind zahlreiche historische Exkurse, die noch heute eine willkommene Ergänzung der Reisehandbücher und Spezialschriften bilden, unangetastet geblieben, so der Abriß über den Sacco di Roma (1527), der in solcher Kürze in keinem dieser Werke zu finden sein dürfte, die in knappster Form gegebene Lebensgeschichte Raffaels oder die legendäre Urgeschichte Roms. Ganz fortgelassen ist schließlich die eingewobene Novelle, die in der französischen Erstausgabe den tragischen Auftakt des zweiten Bandes bildet, in den späteren Auflagen jedoch in Band I übergegangen ist, jedenfalls um beiden Bänden den gleichen Umfang zu geben. Sie hat ihren angemessenen Platz in Band III dieser Ausgabe unter dem Titel „Nonnenliebe" erhalten.

Zum Schlusse sei noch der Hinweis gestattet, daß auch die Übersetzer dieser Ausgabe Italien künstlerisch und menschlich nahestehen. Dr. Diez ist Kunsthistoriker, und der Unterzeichnete hat fast vier Jahre in Italien gelebt und sich eingehend mit Kunst- und Altertumsstudien beschäftigt; beider Kenntnisse haben sich also ergänzt. Ohnedies hätten sie nicht gewagt, das Original anzutasten und Wesentliches von Unwesentlichem, Veraltetes von Lebenskräftigem zu scheiden.

Berlin 1910.

Umgearbeitet 1920. F. v. O. Br.

Digitized by Google

STENDHAL UND DIE KUNSTANSCHAUUNG SEINER ZEIT

Für Romfahrer, denen ihr Lebensberuf nicht Zeit gelassen hat, sich zu einer tieferen Urteilsfähigkeit in künstlerischen und kunstgeschichtlichen Fragen aufzuschwingen, könnte dies Buch leicht zur Gefahr werden. Denn so zeitenlos es in den Analysen der gesellschaftlichen Zustände der ewigen Stadt und in seinen völkerpsychologischen Vergleichen ist, die heute fast alle wie vor hundert Jahren zu Recht bestehen, so durchaus „zeitgemäß" ist es in seinen künstlerischen Urteilen. Deshalb dürfen wir Stendhals Wunsch, die Leser mögen ihm nichts aufs Wort glauben, nicht als Bescheidenheitsphrase quittieren und ihm als künstlerischem Mentor durch dick und dünn folgen, sondern wir müssen ihn — wie es schon in der vorangehenden Einleitung betont wurde — beim Worte nehmen und ihm mitunter mißtrauen. Stendhal wäre kein echter Franzose, er wäre nicht der geborene Conférencier gewesen, wenn dieser Wunsch nicht seiner Überzeugung entsprochen, wenn er von dessen Erfüllung nicht den wahren Nutzen seiner künstlerischen „Spaziergänge" abhängig gemacht hätte.

Doch hieße es den Teufel mit Beelzebub austreiben und die Langeweile, vor der uns Stendhal warnt, zum Programm erheben, wenn wir seiner halb klassizistischen, halb romantischen Kunstauffassung unsere moderne entgegensetzen und sie als schmackhafteres Gericht anpreisen wollten. Möge jeder getrost prüfen und sich seine eigenen Altäre bauen, um *seinen* Göttern zu opfern. Denn nur ganz wenigen ist es vorbehalten, jenen Gipfel der Objektivität zu erklimmen, von wo aus sich ihm das gesamte Reich der Kunst wie ein bunter Teppich ausbreitet, auf dem es kein Fleckchen gibt, das ihm nicht zum Erlebnis werden kann.

Zu keiner Zeit haben die Menschen in der bildenden Kunst mehr gewollt und weniger vollbracht als in der Epoche des Klassizismus und der Romantik. Daran kann auch die vorübergehende Neigung, die wir für manches Werk der Bildhauerei und der Malerei dieser Zeit heute hegen, nichts ändern. Der schöpferische Geist hat ihr gefehlt. Für jene Künstler und Kunstfreunde galt stets das Wort: „Im

Anfang war der Sinn". Darüber verloren sie viel an Kraft, das hinderte sie oft an der Tat. Nachdem vergangene Zeiten so viele und so mannigfache Schönheit geschaffen hatten, war nun die Zeit der großen Abrechnung mit der Schönheit gekommen: die Zeit des Addierens und Multiplizierens, des Subtrahierens und Dividierens, die Zeit des Wurzelziehens. Ja, die Wurzel aller Schönheit wollte man endlich finden, das Schöne an sich, das absolut Schöne! Und wenn man es gefunden zu haben glaubte, versuchte man es darzustellen. Allein — man fand es nicht, da es doch nicht existiert. So sehr man auch danach rang, so viel man darüber spintisierte, stets kam man zu negativen Resultaten. „Das Schöne liegt über unsern Verstand hinaus", seufzte Wackenroder; „Die höchste Schönheit ist in Gott", bekannte Winckelmann.

Dieser Rattenkönig von sich ergänzenden und widersprechenden Theorien und Thesen, Ideen und Systemen, Briefen und Versuchen, Fragmenten und kritischen Wäldern, von Ansichten, Phantasien und Herzensergießungen hätte wahrhaftig einem Gustav Flaubert bilderreichen Stoff für ein Gegenstück zur „Versuchung des heiligen Antonius" liefern können! Erst wenn einer nach besagtem Muster alle jene Helden des Geistes, des Stiftes und des Meißels mit ihren Meinungen und Gegenmeinungen, mit Rede und Gegenrede vor unserem Geist vorüberziehen ließe, würden uns alle Farben jenes Chamäleons erglänzen, als welches die Kunstphilosophie jener Zeit erscheint, deren praktisches Ergebnis der Zusammenbruch war, den Musset in die Worte faßte: „Notre siècle n'a point de formes."

Ungeachtet der verschiedenen Modeströmungen, die auch die Periode des Klassizismus in eine ältere und in eine jüngere teilen, und die uns einen bukolischen und einen heroischen Klassizismus unterscheiden lassen, blieb man sich in der besonderen Schätzung gewisser Künstler doch stets mehr oder weniger treu. Ob Hirteneinfalt, ob Heldenmut Trumpf waren — die Brücke zwischen Menschen und Kunst war stets

eine rein gefühlsmäßige, sentimentale, es war jene Brücke, die für Laien auch heute noch die einzige ist, auf der sie in das Reich der Kunst eingehen können, während es solcher Brücken für Kenner und Künstler mehrere gibt. Damals aber hat es schlechtweg keine andere Brücke gegeben, und wenn es ab und zu einem gelang, sich einen eigenen Steg zu bauen, so blieb er für sich allein. Gewiß gab es solche Sonderlinge, und auch Stendhal weist gelegentlich auf sie hin, wenn er (S. 194) vom Herzog von Choiseul und „unzähligen Kunstliebhabern" spricht, welche die Darstellung einer plumpen Köchin, die den Rücken eines Kabliaus abschabt, mit Gold aufwiegen. Diese Kunstliebhaber, deren Zahl wohl kaum sehr groß war, die aber in Paris zahlreicher gewesen sein mögen als sonstwo — was schätzten sie? Schätzten sie das Häßliche? Wohl kaum! Sie schätzten nur das, was der ureigenste Zweck der Malerei ist, nämlich — die Malerei. Sie abstrahierten vom Inhalt, sie verzichteten auf belehrende, auf ergreifende, auf erhebende Darstellungen; sie liebten gut gemalte Bilder, feine farbige Wirkungen — kurz die Malerei. Den anderen aber — und sie waren die Wortführer und Beherrscher der öffentlichen Kunstmeinung — war die wirkliche Malerei mehr oder weniger gleichgültig. Maler, Nurmaler, wie Rembrandt, Rubens oder gar Frans Hals, ließen diese Menschen kalt. Was sie im Grunde wollten — Diderot hat es klipp und klar gesagt: „Sittlich sei die Malerei wie die Dichtkunst." Warum", so ruft er dem Maler zu, „willst nicht auch du dich unter die Lehrer des menschlichen Geschlechts, die Tröster in den Leiden des Lebens, die Rächer der Verbrechen, die Belohner der Tugend setzen?" Was galt dieser Generation eines der prachtvollen Tier- oder Fruchtstücke von Frans Snyders? Selbst eine holländische Dame von Jan Vermeer, bekleidet mit pelzverbrämter gelber Seidenrobe, die, in ihrem sonnendurchfluteten Zimmer sitzend, durch ihre Zofe, die ihr einen Liebesbrief überreicht, im Lautenspiel gestört wird und fragend aufblickt — was konnte ihnen ein solches Bild trotz seiner köstlichen Farben sagen? „Konnten uns Terborch und Metsu nicht statt

holländischer Näherinnen lieber Andromache unter ihren fleißigen Frauen gezeigt haben?" fragt Hagedorn...

Auch Stendhals Kunstanschauung wurzelt stark in seiner Zeit, und seine Urteile teilte er mit den anderen führenden Geistern jener Epoche, seien es Deutsche, Franzosen, Engländer oder Italiener, wenn auch die Rasse den künstlerischen Bekenntnissen stets eine verschiedene Färbung gab. So fällt es auf, wie wenig Worte Stendhal über die antike Kunst, das leuchtende Vorbild jener Zeit, macht. Wohl findet er ab und zu eine Beifallsphrase für eine der damals bekannten und berühmten Werke der antiken Skulptur, ja sein Hinweis auf die Bedeutung der „Elgin Marbles", der Parthenonskulpturen, welche er bereits in Paris kennen gelernt hatte und deren Überlegenheit über alles bisher Bekannte er vorausblickend ahnte, gibt Zeugnis von seinem divinatorischen Blick. Aber zu so hinreißenden Worten, wie sie Winckelmann in seiner Beschreibung des Apoll von Belvedere gefunden hatte, entflammte Stendhal die antike Kunst nie. Nicht ohne Grund schrieb Winckelmann an einen Freund: „Einer gewissen Nation ist Rom gar unerträglich. Ein Franzose ist unverbesserlich; das Altertum und er widersprechen einander." Den ersten Satz hat Stendhal selbst in verschiedenen Variationen als Urteil über seine Landsleute ausgeprägt — aber ganz konnte auch er den Weg zur Antike nicht finden. Seine Beziehungen zur Kunst der Römer waren vorwiegend romantischer Natur. Er liebte das Kolosseum bei Mondenschein (eine Vorliebe, die ihm allerdings kaum jemand verübeln kann), und er liebte es, auf den Ruinen zu sitzen und altrömische Autoren zu lesen oder zu träumen. Stendhal läßt sich an anderer Stelle, in seiner an trefflichen Gedanken und Beobachtungen reichen „Geschichte der italienischen Malerei" ziemlich breit über die antike Schönheit aus und hat bezeichnenderweise eines dieser Kapitel „Von der Kälte der Antike" überschrieben; er wünscht sich, den Apoll in der glühenden Sonne Afrikas zu sehen, wo er schöner wirken würde als im kalten Europa. Dieses Frostgefühl zeugt allerdings wieder für sein feines

Differenzierungsvermögen. Was er von der Antike kannte, waren fast durchwegs akademisch angekältete römische Werke und Kopien nach griechischen Originalen, und selbst die verblaßten Parthenonskulpturen konnten ihm nichts mehr von der Wärme mitteilen, welche diese Skulpturen, als sie einst in ihrem Farbenkleid unter der griechischen Sonne leuchteten, ausgeströmt haben mögen. Daß die gesamte griechische Plastik einen großen Teil ihrer Wirkung der Polychromie verdankte, war damals so gut als unbekannt.

Stendhals Verhältnis zur antiken Skulptur bekundet sich am besten in seiner Schätzung der beiden berühmtesten zeitgenössischen Bildhauer in Rom. Thorwaldsen bedeutete ihm, als er die „Spaziergänge" schrieb, wie er selbst eingesteht, nichts, Canova dagegen schätzte er über alles. Die südlich-sinnlichen, femininen Gestalten Canovas liebte Stendhal, die herben, von antikem Ethos durchdrungenen Helden des Dänen aber ließen ihn kalt. Und doch hat Canova selbst in Thorwaldsens „Jason" (1803) den „neuen und grandiosen Stil" anerkannt, den er in seinem „halb femininen Perseus und den beiden Raufbold-Idealen, denen er die Namen der alten griechischen Athleten gab, umgangen und verfehlt hatte, nämlich das Bild eines Mannes, eine Figur, die durch und durch Mann ist, und sich nicht aufzublasen braucht, um es zu sein, ein Mann, der sich ruhig seiner eigenen Kraft bewußt ist und sich in diesem Bewußtsein stolz fühlt, ohne damit zu prahlen[1]". Am treffendsten von allen Zeitgenossen hat vielleicht A. W. Schlegel die Kunst Canovas gekennzeichnet. Er findet „in Canovas Werken einen Widerstreit zwischen seiner natürlichen Neigung und dem durch den Anblick der Antike erregten Wetteifer. Jene ohne diesen hätte ihn vielleicht ganz auf den Abweg des Sentimentalen geführt[2]". — Im „Salon" von 1824 entwickelt Stendhal von Thorwaldsens Kunst freilich eine weit bessere Meinung[3]. Er nennt ihn

[1] J. Lange, Thorwaldsen.
[2] Werke, IX, 237.
[3] Mélanges d'Art et de Litt., S. 235 f. sowie Anm. 15 im Anhang dieses Bandes.

dort einen Künstler ersten Ranges und zieht seine Büsten den allzu graziösen Canovas vor. Erst durch diese Korrektur seines römischen Urteils über Thorwaldsen erklärt sich seine außerordentliche Schätzung des Malers der Revolutionszeit Louis David, den er den größten Maler des 18. Jahrhunderts nennt[1].

Über das Mittelalter können wir rasch hinweggleiten. Die Größe der Kunst eines Giotto hat Stendhal wohl geahnt, berührt hat ihn aber diese Kunst ebensowenig wie Goethe, der es in Assisi nicht einmal der Mühe wert gefunden hatte, die Kirche zu betreten, in der Giotto den heiligen Franziskus in Fresken gefeiert hat. Mit liebenswürdiger Naivität bedauert Stendhal, daß Giotto und Masaccio zu früh zur Welt gekommen seien, ohne zu bedenken, daß ohne sie nie ein Raffael oder Michelangelo möglich gewesen wären. Viel sonderbarer mutet es aber an, daß auch die lieblichen Madonnen der Filippo und Filippino Lippi, Botticelli und vieler anderer Vorläufer der Renaissance nicht einmal erwähnt werden, mit Ausnahme des Pinturicchio, dessen so überaus reizvolle, von naiver Andacht durchdrungene „Anbetung des Kindes" in Santa Maria del Popolo Stendhal jedoch auch nur historisches Interesse einzuflößen vermag. Erst Raffael erweckt seine Begeisterung, und hier flammt sie allerdings mächtig empor.

Die Schätzung und Überschätzung Raffaels war im 18. Jahrhundert eine ganz allgemeine und wurde höchstens durch die noch höhere Einschätzung einzelner Akademiker wie Dominichino oder Guido Reni übertroffen. Der Name Raffaels wurde zum Schlagwort ausgemünzt und als solches ebenso oft und gedankenlos ausgespielt, wie etwa heute Goethes Name. Davon abgesehen, konnte aber gewiß Raffaels Kunst den Klassizisten am meisten sagen. Denn — so häretisch dieses Urteil vielen erscheinen mag, für die Raffael auch heute noch der Inbegriff höchster Kunst ist — er war sicherlich der größte Akademiker, der je gelebt hat. Niemand vor ihm und nach ihm hat

[1] Mélanges, S. 144.

es in so genialer Weise verstanden, alles nachzuempfinden, zusammenzufassen und zu verarbeiten, wie er. Er war nichts weniger als ein Pfadsucher und Wegmacher: Leonardo und Michelangelo waren die Evolutionisten seiner Zeit. Von der Natur reich mit Talent ausgestattet, erntete dieser heitere, liebenswürdige Künstler die reifenden Saaten der anderen mit einer selbstverständlichen Grazie und mit so viel Geschick, daß er der vergötterte Liebling seiner Zeitgenossen wurde. Seine Entwicklung ist eine stetig ansteigende Linie, und als er auf der Höhe seiner Möglichkeiten angekommen war, starb er im noch jugendlichen Alter von siebenunddreißig Jahren. Seine Zeichnung und seine Komposition sind über alles Lob erhaben, und damit schien er späteren Generationen, die nach der Farbe nicht viel fragten, die höchsten Aufgaben der Malerei schlechthin gelöst zu haben. „Was ist Farbe gegen Form?" fragte Georg Forster in seinen „Ansichten vom Niederrhein" (1791/94) im Namen seiner meisten Zeitgenossen. Nur wenige Romantiker, an ihrer Spitze Wilhelm Heinse, stellten sich in Gegensatz zu dieser farbenverachtenden Tendenz. Den Sinn und Wert der Farbe hat dieser gesunde Sinnenmensch damals vielleicht allein erkannt. Er gehört zu den ganz wenigen in jener Zeit, die das Genie eines Rubens zu schätzen verstanden. „Was sollen uns alle die klassischen Figuren, die keinen Genuß geben", ruft er aus. „O heilige Natur, die du alle deine Werke hervorbringst in Liebe, Leben und Feuer, und nicht mit Zirkel, Lineal, Nachäfferei, dir allein will ich ewig huldigen." Die Malerei ist ihm die schwerste unter allen Künsten, „weil keine so weiten Umfang hat, wie sie; weil keine so von der heißesten Sommersonne bis auf den letzten Flimmer des Lichts, keine so die ganze unermeßliche Natur in sich hat und keine sich auf das augenblicklichste Dasein so einschränken muß[1]". Diesen Satz könnte einer der Modernsten geschrieben haben. Aber auch diese richtige Würdigung der Farbe hindert Heinse nicht, Raffael nach Winckelmanns Beispiel als „Apollo der Malerei"

[1] Vgl. K. D. Jessen, Heinses Stellung zur bildenden Kunst; Palaestra XXI, 28ff.

zu vergöttern. Für Rubens und Rembrandt bricht ja auch Goethe in seinem Aufsatz „Nach Falconet und über Falconet" eine Lanze, wie er auch im Gegensatz zu Winckelmann und Lessing die Landschaftsmalerei zu würdigen weiß, allerdings nicht so sehr um des rein Malerischen willen, wie der von Rousseau beeinflußte Heinse, der die „Landschaft und das Farbenliebliche am Menschen" vorausahnend als Hauptgegenstand der Malerei erklärte.

So eifrig wie in Deutschland hatte man sich in Frankreich nicht mit kunstästhetischen Fragen beschäftigt. Die Schätzung gewisser Künstler aber hüben und drüben deckte sich ungefähr, da sie dem allgemeinen Zeitgefühl immanent war. Ein anderer Franzose und gesinnungsverwandter Zeitgenosse Stendhals, Lamartine, der in den zwanziger Jahren bei der Gesandtschaft in Florenz wirkte, schrieb bekanntlich einen Roman „Raphael", dessen Grundzug seine eigenen Erlebnisse bildeten. Und in seinen „Confidences" rückt auch er wieder zwei Lieblingskünstler Stendhals in den Vordergrund, wenn er von seinem Helden, also von sich selbst sagt: „Hätte er den Pinsel geführt, er hätte die Jungfrau von Foligno gemalt. — Hätte er den Meißel gehandhabt, er hätte Canovas Psyche gebildet."

Neben Raffael erfreuten sich Annibale Caracci, der große Akademiker von Bologna, ferner Guido Reni und Dominichino allgemeiner Bewunderung. Auch Stendhal nennt diese Künstler immer wieder mit Hochachtung und Liebe, ohne jedoch den Modegeschmack des 18. Jahrhunderts zu teilen, der Guido Reni über Raffael stellte. Stendhal ist sich der Gefahr, welche die süßliche Kunst des vergötterten Guido birgt, wohl bewußt und kennzeichnet seinen Erzengel Michael als zu schön. „Le joli ne peut aller plus loin; si on voulait plus faire, on arriverait à peindre ce qui est de mode." Guidos Werke wurden in zahlreichen Gedichten besungen. Auch den jungen Heinse entflammte eine seiner Madonnen zu Versen, welche die schwärmerische Richtung der Barockmalerei gut kennzeichnen:

„In diesem süßen Blick läßt Gott sich hier erblicken,
Wie Sonn' in Lunas Schein. O Himmel! O Entzücken!
Bis aus den Spitzen strahlt's hervor vom blonden Haar,
So kanns der Erdentöchter keine fühlen,
Die nicht von Gottes Geist in taumelnden Gefühlen
Mit Liebesfittichen einst überschattet war[1]."

Heinse hat hier die, wenn man so sagen darf, transzendentale Erotik, welche die Barockkunst über die Gesichter der heiligen Frauen ausgegossen hat, richtig empfunden. Die hinreißendste Verzückung dieser Art hat wohl Bernini in seiner heiligen Theresa ausgeprägt, dem einzigen Werk des damals vielgeschmähten Künstlers, das selbst vor Stendhals Augen Gnade gefunden hat.

Denn die Geringschätzung, ja Verachtung der Barockkunst war die natürliche Nachtseite der Kunstanschauung des Klassizismus. Sie überdauerte beinahe das ganze 19. Jahrhundert und machte erst seit wenigen Jahren einer positiven Würdigung mehr und mehr Platz. Der moderne Impressionismus erst hat uns die Schönheiten des barocken Illusionismus wieder erschlossen. Hier also gilt es vor allem Stendhal zu „mißtrauen". Auch der moderne Laie wird und muß heute in Italien, sofern er sich von der Suggestion traditioneller Größen freimachen kann, aus den von Schwung und Leidenschaft durchbrausten Barockdekorationen wahren Kunstgenuß schöpfen. Stendhals Verachtung des „Pfuschers" Lanfranco (die im Ärger über die legendarische Verfolgung Dominichinos durch Lanfranco ihren Ursprung hat) möge niemand von der Bewunderung seines Deckenfresko der Himmelfahrt Mariä in San Andrea della Valle abhalten; auch das kühne Deckengemälde des genialen Andrea Pozzo in der Jesuitenkirche San Ignazio wird vorurteilsfreien modernen Romfahrern vielleicht mehr zu bedeuten haben als Raffaels Sibyllen.

Die Geringschätzung der Barockkunst von seiten Stendhals und seiner Zeitgenossen setzt schon bei Michelangelo, dem „Vater des Barock",

[1] Aus Heinses Nachlaß zum erstenmal veröffentlicht bei Jessen a. a. O., S. 2.

ein, während allerdings der weiche, sensible **Correggio**, den man die Mutter dieses Stils nennen könnte, dank der Gefühlsekstasen seiner schönen Frauen stets hochgehalten und bewundert wurde. Vergebens suchen die „Lastträgergestalten" Michelangelos in Stendhals Augen dem Ruhm Raffaels die Wage zu halten. Und wäre sein Name in der italienischen Kunst nicht längst geheiligt gewesen, so hätte Stendhal vielleicht mehr als eines seiner Werke als Zielscheibe witziger Bemerkungen benutzt. Darf man ihm daraus einen Vorwurf machen? Gewiß nicht! Wir müssen vielmehr seine Aufrichtigkeit anerkennen. Michelangelo konnte damals nicht ganz verstanden werden, und auch die anderen alle, Winckelmann, Mengs, Goethe, blieben ihm gegenüber kalt. Selbst der gesunde Heinse kann ihn nicht ganz begreifen und flüchtet sich vor ihm zur Antike, wenn er auch seine Größe und Erhabenheit rückhaltlos anerkennt. Dies tut auch Stendhal, und in der Bewunderung der Peterskirche, die trotz aller Veränderungen Michelangelos Geist atmet, sind sich beide einig. Unverständlich blieben Stendhal nur die eigentlichen dekorativ wirkenden Illusionisten, wie etwa **Pietro da Cortona**. Den gesetzteren Akademiker **Andrea Sacchi** weiß er zu würdigen, und vor dem Petronella-Mosaik nach **Guercino** in der Peterskirche findet er die wärmsten Worte. Ja er spielt sogar in seinem „Salon" von 1824 den „stets fesselnden" Guercino gegen die langweilige Davidschule aus[1]. Auch mit der Kunst **Caravaggios**, dessen naturalistische Richtung als Reaktion gegen den herrschenden Idealismus ihm begreiflich war, setzt sich Stendhal kurz auseinander, ohne jedoch zu einem persönlich gefärbten Urteil zu gelangen. Wer sich für römische Volkstypen des 17. Jahrhunderts interessiert, möge aber ganz besonders Caravaggios auch malerisch hervorragende Bilder aufsuchen. Sein Naturalismus ist für unser modernes Auge durchaus nicht mehr störend, und seine kräftige individuelle Kunst wirkt stets erfrischend. Die weinende Magdalena auf

[1] Mélanges, S. 161.

der Grablegung Christi in der vatikanischen Galerie ist übrigens eine der schönsten und rührendsten Frauengestalten der ganzen italienischen Malerei und vielleicht die einzige Frau der theatralischen Barockmalerei, deren Schmerz wir nachfühlen können.

Diese kurze Kritik der Kunstanschauungen Stendhals soll den Wert und Genuß der Lektüre in keiner Weise schmälern, sondern ihr Verständnis fördern. Es galt nur zu zeigen, daß Stendhals Urteil in künstlerischen Fragen nicht so persönlich war, wie vielleicht mancher von vornherein glauben möchte, sondern daß auch darin die Zeit sich spiegelt. — Dagegen muß ausdrücklich betont werden, daß dieser geistreiche Franzose trotz mancher Vorurteile seiner Zeit nie dem Schema verfallen ist. Man fühlt, daß er das Mahnwort Schopenhauers, ohne es gekannt zu haben, befolgte: „Vor ein Bild hat jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was er zu ihm sprechen werde, und wie jenen auch dieses nicht selbst anzureden, denn da würde er nur sich selbst vernehmen." Fern von Italien spricht er in seinem „Salon" von 1824 Urteile aus, die über seine Zeit hinausgreifend die moderne Malerei vorahnend preisen. Kann er auch Delacroix' zum ersten Male ausgestelltes „Gemetzel auf Chios" nicht bewundern, so fühlt er doch die Größe dieses Künstlers, dessen Temperament dem Klassizismus bald den Todesstoß versetzte. „Delacroix hat wie Schnetz Gefühl für Farbe; das will in diesem Jahrhundert der Zeichnung viel heißen. Er erscheint mir wie ein Schüler Tintorettos; seine Figuren haben Bewegung." Und weiterhin bewundert er John Constables, des Begründers der modernen Landschaftsmalerei, im Salon ausgestellte Bilder[1]! Aber auch in Italien suchte er unsympathischen Künstlern gerecht zu werden, wenn ihn einzelne ihrer Werke, wie Lanfrancos Bilder in Sant' Agostino, ansprachen. Nimmt man dazu seine zahlreichen glänzenden und witzigen Urteile über die römische Gesellschaft und die päpstliche Herrschaft, die Vergleiche mit anderen

[1] Mélanges, S. 179ff., 191.

europäischen Zuständen und Völkern, die treffend eingestreuten Anekdoten, die uns in das Herz des römischen Volkes leuchten, die ehrliche Begeisterung für die ewige Stadt, mit der er seine Leser erwärmt, so kann man Stendhal mit Fug das stolze Wort in den Mund legen, das Winckelmann einem Freunde schrieb: „Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denjenigen, die Rom nach mir sehen werden, die Augen ein wenig zu öffnen."

Ernst Diez.

AUS STENDHALS VORWORT

Dies Reisebuch hat einen großen Nachteil; fast nichts schien dem Verfasser des ernsten Vortrags wert. Das 19. Jahrhundert hat die gegenteilige Ansicht, und zwar aus guten Gründen. Die Freiheit, die eine Unmenge braver Leute veranlaßt, sich eine Meinung zu bilden, ohne ihnen dazu die nötige Zeit zu geben, zwingt jeden, der etwas sagt, eine ernste Miene anzunehmen, die der großen Masse imponiert und die die Weisen in Ansehung der Zeitläufte verzeihen. Dies Buch besitzt also nicht die nötige Pedanterie. Davon abgesehen, verdient es vielleicht doch die Beachtung des Romreisenden. Fehlt es dem Verfasser auch an Talent und Beredsamkeit, so hat er doch die Denkmäler der ewigen Stadt gründlich studiert. Er war sechsmal in Rom, was ihm vielleicht einiges Zutrauen von seiten des Lesers erwirbt. Er hat seine Aufzeichnungen im Jahre 1817 begonnen und sie bei jeder neuen Reise verbessert.

Der Verfasser betrat Rom zum ersten Male im Jahre 1802. Drei Jahre vorher war Rom Republik gewesen. Dieser Gedanke verwirrte noch alle Gemüter und trug uns die ständige Begleitung zweier Beobachter ein. Machten wir z. B. einen Ausflug nach der Villa Madama oder San Paolo fuori, so ließen wir ihnen ein Glas Wein geben. Sie lächelten uns zu, und am Tage der Abreise küßten sie uns die Hände... Im Jahre 1811 sah ich Rom wieder; man sah keine Priester mehr auf der Straße, und der Code civil herrschte; es war nicht mehr Rom. In den Jahren 1816, 1817 und 1823 suchte der liebenswürdige Kardinal Consalvi jedermann zu gefallen, selbst den Fremden. Im Jahre 1828 war alles wie umgewandelt. Seit Leo XII. hat die Angst vor dem Karbonarismus und die Politik Metternichs alles verändert. Der Römer, der vor einer Schenke haltmachte, um Wein zu trinken, mußte dies stehend tun; sonst wurde er auf einem Cavalletto (Bock) ausgepeitscht[1] ...

[1] Diese Maßregel war nicht ganz grundlos. Ein Kenner des damaligen Rom, der württembergische Geschäftsträger Ferdinand v. Kölle, schreibt darüber: „Unter keiner Volksmasse ist der Hang zum Trinken so allgemein

Was mich bewog, dies Buch zu veröffentlichen, ist, daß ich in Rom oft wünschte, daß es ein solches Buch gäbe. Jeder Abschnitt ist das Ergebnis eines Spazierganges; er wurde an Ort und Stelle oder am Abend nach der Heimkehr niedergeschrieben. Ohne Zweifel sind Irrtümer darin, doch nie die Absicht, zu täuschen, zu schmeicheln, herabzusetzen. Alle mitgeteilten Anekdoten sind wahr oder der Verfasser hält sie doch dafür.

Reiseregeln

Wie reist man am besten von Paris nach Rom[1]? Zunächst per Post, aber man muß eine Wiener Kalesche von sehr leichter Bauart haben. Wenig Gepäck; beim Passieren der argwöhnischen Kleinstaaten wird jeder Kasten, jeder Koffer zur Quelle von Zoll- oder Polizeischikanen. Unser schweres Gepäck schickten wir als Rollgut, was sehr vorteilhaft war. Für den mit der Post Reisenden sind alle Ausgaben doppelt so hoch; auch die Räuber halten sich oft nur an die Postkutschen und verschmähen andere Fuhrwerke.

Eine ausgezeichnete Poststraße führt von Lausanne über den Simplon nach Domo d'Ossola. Die Lawinen sind nur bei Tauwetter gefährlich, im Monat April. Es ist viel sicherer, das Gebirge in der Eilpost zu passieren, als im eigenen Wagen. Der Postillion ist ein biederer Schweizer; der bloße Anblick seiner ruhigen Miene verscheucht jede Vorstellung von Gefahr. Er fährt schon seit zehn Jahren dreimal in der Woche über den Simplon. Seit Eröffnung der Straße sind

---

als unter der römischen. Die meisten Mordtaten und Händel entstehen in den Kneipen . . . Leo XII. verbot daher die Buden, worin nur getrunken ward. Der Wein wurde, wie in Florenz, durch ein Gitter dem Käufer gereicht. Pius VII. schaffte die verhaßten Cancellotti ab, und das Volk jubelte ihm entgegen." — v. O. B.

[1] S. auch die launigen Ratschläge, die Stendhal seinen beiden Schwestern für eine italienische Reise im Jahre 1827 gibt: Soirées du Stendhal-Club, I, 267 ff.

erst vierzehn Reisende verunglückt; neun davon waren arme italienische Soldaten, die aus Rußland zurückkamen und die unvorsichtig drauflosgingen ...

Ein kleiner Wagen fährt uns für zwölf Franken von Domo d'Ossola nach Baveno am Lago Maggiore, gegenüber den Borromäischen Inseln. In zwanzig Minuten setzt uns eine Barke zum Albergo del Delfino auf der Isola Bella über. Hier kann man sich von den Strapazen des Simplon erholen. Zwanzig Schritt vom Gasthause liegt der berühmte Garten, den der Graf Borromeo im Jahre 1660 anlegte. Es ist einer der schönsten Flecke der Erde ...

In vier Stunden fährt man mit dem Dampfschiff nach Sesto Calende, in fünf Stunden per Eilwagen nach Mailand. Hier findet man regelmäßige Schnellpostverbindung nach Venedig und Mantua. Von Mantua fährt man in einem Wägelchen nach Bologna, wo man eine ausgezeichnete Briefpost nach Rom findet. Sie fährt auf der prächtigen Straße über Ancona und Loretto.

Amüsanter ist es, sich von Mailand nach Rom einen Vetturino zu nehmen. Man bekommt für 8 bis 10 Franken pro Tag einen Rückplatz in einer offenen Kalesche oder in einer Art Droschke, die aber den Kutschersitz im Wagen hat. Für diese 8 bis 10 Franken bezahlt der Vetturino die Mahlzeit um sieben Uhr abends bei der Ankunft und das Nachtquartier in der Herberge. In der Vettura kann man schlechte Gesellschaft finden; hat man aber Glück oder so viel Geduld, das etwas bäurische Benehmen der Mitreisenden zu ertragen, so kann man eine vorzügliche Gelegenheit finden, den italienischen Charakter kennen zu lernen. Mancher reiche, hochmütige Mann, der ganz Italien in der Post durchreist hat, verdankt die drei oder vier richtigen Ideen, die er von seiner Reise heimbringt, diesen kleinen Fahrten, die er mit dem Vetturino machen mußte. Oft sah ich den Vetturino sich mit seinen Fahrgästen anfreunden.

Einmal reiste ich mit drei Predigern, die in verschiedenen Städten Italiens Fastenpredigten hielten und die mich am ersten Tage

morgens, mittags und abends zum Beten veranlaßten. Ich war drauf und dran, sie im ersten Nachtquartier zu verlassen. Doch der Wunsch, auf Reisen zu lernen, trug den Sieg davon, und bald war mir die Gesellschaft dieser drei Herren sehr angenehm. Ihnen verdanke ich die richtigsten Vorstellungen über die Eigenart der Frauen in den verschiedenen Städten Italiens. Nach zwei Tagen, als sie mir mehr trauten, erzählten sie mir die lustigsten und wahrsten Anekdoten, die ihnen im Beichtstuhl anvertraut waren. Die süßtuende Protektion dieser frommen Männer ersparte mir alle Zollschikanen; und einer von ihnen, ein wirklich beredter Prediger, ist mein Freund geblieben. Wenn ich nach Italien reise, mache ich einen Abstecher, um ihn zu besuchen...

Man muß sich auf der italienischen Reise sehr einfach kleiden und keine Schmucksachen tragen. Erblickt man einen Gendarm oder Zollbeamten, so nimmt man ein Frankenstück und spielt in sichtbarer Weise damit. Diesem verlockenden Anblick gegenüber hält die Wildheit der Bestie nicht stand. Am Sonntag muß man in die Messe gehen; wäre dies keine Pflicht, so wäre es ein Vergnügen. In der Kirche de'Servi in Mailand hörten wir Rossinis Musik am besten vorgetragen. Man läßt sich durch den Laufburschen des Gasthauses in die Modekirche führen und gibt ihm 50 Centimes. Überhaupt zahle man alle kleinen Dienste gleich bar. Das Geld, das wir auf unserer Reise am besten anlegten, waren dreißig oder vierzig Fünfzig-Centimesstücke, die wir derart verteilten.

In den Ländern, wo die Polizei gefährlich ist, kann man den Kranken spielen, erklären, man reiste seiner Gesundheit wegen, und wenn man die Höhle des Löwen betritt, sich hinsetzen. Die Untersuchung, die man dort zu ertragen hat, kann drei bis vier Stunden währen, und man muß die wunderlichsten Fragen beantworten.

„Was haben Sie hierzulande vor?" — „Ich komme, um mir die Kunstschätze und die Naturschönheiten anzusehen." — „Es gibt hier nichts Sehenswertes; Sie müssen einen andern Anlaß haben, den Sie mir verbergen. Waren Sie zu Napoleons Zeit hier?"

Plötzlich betrachtet man unsere Kleider mit merkwürdiger Aufmerksamkeit ... „Welches sind Ihre Subsistenzmittel? Denn Reisen ist teuer. Sind Sie hier an einen Bankier empfohlen? Wie heißt er? Hat er Sie zum Essen eingeladen? Mit wem? Was wurde bei Tische gesprochen?"

Der Zweck dieser Frage ist, einen aufzubringen und die Vorsicht vergessen zu lassen. Wir antworteten mit eisiger Miene: „Ich bin etwas schwerhörig und verstehe nicht, was man sagt, wenn ich den Sprecher nicht sehe." — „Haben Sie Empfehlungsbriefe?" Wenn man „Ja" antwortet: „Zeigen Sie sie vor." Sagt man, man hätte keine, so kann einem der Koffer durchstöbert werden. In Domo d'Ossola gaben wir unsere Empfehlungsbriefe zur Post, mit unserem Namen und dem der Stadt adressiert, wo wir sie brauchen würden ...

Am besten kommt man überall davon, wenn man sagt, daß man krank sei, jeden Tag zur Messe geht und nie ärgerlich wird. Die heitere Miene verwirrt die Polizisten; es sind italienische Renegaten. (26. März 1828.)

Wir wollen die italienischen Sitten kennen lernen, die der Pariser Einfluß in Mailand, ja selbst in Florenz schon verwandelt hat. Wir wollen die sozialen Gewohnheiten kennen lernen, mittels deren der Römer sein tägliches Glück sucht ... Wir reisen, um Neues zu sehen, wenn auch keine wilden Völkerschaften in der Südsee oder in Tibet, die der furchtlose Forscher aufsucht. Wir suchen zartere Nüancen; wir wollen Sitten sehen, die unserer vervollkommneten Kultur näher stehen. (3. August 1827.)

Den Fremden sage ich: bei der Ankunft in Rom lasse man sich durch keinen Rat irreführen, kaufe kein Buch; die Zeit der Wißgebier und der Wissenschaft wird die der ersten Eindrücke nur zu bald ablösen. Man miete sich in der Via Gregoriana ein, oder im dritten Stock eines Hauses an der Piazza Venezia, und meide den Anblick, mehr noch

die Berührung der Neugierigen ... Bei der Ankunft in Rom besteige man einen Wagen, und je nachdem man es vorzieht, die wilde und furchtbare Schönheit oder die elegante Schönheit zu sehen, fahre man nach dem Kolosseum oder nach Sankt Peter. Man kommt nie dahin, wenn man zu Fuß geht, weil einen die Neugier auf Schritt und Tritt aufhielte. In fünf, sechs Vormittagen fährt einen der Kutscher zu den zwölf größten Sehenswürdigkeiten. Was einem Eindruck gemacht hat, besuche man mehrmals und suche zusammengehörige Dinge auf. Diese Pforte läßt uns die Natur, um in den Tempel der Kunst einzudringen. Hier liegt das ganze Geheimnis des Cicerone. (15. August 1827.)

Sein ganzes Talent besteht darin, die Fremden, deren er sich angenommen hat, zu den Kunstdenkmälern zu führen, die ihnen zu einer bestimmten Zeit am meisten Freude bereiten. Wenn er sie z. B. gleich zu den Fresken von Michelangelo brächte, so genügte das, wenn die Fremden Franzosen sind, um sie ein für allemal von der Malerei abzuschrecken.

Unbedeutende Kunstwerke übergehe ich; in Turin, Neapel, ja in Venedig und Mailand sähe man sie mit Vergnügen; doch in einer Stadt, die überreich ist an antiken Bauwerken und so vielen Denkmälern der Päpste, wäre ihr Name eine unnütze Last für die Aufmerksamkeit, die man besser anwenden kann. (19. August 1827.)

Ich wünschte, daß der Leser mir nichts aufs Wort glaubt, ohne es selbst festgestellt zu haben. Aufs Wort glauben, ist in der Politik und Moral oft bequem; in der Kunst aber ist es der breite Weg zur Langeweile. Ich empfehle das Mißtrauen gegen jedermann, auch gegen mich. Die Hauptsache ist, nur das zu bewundern, was wirklich Freude macht, und stets zu glauben, daß der bewundernde Nachbar bezahlt wird, um den Leser zu betrügen. Zum Beispiel Monsignore D ..., der gestern beim russischen Botschafter mein Tischnachbar war und uns leidenschaftlich die römische Strafrechtspflege pries und der es bald

zum Kardinal bringen wird ... Ich bitte um Nachsicht für meine kurzangebundene, bisweilen schneidende Sprechweise. Oft würden drei Worte am rechten Platz die Form mildern, dies Reisebuch aber schwölle auf drei Bände an.

Den Rat, nach Italien zu reisen, darf man nicht jedem geben. In diesem Lande gibt es keine Freuden der Eitelkeit; ein jeder muß aus eigenen Mitteln leben; man kann sich nicht mehr auf die anderen stützen. Je glänzender die gesellschaftliche Stellung daheim ist, desto rascher wird man sich in Italien langweilen. (Schlußwort der Originalausgabe.)

WANDERUNGEN IN ROM

3. August 1827. Monterosi (fünfundzwanzig Miglien von Rom). — Meine römischen Reisegefährten sagen, man müsse St. Petersburg im Januar und Italien im Sommer besuchen. Der Winter gleicht überall dem Alter. Es kann überreich sein an Vorsichtsmaßregeln und Mitteln gegen Gebrechen; doch es ist selbst ein Übel; und wer das Land der Lust bloß im Winter gesehen hat, wird nur einen höchst lückenhaften Begriff davon bekommen...

Rom. — Ich besuche die ewige Stadt nun schon zum sechsten Male, und doch ist mein Herz tief bewegt. Es ist ein uralter Brauch gezierter Leute, daß die Ankunft in Rom sie tief bewegt; und fast schäme ich mich dessen, was ich schreibe[1]...

Wir haben die öde Campagna durchquert, diese ungeheure Einöde, die sich rund um Rom meilenweit ausdehnt. Der Anblick der Landschaft ist großartig; es ist keine flache Ebene, und die Vegetation ist kräftig. Wohin man blickt, sieht man Ruinen von Aquädukten oder Trümmer von Grabmälern, die der römischen Campagna einen unvergleichlichen Zug zur Größe geben. Die Schönheiten der Kunst verdoppeln die Wirkung der Naturschönheiten und bewahren uns vor der Übersättigung, die den Genuß schöner Landschaftsbilder sonst stark beeinträchtigt. In der Schweiz stellt sich oft nach einem Augenblicke lebhaftester Bewunderung Langeweile ein. Hier ist die Seele erfüllt von jenem großen Volke, das jetzt verschwunden ist. Bald ist man wie erschrocken über seine Größe; man sieht, wie es die Erde verheert; bald empfindet man Mitleid mit seinem Mißgeschick und seinem langen Verfall. Während man so träumt, sind die Pferde eine Viertelmeile weiter getrabt; wir sind um eine Bodenwelle gebogen; der Anblick der Gegend ist verändert, und die Seele bewundert von neuem die erhabensten Landschaften, die Italien bietet. Salve magna parens rerum!

Wir hatten am 3. August nicht die Muße, uns solchen Gefühlen zu überlassen; die Peterskuppel tauchte am Horizont auf, und wir fürchteten,

[1] Das Folgende ist vom 13. August datiert.

erst bei Nacht in Rom einzutreffen. Ich redete den Postillionen zu, fieberkranken, gelben, halbtoten armen Teufeln; der Anblick eines Talers rüttelte sie aus ihrer Lethargie auf. Endlich, als die Sonne hinter der Peterskuppel unterging, hielten sie in der Via Condotti an und rieten uns, bei Franz in der Nähe der Piazza di Spagna abzusteigen. Meine Reisegefährten nahmen Quartier auf diesem Platze, wo alle Fremden sich einnisten.

Der Anblick so vieler gelangweilter Gecken hätte mir Rom verleidet. Meine Augen suchten ein Fenster, von dem aus man die Stadt überschaut. Ich stand am Fuße des Pincio; ich stieg die breite spanische Treppe, die Ludwig XVIII. prachtvoll wiederherstellen ließ, zur Trinità de' Monti empor und mietete mich in einem Hause der Via Gregoriana ein, wo einst Salvator Rosa gewohnt hat. Von dem Tische, an dem ich schreibe, überblicke ich Dreiviertel von Rom; und vor mir, am anderen Ende der Stadt, erhebt sich majestätisch die Peterskuppel. Wenn die Sonne sinkt, sehe ich sie durch die Kuppelfenster scheinen; eine halbe Stunde später hebt sich der herrliche Dom vom klaren orangefarbenen Abendhimmel ab; und darüber funkelt ein erster Stern.

Nichts auf Erden hält hiergegen stand. Die Seele ist gerührt und erhoben; stille Glückseligkeit erfüllt sie ganz. Doch ich glaube, um diese Empfindungen voll auszukosten, muß man Rom seit lange kennen und lieben. Ein junger Mensch, der niemals Leid erfahren hat, begriffe sie nicht.

Am Abend des 3. August war ich so verwirrt, daß ich nicht zu handeln vermochte; und so zahle ich für meine beiden Zimmer in der Via Gregoriana viel zu viel. Aber wie soll man in solchen Augenblicken an so kleinliche Sorgen denken? Die Sonne war im Untergehen; und mir blieb nur noch eine kurze Frist; ich mietete rasch; und eine offene Halbchaise (hierzulande die Droschken) fuhr mich schleunigst zum Kolosseum.

Das ist die schönste aller Ruinen; sie atmet die ganze Majestät des antiken Rom. Erinnerungen aus Titus Livius erfüllten meine Seele;

Fabius Maximus, Publicola, Menenius Agrippa standen vor mir. Es gibt noch andere Kirchen als Sankt Peter; ich sah Sankt Paul in London, das Straßburger Münster, den Mailänder Dom, Santa Giustina in Padua; doch nirgends fand ich etwas, das dem Kolosseum vergleichbar wäre.

9. August. — Da wir mehrere Monate hier zu verbringen gedenken, so haben wir mehrere Tage damit verloren, wie die Kinder zu allem hinzulaufen, was uns sehenswert dünkte. Während mein erster Besuch dem Kolosseum galt, gingen meine Reisegefährten nach Sankt Peter; am folgenden Tage streiften wir durch das Museum und die Stanzen Raffaels im Vatikan. Erschreckt durch die Fülle der Dinge mit berühmten Namen, an denen wir vorbeischritten, flohen wir aus dem Vatikan; das Vergnügen, das er uns bot, war zu ernst. Heute sahen wir uns die Stadt von der Höhe von San Onofrio an: ein prachtvoller Blick; jenseits, am anderen Ende der Stadt, ragt der Quirinalspalast, den wir gleichfalls besuchten. Gestern, bei Regen, ging es in die Galerien Borghese und Doria. Trotz der Hochsommerglut sind wir stets unterwegs; wir sind hungrig darauf, alles zu sehen, und kehren des Abends todmüde heim.

10. August. — Heute morgen gingen wir aus, um ein berühmtes Bauwerk zu sehen; unterwegs hielt uns eine schöne Ruine auf, dann der Anblick eines reizenden Palastes, den wir besuchten. Schließlich sind wir auf gut Glück herumgeirrt. Wir haben das Glück genossen, völlig ungebunden in Rom hin und her zu gehen, ohne an die Pflicht zu denken, etwas sehen zu müssen.

Es ist furchtbar heiß; wir besteigen frühmorgens den Wagen; gegen zehn Uhr flüchten wir in eine Kirche, wo wir Kühle und Schatten finden. Wir sitzen still auf einer Holzbank mit Rückenlehne, neigen den Kopf zurück, und unsere Seele scheint aller irdischen Fesseln frei, wie um das Schöne von Antlitz zu Antlitz zu schauen.

12. August. — Der erste Wahnsinn hat sich etwas gelegt. Wir wünschen, die Sehenswürdigkeiten methodisch zu besuchen. Auf diese

Weise werden sie uns am meisten Freude bereiten. Morgen besuchen wir das Kolosseum und verlassen es erst nach genauer Besichtigung.

16. August. — Das Kolosseum bietet drei bis vier ganz verschiedene Anblicke. Wohl der schönste bietet sich dem Beschauer, wenn er in der Arena steht, wo die Gladiatoren kämpften, und die gewaltigen Ruinen auf allen Seiten um ihn emporsteigen. Was mich dabei am meisten rührt, ist das reine Himmelsblau, das durch die hohen Fenster im Norden des Bauwerks blickt. Nirgends empfindet man die Schönheit des italienischen Himmels so wie durch diese Nordfenster des Kolosseums.

Im Kolosseum muß man allein sein. Sobald andere Besucher es betreten, schwindet die Freude des Reisenden fast völlig. Statt sich in erhabene und ergreifende Träumereien zu verlieren, beobachtet er unwillkürlich die Lächerlichkeiten der Ankömmlinge; und es scheint ihm stets, als ob sie reich daran wären. Das Leben schrumpft zusammen wie im Salon; man hört wider Willen die armseligen Gespräche. Besäße ich die Macht, ich wäre ein Tyrann und ließe das Kolosseum während meines römischen Aufenthalts schließen ...

Zumeist wird man durch das Gebetmurmeln der Frommen gestört, die in Gruppen von fünfzehn bis zwanzig die Stationen des Kalvarienbergs absolvieren, oder durch einen Kapuziner, der, seit Benedikt XIV. das Bauwerk restaurierte, am Freitag hier predigt. Täglich, außer Sonntags und in der Mittagspause, begegnet man Maurern, die von Galeerensträflingen bedient werden; denn man muß stets eine Ecke der einstürzenden Ruine ausbessern. Doch an diesen merkwürdigen Anblick gewöhnt man sich, und er tut dem Träumen und Sinnen keinen Abbruch mehr.

Durch die Gänge steigt man zu den oberen Stockwerken auf gut ausgebesserten Treppen empor. Doch wenn man keinen Führer hat (und in Rom tötet jeder Cicerone den Genuß), so kann es einem geschehen, daß man durch Wölbungen kriechen muß, die der Regen ausgenagt hat und die jeden Moment einstürzen können. Von der Spitze der

Kolosseum und Konstantinsbogen

Digitized by Google

Ruine — immer noch auf der Nordseite — erblickt man sich gegenüber fast in gleicher Höhe die Klostergärten von San Pietro in Vincoli, berühmt durch den Moses Michelangelos. Es ist eine erhabene, keine lächelnde Landschaft; düstere Pinien krönen die Hügel der ewigen Stadt. Nach Süden, über die hier viel niedrigeren Trümmer des Kolosseums hin, ragt die Cestiuspyramide und fern in der Ebene die Basilika San Paolo fuori le mura. Sie wurde auf der Stelle errichtet, wo man Paulus nach seinem Märtyrertode begrub, — jenen Mann, dessen Wort den Riesenstrom entfesselte, der auch heute noch unter dem Namen christliche Religion zu all unseren Empfindungen beiträgt. Das Wort heilig, einst der höchste Ruhmestitel, ziemt ihm heute nicht mehr: er hat die Welt in ganz anderem Maße beeinflußt, als Cäsar oder Napoleon. Gleich ihnen setzte er sich aus Herrschsucht dem wahrscheinlichen Tod aus. Allerdings war die Gefahr, der er sich aussetzte, nicht so schön wie die des Krieges.

So lebt man vom Gipfel des Kolosseums zugleich mit Vespasian, der es baute, mit Paulus und Michelangelo. Nach dem Sieg über die Juden zog Vespasian im Triumph über die Via Sacra, dort neben jenem Triumphbogen, der seinem Sohn Titus errichtet ward und den die Juden bis heute meiden. Noch näher ragt der Konstantinsbogen, bereits von barbarischen Baumeistern errichtet, als der Verfall für Rom und das Abendland begann.

Ich weiß wohl, solche Empfindungen lassen sich andeuten, aber nicht mitteilen. Wo anders wären diese Erinnerungen vielleicht gewöhnlich; steht der Reisende aber auf diesen Trümmern, so sind sie gewaltig und höchst eindrucksvoll. Diese Mauermassen, von der Zeit geschwärzt, wirken auf die Seele wie die Musik Cimarosas, die die vulgären Worte eines Operntextes erhaben und rührend macht. Der kunstsinnigste Mensch, zum Beispiel J. J. Rousseau, der in Paris die ehrlichste Beschreibung des Kolosseums liest, muß den Schreiber wegen seiner Emphase lächerlich finden; und doch war dieser nur bestrebt, sich zu verkleinern und vor seinem Leser zu zittern ... Ich möchte

nur von Leuten verstanden werden, die für die Musik geboren sind; ich möchte in einer heiligen Sprache schreiben können...

Welche Verblendung, von dem zu reden, was man liebt! Was kann man dabei gewinnen? Das Vergnügen, einen Moment selbst bewegt zu sein vom Reflex der Bewegtheit der anderen. Doch ein alberner Mensch, den es ärgert, daß man ganz allein redet, kann ein spitzes Wort drechseln, das einem die Erinnerung vergiftet. Daher vielleicht die Schamhaftigkeit der wahren Leidenschaften, die die gewöhnlichen Seelen allemal vergessen, wenn sie Leidenschaft spielen.

Man kann den Römern den gleichen Vorwurf machen wie Napoleon. Sie waren bisweilen verbrecherisch, doch nie war der Mensch größer... Vier von uns verabscheuen die Römer, drei beten sie an. Was auch meine Vernunft sagt, die Erinnerung an sie rührt mich tief...

Etwas so Großartiges wie dieses Bauwerk sah die Welt nicht wieder. Der Kaiser Vespasian begann es nach seiner Rückkehr aus Judäa; er ließ zwölftausend jüdische Kriegsgefangene daran fronden, konnte es jedoch nicht vollenden. Dieser Ruhm gebührt Titus, der das Amphitheater im Jahre 80 n. Chr. einweihte. Bei dieser Einweihung hatte das römische Volk das Vergnügen, fünftausend Löwen, Tiger und andere Bestien sowie fast dreitausend Gladiatoren sterben zu sehen[1]. Wenn wir dies Vergnügen nicht mehr

---

[1] Ut fera quae nuper montes amisit avitos
Altorumque exul nemorum, damnatur arenae
Muneribus, commota ruit; vir murmure contra
Hortatur, nixusque genu venabula tendit;
Illa pavet strepitus, cuneosque erecta theatri
Respicit, et tanti miratur sibila vulgi.

Gleich dem reißenden Tier, das die heimischen Berge verlassen,
Fern von den waldigen Höhen zum Zirkusspiele verurteilt,
Wütend stürzt es heran; und der Fechter, vom Rufen der Menge
Angefeuert, ins Knie gebeugt, hält den Spieß ihm entgegen;
Doch vom Lärme verblüfft, reckt hoch sich das Tier und betrachtet
Rings die Reihen des Volkes, erstaunt ob all dem Getöse.

Claudian I, 2.

empfinden, so danken wir es der Religion Jesu Christi, deren erste Blutzeugen im Kolosseum starben.

Vierhundertsechsundvierzig Jahre nach seiner Einweihung, das heißt im Jahre 526 unserer Zeitrechnung, zerstörten die Barbaren des Totila mehrere Teile davon, um die bronzenen Klammern, die die Steine verbanden, herauszunehmen. Seitdem diente das Bauwerk ein Jahrtausend lang als Steinbruch. Die römischen Großen ließen aus seinen Quadern ihre Paläste aufführen, die im Mittelalter zugleich Festungen waren. Noch im Jahre 1623 entnahmen die Barberini, die Neffen Urbans VIII., ihm die Bausteine ihres Riesenpalastes. Daher das Sprichwort:

„Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini".
(Was die Barbaren nicht taten, das taten die Barberini.)

Heute, wo es in Trümmer fällt, ist das Kolosseum vielleicht schöner als in den Tagen seines höchsten Glanzes; damals war es nur ein Theater, jetzt hingegen ist es das schönste Wahrzeichen des römischen Volkes.

17. August. — Am Ausgang des Mittelalters (1377) war die Bevölkerung Roms bis auf 30000 Einwohner gesunken; jetzt (1828) hat es 140000 Einwohner. Wären die Päpste nicht aus Avignon zurückgekehrt, wäre das päpstliche Rom nicht auf Kosten des antiken erbaut, so hätten wir heute viel mehr Römerbauten; aber die christliche Religion hätte sich nicht so eng mit der Schönheit verschwistert; wir sähen heute keine Peterskirche und so viele, über die ganze Erde verstreute herrliche Kirchen... Ja wir selbst, die wir Kinder von Christen sind, wären minder empfänglich für Schönheit. Schon mit sechs Jahren hörten wir bewundernd von Sankt Peter sprechen.

Die Päpste gewannen Geschmack an der Baukunst, dieser ewigen Kunst, die sich so gut mit der Religion der Höllenfurcht verbinden läßt; aber dank den Römerbauten hielten sie sich nicht an die Gotik. Das war eine Treulosigkeit gegen die Hölle... Nikolaus V., Julius II. Leo X. waren würdig, durch die Reste des Kolosseums und die Kuppel des Pantheons ergriffen zu werden.

Als Michelangelo im Greisenalter die Peterskuppel erbaute, traf man ihn eines Tages im Winter, als starker Schnee gefallen war, in den Ruinen des Kolosseums. Er hatte seine Seele auf den Ton gestimmt, der nötig war, um die Schönheiten und Mängel seines Entwurfes zur Peterskuppel zu empfinden. Das ist die Wirkung der erhabenen Schönheit: ein Theater gibt Gedanken zu einer Kirche.

18. August. — Nach der Überlieferung erbaute Vespasian das Kolosseum an der Stelle der Gärten und Teiche des Nero, das heißt etwa in der Mitte vom Rom Cäsars und Ciceros. Die marmorne Kolossalstatue Neros, hundert Fuß hoch, wurde neben dem Amphitheater aufgestellt, daher der Name Kolosseum. Andere behaupten, diese Bezeichnung käme von dem gewaltigen Umfang und der kolossalen Höhe dieses Bauwerks...

Der Baumeister des Kolosseums hat es gewagt, einfach zu sein. Er hat sich gehütet, es mit hübschen kleinen Ornamenten zu überladen, wie sie den Hof des Louvre entstellen. Der öffentliche Geschmack in Rom war noch nicht durch die Gewohnheit höfischer Feste und Zeremonien verdorben, wie unter Ludwig XIV.

Die römischen Kaiser hatten den einfachen Gedanken, alle Ämter, welche die Republik nach dem jeweiligen Zeitbedürfnis geschaffen hatte, auf ihre Person zu vereinigen. Sie waren Volkstribunen, Konsuln und so weiter. — Hier ist alles einfach und gediegen; und darum gewinnt das gewaltige Gefüge aus Travertinblöcken ringsum einen erstaunlichen Charakter von Großartigkeit. Diesen Eindruck verdankt der Beschauer dem Fehlen aller kleinen Ornamente; die Aufmerksamkeit richtet sich lediglich auf die Massenwirkung dieses prachtvollen Bauwerks...

Man muß im Orient, in den Ruinen von Palmyra, Baalbeck oder Petra Bauten suchen, die den Vergleich mit seiner Größe aushalten; aber jene Tempel setzen in Erstaunen, ohne zu gefallen[1]. Obwohl

[1] Sie waren seit Mitte des 18. Jahrhunderts, besonders durch die Reisen und Veröffentlichungen von J. Ward (London 1753, 1757) wieder in den europäischen Gesichtskreis gerückt. — v. O. B.

größer als das Kolosseum, werden sie nie die gleiche Wirkung auf uns ausüben. Sie sind nach anderen Schönheitsgesetzen gebaut, die uns nicht geläufig sind. Die Kulturen, die diese Schönheit schufen, sind untergegangen ... Das Kolosseum dagegen ist für uns erhaben, weil es ein lebendes Denkmal der Römer ist, deren Geschichte unsere ganze Jugendzeit erfüllt hat. Die Seele findet hier Beziehungen zwischen der Größe ihrer Taten und der dieses Gebäudes. Welcher Ort auf Erden sah je eine so große Menge und solchen Prunk? Dem Kaiser der Welt — und das war Titus! — jubelten hier hunderttausend Zuschauer zu; und jetzt — welche Stille!

17. August. — Wieviel glückliche Morgenstunden habe ich im Kolosseum verbracht, in irgendeinem Winkel dieser ungeheuren Ruine verborgen! Von den oberen Stockwerken sieht man unten in der Arena die päpstlichen Galeerensklaven arbeiten und hört sie singen. Das Klirren ihrer Ketten mischt sich in das Zwitschern der Vögel, der friedlichen Bewohner des Kolosseums. Sie fliegen zu Hunderten auf, wenn man sich dem Gestrüpp nähert, das die höchsten Sitzreihen bedeckt, dort, wo einst der Pöbel thronte. Dies friedliche Vogelgezwitscher, das in dem riesigen Rundbau nur schwach wiederhallt, und dann wieder die tiefe Stille, die ihm folgt, tragen dazu bei, die Phantasie in die alten Zeiten zurückzuversetzen. Man gelangt zu den tiefsten Freuden, die die Erinnerung bereiten kann, — „der düstren Freude einer Brust voll Schwermut" (La Fontaine).

In Wahrheit ist dies die einzige große Freude, die man in Rom findet. Sie ist ausgeschlossen für die erste Jugend, die so hoffnungstoll ist. Hat der Leser mehr Glück gehabt als die Schüler am Ende des 18. Jahrhunderts, hat er nicht von klein auf mühselig Latein gelernt, so hängt seine Seele vielleicht weniger an den Römern und ihren die Welt erfüllenden Taten. Für uns, die jahrelang Titus Livius und Florus übersetzt haben, ist die Erinnerung an sie älter als alle Erfahrung. Sie haben uns berühmte Schlachten erzählt; und was für eine Vorstellung macht man sich nicht mit acht Jahren von einer

Schlacht! Die Einbildungskraft ist dann noch phantastisch, und die Bilder, die sie entwirft, sind ungeheuer. Keine kalte Erfahrung beschränkt noch ihre Gestalten...

Diese Art von Träumerei, die uns so hold dünkt und die uns alle Belange des tätigen Lebens vergessen läßt, finden wir je nach unserer Seelenstimmung im Kolosseum oder in der Peterskirche. Für mich, wenn ich ihr verfallen bin, gibt es Tage, wo man mir verkünden könnte, ich sei Herrscher der Welt geworden, und ich würde nicht geruhen mich zu erheben, um den Thron zu besteigen; ich verschöbe es auf ein anderes Mal.

19. August. — Bandello, den Heinrich II. zum Bischof von Agen machte (1550), ist ein vortrefflicher Novellist; ich weiß nicht, warum er den Ruf, den er verdient, nicht genießt. Er hat neun Bände reizender Novellen hinterlassen, die vielleicht etwas zu lustig sind; aber man sieht in ihnen die Sitten des Cinquecento wie in einem Spiegel. Bandello hielt sich 1504 in Rom auf. Er erfindet nichts; seine Geschichten sind auf wahre Tatsachen begründet. Man sieht darin, wie es in Rom zur Zeit Raffaels und Michelangelos zuging. Am päpstlichen Hofe herrschte mehr Pracht, Geist und Frohsinn als an irgendeinem Königshofe Europas. Am wenigsten barbarisch war noch der Hof Franz I. von Frankreich, aber man findet auch dort noch manche Spuren von Roheit. Der Säbel tötet den Geist.

Alle Arten von Verdienst, selbst das, welches in der Kunst des Denkens und der Ermittelung der Wahrheit in schwierigen Fragen lag, waren damals in Rom willkommen. Alle Freuden stellten sich ein. Eine Höflichkeit, die für vollendet galt, tat der Originalität der Geister keinen Abbruch. Ich rate dem Leser, ein paar Novellen von Bandello zu lesen, die in Rom spielen.

20. August. — Wenn der Fremde, der die Peterskirche betritt, alles auf einmal sehen will, so kriegt er wahnsinnige Kopfschmerzen, und alsbald machen ihn Übersättigung und Schmerz unfähig zu jedem Genuß. Man lasse sich nur eine kurze Weile zu der Bewunderung

hinreißen, die ein so großes, so schönes und so wohlgehaltenes Bauwerk, mit einem Worte die schönste Kirche der schönsten Religion der Welt einflößt. Man bewundere die beiden prachtvollen Fontänen des Petersplatzes, dergleichen auch die lachendste Phantasie nichts Schöneres ersinnen kann; dann besuche man im Innern das Denkmal Clemens XIII. (Rezzonico) von Canova. Die Frömmigkeit des Papstes, der Schmerz der Löwen, die Schönheit des riesengroßen Genius, die Schlichtheit der Gestalt des Glaubens — das alles verdient Beachtung. Vielleicht war Canovas Seele nicht düster und stark genug, um das Antlitz der katholischen Religion zu bilden; auch die glatten Formen und namentlich die Stellung des Genius gemahnen etwas an moderne Gespreiztheit. Ich ziehe die Engel in Halbrelief auf dem Grabe der drei letzten Stuarts vor; das sind wirklich wohltätige Genien, holde Mittler zwischen einer ebenso unerbittlichen wie grenzenlosen Macht und den schwachen Menschen.

Neben dem Grabe der Stuarts befindet sich die Tür zur Treppe, die aufs Dach der Peterskirche führt. Man steigt hinauf und steht wie auf dem Marktplatze einer kleinen Stadt. Hinter den Kolossalstatuen der Balustrade ragen die fernen Albaner Berge. Die Kuppel besteigt man auf einer Treppe, die sich zwischen ihren beiden Kappen emporwindet. Der Blick ins Innere der Kirche senkrecht hinab ist schreckenerregend . . .

Verläßt man die Kirche, so gehe man zu etwas ganz anderem: in die Borghesegärten oder in die Villa Lante. Sonst ermüdet man sehr rasch, und das Bewundern wird einem bald zuwider. Das aber ist das einzige Gefühl, vor dem der Fremde sich hier zu hüten hat. Die Geselligkeit, und zwar eine, die von kleinen Interessen und kleinem Klatsch voll ist, ist das beste Gegenmittel dagegen. —

Abends großer Empfang beim Botschafter von . . . Acht bis zehn Kardinäle, ebensoviel bemerkenswerte Frauen, wenigstens in meinen Augen. Geistreiche, feine Bemerkungen des Kardinals Spina. Denkt man darüber nach, so findet man in den treffenden Entgegnungen

dieses Porporato die Tiefe von Mirabeaus Geist. Der Kardinal de Gregorio hat mehr Verve, als die liebenswürdigsten Franzosen, und ebensoviel Geist; er ist der [natürliche] Sohn Karls III. (Carlos tercero) von Spanien[1].

Die geistreichen Leute in Rom haben brio, was ich bei Parisern nur ein einziges Mal bemerkt habe. Man merkt, daß die höheren Menschen hierzulande alle Geziertheit verachten. Es ist, als sagten sie: „So bin ich nun mal. Um so besser für dich!" Der gute Kardinal Häfelin geht trotz seiner zweiundneunzig Jahre noch immer in Gesellschaft und beschäftigt sich damit, den jungen Frauen Artigkeiten zu sagen. Ich liebe den festen, lebhaften Charakter des Kardinals Cavalchini, früheren Gouverneurs von Rom.

Die Unterhaltung dieser entschlossenen Männer ist stets eigenartig, vorausgesetzt, daß sie so viel Bildung haben, um ihre Gedanken auszudrücken. Die Kardinäle tragen etwa die Kleidung des Bartolo im „Barbier von Sevilla", einen schwarzen Priesterrock mit rotem Vorstoß und roten Strümpfen. Sie reden viel von Rossini und unterhalten sich stets mit den schönsten Frauen, den Damen Dodwell, Sorlofra, Martinetti und Buonacorsi ...

Herr von La[val-Montmorency][2] ist hervorragend liebenswürdig, lustig, geschmackvoll, der rechte Vertreter seines Volkes, wie es früher war. Der russische Gesandte, Herr von Italinski, ist ein Philosoph aus der Schule Friedrichs des Großen; viel Geist und Wissen, mit noch größerer Einfachheit gepaart; ein Weiser wie der Lord Marschall, Rousseaus Gönner[3]. Seine Legationssekretäre sehen alles, was in Italien vorgeht; ihr glänzender Geist erinnert an die Art der liebenswürdigsten Männer im Zeitalter Ludwigs XIV.... Nie werde ich die schönen Augenblicke vergessen, die ich dem lebhaften, malerischen

[1] Siehe die Einleitung, S. IX f.
[2] Französischer Botschafter in Rom bis 1828. — v. O. B.
[3] Der bekannte Freund Friedrichs des Großen, Bruder des Feldmarschalls Keith. — v. O. B.

Geist des Grafen K[ossakowsky][1] verdanke ... Es gibt keinen liebenswürdigeren Mann als den portugiesischen Gesandten, Herrn von Funchal. Er ist ein eigenartiger Geist, der die Langeweile selbst aus einem diplomatischen Salon verscheucht ... Übrigens ist nichts undiplomatischer als die Soireen der römischen Botschafter: ausgenommen in der Gruppe, die den Gesandten umsteht, erzählt man sich Neuigkeiten wie im Café ... Wo fände man in ganz Europa eine ähnliche Gesellschaft? Jeden Abend trifft man sich in einem anderen Salon wieder.

Das Eis ist vortrefflich, an den Wänden hängen acht bis zehn Meisterwerke ... Aus Höflichkeit gegen den Papst läßt man hin und wieder ein paar Worte zum Lobe Gottes fallen ...

Beim Grafen Apponyi[2] findet der Reisende offenes, höfliches Benehmen. Man glaubt mit einem jungen ungarischen Obersten zu sprechen. Seit der Kampf zwischen Geburtsadel und Geldaristokratie entbrannt ist, kenne ich in Europa keine Salons, die mit den römischen vergleichbar wären. Es ist unmöglich, daß sich hundert einander fremde Personen gegenseitig mehr Vergnügen bereiten. Ist das nicht die Vollendung des Gesellschaftslebens?

In Frankreich gehen wir der Freiheit entgegen, aber weiß Gott, auf einem recht langweiligen Wege! In unseren Salons sind wir zugeknöpfter und ernster als in Deutschland oder Italien. Ich weiß wohl: man verkehrt dort, um befördert zu werden oder seine Stellung innerhalb einer Partei zu verbessern. Nichts dergleichen in Rom; jeder ist bestrebt, sich zu amüsieren, aber nur unter zwei Bedingungen: sich mit seinem Hofe nicht zu verzürnen und dem Papste nicht zu mißfallen ...

Die päpstliche Regierung ist ein Despotismus wie der von Kassel oder Turin, nur mit dem Unterschiede, daß die höchste Stelle alle acht Jahre durch ein geschicktes Manöver neubesetzt wird und daß

[1] Russischer Attaché. — d. Ü. B.

[2] Österreichisch-ungarischer Botschafter von 1816 bis 1827. — d. Ü. B.

man alle anderen Ämter durch eine Mischung von klugen Intrigen und wirklichem Verdienst erlangt. Die Papstwahl, dies einzigartige Ereignis, gibt allem einen besonderen Charakter. Hier beschäftigt sich das Volk unausgesetzt mit der Lotterie und den Chancen des Glücksspiels, und ein Papst lebt nicht länger als sieben, acht Jahre. Die Laien besitzen in Rom bekanntlich kein einziges wirkliches Amt, wes Ranges sie auch seien, ob Fürsten oder Plebejer. Die letzteren sind Advokaten, Ärzte, Brücken- und Straßenbaumeister; aber alle Beamten von einigem Einfluß sind Priester. Alle Ämter sind lebenslänglich, und niemand wird abgesetzt. Der Papst hat nur einen Minister, den Segretario di Stato, der fast stets die Autorität eines Premierministers besitzt...

Der Beherrscher von Rom hat also die absoluteste politische Macht, und gleichzeitig lenkt er seine Untertanen in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens, der ihres Seelenheils. Dieser Souverän ist in seiner Jugend kein Fürst gewesen. In den ersten fünfzig Jahren seines Lebens hat er Mächtigeren als er selbst den Hof gemacht. Im allgemeinen gelangt er erst dann zur Macht, wenn die anderen von den Geschäften zurücktreten, etwa mit siebzig Jahren.

Ein Höfling des Papstes hat stets die Hoffnung, an Stelle seines Herrn zu treten, ein Umstand, den man an anderen Höfen nicht kennt. Ein Höfling in Rom sucht nicht nur dem Papste zu gefallen, wie ein deutscher Kammerherr seinem Fürsten; er wünscht auch seinen Segen zu erhalten. Durch eine Indulgenz in articulo mortis kann der Beherrscher Roms seinem Kammerherrn die ewige Seligkeit verschaffen; das ist kein Scherz. Die Römer des 19. Jahrhunderts sind keine Ungläubigen wie wir; sie mögen in ihrer Jugend an ihrer Religion zweifeln, aber man fände in Rom doch wenige Deisten. Vor Luther gab es deren viele, selbst Atheisten. Seit diesem großen Manne haben die Päpste Angst bekommen und überwachen sorgfältig die Erziehung. Das Landvolk der Campagna ist derart mit Katholizismus durchtränkt, daß nach seiner Auffassung nichts in der Natur ohne Wunder

geschieht. Ein Hagelschlag kommt zur Strafe für einen Nachbarn, weil er das Kreuz, das auf seinem Felde steht, nicht mit Blumen geschmückt hat. Eine Überschwemmung ist eine Warnung des Himmels, um eine ganze Ortschaft auf den rechten Weg zurückzuführen. Stirbt im Monat August ein junges Mädchen am Fieber, so ist dies eine Strafe für seine Liebschaften. Der Pfarrer schärft dies jedem seiner Beichtkinder ein.

Durch Ammen, Kindermädchen und Dienstboten aller Art teilt sich dieser tiefe Aberglaube den höheren Ständen mit. Ein sechzehnjähriger römischer Marchesino ist der furchtsamste Mensch auf der Welt und wagt nur mit dem Hausgesinde zu reden; er ist viel blöder als sein Nachbar, der Schuhmacher oder Bilderhändler. Das römische Volk, das alle Lächerlichkeiten der Kardinäle und anderer großer Herren am päpstlichen Hofe mit ansieht, ist bei aller Frömmigkeit viel aufgeklärter; jede Art von Geziertheit wird sofort mit einem satirischen Sonett bedacht ...

Der Papst übt also zwei ganz verschiedene Machtbefugnisse aus; als Priester kann er einen in den Himmel bringen, während er ihn als Menschen hinrichten läßt[1]. Die Furcht, die Luther den Päpsten des 16. Jahrhunderts einflößte, war so groß, daß, wenn der Kirchenstaat eine abliegende Insel wäre, wir das Volk noch jetzt in einem Zustande moralischer Knechtschaft fänden, wie es im alten Ägypten und Etrurien der Fall war ... Die Kriege des 18. Jahrhunderts haben die völlige Verdummung des italienischen Bauern vereitelt.

Durch einen glücklichen Zufall waren die Päpste seit 1700 Männer von Verdienst. Kein Staat Europas kann eine ähnliche Liste für diese 129 Jahre aufweisen. Man kann den guten Willen, die Mäßigung und Vernunft, ja selbst die Talente, die in dieser Zeit auf dem päpstlichen

[1] Wie den armen jungen Mann, der 1828 an der Porta del Popolo mit der Keule hingerichtet (mazzolato) wurde. Er war unschuldig. S. die Hinrichtung der Beatrice Cenci im Jahre 1599 und die Vorkehrungen, die Clemens VII. traf, um ihr im letzten Moment die Absolution zu erteilen. — Stendhal. (S. Bd. III der deutschen Stendhal-Ausgabe, wo die Cencitragödie ausführlich dargestellt ist. — v. O. B.)

Thron erschienen, nicht genug loben ... Hätte die parlamentarische Regierungsform nicht den Geist der Kritik und die Preßfreiheit zur Folge, so hätte irgendein wohlmeinender Papst, wie Ganganelli oder Lambertini, seinem Volke eine Kammer geschenkt, die das Budget zu bewilligen hätte ...

Grottaferrata, 21. August. — Gestern abend hat man uns vor dem Fieber Angst gemacht. Im Monat August, sagte man uns, muß man in den reizenden Albaner Bergen wohnen, die sich wie eine vulkanische Insel am Südrande der römischen Campagna erheben. Tagsüber kann man nach Rom fahren und die Denkmäler besuchen, ja sogar Abendgesellschaften mitmachen; aber man muß es vermeiden, eine Stunde vor Sonnenuntergang und eine Stunde nach Sonnenuntergang ins Freie zu gehen. Das alles ist vielleicht nur ein Vorurteil; viele leiden am Fieber, und das Fieber ist etwas Furchtbares; aber entgeht man ihm, indem man Rom verläßt? Herr von Italinski, der russische Gesandte, sagt nein; er ist achtzig Jahre alt und wohnt seit zwölf bis fünfzehn Jahren im Lande. Die meisten der liebenswürdigen Menschen, die wir gestern Abend trafen, wohnen auf den Berghöhen, auf denen Frascati, Castel Gandolfo, Grottaferrata und Albano liegen. Ein sehr liebenswürdiger Franzose, der in Rom wohnt, hat uns ein reizendes Landhaus am Albaner See gemietet. Wir haben es für zwei Monate sehr billig bekommen. Kaum war heute morgen zu früher Stunde das Geschäft abgeschlossen, so fuhren wir bei furchtbarem Sonnenbrand ab. Ein ausgedörrter Landstrich; der Kutscher weigerte sich fast zu fahren. Kein Grashalm auf den Feldern, alles gelb und verbrannt.

Unsere Angst war größer als die Unbequemlichkeit. Unsere Kutsche fuhr so schnell, daß wir einen Luftzug erzeugten. Kaum hatten wir den Berghang erreicht, als ein köstlicher leichter venticello uns vom Meere entgegenwehte. Wir sahen es gleichzeitig rechterhand, nicht zu fern von uns; es war tiefblau; wir erkannten ganz deutlich die weißen Segel der Schiffe, die seine Azurfläche durchschnitten.

Wir sind ganz verliebt in unsere neue Behausung. Wir haben hohe Zimmer mit prächtiger Architektur, die alljährlich sauber getüncht werden. Vorm Zubettgehen betrachtete ich eine Stunde lang beim Schein meiner hochfüßigen Kupferlampe die antiken Büsten, die in meinem Zimmer stehen. Wären sie nicht so überaus schwer, ich kaufte sie, um sie nach Frankreich mitzunehmen. Ein Cäsarkopf ist herrlich.

22. August. — Von meinem Fenster aus könnte ich einen Stein in den Albaner See werfen. Auf der anderen Seite sehen wir durch die Bäume das Meer. Der Wald, der sich von hier bis Frascati zieht, bietet uns malerische Spazierwege, und den ganzen Tag über finden wir herrliche Kühle darin. Alle hundert Schritte überrascht uns ein Ausblick, an die Landschaften Gaspard Poussins gemahnend. Kurz gesagt, erinnert diese Gegend an die Ufer des Comer Sees; nur ist alles düsterer und majestätischer[1].

Einige ängstliche Leute wollten uns vor den Briganten Angst machen; doch ein geistreicher Mann (der Kardinal Benvenuti) hat sie ausgerottet. Das Hauptquartier dieser Herren befand sich in Frosinone, nicht sehr weit von hier, und war durch den Wald hin erreichbar, ohne daß man ins Blachfeld hinauszutreten brauchte. Brigant werden heißt hierzulande „in den Wald gehen" (prender la macchia) und Brigant sein „im Walde hausen" (esser alla macchia). Die Regierung verhandelt oft mit diesen Leuten und bricht ihnen dann das Wort. Ein englischer oder französischer General könnte dies Land in anderthalb Jahren zivilisieren; dann wäre es ebenso achtbar wie langweilig, etwa in der Art von Neuyork.

Als anständiger Mensch und besonders, wenn ich von der italienischen Polizei schikaniert werde, wünsche ich mir, daß die ganze Welt die gesetzliche Regierung von Neuyork bekäme; aber in diesem so moralischen Lande würde die Langeweile meinem Dasein in ein paar Monaten ein Ende bereiten.

[1] Vgl. auch die schöne Schilderung dieser Landschaft in Bd. III der deutschen Stendhal-Ausgabe, S. 9f. — v. O. B.

Im Jahre 1823 war ich in Neapel mit einem sonst verständigen Manne zusammen, der immerfort in der Angst schwebte, man könnte ihm seine achtzehn Hemden aus dem Koffer stehlen. Von solchen traurigen Gefühlen haben wir uns befreit; wir haben sehr wenig Geld bei uns und Uhren für 36 Franken; auch schließen wir nichts ein. Derartige Vorsichtsmaßregeln sind in wilden Ländern stets zu empfehlen. In England schätzte man uns nach der Schönheit der goldenen Uhr und der Wertsachen, die wir auf den somno legten. Die Sovereigns, die in unserer Börse blinkten, erhöhten unser Ansehen beträchtlich. In aristokratischen Ländern muß man den Reichtum zeigen; hier muß man ihn verbergen. Durch Nichtbeachtung dieser Vorsichtsmaßregeln werden sehr viele Engländer in Italien beraubt. Bisweilen suchen sie — wie der schöne junge Mann, der in Neapel mitsamt seiner Gattin ermordet wurde — ihre Ehre darin, sich gegen die Briganten zu wehren, und schießen mit Taschenpistolen auf vier oder fünf schwerbewaffnete Räuber.

Der englische Geist ist darauf gerichtet, *gegen Hindernisse anzukämpfen*. Wir Franzosen, denen dieser Vorzug mangelt, sind übereingekommen, über solche kleinen Diebereien zu lachen, anstatt in den Gasthäusern eine Szene zu machen. Man kommt nur einmal nach Italien; man muß fünfundzwanzig Louisdors opfern, sich auf fünfundzwanzig kleine Räubereien gefaßt machen und nie wütend werden. Ride si sapis.

23. August. — Wir sind quer durch den Wald von Castel Gandolfo bis Frascati gewandert, auf entzückenden Waldpfaden, und haben die Villen Bracciano, Conti und Mondragone, die in Trümmer sinken, die Villen Taverna, Ruffinella und schließlich die Villa Aldobrandini, die reizendste von allen, besucht. Hundertmal begingen wir die Sünde des Neides. Die großen Herren, die diese schönen Häuser und Gärten anlegten, haben die Schönheiten der Architektur und der Bäume in herrlichster Weise vereinigt.

Die Campagna ist gelb, die Vegetation ist völlig verschwunden. Nichts Grünes als die Pinien und die immergrünen Eichen. Diese

Bäume sehen tiefernst aus; unsere Augen sehnen sich nach dem Grün von Richmond und Hagley Park zurück. Ach, wenn die Engländer einen Palladio gehabt hätten, was hätte dies reiche, aristokratische Volk im Villenstil geleistet! Noch in meinen Jahren kann ich eine erste Regung des Respekts vor einem Greise, der einen schönen Palazzo bewohnt, nicht unterdrücken!

26. August. — Wir sind nach Rom zurückgekehrt. Seit zwei Jahren gibt es keine Räuber mehr; trotzdem kam der Kutscher ersichtlich vor Angst um, was meine Reisegefährten keineswegs beruhigte.

Den Anfang machten wir mit der Akademie San Luca, wo wir dem Schädel des göttlichen Raffael unsere Verehrung darbrachten. Man ersieht daraus, daß Raffael klein war. Es wäre lächerlich, wollte ich die Rührung gestehen, die mich überkam. Ich sagte mir halblaut die Verse her:

„Ille hic est Raffael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori[1]."

Strenger Geschmack mag diesen spielerischen Gedanken tadeln; doch ich liebe diese Verse seit so lange, daß meine Bewegtheit wächst, wenn ich sie mir aufsage...

Von der Akademie San Luca gingen wir nach San Gregorio, wegen der beiden Martyrien des Hl. Andreas, der herrlichen Fresken von Guido Reni und Dominichino... Ich ziehe Fresken den Ölbildern vor; aber Besucher, die aus Paris kommen, sind in den ersten zwei Monaten blind dafür. Meine Reisegefährten wollten Ölbilder sehen. Feurige kleine Pferde, boshaft und furchtbar mager, brachten

[1] Das berühmte Sonett des Kardinals Bembo, des Freundes und Beschützers von Raffael, das sein Grab im Pantheon ziert:

„Zweimal war's der Natur um Dich, o Raffael, bange:
Daß Du sie stießest vom Thron, dann, daß sie stürbe mit Dir."

Übrigens befand sich Stendhal mit seinen Zeitgenossen im Irrtum über den Schädel: daß die Akademie nicht den echten besaß, zeigte 1833 die Öffnung seines Grabes im Pantheon, bei der das unverletzte Skelett mit dem Schädel gefunden wurde. — v. O. B.

uns im Galopp bis zum Vatikan. Dort, im dritten Stock des Damasushofes, in einem großen Raum, dessen kahle Wände zartgrün angestrichen sind, fanden wir Raffaels Transfiguration und Guido Renis Abendmahl des Hl. Hieronymus, tausendmal besser gehängt als seinerzeit in Frankreich[1].

Da man den Papst nicht exkommunizieren kann, so hat Pius VII. sich wohl gehütet, den Klöstern ihre Bilder und Güter wiederzuerstatten. In einem kleinen Museum hat er fünfzig der prächtigsten Bilder vereinigt, darunter die Kreuzigung des Hl. Petrus von Guido Reni und mehrere Bilder von Raffael und Perugino. Vom letzteren Meister fiel mir ein heiliger Ludwig von Frankreich durch das goldige Licht auf (das wie durch eine Wolke bei Sonnenuntergang dringt), das aus den Werken dieses Malers leuchtet und ihren Gesamtton bildet. Guido Renis Ton dagegen ist silbern... Bei Raffaels Madonna von Foligno fällt eine scheußliche Verzeichnung am Arme des Täufers auf, der fürchterlich mager ist...

Als es fünf Uhr schlug, gingen meine Freunde zum Diner bei einem Botschafter. Ich ging ganz allein in die Peterskirche. Gerade gegenüber dem Stuartdenkmal Canovas mit den beiden reizenden Engeln steht eine Holzbank mit Rückenlehne. Von dort aus sah ich die Nacht auf den erhabenen Tempel herabsinken. In der Dämmerung wechselt sein Anblick alle Viertelstunden. Alle Frommen sind allmählich hinausgegangen; ich habe die letzten Geräusche gehört und schließlich die hallenden Schritte der Türschließer, die alle Portale mit donnerndem Krach schlossen. Endlich kam einer von ihnen auf mich zu, um mir zu sagen, daß ich allein in der Kirche wäre. Ich war nahe daran, der Versuchung nachzugeben und mich zu verstecken, um die Nacht hier zu verbringen. Hätte ich einen Mantel und ein Stück Brot gehabt, ich hätte es sicher getan. Ich gab dem Türschließer zwei Paoli, was mir für die Zukunft ein gewaltiges Ansehen verschafft.

[1] Im Louvre zu Paris, wo Napoleon Kunstschätze aus aller Welt zusammengeraubt hatte. — v. O. B.

Solch einen Tag kann man in keinem anderen Lande der Welt verleben. Ich speiste bei Armellino am Corso für 56 Bajoc (3 Franken) ein ausgezeichnetes Diner. Mir gegenüber saß Mercadante[1]. Alles sprach voller Staunen von einem Handlungsreisenden, der gestern im Wald von Viterbo zwei Räuber erschoß und den dritten festnahm. Der Reisende war ein Franzose, was mir viel Spaß machte ... Zum Schluß hübsches Konzert bei Signora L ... Die Musik war mäßig, aber man genoß sie mit Leidenschaft ... Um zwei Uhr fahren wir nach Grottaferrata zurück; wir haben keine Angst mehr.

27. August. — Die Künste sind ein Privileg, doch ein teuer erkauftes! Durch wieviel Torheiten, wieviel Unglück, wie viele Tage tiefster Melancholie! Gestern Abend beim Konzert sah ich einige der hübschesten Römerinnen. Die römische Schönheit, voller Seele und Feuer, gemahnt mich an Bologna, doch hat sie längere Zwischenpausen von Gleichgültigkeit und Schwermut. Man merkt die Wirkung der großen Gesellschaft. Die Damen haben etwas von der Indifferenz der Herzoginnen des ancien régime; doch ihre Lebhaftigkeit reißt sie fort; sie wechseln öfters den Platz, laufen im Salon herum und sind dadurch nur um so schöner. Soviel Beweglichkeit würde in Paris eine schöne Robe von Victorine verderben ...

28. August. — Der Wald von Ariccia ist der schönste der Welt. Mächtige kahle, rotbraune Felsen brechen aus dem schönsten Grün und den malerischsten Laubwipfeln hervor. Die strotzende Kraft der Vegetation zeigt, daß die Albaner Berge ein alter Vulkan sind. Trotz der erdrückenden Hitze und der Furcht vor Schlangen sind wir den ganzen Tag lang zwei Miglien im Umkreis Ariccias umhergestreift. Wir haben unsere Ausflüge damit begonnen, daß wir zum fünften

[1] Italienischer Komponist (1797—1870). In einem Brief aus Rom vom 13. Januar 1824 schreibt Stendhal anschaulicher: „Beim Mittagessen saß ich heute neben Mercadante, einem sehr kleinen jungen Menschen mit geistvollem Ausdruck. Er hat seinen eignen Stil: das ist für einen Jüngling viel. Ganz Rom singt die Arien aus (seiner Oper) Elisa e Claudio." — v. O. B.

Male die Fresken von Domenichino im Kloster des Heiligen Basilius in Grottaferrata besuchten. Der Heilige Nilus, ein griechischer Mönch, der auf diesen Fresken dargestellt ist, war zu seiner Zeit ein Mann von höchstem Mut und durchaus hervorragend. Er hat einen Maler gefunden, der seiner würdig war. Was ich meinen Reisegefährten von seinem Leben erzählte, hat die Wirkung von Domenichinos Fresken verdoppelt. Das hat mich bei unseren Damen tief betrübt. Sie sind noch weit entfernt, die Malerei zu lieben und zu verstehen. Der Gegenstand hat nichts mit dem Werte des Bildes zu tun; er ist nicht mehr als das Libretto für die Musik. Über diesen Gedanken haben sie alle gespottet.

29. August. — Heute wollte man zum erstenmal Fresken sehen. Wir begannen mit der Aurora von Guido Reni im Palazzo Rospigliosi, wie mir scheint, das verständlichste Freskenbild. Dies reizende Gemälde kommt dem heutigen Stil nahe, weil Guido hier die griechische Schönheit nachgeahmt hat. Doch da er die Seele eines großen Malers besaß, ist er nicht in frostigen Klassizismus verfallen, das Schlimmste, was es gibt. Er hat auch ein paar wirkliche Köpfe eingefügt, indem er ihre Mängel verschönerte, so z. B. die beiden Köpfe am linken Rande.

Man muß Guido nicht schelten wegen der doppelten Beleuchtung, die einem sofort auffällt, wenn man den Schatten auf dem Schenkel des Genius betrachtet, der eine Fackel trägt. Beim Bewundern dieses Meisterwerkes wird man tausendmal den Kupferstecher Raffael Morghen verwünschen, der ein so unwürdiges Zerrbild davon gemacht hat. Dieser Raffael kann nicht zeichnen, das weiß jedermann; doch hier hat er nicht einmal die Köpfe gravieren können...

Da wir in der Nähe von Santa Maria degli Angeli waren, so sind wir hineingegangen. Rom besitzt sechsundzwanzig Kirchen, die diesem erhabenen Wesen geweiht sind, der schönsten Erfindung der christlichen Kultur. In Loretto gilt die Madonna mehr als Gott selbst. Die menschliche Schwachheit bedarf der Liebe, und welche Gottheit war der Liebe je würdiger!

Santa Maria degli Angeli wurde unter Pius IV. aus zwei Sälen der Diokletiansthermen erbaut; Michelangelo war der Baumeister. Die Fresken von Domenichino sind erstaunlich frisch. Der Himmel schuldete diesem Großen eine solche Entschädigung für alle die Intrigen des Pfuschers Lanfranco, jenes Mannes, der den Mächtigen so lieb, so geschickt und glücklich war und der dem armen Domenichino so viele Dornen auf den Weg streute ... Wie völlig vergessen ist heute Lanfranco, der den Königen und vornehmen Herren von 1640 als so großer Maler galt! Das galoppierende Pferd ist zu lang; etwas Durcheinander herrscht in der Gruppe der Frauen, die den Kriegsknecht zu Pferde von dem Marterwerkzeug wegdrängt. Durch Elend und Verfolgung gebrochen, hatte der arme Domenichino keine Erfindungsgabe mehr ... Von aller Welt verlacht, zweifelte er schließlich selbst an seinen schönsten Werken, wie die Fresken in Sant' Andrea della Valle ...

Rasch, ohne die Droschke anhalten zu lassen und irgendeiner Versuchung nachzugeben, fuhren wir nach Sant' Andrea della Valle; der Heilige Johannes von Domenichino wurde verstanden, ebenso die drei anderen Evangelisten. Die edle Miene der Frauen, durch reizende Schüchternheit gemildert, machte tiefen Eindruck, so tief, daß wir sofort nach der Galerie Borghese fuhren, um Domenichinos Jagd der Diana zu besehen. Die junge badende Nymphe im Vordergrund, die vielleicht etwas schielt, hat aller Herzen gewonnen. Vor den anderen Gemälden sind wir stolzen Blickes vorübergegangen. Schließlich gelangten wir nach der Farnesina.

Dort befinden sich vielleicht die schönsten und jedenfalls die am leichtesten faßlichen Fresken von Raffeal aus der Geschichte von Amor und Psyche, die La Fontaine dereinst ins Französische übertrug. Nach einer halben Stunde stiller Betrachtung erinnerte man sich, daß gestern bei der Herzogin von D... mehrfach auf Raffaels Leben angespielt wurde. Für Rom ist Raffael etwa das, was für das heroische Griechenland Herakles war; alles Große und Edle, was in

der Malerei entstand, schrieb man diesem Heros zu. Selbst sein Leben, dessen Ereignisse so einfach sind, ist von einem Sagenkreis umsponnen; die Bewunderung der Nachwelt erfüllte es mit Wundern. Wir schritten langsam durch den kleinen Garten der Farnesina am Tiberufer, dessen Orangenbäume von Früchten strotzen. Einer von uns erzählte Raffaels Leben, was den Eindruck seiner Werke noch zu erhöhen schien.

Er wurde am Karfreitag 1483 geboren und starb am nämlichen Tage im Jahre 1520, siebenunddreißig Jahre alt. Der Zufall, ausnahmsweise gerecht, scheint alle Arten von Glück auf dieses kurze Dasein gehäuft zu haben. Er besaß die Anmut und die liebenswürdige Zurückhaltung eines Höflings, ohne die Falschheit und Vorsicht eines solchen zu haben. Schlichten Herzens wie Mozart, dachte er nicht mehr an die Machthaber, sobald er ihnen aus den Augen war. Er träumte von Schönheit oder von seiner Liebe. Sein Oheim Bramante, der große Architekt, übernahm es stets, für ihn zu intrigieren. Sein Tod im Alter von siebenunddreißig Jahren gehört zu den größten Unglücksfällen der armen Menschheit.

Er wurde in Urbino geboren, einem malerischen Bergstädtchen zwischen Pesaro und Perugia. Wenn man jene Gegend sieht, begreift man, daß ihre Bewohner durch Geist und Liebenswürdigkeit glänzen müssen. Um 1480 waren die schönen Künste dort in Mode. Raffaels erster Lehrer war sein Vater, ohne Zweifel ein mäßiger, doch kein manierierter Maler (siehe ein Bild des Giovanni Sanzio in der Brera zu Mailand). Der ehrliche Maler studiert die Natur und gibt sie wieder, so gut er kann. Der manierierte Maler bringt seinem unglücklichen Schüler gewisse Rezepte bei, wie man einen Arm, ein Bein und so weiter malt (siehe die Bilder der großen Maler, die Diderot lobt, Vanloo, Fragonard und so weiter). Noch als Kind empfing Raffael neue Ideen durch die Werke von Fra Carnevale, der ein besserer Maler war als sein Vater[1]. Er ging nach Perugia und arbeitete in der

[1] Wißbegierigen sei das anonyme „Leben Raffaels", 150 Seiten in Quart, empfohlen. (Rom 1790, herausgegeben von Comolli.) Der Florentiner

Werkstätte von Pietro Vannucci, genannt Perugino. Bald war er imstande, Bilder zu malen, die denen seines Meisters völlig glichen, nur daß seine Köpfe weniger spießbürgerlich trocken waren... In der Brera zu Mailand befindet sich ein Meisterwerk aus Raffaels Jugendzeit, die Vermählung der Jungfrau. Die zärtliche, große, anmutsvolle Seele des jungen Malers setzt sich hier schon gegen die tiefe Ehrfurcht durch, die er noch vor den Vorschriften seines Lehrers empfand... Vor heftigen Szenen, wie sie Diderot und andere Schriftsteller so liebten, hatte Raffael einen Abscheu; diese große Seele fühlte es wohl, daß die Malerei nur im Notfalle die Gipfelpunkte der Leidenschaft darstellen darf.

Pinturicchio, berühmt durch die Bilder, die er vor Raffaels Geburt in Rom gemalt hatte, nahm den Jüngling zum Gehilfen für die Fresken, die er in der Sakristei des Domes von Siena malte. Unglaublich ist es, daß er nicht auf ihn eifersüchtig war und ihm keinen Possen spielte. Viele waren der Meinung, daß die Malerei bis dahin nichts so Liebliches hervorgebracht hätte, wie die großen Fresken dieser Sakristei oder Bibliothek. Raffael blieb nicht nur Pinturicchios Gehilfe; kaum zwanzig Jahre alt, übernahm er die Skizzen und Kartons zu fast all diesen reizenden Fresken, die noch heute so frisch sind, als wären sie gestern gemalt...

Mehrere der prachtvollen Köpfe, die man in dieser Bibliothek sieht, darf man wohl dem Raffael zuschreiben. Statt des frömmelnden, selbstsüchtigen und traurigen Ausdrucks, den man insgemein bei den Köpfen findet, die um 1503 im Kirchenstaat und in Florenz gemalt wurden, zeigen einzelne Gesichter der Sieneser Fresken einen frommen, zarten und etwas schwermütigen Charakter; man wünscht, diese Menschen zu Freunden zu haben. Besäßen sie mehr Seelenstärke, so würden sie sich zur Hochherzigkeit erheben.

Vasari ist ein Feind Raffaels und Parteigänger Michelangelos. (Stendhal.) Der moderne Leser wird sich an Hermann Grimms „Leben Raffaels" halten. — v. O. B.

Im Jahre 1504 vertauschte Raffael Siena mit Florenz. Dort traf er ein Genie der Malerei, Fra Bartolomeo della Porta. Dieser Mönch zeigte seinem jungen Freunde das Helldunkel und lehrte ihn die Perspektive.

Im Jahre 1505 finden wir Raffael in Perugia, wo er die Kapelle San Severo ausmalte. Die Kreuzabnahme, die wir im Palazzo Borghese sahen, datiert aus derselben Zeit. Hierauf kehrte Raffael nach Florenz zurück, von wo er 1508 nach Rom ging. Die Werke, die zwischen 1504 und 1508 entstanden, zeigen seinen zweiten Stil, zum Beispiel die Madonna mit dem Jesusknaben und dem kleinen Johannes in einer Felslandschaft, die man in der Tribuna zu Florenz sieht[1].

Im Alter von fünfundzwanzig Jahren kam Raffael nach Rom (1508); man kann sich vorstellen, welches Entzücken diese zärtliche, edle und das Schöne so liebende Seele beim Anblick der ewigen Stadt empfand! Die Neuheit seiner Ideen und seine äußerste Sanftmut erregten die Teilnahme des furchtbaren Julius II., zu dem er, dank seinem Oheim Bramante, zuerst in Beziehung trat. So bedurfte dieser große Mann, ganz wie Canova, keiner Intrige. Die einzige Leidenschaft, die wir zu dieser Zeit bei Raffael finden, ist die Liebe zur Antike. Er wurde beauftragt, die Stanzen im Vatikan auszumalen; nach wenigen Monaten hielt ihn ganz Rom für den größten Maler, der je gelebt hat. Raffael wurde der Freund aller Leute von Geist in jener Zeit, unter denen sich ein großer Mann, Ariost, und der Schriftsteller befand, der allein die Opposition im Zeitalter Leos X. vertrat: Aretino. Während Raffael die Stanzen malte, berief Julius II. Michelangelo.

Dessen Parteigänger waren die einzigen Feinde, die Raffael hatte, aber Raffael war nicht ihr Feind. Man findet keinen Menschen, den er gehaßt hätte; er ging ganz in seiner Kunst und in seinen Liebschaften auf. Michelangelo begriff das Genie seines Nebenbuhlers nicht; er

[1] Die Madonna del Cardellino. — D.

sagte: „Dieser junge Mensch ist ein Beispiel dafür, was das Studium hervorbringen kann." Wie Corneille, wenn er von Racine spricht. Raffael war stets voller Ehrfurcht gegen den erstaunlichen Mann, den die römischen Intrigen zu seinem Nebenbuhler machten. Er dankte dem Himmel, daß er ihn zur Zeit Michelangelos auf die Welt gesandt hatte. Infolge der Anstrengungen seiner Feinde entfaltete Raffael eine fieberhafte Tätigkeit, die ihn gegen Ende seiner Laufbahn zu verlassen schien, als Michelangelo, der sich mit Leo X. verzürnt hatte, ein paar Jahre untätig in Florenz verbrachte.

Ich zeigte meinen Gefährten das Haus Raffaels in der Straße, die zur Peterskirche führt; hier gab er zwölf Jahre nach seiner Ankunft in Rom, im Jahre 1520, den Geist auf. Im Palast Barberini und in der Gallerie Borghese sahen wir Bilder der Fornarina, die der Anlaß zu seinem Tode war. Ein anderes, Raffael zugeschriebenes Bild von ihr gehört zu den Perlen der Tribuna in Florenz. Dieser Kopf verrät einen großen Charakter, das heißt viel Freimut, Verachtung aller List und selbst jene Wildheit, die man in Trastevere antrifft. Dieser Kopf ist himmelweit entfernt von der affektierten Eleganz, Schwermut und körperlichen Schwäche, die das 19. Jahrhundert der Geliebten Raffaels zuschreiben möchte. Wir rächen uns, indem wir sie häßlich nennen. Raffael liebte sie mit Bestand und Leidenschaft ...

Die ungeheure Fülle von Werken, die Raffael für Julius II. und Leo X. schuf, hat man verschieden erklärt. Im Jahre 1512 machten ihm alle reichen Leute in Rom den Hof, um etwas von seiner Hand zu besitzen. Kurz vor seinem Tode erreichte es Agostino Chigi, ein reicher Bankier, daß er in dem reizenden kleinen Palast am Tiberufer, wo wir uns jetzt befinden, die Abenteuer der Psyche malte. Raffael lebte umgeben von Waffenlärm. In seiner Jugendzeit regierte ein Tyrann nach dem Herzen Machiavellis in Mailand, und im Jahre 1515 wurde die Schlacht von Marignano geschlagen.

Grottaferrata, 30. August. — Augenblicklich findet man eine reizende Gesellschaft in den Palästen, welche die schönsten Punkte der

Berge von Frascati krönen. Wir gehen oft nicht nach Rom und bleiben auf dem Lande.

Gestern abend trafen wir in der Villa Aldobrandini einen geistreichen Mann, Melchior Gioja[1], der von Neapel kommt. Wir verbrachten einen reizenden Abend mit ihm... Er erzählte unter anderem folgendes:

Perronti war Bataillonskommandeur in den französischen Heeren. Seine Tapferkeit ist durch hundert Kämpfe erwiesen; er begann seine Laufbahn damit, daß er 1800 zum Tode verurteilt wurde. Er rühmt sich keines Dinges, ausgenommen daß er ein Freigeist ist. Von seinen Schlachten kein Wort; dagegen kann er den „Gevatter Matthieu"[2] und die „Pucelle" von Voltaire auswendig und zitiert Stücke daraus; und er weiß immer einen neuen Grund anzuführen, daß man fünf Minuten nach seinem Tode ebenso weit ist wie fünf Minuten vor der Geburt. Das Geschick führte diesen Freigeist kürzlich nach Neapel an einem Festtage des San Gennaro. Unglücklicherweise ließen er und ein paar Freunde sich fortreißen, in den Dom zu gehen, mitten unter den ungeheuren Schwarm von Bettlern, die den Heiligen beschimpfen und ihn faccia verde nennen, wenn sein Blut nicht flüssig wird[3]! Kaum steht Perronti an dem Eisengitter, das die Menge von dem Wunder abtrennt, als er weint, auf die Knie sinkt und sich schließlich

[1] Melchior Gioja (1767—1829), italienischer Nationalökonom, ein Bekannter Stendhals aus Mailand. Näheres s. „Reise in Italien" (Bd. V dieser Ausgabe), S. 463.

[2] Le Compère Mathieu ou les Bigarrues de l'esprit humain (Par H. L. Dulaurens). Londres, 1766, 2 Bde., ein wegen seiner Freigeisterei berüchtigtes, aber stellenweis gelehrtes und geistreiches Buch. Deutsch unter dem Titel: „Der Gevatter Matthies oder die Ausschweifungen des menschlichen Geistes", Berlin 1779, 3 Teile; 2. verb. Aufl. ebd. 1790. (Neuausgabe dieser Verdeutschung, München 1919.) — v. O. B.

[3] Das „Wunder des Hl. Januarius", das sich jährlich zweimal wiederholt, besteht darin, daß sein geronnenes, angebliches Blut, welches in einer Fiole aufbewahrt wird, flüssig wird. Vollzieht sich dieses Wunder zu langsam, so ist das ein schlechtes Vorzeichen, und das Volk beginnt zu rasen. Diese Zeremonie findet auch heute noch statt. — v. O. B.

den Reliquienbehälter, der das kostbare Blut des Heiligen Januarius enthält, auf Stirn und Mund drücken läßt. Nach Beendigung der Zeremonie verbirgt er sich in einem Beichtstuhl. Am folgenden Tage antwortet er auf alle Anzüglichkeiten beschämt und verwirrt: „Es war stärker als ich.“ So sind die italienischen Freigeister; alle teuren Kindheitserinnerungen, die den Charakter bilden, sind an die pomphaften Zeremonien der katholischen Kirche geknüpft; man sieht zum Glück keinen jener verwegenen Atheisten des Cinquecento mehr, wie Aretino,

„Che disse mal d'ognuno fuor di Cristo,
Scusandosi col dir: non lo cognosco[1]“:

Herr Gioja erzählte uns: Einer der reichsten Kaufleute Mailands fuhr mit einem Freunde vergnügt in der Post; die Galanterie bildete den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung; und da die Reise die Bande der Freundschaft enger knüpfte, so sagte der Kaufmann zu seinem Freunde: „Ich will nicht verfehlen, Sie meiner Geliebten vorzustellen.“ Sie kamen nach Loretto[2]. Wie erstaunte Melchior Gioja, als er seinen Freund plötzlich ernst werden sah. Er gab zweiundzwanzig Napoleons aus, um Messen für das Seelenheil seiner Geliebten und sein eigenes christliches Sterben lesen zu lassen und nahm eine Menge Rosenkränze mit. Erst zwanzig Miglien weiter, in Pesaro, wurde er wieder lustig.

Ich müßte schöne Worte machen, um einen Begriff davon zu geben, was wir unwillkürlich empfanden, als wir um ein Uhr morgens vor der Villa Aldobrandini nach Grottaferrata durch den Wald zurückkehrten. Ich würde diese göttliche Mischung von Wollust und innerer Trunkenheit verderben, wenn ich sie zu schildern suchte; und überdies würden mich Nordländer nicht verstehen. Das Klima ist hier der größte Künstler[3].

[1] S. Anm. 1 im Anhang.
[2] Berühmte Wallfahrtskirche. — v. O. B.
[3] An anderer Stelle sagt Stendhal: „Ein schönes Klima ist ein Schatz für den Armen, der Seele besitzt. Welches Glück für arme Künstler wie Horaz,

Nie hätten wir solche Eindrücke geahnt, wenn wir Italien im Winter besucht oder auch nur in Rom geblieben wären.

1. September. — Der Materialismus mißfällt den Italienern. Die Abstraktion fällt ihrem Geiste schwer. Sie brauchen eine Philosophie, die ganz von Schrecken und Liebe erfüllt ist, das heißt einen Gott als Beweger der Welt. Im Norden ist die Religion konservativ geworden, sie geht ihrem Selbstmord entgegen. Das alles gibt es in Italien nicht. Der leidenschaftlichste Schürer der Revolution in Neapel war ein Priester. Hierzulande kann ein geschickter Priester den Katholizismus für Jahrhunderte wieder aufflammen lassen.

Der Italiener betet seinen Gott mit denselben Fibern des Herzens an, womit er seine Geliebte vergöttert und die Musik liebt. Denn für ihn liegt in der Liebe viel Furcht. Die Hauptsache, um eine Italienerin zu erobern, ist, daß man eine entflammbare Seele hat. Der französische Geist, der Kaltblütigkeit besitzt, ist ein Hindernis. Das will unser liebenswürdiger Reisegefährte Paul nicht verstehen. Er amüsiert sehr, doch er besticht keineswegs; und er ist tief erstaunt, Damen, die er Tränen lachen läßt, nicht zu gefallen.

12. September. — Der liebenswürdige Oberst Corner[1] erzählte uns gestern abend bei Signora Lampugnani von Spanien. Eines Tages, während seine Maultiere rasteten, kehrte er in eine Herberge ein und trat an das Fenster.

Ein Blinder kam herbei, setzte sich auf die Bank vor der Herberge, stimmte seine Gitarre und begann nachlässig zu spielen. Eine Magd kam von fern her, einen Wasserkrug auf dem Kopfe. Zuerst begann sie im Takte zu gehen, dann machte sie kleine Sprünge, und endlich, als sie sich dem Blinden näherte, tanzte sie richtig. Sie setzte ihren Krug hin und fing an, nach Herzenslust zu tanzen. Ein Stallbursche,

Virgil und Properz, wenn die Hauptstadt der Kultur so schön gelegen ist!... Alles Zarte in den Künsten ist unmöglich oder doch stentato (erzwungen) in einem Klima, wo die Nerven drei-, viermal täglich anders gespannt werden."

[1] Über den Grafen Andreas Corner s. „Reise in Italien", S. 46.

der in einiger Entfernung über den Hof ging und einen Packsattel trug, ließ seine Last fallen und begann gleichfalls zu tanzen. Kurz, in weniger als einer halben Stunde umtanzten dreizehn Spanier den Blinden, doch völlig unbekümmert umeinander. Keine Spur von Galanterie; jeder schien nur für sich zu tanzen und zum eigenen Vergnügen, wie man eine Zigarre raucht.

Die Römerinnen lachten sehr über die Torheit der Spanier: so viel Mühe um nichts! „Sicherlich", sagte Corner zu mir, „liegt in unserem italienischen Charakter etwas Düstres und Zartes, das sich zu hastigen Bewegungen nicht hergibt. Dieser Zug von Zartgefühl und Wollust geht den Spaniern ganz ab; deshalb ist dort die Schönheit auch selten. Die Spanierinnen haben nur sehr schöne Beine und die hübschen Füße, womit sie tanzen — Dinge, die man bei den Italienerinnen selten zu loben hat. Hier erscheint jede Bewegung, wenn die Seele träumerisch ist, als unangenehme Anstrengung ... Eine Seele, die erschöpft ist, weil sie eine Stunde lang von der himmlischen Schönheit der Venus von Canova oder von einem Blicke geträumt hat, den seine Geliebte einem Nebenbuhler zugeworfen, ist nicht imstande, beim Schuhmacher ein Paar Stiefel zu bestellen ... In Spanien gibt es schöne Augen, aber sie sind hart und verraten weit mehr die Energie, die zu großen Taten nötig ist, als das düster, verschleierte Feuer der zarten und tiefen Leidenschaften.

„Der Spanier liebt die Tanzmusik, der Italiener die Musik, welche die Leidenschaften ausdrückt und die Glut der Leidenschaften verdoppelt, die einen verzehrt.

„Gleich ist beiden Völkern, daß die Spanierin wie die Römerin dieselbe Sache sechs Monate lang begehrt oder von keinem Wunsche bewegt wird und sich langweilt. Eine junge Französin hat in ihrem Willen ein Feuer und eine Unruhe, welche die besonnenere Seele einer Römerin erstaunt und ermüdet. Aber dies Strohfeuer währt nur ein paar Tage. Die Tigernatur versinnbildlicht am besten die römische Wollust, wenn man Augenblicke völliger Raserei hinzunimmt."

„Allerdings", erwiderte ich, „trafen wir eben zwei junge Römer mit ihren Geliebten und deren Familien, die auf einem Karren saßen und von einer Vergnügungspartie auf dem Monte Testaccio zurückkehrten. Sie sangen, gestikulierten und waren wie toll, Männer und Weiber; es war keine leibliche Betrunkenheit; aber der geistige Rausch kann nicht weiter gehen. Siehe Casanova."

16. September. — Unsere Leidenschaft für das Land und den Wald von Ariccia dauert an. Trotzdem fuhren wir heute morgen nach Rom; der Zufall führte uns in die Stanzen von Raffael. Heute wurde Raffael verstanden; man betrachtete seine Werke mit dem Maße von Leidenschaft, das die Einzelheiten entdecken und empfinden läßt, wie nachgedunkelt das Bild auch sei.

Einem geringschätzigen und kalten Menschen wie Childe Harold, der von der Höhe seines Stolzes herab seine Empfindungen und selbst seinen reichen Geist richtet, kann man Maß zu einem Anzuge nehmen. Aber niemand vermag ihm mit den schönen Künsten Freude zu machen. Der Stolz muß sich dazu herablassen, aufmerksam zu sein: man kann das Vergnügen nicht eingeben wie eine Pille; das war mein Gedanke, grob ausgedrückt; ich habe ihn aber meinen Reisegefährten nicht verraten.

18. September. — Die vier Säle oder Stanzen, worin Raffael seine Fresken malte, gehören zu dem Teil des vatikanischen Palastes, den der kunstliebende Nikolaus V. erbaute. Sie erhalten nur schwaches Licht durch den Hof des Belvedere. Die Architektur verrät ein heißes Land und jene Zeiten der Energie, wo der Palast zugleich als Burg diente. Den zweiten Stock dieses Gebäudes ließ Alexander VI. von Pinturicchio mit Wandgemälden schmücken. Julius II. wollte den dritten Stock, in dem wir stehen, mit Fresken ausmalen lassen. Die berühmtesten Künstler der Zeit, Pietro Perugino, Bramantino von Mailand, Luca da Cortona, Pietro della Gatta und Piero della Francesca wurden herangezogen. Bramantino erzählte dem Papste von einem jungen Verwandten, der ein Wunderkind sei und in Siena

Erstaunliches geleistet hätte. Julius II. ließ diesen jungen Mann kommen. Es war im Jahre 1508. Man kann sich denken, mit welchem Haß und welcher Verachtung die übrigen Maler den jungen Favoriten empfingen.

Raffaels erstes Bild war die „Disputà". Er hatte eine Fülle großer Gestalten, Helden des Christentums, darzustellen, wie sie über das Mysterium der Dreieinigkeit nachsinnen oder disputieren. Welches Genie gehörte dazu, disputierenden Theologen solche Anmut, Überredungskunst, Salbung und Herzensunschuld zu verleihen!... Man findet in diesem ersten großen Wurfe von Peruginos Schüler noch manche Anklänge an den Lehrer. Statt das Gold farbig aufzutragen, nahm Raffael, irregeleitet durch die Vorstellung des Reichtums, die sich bei gewöhnlichen Geistern mit der der Schönheit fast deckt, wirkliches Gold zu den Heiligenscheinen wie zu der Glorie Gott Vaters, ganz wie auf der Freske von San Severo. Hier wie dort ist der Stil hart, kleinlich und ängstlich. Alles ist mit der peinlichen Genauigkeit ausgeführt, die Einfaltspinsel Trockenheit nennen, die aber viele dem rasch hingeworfenen Ungefähr der modernen Malerei vorziehen. Raffael begann dieses Bild von rechts; auf der linken Seite hat er schon Fortschritte gemacht. Julius II. war so entzückt davon, daß er alle anderen Fresken, die die obengenannten Maler in diesem Saale gemalt hatten, von Maurern abklopfen ließ. Alle Bilder sollten von Raffaels Hand sein...

Das Antlitz der „Milde" im Konstantinssaal hat meine Gefährten vom ersten Tag an bestochen. In der Kunst, einen einzelnen Kopf mit Leidenschaft zu erfüllen, hat Raffael nur einen Ebenbürtigen: Correggio...

Der Homerkopf im „Parnaß" ist seherisch. Der Kopf der Sappho hat meinen Gefährten mißfallen. Er ist zu kraftvoll, zu wenig fein und schwermütig. Daß Apollo die Violine spielt, ist auffällig; man sagt, auf Wunsch des Papstes habe Raffael einen damals berühmten Violinspieler abgebildet...

Die Decke dieses Saales trägt vier Medaillons von Raffael. Wer kennte sie nicht: die Theologie, die Jurisprudenz, Philosophie und Poesie? Alle Meister der venezianischen und florentinischen Schule wären bei solchem Gegenstand unbedeutend gewesen. Sie hätten ein paar schöne, mehr oder minder stattliche Frauenzimmer gemalt. Nur Correggio und Raffael konnten diese Stufe des Erhabenen erreichen. Doch ich gebe zu, daß diese strengen Gesichter nichts von den Vorzügen eines Pariser Lustspiels besitzen...

20. September. — Man muß sich durchaus einen Begriff von dem Worte Stil machen, sonst kommt man zu endlosen Umschreibungen[1]. Nehmen wir an, derselbe Gegenstand würde von mehreren Malern behandelt, zum Beispiel die Anbetung der Könige. Kraft und Schrecken werden das Bild Michelangelos kennzeichnen. Die Könige werden ihres Ranges würdig sein, und sie werden wissen, vor wem sie niederknien. — Bei Raffael wird man weniger an die Majestät der Könige denken: sie werden in der Formgebung vornehmer sein, ihre Seelen werden mehr Adel und Großmut besitzen. Doch sie werden alle überstrahlt werden von der himmlischen Reinheit der Maria und dem Blick ihres Sohnes. Die Handlung wird ihre hebräische Wildheit verlieren; der Beschauer wird undeutlich fühlen, daß Gott ein milder Vater ist. — Nun gebe man den gleichen Gegenstand dem Leonardo da Vinci. Die Vornehmheit wird noch merklicher sein als bei Raffael; die Kraft und die glühende Erregbarkeit werden uns nicht ablenken; die kleinen Seelen, die sich nicht zur schlichten Majestät erheben können, werden von der edlen Erscheinung der Könige entzückt sein. Das Gemälde, in Halbschattentönen gemalt, wird eine Art von Schwermut ausströmen. — Es wird ein Fest für das entzückte Auge sein, wenn es von Correggio gemalt ist. Die Göttlichkeit, die Majestät, die Vornehmheit werden das Herz nicht sofort ergreifen, die Augen aber werden sich nicht abwenden können, die Seele wird glücklich sein, und auf diesem

[1] Diese ganze Betrachtung ist ein Auszug aus der „Geschichte der italienischen Malerei", Kap. XXII. — v. O. B.

Umwege wird sie der Gegenwart des Heilands der Menschheit gewahr werden.

Der Stil in der Malerei ist die Eigenart jedes, die gleichen Dinge zu sagen. Jeder der großen Maler suchte nach Mitteln, um der Seele diesen besonderen Eindruck fühlbar zu machen, der ihm das Hauptziel der Malerei schien. Die Wahl der Farben, die Art ihrer Auflegung, die Verteilung der Schatten, gewisse Nebendinge — alles erhöht den Stil eines Kunstwerks. Jedermann weiß, daß eine Dame nicht den gleichen Hut aufsetzt, wenn sie ihren Beichtvater oder ihren Liebhaber erwartet. Die Durchschnittskünstler nennen den Modestil „den Stil". Wenn man in Paris im Jahre 1810 sagte: „Dieses Gesicht hat Stil", so meinte man: „Es ist wie die Gesichter von David."

Beim wirklichen Künstler hat ein Baum anderes Grün, wenn er das Bad der Leda beschattet, die mit ihren Schwänen spielt (wie auf dem herrlichen Bild von Correggio), oder wenn Mörder das Waldesdüster benutzen, um einen Wanderer zu töten (Martyrium des Hl. Petrus Inquisitor in Venedig)[1].

Raffaels Stil wird uns fühlbar, wenn wir die besondere Stimmung seiner Seele in der Art wiederfinden, wie er das Helldunkel, die Zeichnung und die Farben gibt (dies sind die drei Hauptteile der Malerei).

23. September. — Zu meinem großen Schmerz erkenne ich, daß ich meine Freunde abschrecken würde, wenn ich sie zwingen wollte, die Stanzen zu bewundern. Irgendein buntes Bild von Camuccini sagt ihnen mehr zu, und Girodets „Sintflut" stellen sie über Michelangelo. Ich flüchte mich in die historischen Erklärungen.

Um die meisten Bilder der großen Meister recht zu verstehen, muß man sich den moralischen Dunstkreis oder das Milieu vorstellen, in dem Raffael, Michelangelo, Leonardo da Vinci, Tizian, Correggio und alle großen Meister lebten, die vor der Bologneser Schule

[1] Dies Meisterwerk Tizians verbrannte 1867; eine gute alte Kopie besitzt die Galerie in Braunschweig. — D.

hervortraten[1]. Sie selbst waren erfüllt von einer Menge von Vorurteilen, die heute vergessen sind und die damals besonders die reichen und frommen Greise beherrschten, die ihnen Bilder auftrugen.

Ein Greis, Johann Franz Ludwig Fiesco, bestellte bei Correggio ein Bild, das die Madonna darstellen sollte, wie sie den Erlöser in den Armen hält, und ihren Thron sollten Johannes der Täufer, der heilige Franz, der so viel später lebte, und der heilige Ludwig von Frankreich umstehen. Was können sich diese Personen sagen, die im wirklichen Leben durch Jahrhunderte getrennt waren? Der reiche Greis, der ihre Namen trug, wollte, daß sie mit all ihren Wahrzeichen abkonterfeit würden, damit sie leicht zu erkennen wären. So hat der Hl. Laurentius stets einen kleinen Rost neben sich, zur Erinnerung an den, auf dem er den Märtyrertod erlitt. Die Hl. Katharina hat stets ein Rad; Sankt Sebastian trägt Pfeile und so weiter[2]. Oft muß man annehmen, daß die Heiligen, die sich auf einem Bilde zusammenfinden, für einander unsichtbar sind. Man sieht, warum auch die größten Maler sich so wenig um die Komposition kümmerten, das heißt, weil alle Personen eines Gemäldes an ein und derselben Handlung teilnehmen, wie man es im Drama sieht.

Bronzino und die Mehrzahl der Florentiner Maler, die Michelangelo blind nachahmten, wie unsere Bildhauer die Antike nachahmen, gingen nur darauf aus, schöne Akte in sehr eigentümlichen und fast unmöglichen Stellungen zu schaffen. Zu dieser Art von Verdienst wurden sie durch die Aufträge der Frommen geführt, die zum Beispiel ein Bild bei ihnen bestellten, das die Heiligen Petrus, Leo und Franziskus Xaverius darstellte. Welche gemeinsame Handlung

[1] Hier ein paar Daten: Michelangelo 1475—1563; Leonardo da Vinci 1452—1519; Fra Bartolomeo della Porta 1475—1517; Raffael Sanzio 1483—1520; Correggio 1494—1534; Tizian 1477—1576. Paul Veronese starb 1588, zu der Zeit, wo die Caracci, Guido Reni, Guercino und Dominichino, die großen Meister der Bologneser Schule, geboren wurden.

[2] Empfehlenswert ist Paul Schubrings „Hilfsbuch zur Kunstgeschichte" (Heiligenlegenden, Mythologie, Technik, Zeittafeln), Berlin 1909. — v. O. B.

kann diese Personen verbinden? Doch ein großer Vorteil ist der, daß der Greis, der das Bild bestellte, und wahrscheinlich auch der Maler fest glaubte, daß die Heiligen Petrus, Leo und Franziskus Xaverius im Augenblicke des furchtbaren Gerichtes, das dem Tode folgt, beim Allmächtigen Fürsprache für den Frommen einlegen und seine Sache ebenso eifrig vertreten würden, wie er sie im Leben geehrt hatte. In der Peterskirche sahen wir, wie die Bauern noch heute glauben, daß der Apostelfürst auf die Huldigungen, die man seinem Bronzebild darbringt, aufmerksam vom Himmel herabschaut.

Wenn man die Sitten und Glaubensmeinungen des Quattro- und Cinquecento bis ins einzelne verfolgte, so würde man die Gründe für manche Lächerlichkeiten entdecken, die man auf den Bildern der großen Meister erblickt. Die christliche Religion gestattete damals alle Leidenschaften, alle Rachsucht und verlangte nur eins: daß man an sie glaubte.

24. September. — Zu Raffaels und Michelangelos Zeiten war das Volk, wie stets, um hundert Jahre zurück, während die vornehme Gesellschaft für die Schriften von Aretino und Machiavelli schwärmte. Ariost gab Raffael Ratschläge für sein Gemälde „Der Parnaß" im Vatikan; und die Scherze, die er in sein göttliches Gedicht verflocht, hallten in den Palästen der Nobili wider. Die Religion übte damals auf die herrschende Klasse keine andere Wirkung aus, als daß sie den Greisen eine Leidenschaft einflößte; sie heilte sie von Langeweile und Überdruß an allen Dingen durch die Furcht vor der Hölle.

Diese Höllenfurcht, im Verein mit der Erinnerung an die Liebe, welche die Leidenschaft ihrer Jugend gewesen, hat alle Meisterwerke der Künste geschaffen, die wir in den Kirchen sehen. Zwischen 1450 und 1530 entstanden die herrlichsten Dinge; sechzig Jahre später brachte die Ruhmsucht die Bologneser Schule hervor, die alle anderen kopierte, aber auf weniger jugendfrische Leidenschaften zu wirken hatte. Ich bezweifle, daß Guido Reni fest an die Heiligen glaubte, die er malte. Der gute Glaube schadet vielleicht dem Geiste, doch ich halte ihn für unerläßlich, um in den Künsten Großes zu leisten.

Guido Reni rührt uns durch die schönen, gen Himmel blickenden Frauenköpfe, die wir Magdalenen nennen. Er sagte begeistert: „Ich habe zweihundert verschiedene Arten, ein Paar schöne Augen gen Himmel blicken zu lassen."

Ein Dichter, der der vornehmen Gesellschaft zur Zeit Raffaels schmeicheln wollte, rief aus: „Nach meinem Glauben fragt ihr: ich glaube nur an guten Wein und gebratene Kapaune; wenn man daran glaubt, wird man selig."

„Rispose allor Margutto: a dirtel toto,
Jo non credo piu al nero che all'azzurro,
Ma nel cappone, o lesso, o vuolsi arrosto;
E credo alcuna volta anco nel burro.
— — — — — — — — — — — — — —
Ma sopra tutto nel buon vino ho fede,
E credo che sia salvo chi gli crede[1]."

Doch das Bürgertum und das niedere Volk glaubten im Jahre 1515 fest an Wunder; jedes Dorf hatte seine Wunder, und man erneuerte sie geflissentlich alle acht bis zehn Jahre; denn in Italien wird ein Wunder alt, und die Frommen gestehen dies ohne weiteres ein. Ihr Glaube ist so treuherzig, daß sie unter Umständen das Wort des Tertullian wiederholen würden: Credo quia absurdum.

25. September. — Die Jesuiten haben die Religion heutzutage so umgeschaffen, wie sie vor Luther war; sie sagen zu ihren Zöglingen im Kolleg von Modena: „Tut, was euch gefällt, und nachher kommt und erzählt es uns."

Wie fern steht diese bequeme Religion, die sich mit dem Geständnis der Sünden begnügte, dem finstern Glauben des Londoner Spießbürgers, der am Sonntag nicht spazieren geht, um Gott nicht zu kränken! . . . Eines Sonntags in Glasgow ging ich am Morgen zur Kirche; der Bankier, an den ich empfohlen war, begleitete mich. „Gehen Sie

[1] Pulci, „Morgante maggiore", Canto XVIII, stanza 151. (Stendhal.) Luigi Pulci (1431—87) war ein Freund des Lorenzo Medici und Angelo Poliziano. — v. O. B.

nicht so schnell," sagte er; „es sieht sonst aus, als ob wir spazieren gingen." Sein Kredit hätte unter dieser Sünde gelitten. In Amerika zwingt man den Reisenden, der am Sonntag mit der Post fährt, oft zum Aussteigen. Man will ihn wider seinen Willen retten; Reisen ist arbeiten. Dem Postillion, der für den Profit vieler arbeitet, sieht man diese Sünde nach; den Reisenden jedoch, der sich für seinen eigenen Vorteil in die Hölle bringt, hält man zurück. In Rom ist man unmoralischer, doch nicht so töricht. Wir stehen hier vor den äußersten Konsequenzen beider Religionen. Wir sehen einen anderen Kontrast, die reinste Freiheit und die vollständigste Tyrannei.

26. September. — Um 1515, als Franz I. und der französische Adel sich auf den Feldern von Marignano unsterblich machten, hatte das niedere Volk in Italien derartige religiöse Anschauungen, daß es eines Tages unglaubwürdig erscheinen wird, daß es auf Erden Menschen gab, die so etwas ausdenken und schreiben konnten.

In Wahrheit hatten die höheren Menschen jener Zeit das Unglück, Atheisten zu sein; oder wenigstens sahen sie in Christus nur einen liebenswerten Philosophen, dessen Leben von findigen Leuten ausgebeutet worden ist.

Nach der tiefen Barbarei des neunten Jahrhunderts entstanden in Italien zwei Handelsrepubliken, die dem Lande jenen Fond von gesundem Menschenverstand in allen Dingen gaben, die nicht die Wunder und Heiligen betreffen, und den man noch heute im italienischen Charakter findet. Seit 1530 und Karl V. geschah alles Menschenmögliche, um diesen Geist zu unterdrücken[1].

Doch in den dreihundert Jahren zwischen dem Sturz der Republiken und der spanischen Zwingherrschaft (von 1230 bis 1530) lebten die Fürsten, die in jeder Stadt die Macht an sich gerissen hatten, im

[1] S. die „Musterregierung" des Großherzogs Cosimo I. von Florenz. Nicht zufrieden damit, alle Toskaner von einiger Hochherzigkeit zu verbannen, ließ er sie noch im Exil ermorden. Nur Niedriggesinnte hatten ein Recht auf seinen Schutz.

Verkehr mit den Männern des Geistes. Unglaublich, aber doch nicht so erstaunlich, wenn man bedenkt, daß Lorenzo Medici, Alphons von Este, Leo X., Julius II., die Cani della Scala, die Malatesta, Sforza und zwanzig andere zu den Ersten ihrer Zeit gehört hätten, auch wenn eine Revolution sie der Macht beraubt hätte!

Die Mehrzahl der großen Maler überlebte das Jahr 1520, Raffaels Todesjahr, nicht lange. Um jene Zeit verbreitete der Unglaube sich rasch im Mittelstande. „Geht und sagt meinem Freunde, dem Kardinal," sprach Rabelais im Sterben, „ich ginge jetzt ein großes Vielleicht suchen." Die Gedankenfreiheit währte in Italien bis zu Paul IV., der Großinquisitor gewesen war (1555). Dieser Papst erkannte die Gefahr, die Luther für den Katholizismus bedeutete. Er und seine Nachfolger befaßten sich ernstlich mit der Jugenderziehung; und alsbald wurden die scherzhaftesten Dinge in Rom, Neapel und in ganz Italien jenseits des Apennins wieder geglaubt. Redende Kruzifixe, zürnende Madonnen, Engel, die bei der Prozession singen, das alles ist im Jahre 1814 wieder aufgekommen und hat bis 1820 gedauert.

Noch um 1750 teilten die höheren Klassen diesen Volksglauben. Und schließlich sah ich in Neapel im Jahre 1828 noch sehr reiche und vornehme Familien, die an das Blutwunder des San Gennaro glaubten, das alljährlich zweimal an bestimmten Tagen stattfindet. Die schönsten Frauen nehmen ihren Hut ab, damit der Priester den Reliquienbehälter, der das heilige Blut enthält, an ihre Stirn drücken kann. Wir sahen eine der liebenswürdigsten Damen Tränen vergießen, als sie diese Reliquie küßte; einen Monat vorher hatte sie sich die größte Mühe gegeben, sich eine Ausgabe von Voltaire aus Marseille kommen zu lassen. Sie nach Neapel einzuschmuggeln, war keine Kleinigkeit. Die Freunde der Dame versammelten die ihren am Café neben der Post, um den französischen Dampfer zu besuchen. Bei der Rückkehr hatte jeder einen Band Voltaire in seinen Rocktaschen.

Eines Abends hörten wir unter den Fenstern dieser Dame Böllerschüsse; sie wurden von Kindern auf der Straße abgefeuert, zu Ehren

eines Heiligen, dessen Festtag war; in der nahen Kirche des Heiligen war große Illumination und großer Volksandrang. Die Dame war auf den Heiligen sehr schlecht zu sprechen. Einige Franzosen, die beim Einschmuggeln der Voltaire-Ausgabe behilflich gewesen, sahen in diesen Scherzen die Wirkung der Voltaireschen Lehren und fingen an, über Wunder zu spotten; da kamen sie aber übel an. Die schöne Neapolitanerin mokierte sich über den ihr benachbarten Heiligen nur aus Eifersucht. Sie hieß Saveria und verehrte den Heiligen Xaver, ihren Schutzpatron, dessen Fest vor ein paar Tagen viel weniger glänzend gewesen war. — Ein Rest von Italienertum steckte auch in Napoleons Charakter; das war die Vorliebe für Ordensbänder in allen Farben und die Furcht vor dem Priester. Die grelle Farbe der Ordensbänder macht einen großen Teil des Vergnügens aus, das der Italiener bei ihrem Tragen empfindet.

Neben dem Wunderglauben, der in Italien um 1769, zur Zeit von Napoleons Geburt, unbedingt herrschte, war es die Liebe, die zu den seltsamsten Handlungen führte. Eine gründliche Beichte zu Ostern löschte alle Schuld aus; acht Tage lang hatte man tüchtige Angst; dann fing man wieder an. Darin lag keine Heuchelei; man war ehrlich in der Furcht wie im Vergnügen.

28. September. — Für kurze Zeit war Rom Republik im Jahre 1798. Von 1800 bis 1809 herrschte Pius VII., früher Kardinal und Bischof von Cesena, der eine sehr liberale Proklamation erlassen hatte. Im Jahre 1809 kam Rom zum französischen Kaiserreich, und der Code civil begann die Stadt zu zivilisieren, indem er jedermann zeigte, daß Gerechtigkeit das oberste Bedürfnis ist. Die Aushebung wurde mit Schrecken betrachtet; doch die Ausgehobenen, die zurückgekehrt sind, zivilisierten ihre Dörfer, wie die russischen Soldaten, die in Frankreich waren. Von 1814 bis 1823 hat der Kardinal Consalvi mit aller Kraft dem Einfluß Metternichs und der von Österreich bestochenen Kardinäle widerstanden. Er glaubte nicht an den Karbonarismus, und es war ihm höchst zuwider, Todesstrafen zu verhängen. Dieser hochstehende

Mann hatte große Angst vor dem Teufel. Auch Leo XII. hat ehrliche Angst vor dem Teufel. Nachts fährt er entsetzt aus dem Schlafe auf. Im übrigen ist unter Leo XII. (1823 bis 1829) alles verändert. Die Furcht vor dem Karbonarismus und die Metternichsche Politik haben furchtbare Folgen gezeitigt. Der Schrecken herrscht in der Romagna, und selbst Rom hat Hinrichtungen völlig Unschuldiger erlebt. Alle hervorragenden Männer sind auf der Flucht oder im Gefängnis. Florenz ist das Asyl der armen Verfolgten; die ganz Mittellosen leben in Korsika.

Im Jahre 1824 wohnte ich einer Heiligsprechung bei. Der neue Heilige wurde zu dieser Würde erhoben, weil er eines Freitags zu einem Feinschmecker kam und gebratene Lerchen auf seinem Tische fand. Sofort gab er ihnen das Leben wieder; sie flogen zum Fenster hinaus, und die Sünde war vereitelt. Ein anderer Heiliger wurde kanonisiert, weil er einen Kapaun in einen Karpfen verwandelt hatte[1].

Einer von uns, der in italienischen Dörfern in Quartier gelegen hatte, hörte oft von Madonnen reden, die seufzten oder die Augen bewegten. Die sichere Wirkung von dergleichen Wundern ist die, daß der nächste Kneipenwirt gute Geschäfte macht. Nach Verlauf von sechs Monaten, wenn das Wunder anfängt, Ungläubige zu finden, wird es von der geistlichen Behörde verboten. Unsere Reisegefährten warten mit Ungeduld auf ein solches Wunder, um es sich anzusehen. Wir bemerken, daß die vornehme Gesellschaft in Rom an diese Wunder glaubt oder wenigstens die Madonna zu beleidigen fürchtet, indem sie darüber spottet. Das Bürgertum macht sich offen lustig darüber. Das niedere Volk von Trastevere und vom Stadtviertel der Monti glaubt fest daran und würde Zweifler übel empfangen.

Kürzlich fiel einem jungen hochbegabten deutschen Maler die himmlische Schönheit einer jungen Frau auf, die in ihrer Haustür in der Via della Longara stand. Ohne etwas Schlimmes zu denken, blieb

[1] Historisch; s. das Diario di Roma, die offizielle Zeitung des Kirchenstaates. (Stendhal.) — Vgl. „Reise in Italien", S. 291.

der Maler ein paar Schritte vor ihr stehen. Ein Mann mit mächtigem Backenbart erschien alsbald auf der Schwelle, trat auf den Fremden zu und sagte zu ihm mit scharfem Blick: „Passa, o mai più non passerai.“ Geh weg, oder du wirst nie mehr gehen.

Die französische Regierung hat in der Seele der Römer eine gewaltige Erinnerung hinterlassen, die sich allmählich in Bewunderung umsetzt. Der Mittelstand, der in Rom mit dem Rentner von 2000 Franken beginnt, liest Voltaire oder den „Gevatter Mathieu“[1], der ihm mehr zusagt als jener. Die vornehme Gesellschaft dagegen hat einen Graus vor schlechten Büchern ... Dagegen ist der solide Menschenverstand des römischen Kleinbürgers unvergleichlich. Im Jahre 1825 wurde ein armer junger Mensch, kaum sechzehn Jahre alt, an der Porta del Popolo mazzolato (mit der Keule erschlagen). Als er zur Hinrichtung schritt, rief er aus: „Ach, ich bin am Tode des Priesters unschuldig!“ Das Volk antwortete ihm im Chor: „Figlio, pensa a salvar l'anima; del resto poco cale.“ (Freund, denk an dein Seelenheil; im übrigen ist für dich alles dahin.)

Im Jahre 1824 wurde ein Schlächter zur Galeere verurteilt, weil er am Freitag Fleisch verkauft hatte. Tatsächlich kam es zur selben Zeit in Südfrankreich vor, daß ein Staatsanwalt vor Gericht eine Geldbuße von 200 Franken und vierzehn Tage Gefängnis gegen zwei Reisende beantragte, die am Freitag Fleisch gegessen hatten. In Frankreich sagte man bloß: Der Mann will sich einen Orden verdienen. In Rom war das Volk empört über diesen Spruch gegen den Schlächter, „e se l'è legato al dito“, sagte mir ein Römer; es hat es sich an den Finger gebunden; das heißt, es hat diese Verurteilung zu den anderen Sünden geschrieben, für die es einmal Rache nehmen wird. Dies Volk steht großen Taten ferner als wir; aber es nimmt eine Sache ernst. Bei uns wird eine Niedertracht vergessen, sobald man ihre Gründe geistreich erklärt hat.

[1] S. S. 30.

12. Oktober 1827. — Wir gehen aufs Land hinaus und vernachlässigen Rom. Vergangenes Jahr verbrachten wir den Monat August in Frankreich auf einem reizenden Schlosse; von dort beobachteten wir mit einem ausgezeichneten Fernglas die elendesten Gefährte, die sich auf der Landstraße bewegten; der dümmste Tropf, der vorbeikam, war ein Ereignis: so kurzweilig ist das Landleben. Wenn es angenehm sein soll, muß man Leidenschaften oder die Übersättigung an ihnen mitbringen. Aber was findet auf dem Lande ein guter und liebenswürdiger Mensch, der sich gern amüsieren möchte und doch vor Furcht stirbt, sich dabei lächerlich zu machen? Reichtum und Geburt machen das Übel nur schlimmer; zwei Quellen von Wünschen, die die Eitelkeit noch nicht geächtet hat, werden dadurch verschüttet.

Ich vermute, solche Motive sind es, die nach Rom führen; doch wird das alles durch schickliche Phrasen sorgfältig verschleiert (das „Schickliche" ist das große Unglück des 19. Jahrhunderts): man nennt es Freude an der Ruhe, Liebe zu Blumen und schönen Bäumen und so weiter, und man „opfert" das alles, um Rom zu sehen!

26. Oktober. — Ausgenommen die Tatsachen, die uns ganz nahe stehen, wie die Dragonaden Ludwigs XIV., oder nichtssagende Dinge, wie der Sieg Konstantins über Maxentius, ist die Geschichte, wie man sagt, nur eine fable convenue. Aber man macht sich von der Wahrheit dieser Regel keinen Begriff.

Die folgenden Tatsachen, die ich meinen Freunden erzählen mußte, sind keineswegs weniger bewiesen oder romanhafter als alles, was man auf der Schulbank über die französische Geschichte glauben lernt; trotzdem rate ich der Mehrzahl meiner Leser, die folgenden Seiten zu überspringen.

Äneas entging mit einer Handvoll Krieger dem Blutbade, das der Einnahme Trojas folgte; er wagte mit ihnen eine Meerfahrt, die für damals höchst verwegen war. Nachdem sie zwischen allen Klippen des Mittelmeers herumgeirrt waren, landeten sie in Italien an den Campi laurenti. Ein Fremdling, der mit zweihundert ausgehungerten

Kriegern erschien, war in jenen Zeiten schwacher Besiedelung sehr achtbar. Äneas, weniger weinerlich, als Virgil ihn geschildert hat, heiratete Lavinia, die Tochter des Königs Latinus, und gründete eine Stadt namens Lavinium. Er starb, nachdem ihm Lavinia einen Sohn Ascanius geboren hatte, der Alba Longa gründete, dreißig Jahre nach der Gründung von Lavinium durch seinen Vater.

Der Sohn des Ascanius kam zufällig in einem Walde zur Welt, weshalb er den Namen Silvius erhielt, der zu seinem Geschlechtsnamen wurde. Dessen Sohn, Äneas Silvius, folgte ihm auf dem Throne; und vom Vater auf den Sohn herrschten folgende Könige in Alba Longa: Latinus, Silvius, Alba, Atis, Capis, Capetus, Tiberinus. Der letztere ertrank im Fluß Albula, der den Namen Tiber erhielt. Des Tiberinus Nachfolger waren Agrippa, Romulus und Aventinus, der vom Donner erschlagen ward und dem Berg Aventinus, auf dem er bestattet wurde, den Namen gab. Nach ihm regierte Procus, der zwei Söhne hatte: Numitor und Amulius; letzterer entriß seinem älteren Bruder die Krone ...

Endlich sind wir bei der berühmten Fabel von Rhea Silvia, der Tochter des Numitor, angelangt, die sich gezwungen dem Dienste der Vesta geweiht hatte und schwanger wurde. Ein Gott, sagte sie, hätte sie beschlafen. Anscheinend wagte es Amulius aus Furcht vor den Parteigängern seines Bruders nicht, Rhea Silvia zu töten. Sie gebar Zwillinge: Romulus und Remus, die auf Befehl des Amulius im Wald am linken Tiberufer (dem Velabrum, wo jetzt der Janus Quadrifrons steht) ausgesetzt wurden. Eine Wölfin, oder ein Weib, das unter diesem Schmähnamen bekannt war, säugte die Zwillinge. Als sie achtzehn Jahre alt waren, erschlugen sie den Thronräuber Amulius und setzten ihren Ahn Numitor auf den Thron von Alba. Doch Romulus und Remus hatten im Walde gehaust, wo sie von Raub lebten, desgleichen ihre Gefährten, die sich aus dem schlimmsten Gesindel der Volksstämme am linken Tiberufer zusammensetzten. Diese Lebensart hatte durch den großen Plan, ihren Ahn Numitor auf den Thron

zu setzen, einen gewissen Adel erhalten. Doch bald genug langweilten sich die beiden jungen Briganten in Alba, wo sie als unerbetene Gäste scheel angesehen wurden. Die Notwendigkeit diktierte ihnen einen Ausweg. Da man dazumal weder in die Fremde ziehen noch allein auf dem Land hausen konnte, so beschlossen sie, eine Stadt zu gründen, und überließen es dem Vogelflug, wer von ihnen die Lage der Stadt bestimmen und ihr den Namen geben sollte. Remus zog den kürzeren; er ergrimmte darüber und starb.

Am 21. April des dritten Jahres der sechsten Olympiade zog Romulus mit Auguren aus, gründete seine Stadt auf dem Palatin, wo er herangewachsen war, und gab ihr quadratische Form. Dieser 21. April wurde von den Römern heilig gehalten; sie nannten ihn Palilia. Nach den Bräuchen jener Zeit ward der Umkreis der Stadt mit einem Pfluge umzogen, vor den links eine Kuh und rechts ein Stier gespannt war.

Der Raub der Sabinerinnen fand im vierten Jahre nach der Gründung Roms statt. Anscheinend wurde Romulus nach diesem Unternehmen geschlagen; denn vier Jahre später, im Jahre 8 der Stadt, mußte er die Herrschaft mit Tatius, dem König der Kuriten, teilen. Tatius besetzte den Mons Tarpeius, seither Capitolinus genannt. Das Tal, das Palatin und Kapitol trennte, wurde naturgemäß zum öffentlichen Platz oder Forum, auf dem alle Bewohner der Hütten, die auf den Bergen standen, an Festtagen zusammenkamen und berieten, wie sie sich vor Vernichtung durch die Nachbarstämme schützen sollten; denn das damalige Kriegsrecht war blutig. Diese furchtbare Bedrohung mit Tod und schimpflichster Schmach, den unmittelbaren, unabwendbaren Folgen der Eroberung, erklärt die ersten vier Jahrhunderte der römischen Geschichte.

Jeder Römer war Ackerbauer oder Soldat; er konnte nichts anderes sein. Inmitten dieser furchtbaren Notwendigkeiten, wo der Hungertod oder der Schwerttod die geringste Unvorsichtigkeit rächte, begreift man, daß kein Römer seine Zeit mit etwas so Unnötigem vertat, wie Annalen zu schreiben.

Die Namen der Könige, die nichts leisteten, wurden vermutlich vergessen und ihre Regierungszeit zu der ihrer Vorgänger oder Nachfolger geschlagen, die sich durch irgendeine nützliche Einrichtung oder einen großen Sieg auszeichneten. Auf diese Weise regierte Romulus achtunddreißig Jahre und der weise Numa Pompilius, der Rom Gesetze gab, fünfundvierzig Jahre. Numa war ein Sabiner und schloß einen Teil des Quirinals (bei der Trajanssäule) in die Stadtumwallung ein. Tullus Hostilius, der für den dritten König gilt, nahm den Mons Caelius hinzu (wo jetzt die Villa Mattei liegt) und verpflanzte die Einwohner von Alba, das er zerstört hatte, nach Rom, wie es in jenen Urzeiten Brauch war.

Ancus Martius, der Nachfolger des Tullus, zerstörte die Städte Tellene, Ficana und Politorium und siedelte ihre Bewohner auf dem Aventin an (wo heute Santa Sabina liegt), den er in den Mauerkreis einschloß. Er schlug über den Tiber eine Holzbrücke, die später durch den Heldenmut des Horatius Cocles berühmt ward. Da es höchst unvorsichtig gewesen wäre, eine Brücke ohne Brückenkopf zu bauen, so legte Ancus Martius auf dem Janiculus eine Burg an, die dort sehr nötig war; denn die etruskischen Städte, von Priestern geleitet und unter ihnen von Königen beherrscht, überdies in ihrer Kultur viel vorgeschrittener, begannen auf Rom eifersüchtig zu werden.

Die etruskischen Könige oder Lucumonen, von den Priestern gehindert, griffen Rom nicht früh genug an, um es zu zerstören, brachten es aber in schwere Gefahren; und nach mehrhundertjährigen Kriegen, in denen die Römer einen Teil der etruskischen Religion annahmen, wurde Etrurien endgültig erobert. Ich bitte um Entschuldigung für diese Abschweifung, die Roms militärische Lage in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens erklärt. Die Gefahr kam fast stets vom rechten Tiberufer, von der etruskischen Seite.

Servius Tullius umgab die Stadt mit sehr festen Mauern aus Quadern von vulkanischem Stein. Bis dahin war sie wahrscheinlich nur mit einer Mauer aus Bruchstein umgeben. Er führte einen Wall

(agger) vom Ostrande des Quirinals bis zum Esquilin, wo heute die Kirche San Vito steht, und schloß zwei neue Hügel, Esquilin und Viminal, in die Stadtmauer ein; Rom hatte jetzt sieben Hügel am Ostufer des Tiber; daher der Name Septimontium.

Von Servius Tullius bis zum Kaiser Aurelian (1022 nach Gründung der Stadt oder 271 nach Christo) war Rom so mächtig, daß es sich allein durch seine Heere verteidigte und nicht an die Stärke seiner Mauern zu denken brauchte. Aurelian jedoch besorgte, die Barbaren könnten bei einem ihrer Einfälle die Reichshauptstadt übertumpeln, und begann deshalb den Bau einer neuen Mauer, die Probus, des Tacitus Nachfolger, beendete. Nach dem Zeugnis des Zeitgenossen Vopiscus soll die Aurelianische Mauer fünfzig Miglien im Umfang gehabt haben. Die heutige umfaßt nur sechzehn Miglien. Ihr ältester Teil geht nur bis auf das Jahr 402 zurück; er wurde von Honorius errichtet. —

Als die Könige aus Rom vertrieben wurden, hatten sich die Griechen mit ihrer Kultur und ihrer Kunst in Großgriechenland und an den italienischen Küsten ausgebreitet. Sie waren nicht weit von Rom entfernt, da sie ja an der Küste von Neapel saßen. Das Binnenland jedoch bewohnten eingeborene Völkerschaften. Kurz vor Christi Geburt war Rom die Herrin des ganzen Mittelmeerbeckens, und sein Weltreich erstreckte sich weit ins Binnenland von Europa, Asien und Afrika ...

Vor 268 gab es kein gemünztes Geld in Rom; der Luxus beginnt mit Pyrrhus, 473 nach der Gründung der Stadt; doch der Hochmut dieses Kriegervolkes machte den Luxus gigantisch; wahrscheinlich fürchteten sie den Spott der Etrusker oder der Griechen in Unteritalien, die sie des Mangels an Eleganz zeihen konnten ...

Unsere heutige Studie hatte den Zweck, uns das Rom der Heldenzeit vorzustellen. Wir besuchten das Grabmal des Caius Publicius Bibulus in der Via di Marforio am Südende des Korso. Dies ehrwürdige Denkmal war außerhalb der Servianischen Mauer errichtet, um das Andenken eines um das Vaterland verdienten Bürgers zu ehren. Es

ist aus Travertin, mit vier Pilastern geschmückt, die ein schönes Karnies tragen. Es hat uns mehr Freude gemacht als die schönste Statue.

Beim Studium jener ältesten Zeiten kommt es vor allem darauf an, das Wahrscheinliche als wahrscheinlich zu nehmen und nur das zu glauben, was klar bewiesen ist; meine Phantasie verwende ich lieber auf die Musik und die Malkunst, als auf historische Träumereien.

Mein Reisegefährte Friedrich liebt die Etrusker und ihren Einfluß auf die Römer. Wahrscheinlich gab es in Etrurien eine Kaste, die die Dummen zu ihrem Profit ausbeutete und magische Geheimnisse besaß. Die Zauberformeln, womit man Tiere heilte, findet man in dem Werke des Censors Cato „De Re rustica". Der Fürst Hohenlohe[1] beweist heutigentags, daß Kranke, die an gewisse Worte glauben, oft genesen. Die Patrizier, die die Auguren so gut zu benutzen wußten, nahmen sie von den Etruskern.

Man denke sich den Vorsitzenden eines Wahlkomitees, der beauftragt ist, Stimmzettel verschwinden zu lassen. In dem Augenblick, wo er ein Dutzend liberaler Wähler eintreten sieht, erklärt er, zwei Schwalben zu sehen, die in eigentümlicher Weise von schlechter Vorbedeutung fliegen. Darob hebt er die Sitzung auf, und selbst die feindlichen Wähler ziehen ganz verdutzt ab ... Das gleiche waren die aus Etrurien entlehnten Auguren für die Zeitgenossen des Fabius Maximus! Hat die Luft des Vatikans die Eigenschaft, leichtgläubig zu machen?...

Das etruskische Alphabet stammte wie alle anderen von dem des Handelsvolkes der Phönizier. Der merkwürdige h-Laut in der Aussprache der Florentiner stammt aus dem Etruskischen[2].

[1] Alexander Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1794—1849), katholischer Priester, Titularbischof von Sardica, durch Wunderkuren berühmt. „In Rom hatte er 1816 von Pius VII. Vollmacht erhalten, 3000 Rosenkränze, Kruzifixe usw. zu weihen, womit er einträglichen Handel trieb." (Öttinger, Moniteur des Dates, I, 199.) — v. O. B.

[2] Wer in Florenz war, kennt die merkwürdige Aussprache des c, das als hartes, scharfes h gesprochen wird: hasa statt casa, hano statt cane.

Rom, 2. November 1827. — Gestern abend erzählte uns ein Präfekt des Königs Murat, daß ein Kalabreser, ein redlicher und guter Mann, eines Tages zu ihm gekommen sei, um ihm in seiner Herzenseinfalt den Vorschlag zu machen, seinen Feind, dessen Schlupfwinkel er entdeckt hatte und den der Präfekt gleichfalls suchte, auf gemeinsame Kosten ermorden zu lassen. Signora L... ließ sich die Worte gut und redlich wiederholen; sie waren wirklich so gemeint. Man kann in Cosenza oder Pizzo gut und redlich sein und doch seinen Feind ermorden lassen. In Paris dachte man zur Zeit der Guise nicht anders; und es sind noch nicht fünfzig Jahre her, daß die gute Gesellschaft in Neapel die gleiche Auffassung hatte: derart waren die Ehrbegriffe. Sich in gewissen Fällen nicht durch Meuchelmord rächen, das war wie in Paris eine Ohrfeige einstecken.

Hierin liegt das Vergnügen des Reisens. Ich erstaune über diese Anekdote, die ich für wahr halte; hätte man sie in Paris erzählt, so hätte ich die Achseln gezuckt.

In den Kleinstädten von der toskanischen Grenze bei Perugia bis nach Reggio in Kalabrien und Otranto führt ein Streit um eine gemeinschaftliche Grenzmauer zu Injurien, die diese empfindlichen und finsteren Herzen (nach Art Rousseaus in seinen letzten Jahren) so tief verletzen, daß Blut fließen muß. Der neapolitanische Präfekt, unser Freund, schalt einen Bauern, weil er seine Steuern nicht zahlte. „Was soll ich tun, Herr Präfekt", antwortete der Bauer. „Der Straßenraub bringt nichts ein; es kommt keiner des Weges, trotzdem ich mit meiner Flinte oft hingehe. Aber ich verspreche Ihnen, jeden Abend hinzugehen, bis ich die dreizehn Dukaten, die Sie brauchen, zusammen habe." Man bedenke wohl, daß dieser Bauer nicht den mindesten Begriff davon hat, daß er dem König die dreizehn Dukaten von Rechts wegen schuldet, wofür er Rechtspflege, öffentliche Verwaltung und so weiter

Bekanntlich ist das Toskanische die Schriftsprache Italiens, aber die richtige Aussprache ist die römische. Daher die Regel: „Lingua toscana in bocca romana." — d. Ü. B.

erhält. Er betrachtet den König als einen Glücklichen, der eine von alters her eingerichtete schöne Stellung einnimmt; dieser Glückliche ist stärker als er und entreißt ihm, dem kalabrischen Bauern, durch seine Gendarmen dreizehn Dukaten, die er viel lieber zu Seelenmessen für seinen toten Vater verwendete. Das Recht des Königs auf die dreizehn Dukaten erscheint ihm nicht anders als das Recht, das er, der Bauer, auf der Landstraße ausübt, nämlich das Faustrecht.

Welch ein Abstand zwischen diesen Vorstellungen und denen, die in den französischen Dörfern seit dem Verkauf der Nationalgüter herrschen! Und wie will man solchen Menschen eine Konstitution geben? Dank dem Klima und der Rasse würde die Erziehung in Neapel in zehn Jahren mehr zuwege bringen als in hundert Jahren in Böhmen. Ein Friedrich II. würde dies Land durch zehn Jahre öffentlichen Unterrichts für die Verfassung reif machen. Der Karbonarismus ist vielleicht solch eine Erziehung, welche durch die Gefahr geheiligt wird. (In Kalabrien wird im Jahre 1827 noch füsiliert.) Der von den Mönchen erzogene Pöbel indes ist abscheulich; man vergesse nicht, daß in vielen kleinen Städten Leute wohnen, die im Notfalle den Weg eines Mirabeau und Babeuf gingen. Wie will man solch einem Volke beibringen, für die Ehre zu kämpfen? Es kämpft, um sich an seinem Feinde zu rächen oder um San Gennaro zu gehorchen. Dabei ist seine Phantasie so lebhaft, daß es von ihr betört wird; es macht sich von Schmerz und von Wunden eine entsetzliche Vorstellung.

Für seinen König kämpfen — was liegt ihm daran, wenn man sieht, welche Vorstellung es sich von diesem reichen und mächtigen Manne macht! Was liegt ihm daran, ob er Ferdinand oder Joachim heißt?

Die Türken sind viel weniger abergläubisch als die Anbeter des San Gennaro. Doch ich rede nicht weiter; die Leute, die in der Macht sind und glänzende Bälle geben, haben ihre reichen Gäste gebeten, gewisse wahre Einzelheiten über die Regierungen als „unpassend" zu bezeichnen. Es wäre zynisch, wollte man erzählen, wie es in den

Palästen von Rom und Neapel hergeht. Man muß sich auf Allgemeinheiten beschränken und Italien die Wohltat der Erziehung wünschen.

Rom, 4. November. — Was kann man nicht in einem Lande wagen, das die moderne Zivilisation nur vom 17. Mai 1809 bis zum April 1814 erlebt hat? Welch ungeheure Wohltat für den römischen Handwerker war schon die Einführung des Code civil! Und man redet ihm von zwei Kammern! Als ob man dem Unglücklichen, der fünf Franken zum Mittagessen braucht, von Millionen erzählte! Heute abend bei Tambroni[1] beklagte einer meiner neuen Freunde, der Kardinal werden wird, jene Zeit der Verderbnis (die französische Verwaltung von 1809 bis 1814); er sagte mir sehr höflich, alle Franzosen seien Ketzer. Selbst der aufgeklärte Römer, der das Gerichtsverfahren sowie die ganze „bewundernswerte Gerechtigkeit" der Franzosenzeit zurücksehnt (so nennt er es), bedauert lebhaft, daß wir Ketzer sind (jetzt, im Jahre 1828).

Während jener fünf Jahre verbreitete sich eine seltsame Meinung in Rom: daß man vom Präfekten etwas erreichen könnte, auch ohne dessen Mätresse oder Beichtvater zu bestechen.

Mein Freund sagte zu mir: „Die Arbeiter im Weinberg des Herrn dürfen hier schon etwas wagen. Wenn der Eifer sie auch einmal zu weit führt, so haben sie doch nicht das Gelächter der Gottlosen und die höhnischen Berichte Ihrer freien Presse zu fürchten."

Ich entgegnete ihm: „Wenn in einer Familie mit vier Töchtern die beiden ältesten ein Kleid von einem bestimmten lila Stoffe erhalten, so sterben die jüngeren vor Kummer, bis sie ebensolch ein Kleid bekommen. Unsere Literatur hat Frankreich das Erstgeburtsrecht in

[1] Der Archäologe Giuseppe Tambroni (1773—1824), ein Freund Canovas, war als Anhänger der Revolutionsbewegung 1797—1809 Diplomat in Mailand, dann bis 1814 Konsul in Livorno und Civitavecchia mit dem Sitz in Rom gewesen. Nach Napoleons Sturz war er schriftstellerisch tätig, Redakteur des Giornale arcadio und Mitglied mehrerer Akademien. Stendhal erwähnt ihn auch in seiner „Reise in Italien" mehrfach. — v. O. B.

Europa verliehen; Napoleon und die Revolution haben dies Recht erneuert. Frankreich hat eine sogenannte Verfassung; Rußland und Italien werden so lange weinen, bis sie auch eine haben."

10. November. — Heute morgen klagten meine Reisegefährten, daß sie in Italien gar keine Musik hörten. Nach dem, was man ihnen von diesem Lande erzählt hatte, wähnten sie anscheinend, daß man an Stelle der Sprache den Gesang benutzte. Auf der Straße in Mailand, gegenüber dem Café de' Servi, hörten wir die entzückendste Operettenmusik; die Damen haben nicht einmal hingehört. In Frankreich hört man auf der Straße die schlagfertigsten und geistreichsten Antworten, doch bei der Musik knirscht man mit den Zähnen.

Ein Reisender verzeichnet, was ihm eigenartig erscheint; wenn er aber nicht sagt, daß am hellen Mittag die Sonne scheint, wird man daraus folgern, sie sei nicht aufgegangen? Ein Reisender verzeichnet die Unterschiede; meint man deshalb, alles, was er verschweigt, sei wie in der Heimat? Nein, die einfachste Handlung geschieht in Rom nicht so wie in Paris; aber diesen Unterschied zu erklären ist der Gipfel des Schwierigen. Einer meiner Freunde versuchte es mal; die gesetzten Leute erklärten ihn für einen Phantasten. Die Augen sind gewöhnt, sich auf die großen Interessen der Völker einzustellen, und sehen die Schattierungen der Sitten und Leidenschaften nicht.

Italien hat sieben bis acht Kulturzentren. Die einfachste Handlung geschieht ganz anders in Turin und Venedig, in Mailand und Genua, in Bologna und Florenz, in Rom und Neapel. Venedig besitzt trotz des unerhörten Unglücks, das es zugrunde richten wird[1], Offenheit und Frohsinn, Turin eine gallige Aristokratie. Die Mailänder Gutmütigkeit ist ebenso berühmt wie der genuesische Geiz. Um in Genua angesehen zu sein, darf man nur den vierten Teil seines Einkommens verbrauchen, und wenn man reich und alt ist, muß man seinen Kindern üble Streiche spielen: zum Beispiel hinterlistige Klauseln in ihren Heiratskontrakt setzen. Doch in dieser Welt gibt es überall Ausnahmen. Das

[1] Die österreichische Fremdherrschaft bis 1866. — v. D. V.

italienische Haus, wo der Fremde die gastlichste Aufnahme findet, ist das des Marchese del Negro in Genua[1]. Die Villetta, der Garten dieses liebenswürdigen Mannes, ist einzig durch ihre Schönheit und ihre malerische Lage. Im übrigen ist Genua geizig wie eine südfranzösische Kleinstadt.

Die Bologneser sind voller Feuer, Leidenschaften, Edelmut und bisweilen Unklugheit. In Florenz hat man viel Logik, Klugheit und sogar Esprit; doch ich sah nie Menschen, die freier von Leidenschaften sind; selbst die Liebe ist dort so wenig bekannt, daß die Wollust ihren Namen usurpiert hat. Die großen und tiefen Leidenschaften wohnen in Rom. Der Neapolitaner ist der Sklave des augenblicklichen Eindrucks; er erinnert sich ebensowenig dessen, was er gestern empfand, wie er das Gefühl vorausahnt, das ihn morgen bewegen wird. Ich glaube, an den zwei Enden der Welt fände man keine solchen Antipoden, die sich so wenig verständen, wie der Neapolitaner und der Florentiner.

In Siena, das nur sechs Wegstunden von Florenz liegt, ist man lustiger; in Arezzo findet man Leidenschaft. In Italien wechselt alles alle fünf Meilen. Zunächst sind die Rassen verschieden. Man denke sich zwei Inseln der Südsee, die der Zufall eines Schiffbruchs mit Windhunden und Pudeln bevölkert hat, eine dritte nur mit Jagdhunden, eine vierte mit kleinen englischen Möpsen; die Sitten wären verschieden. Dank diesem törichten Vergleich erfaßt man sofort den ganzen Umfang des Unterschiedes zwischen dem phlegmatischen Holländer, dem vor heftiger Begierde halbtollen Bergamasker und dem ebenso halbtollen Neapolitaner, der dem Eindruck des Augenblicks ungestüm nachgibt.

Lange vor der Römerzeit war Italien in zwanzig bis dreißig Volksstämme geteilt, die einander nicht nur fremd, sondern feindlich waren. Diese Staaten, von den Römern früher oder später erobert, bewahrten ihre Sitten und wahrscheinlich ihre Sprache. Beim Einbruch der Barbaren gewannen sie ihre Individualität wieder und errangen ihre

[1] Heute die berühmte städtische Anlage Villetta di Negro. — v. D. B.

Unabhängigkeit im 9. Jahrhundert, als die berühmten Freistaaten des Mittelalters entstanden. So wurde der Unterschied der Rassen durch politische Gründe gefördert. Fünf bis sechs Einzelheiten über die Sitten hätten jene Unterschiede deutlicher offenbart, als es diese feierlichen Sätze vermochten.

11. November. — Die merkwürdigste, weil lächerlichste Reisebeschreibung ist die des Priesters Eustace, der behauptet, daß die französische Regierung in Rom alles Metall der Peterskirche verkaufen wollte. Manche Engländer werden zornrot, wenn man sagt, daß Napoleon Millionen ausgab, um das Trajansforum, die Phokassäule, den Friedenstempel und so weiter freizulegen. Da unser Jahrhundert mißtrauisch ist, so zitiere ich Eustace.

„What then will be ... the horror of my reader, when I inform him ... the french committee turned its attention to Saint Peter's and employed a company of Jews to estimate and purchase the gold, silver and bronze, that adorn the inside of the edifice, as well as the copper that covers the vaults and dome on the outside."

Dies Buch erlebte acht Auflagen in England, und wir finden es bei allen Reisenden der vornehmen Gesellschaft.

12. November. — Die Unterschiede zwischen den Sitten von Florenz, Neapel, Venedig und so weiter verschwinden bei Leuten, die mehr als 50000 Franken Rente haben. Viele reiche junge Neapolitaner haben die lustige Miene eines jungen Engländers in Allmacks Ballokal. Bei den jungen Italienern, die weder sehr vornehm noch sehr reich sind, lassen Haß, Liebe und so weiter die Eitelkeit gar nicht aufkommen[1]. Im allgemeinen sind sie schlecht

[1] In einer handschriftlichen Notiz (Soirées du Stendhal-Club, II, 171) kommt Stendhal hierauf zurück: „Die Italiener haben nie zwei Leidenschaften zugleich. Sind sie eitel, so können sie an nichts anderes denken. Mit anderen Worten: Der Franzose soll zu verstehen suchen, daß die Eitelkeit nicht bei allen Seelenregungen eines Italieners mitspricht. Woraus sich ergibt, daß der Italiener von höchster Natürlichkeit ist." — Über die Schattenseiten dieser Natürlichkeit s. Anm. 16 im Anhang dieses Bandes. — v. D. B.

angezogen, tragen zu viel Bart und Haare, und ihre Krawatten und Ringe sind zu klobig. Das alles schadet ihnen sehr bei den schönen Nordländerinnen. Diese finden nur die jungen Florentiner Dandys graziös; die Leidenschaften löschen bei ihnen die Eitelkeit nicht aus. Die Bälle des Fürsten Borghese in Florenz sind großartig. Alle Sonnabende tut Se. Hoheit siebzehn Säle in einer Flucht auf, herrlich möbliert und beleuchtet. Sein Dekorateur, ein Mann von Geist, ließ alle Stoffe in Lyon weben; die Muster sind der Größe jedes Raumes angepaßt, und die Farbe kontrastiert oder harmoniert mit der Farbe des nächsten Salons. Auch die Bälle des Fürsten Torlonia in Rom sind prächtiger als die, welche früher der Kaiser Napoleon gab, und alles, was wir im Norden gesehen haben.

... Ich hatte das Glück, fünf oder sechs Einladungen zur Besichtigung kostbarer Gemälde zu erhalten, die nicht gezeigt werden. Ich denke mir, daß diese Meisterwerke dereinst auf wenig einwandfreie Weise erworben wurden; oder auch, daß der Besitzer in seinem Schlafzimmer nicht allwöchentlich zwanzig Fremde empfangen will. Ein Italiener, der ein Bild liebt, hängt es seinem Bett gegenüber auf, um es beim Erwachen zu sehen, und sein Salon bleibt schmucklos. Man verlangt hier wirkliche Freuden, und der Schein gilt nichts...

15. November. — Gestern auf dem Balle beim Fürsten Torlonia trafen wir acht bis zehn junge deutsche Bankiers, die angeblich sehr reich sind. Sie sind talentvoll, dichten, musizieren und malen; keiner von ihnen scheint eine Neuauflage des Halsabschneiders Turcaret.

Unsere Damen haben sich sehr mit Herrn von Strombeck angefreundet, einem der geistreichsten, harmlosesten und gelehrtesten Männer, die ich je kennen lernte[1]. Er erklärt uns ehrlich die seltenen Spuren

[1] Über Strombeck siehe A. Schurig, Ausgewählte Briefe von Stendhal, S. XLVIII ff. Die Beziehungen zu Strombeck gehören in Stendhals Braunschweiger Zeit (1806—09). Er hat ihn, wie Strombeck in seinen Memoiren (Braunschweig 1832) betont, seitdem nicht wiedergesehen. Auch in Strombecks Italienreise von 1835 (ebd. 1836) wird Stendhal nicht erwähnt. Seine Angabe scheint demnach nur Reminiszenz und Einkleidung zu sein. — v. O. B.

der ältesten republikanischen Zeiten; er fürchtet nicht, sich zu entehren, indem er oft sagt: „Ich weiß es nicht." Nur in Deutschland hat man eine Ahnung von antiker Geschichte; alles, was man in Frankreich über die Antike veröffentlicht, ist zum Totlachen. So ging es uns, als Herr von Strombeck uns erklärte, wie die französischen Schriftsteller, zum Beispiel Laharpe, die griechischen und lateinischen Schriftsteller übersetzten, die sie angeblich bewundern. Ich dachte nicht, daß wir so albern sind. Courier hatte es mir freilich bestätigt, doch ich dachte, daß er in seinem Menschenhaß übertriebe.

17. November 1827. — Rom schließt in seinen Mauerring zehn bis zwölf Hügel ein, die dicht an den Tiber herantreten und ihn zu einem reißenden, tief eingeschnittenen Fluß machen. Diese Hügel scheinen vom Genius eines Poussin entworfen, um dem Auge ein ernstes und gleichsam düsteres Gepräge zu geben. Nach meiner Meinung ist Rom am schönsten im Gewitter. Die holde Sonne eines Lenztages paßt nicht zu ihm. Dieser Boden scheint eigens für die Architektur geschaffen. Freilich gibt es hier kein lachendes Meer wie in Neapel; das Wollüstige fehlt; aber Rom ist eine Gräberstadt; das Glück, das man sich hier vorstellen kann, ist das düstere Glück der Leidenschaften und nicht die wollüstige Freude der Ufer des Posilipp ... Dreiviertel der Stadt im Osten und Süden, der Viminal, Esquilin, Coelius und Aventin, sind verödet und totenstill. Sie sind mit Vignen bedeckt, und das Fieber herrscht dort. In diesem tiefen Schweigen ruhen die meisten Bauwerke, die der Fremde besucht...

Wo auf der Welt gäbe es einen eigenartigeren Blick als von der Villa Malta auf dem Aventin, die nach dem Tiber zu senkrecht abfällt! Welch tiefen Eindruck macht, von hier oben gesehen, das Grab der Caecilia Metella, die Via Appia und die römische Campagna! Und was gibt es am anderen Stadtende, im Norden, Großartigeres als den Blick vom Pincio, den ehemals drei oder vier Klöster einnahmen und den die französische Regierung in einen prachtvollen Garten verwandelt hat? Würde man es für möglich halten, daß die

Mönche die Zerstörung dieses Gartens betreiben — des einzigen öffentlichen Gartens in Rom? In den Augen der Landpfarrer war der Kardinal Consalvi ein Heide, weil er den herrlichen Blick auf die Campagna und den Monte Mario gegenüber dem Pincio nicht ausschließlich anderthalb Dutzend Augustinermönchen genehmigte.

Die hohen Hügel, die den Tiberstrom in der Stadt einfassen, bilden tiefe, gewundene Talmulden. Die Labyrinthe, die dadurch entstehen, und die Höhen selbst scheinen — nach dem Worte des berühmten Architekten Fontana — dazu geschaffen, um die Baukunst zu ihren schönsten Schöpfungen zu begeistern. Ich sah Römer, die stundenlang in einem Fenster der Villa Lante auf dem Janikulus lehnten und in stummer Bewunderung hinausschauten. In der Ferne erblickt man die schönen Formen des Quirinalpalastes, des Kapitols, der Torre di Nerone, des Pincio und der Villa Medici, und vor sich im Tale hat man den Palazzo Corsini, die Farnesina, den Palazzo Farnese. Nie kann die Vereinigung der hübschen Häuser von Paris und London, und wären sie hundertmal eleganter als sie sind, den geringsten Begriff hiervon geben. In Rom wirkt oft ein einfacher Schuppen monumental.

18. November. — Je ungewohnter ein Eindruck ist, um so rascher ermüdet er. Das liest man in den gelangweilten Blicken der meisten Fremden, die einen Monat nach ihrer Ankunft durch die Straßen von Rom ziehen. In ihrer Heimatstadt sahen sie acht- bis zehnmal im Jahre ein Kunstwerk: in Rom müssen sie Tag für Tag acht bis zehn Dinge sehen, die mit Geldverdienen nichts zu tun haben, und die gar nicht zum Lachen sind; sie sind nur *schön*.

Den Fremden stehen bald Gemälde, Statuen und große Bauten zum Halse heraus. Will es nun gar das Unglück, daß eine Laune der Priesterherrschaft die Theater schließt, so wird ihnen Rom zum Greuel. Auch die Unterhaltung bei den Abendempfängen der Botschafter atmet nichts als Bewunderung der Kunstwerke. Nichts erscheint ihnen abgeschmackter. Sobald man die ersten Anzeichen dieser Krankheit

verspürt, muß man mit der Arznei nicht knausern; man muß sich aus dem Staube machen und für acht Tage nach Neapel oder Ischia reisen, und zwar, wenn man den Mut hat, möglichst zur See; in Ostia besteigt man das Schiff.

Grottaferrata, 20. November. — Will man Geschichte lernen, so muß man den Mut haben, ihr ins Gesicht zu sehen. Heute abend bei der hübschen Signora Dodwell[1], die eine reizende Conversatione in Frascati am anderen Rand unseres Waldes gab, erzählte uns ein Mönch, der Pater Rangoni: „Die Modeneser haben den Teufel im Leibe. Doch sie haben einen energischen und klugen Fürsten, der Gottlosigkeit und Karbonarismus unterdrückt.

„Ich war gerade in Modena," fuhr er fort, „als man den Priester N... henkte, einen Adeligen und Karbonaro." Ich unterdrücke traurige Einzelheiten. „Doch dieser Priester", fuhr der Pater Rangoni fort, „ist durch einen anderen Tod, ja, ich könnte sagen, durch zwei Tode herausgefordert worden. Das größte Genie, das Italien seit Salicetti im Polizeifach hervorgebracht hat, war sicherlich Giulio Besini, ein Mann ohne Herkunft, der sich auf die Furcht stützte und dadurch in seinem despotischen Kleinstaat das ungeheure Glück errang, zum Günstling eines Monarchen zu werden, der ein Mann von Verstand und selbst sehr raffiniert war. Besini brachte es zum Polizeigewaltigen in Modena. Der Monarch hatte einen anderen Günstling gehabt, der verrückt wurde und in seiner Verrücktheit entsetzliche Dinge über Österreich sagte. Besinis Vater war Richter, und als solcher sollte er Angeklagte verurteilen, die des Karbonarismus verdächtig waren. Am Tage vor der Gerichtssitzung sagte Besinis Vater mit einer merkwürdigen Mischung von Dienstbeflissenheit gegen seinen Fürsten und von Achtung vor seinem Richterberuf: „Es ist unbewiesen, daß die

[1] Mrs. Dodwell, geb. Contessina Giraud, Nichte des Grafen Giraud, des Verfassers des Ajo nell' imbarazzo (Der Hofmeister in Verlegenheit), ist für mich die vollendete Anmut." Brief Stendhals an den Baron Mareste vom 13. Januar 1824.

Leute, die ich morgen verurteilen soll, Sektierer (Karbonari) sind; doch ich werde sie als Begünstiger zum Tode verurteilen." In der Nacht darauf starb er, nur fünfzehn Stunden nach diesem Worte[1].

„Sein Sohn Giulio wollte gegen den Brauch seiner Beisetzung beiwohnen, die am nächsten Abend stattfand. Er stand in der Kirche und weinte heiße Tränen beim Anblick des Bahrtuches, das seinen Vater bedeckte, als ein altes Weib auf ihn zutrat und zu ihm sprach: ‚Du siehst, wo dein Vater ist. Wenn du dich nicht änderst, bist du bald ebensoweit.' Man kann sich denken, mit welcher Geschwindigkeit das allmächtige Haupt der furchtbarsten Polizei, die je existiert hat, Nachforschungen anstellen ließ; doch die Alte war verschwunden; wahrscheinlich war es einer der jungen Leute, die die Karabinieri in der Kirche umherlaufen sahen.

„Giulio Besini hatte, wie man sagte, furchtbare Angst, änderte sein Benehmen aber nicht. Die Gunst, die er genoß, war für ihn zur Notwendigkeit geworden. Er ging selten aus und stets mit guter Bedeckung; er hatte die Erlaubnis erwirkt, eine Wache zu haben. Eines Abends überkam ihn plötzlich die Lust auszugehen, und er gibt ihr nach; er verläßt sein Haus am Arm eines Freundes; zwei Karabinieri, die ihn stets begleiteten, waren eben um die nächste Straßenecke gebogen. Plötzlich erhält der Freund, der ihn begleitet, einen Faustschlag, daß er hintenüber fällt; Besini selbst stürzt; er wird von einem kurzen Degen durchbohrt, der in der Gegend der Leber in seinen Körper eindringt und am Herzen vorbei an der Schulter wieder herauskommt. Vier Stunden darauf ist er eine Leiche.

„Nie wurde ein Mord besser untersucht als dies furchtbare Attentat, und nie war eine Untersuchung fruchtloser. Die Umstände des Anfalls und seiner Verfolgung hielten das Land monatelang in Atem

[1] In ein Handexemplar von Rome, Naples et Florence hat Stendhal nach Angabe von Daniel Müller das Folgende über Besini eingetragen: „Der Dolch eines Unbekannten erreichte ihn, als er mit zweien seiner Getreuen spazieren ging. Seit Jahresfrist lebte er in beständiger Todesangst." — v. O. B.

(und sie haben den Charakter der jungen Modeneser gebildet!). Der unglückliche Besini, ein Mann voller Mut und Geist, hatte eine Vorahnung gehabt. Im übrigen kann die Lebensweise keines Tyrannen mit dem Leben verglichen werden, das dieser Ehrgeizige in den sechs Monaten zwischen dem Tod seines Vaters und seinem eignen führte."

Diese merkwürdige Erzählung rief in dem Salon tiefes Schweigen hervor; sie berührte Interessen, für die man im Staate Leos XII. gehenkt wird. Ich unterdrücke zwanzig malerische, aber abstoßende Umstände; wir haben nicht herausgekriegt, auf welcher Seite unser Fratone stand. Er schwieg still, und während das Schweigen der übrigen fortdauerte, aß er ruhig Eis in ganz kleinen Bissen und saporitamente, wie ein berühmter Kardinal.

Der Fratone merkte, daß er für sein Teil die Unterhaltungskosten bestritten hatte, und öffnete den ganzen Abend nicht mehr den Mund. Er blickte Signora Lampugnani an und lächelte ihren Worten zu; die himmlische Schönheit der jungen Mailänderin ließ den Mönch die Gegenstände seines Ehrgeizes vergessen.

Diese große finstere Gestalt in dem stolzen, schwarzweißen Ordensgewand der Dominikaner war wirklich imposant. Der Fratone gefiel unseren Damen; Signora Lampugnani will uns mit ihm zum Essen einladen. Ich lasse hier folgen, was uns Pater Rangoni acht Tage später erzählte.

„Während der Kinderei, die man zu Unrecht die piemontesische Revolution [1821] genannt hat, empörten sich auch die Studenten der Universität Modena. Von ihren geheimen Führern erhalten sie Befehl, sich zu beruhigen, und plötzlich beruhigen sie sich. Die Truppen marschierten bereits an. Der Flügeladjutant Sr. Hoheit, ein piemontesischer Offizier, der den Aufstand niedergeworfen hatte, sagte zu ***: „Zwei Studenten haben mir geholfen, die anderen zu beruhigen; sie müssen belohnt werden." — „Sie müssen bestraft werden", sagte dieser verständige Fürst. Und sie wurden in den Kerker von Rubiera geworfen . . .

Gelegentlich solcher Anekdoten zitierte man ein Sonett von Maggi, von dem ich die drei letzten Verse behielt. Sie spiegeln vortrefflich den Seelenzustand von 1530 bis 1796, von der Eroberung von Florenz durch das kaiserliche Heer bis zur Erweckung Italiens durch die Franzosen.

Darsi pensier della commun salvezza,
La moderna viltà periglio stima,
E per ventura il non aver fortezza[1].
(Sich um die öffentliche Wohlfahrt sorgen
Hält die moderne Feigheit für gefährlich
Und weiß sich nicht zum Wagnis Kraft zu borgen.)

Der König von Bayern hat diesen Gedanken sehr richtig in einem Gedicht ausgedrückt, das er bei Signora Martinetti vorzulesen geruhte . . .

Ich vergaß noch eine große Diskussion über die ideale Schönheit bei der Herzogin von D . . .

Um Diskussionen dieser Art zu verstehen, muß man Seele besitzen. Statt das als wahr anzunehmen, was man in den maßgebenden Autoren gelesen hat, muß man seine eigenen Erinnerungen befragen und ehrlich gegen sich selber sein. Das alles ist nicht leicht. Die fortwährende Rücksichtnahme auf die Konvenienz, zu der uns das 19. Jahrhundert zwingt, ermüdet das Leben und macht das Träumen zu einer Seltenheit. Wenn wir in Frankreich von etwas träumen, so ist es von einer Verletzung der Eigenliebe. Hält sich der Reisende aber für aufrichtig und feinfühlig genug, um die ideale Schönheit zu empfinden, so empfehle ich ihm, nicht als gute, aber als meine eigene Erklärung die, welche ich in der „Geschichte der italienischen Malerei“ (Buch IV bis VI) gegeben habe. Ich will mich hier nicht wiederholen; in meinen Augen war die Schönheit in allen Zeitaltern das Merkmal

[1] Sammlung des Padre Ceva, S. 113. Abends, bevor wir uns trennen, lesen wir oft und mit Freude ein oder zwei Sonette. Die französische und englische Literatur hat nichts, was man den italienischen Sonetten und Novellen zur Seite stellen könnte. (Stendhal.)

des Nützlichen. Das Schießpulver hat die Art der Nützlichkeit verändert; die körperliche Kraft hat alle Rechte an den Respekt abgetreten ...

Der Kardinal Spina, Monsignore N ... und ein junger schwedischer Architekt, Herr Nyström, diskutierten so geistreich wie nur denkbar. Die ersten Jahrhunderte der großen Malerei hatten von der idealen Schönheit keine Ahnung. Man prüfe daraufhin die Bilder Ghirlandajos (um 1480) in Toskana. Schön hieß, was getreu nachgeahmt war; ideale Schönheit hätte für unrichtig gegolten. Wollte jenes Zeitalter einen Maler ehren, so nannte es ihn einen Affen der Natur. Die Maler wollten nichts als getreue Spiegel sein; selten trafen sie unter den Eindrücken, die sie empfingen, eine Wahl. Die Idee zu wählen taucht erst gegen 1490 auf[1].

Grottaferrata, 23. November. — Wir kommen in die Regenperiode und wollen drei Tage in Rom verbringen, um uns die Peterskirche anzusehen, als ob wir sie für immer verlassen müßten.

Rom, 24. November. — Heute früh, als unsere Droschke die Engelsbrücke passiert hatte, erblickten wir die Peterskirche am Ende einer schmalen Straße. Napoleon beabsichtigte, seinen Einzug in Rom durch Ankauf und Niederlegung aller Häuser auf der linken Straßenseite zu verherrlichen. Einmal sagte er, dies Dekret solle von seinem Sohn unterzeichnet werden; doch die Welt ist in ihren Schneckengang zurückgesunken, und das konstitutionelle Regime ist viel zu vernünftig, um je eine so unsinnige Ausgabe zu machen.

Wir fuhren durch die enge Straße, die Alexander VI. angelegt hat, und gelangten zur Piazza Rusticucci, auf der jeden Mittag die päpstliche Wachtparade mit schallender Musik und Trommelgerassel aufzieht, ohne je Tritt zu halten. Dieser Platz öffnet sich auf die gewaltige, ovale Kolonnade des Petersplatzes, die so prächtig auf den schönsten

[1] Der moderne Kunsthistoriker muß eine solche einseitige Ansicht ablehnen. Gibt es eine gewähltere Schönheit, einen ausgeprägteren Stil als den Botticellis, Filippo Lippis usw.? — D.

Tempel der Christenheit vorbereitet. Rechts über dieser Kolonnade erblickt man den hochragenden Vatikanspalast; für die Wirkung der Peterskirche wäre es besser, er fehlte.

Der Platz zwischen den beiden Halbkreisen der berninischen Kolonnade ist nach meinem Geschmack der schönste der Welt: in der Mitte der große ägyptische Obelisk, den Sixtus V. hierher versetzen ließ, rechts und links die ewig sprudelnden großen Fontänen, deren Wasser in breiter Garbe emporsteigt und in die mächtigen Granitschalen fällt. Dieses ruhige, beständige Rauschen, das von den Kolonnaden widerhallt, stimmt zur Träumerei und bereitet wunderbar auf die Peterskirche vor, entgeht aber den Besuchern, die im Wagen ankommen. Man muß an der Piazza Rusticucci aussteigen!

Die beiden Fontänen schmücken diesen herrlichen Platz, ohne seiner Majestät Abbruch zu tun. Es ist ganz einfach die Vollendung der Kunst. Etwas mehr Schmuck, und das Majestätische litte darunter; etwas weniger, und der Platz wäre kahl. Diese wunderbare Wirkung verdankt man dem Cavaliere Bernini, dessen Meisterwerk die Kolonnaden sind. Alexander VII. gebührt der Ruhm, sie errichtet zu haben. Das gemeine Volk sagte, sie würden die Peterskirche verderben...

Die Balustrade oben auf den Kolonnaden ist mit 192 zwölf Fuß hohen Statuen aus Travertin geschmückt; sie wurden unter Leitung Berninis gemacht und haben lächerliche Posen; doch man beachtet sie nicht, und da sie gut aufgestellt sind, so tragen sie zum Schmuck bei...

Die Peterskirche steht bekanntlich auf der Stelle des Zirkus, in welchem Nero seiner Leidenschaft für Wagenrennen frönte. Viele Märtyrer fanden hier den Tod[1]. Die ersten Christen begruben ihre

[1] S. den Bericht des Tacitus (Ann. XV, S. 44): „Pereuntibus addita ludibria ut ferarum tergis contecti laniatu canum interirent, aut crucibus affixi, aut flammandi, atque ubi defecisset dies in usum nocturni luminis urerentur. Hortos suos ei spectaculo Nero obtulerat et circense ludibrium edebat, habitu augirae permixtus plebi, vel curriculo insistens." Seit die Religion der Märtyrer den Sieg davon trug, hatte sie ihre Autodafés, und mehrere spanische Könige weideten sich daran wie Nero. Die armen Ver-

Peterskirche

Digitized by Google

Digitized by Google

Überreste in einer Höhle am Fuße des Vatikans; bald darauf wurde Petrus gekreuzigt und seine Leiche von einem seiner Schüler, namens Marcellus, nach diesem Friedhofe gebracht. Sic dicitur. Im Jahre 65 ließ der Papst Anaklet an der Stelle, wo der Apostel begraben war, ein Oratorium errichten.

Im Jahre 306 nahm Konstantin das Christentum an, um seine Anhänger zu mehren und seine Untaten auszulöschen. Den Kaiser gewinnen, das war ein ungeheurer Schritt für den neuen Glauben; man war bald handelseinig. Um den Preis der völligen Absolution, die die Taufe ihm brachte, mußte der Neubekehrte eine prächtige Basilika erbauen[1]. Es war die alte Peterskirche, von der nichts mehr übrig ist. Diese Kirche hatte die Form eines länglichen Vierecks; sie wurde durch vier Reihen von je zweiundzwanzig Säulen in fünf Schiffe geteilt, hatte fünf Portale und ähnelte sehr San Paolo fuori le mura. Nach dem Brauche der ältesten Kirche lag vor der Basilika ein viereckiger, säulenumgebener Vorhof. Alle diese Säulen, vierzig an der Zahl, entnahm man den Tempeln des Glaubens, den der Kaiser abgeschworen hatte.

Diese Basilika stand elf Jahrhunderte. Um 1440 drohte sie einzustürzen, und Nikolaus V. unternahm es, sie neu zu bauen. Dieser Papst war ein genialer Mann und liebte die Kunst vielleicht aufrichtiger als selbst Leo X. Er ließ den Tempel des Probus Anicius abreißen, der dicht bei der alten Basilika stand, und auf dieser Stelle die Grundmauern einer neuen Tribuna westlich außerhalb der Kirche legen, die selbst unberührt blieb[2]. Bei seinem Tode (1455) waren die Mauern

brannten sind stets die gleichen: die leidenschaftlichen und poetischen Seelen. Die moderne Zivilisation, die diese beiden Eigenschaften unterdrückt, wird die Grausamkeit aus der Welt schaffen.

[1] Stendhal stützt sich hier auf die Tradition des Papstbuches, die eine pia fraus ist. Konstantin ließ sich nach Eusebius (IV, 61) erst kurz vor seinem Tode (337) in Nikomedien taufen; das berühmte Toleranzedikt von Mailand, das die christliche Religion allen übrigen gleichstellte, ist von 313. — v. O. B.

[2] Auf der Freske: „Konstantin schenkt Rom dem Papste Sylvester", die Raffael del Colle nach der Zeichnung Raffaels ausgeführt hat, sieht man

erst vier bis fünf Fuß hoch gestiegen, und der Umbau kam ins Stocken. Paul II., ein Venezianer, gab 5000 Scudi zu seiner Weiterführung. Alle Völker der Christenheit trugen durch Spenden dazu bei; die herbeiströmenden Summen waren so groß, daß die Geistlichkeit der Kirche durch die Gaben, die an gewissen Festtagen dargebracht wurden, reichlich entschädigt wurde.

Endlich bestieg Julius II. den päpstlichen Thron. Dieser Papst hatte Sinn für alles Große. Wenn man in Betracht zieht, was er in den vorgerückten Jahren, wo er zur Macht kam, alles vollbrachte, so kann man ihn mit Napoleon vergleichen. Er hat nur zehn Jahre regiert, von 1503 bis 1513. Er war aus Savona gebürtig und hieß Della Rovere (von der Eiche); daher die Eiche, sein Wappen, an tausend römischen Bauwerken. Julius II. wollte die Peterskirche vollenden: als Menschenkenner gab er den Plänen des berühmten Bramante Lazzari den Vorzug und gebot ihm, das Schönste auf Erden zu ersinnen und der Kosten nicht zu achten. Bramante bewunderte die Kuppel des Domes in Florenz; er fühlte, daß dieser Schmuck durch seine Größe und Unnützlichkeit des christlichen Glaubens würdig war. Er nahm sich vor, die Florentiner Domkuppel zu übertreffen und der seinen helles Licht zu geben. Vier Riesenpfeiler, die sie tragen sollten, waren bis zum Sims gediehen, als der Tod sein Werk hemmte: er starb 1514, ein Jahr nach Julius II. Die Kirche sollte die Form eines griechischen Kreuzes (mit vier gleich langen Kreuzarmen) erhalten.

Als der liebenswürdige Leo X. im Jahre 1514 Papst wurde, betraute er Giuliano da Sangallo und Raffael mit dem Bau. Sie

im Hintergrund noch die alte Tribuna und weiter vorn die Konfession, unter der die Gebeine des Apostelfürsten ruhen. Die Konfession umgeben die gewundenen Säulen (vitineae), deren eine man noch in der Kapelle der Pietà sieht (und die das Vorbild zum Tabernakel Berninis abgab. v. O. B.). Sie sollen einst im Tempel zu Jerusalem gestanden haben, und Christus hat sich nach der Sage an diese gelehnt, als er mit den Schriftgelehrten disputierte. (Aus mehreren Notizen Stendhals zusammengetragen. — v. O. B.)

verstärkten die vier großen Pfeiler, die sie zum Tragen der gewaltigen Kuppel für zu schwach hielten. Raffael soll den Plan gefaßt haben, der Kirche die Form eines lateinischen Kreuzes zu geben, die sie jetzt hat. Im Jahre 1520 raubte eine allzu heftige Liebschaft und die Unvorsichtigkeit des Arztes ihm das Leben. Die nachfolgenden Architekten änderten mehrfach den Bauplan. Endlich übertrug Paul III., ohne sich durch mächtige Intrigen irreführen zu lassen, die Bauleitung im Jahre 1546 dem Michelangelo.

Dieser große Mann wollte der Kuppel die Form des Pantheons geben und fertigte ein Modell dazu an, starb jedoch vor dessen Vollendung. Zum Glück war er bei seinem Tode in Mode, und man hinderte seine Nachfolger, den Plan der Kuppel zu ändern. Sie wurde erst 1573 von Giacomo della Porta vollendet. Die äußere Wölbung wurde unter Sixtus V. in zweiundzwanzig Monaten erbaut; doch die Baumeister veränderten die Zeichnung der Fassade, die an Stelle der traurigen Halbsäulen von heute mit freistehenden Säulen wie das Pantheon geschmückt werden sollte. Das Dunkel, das in solchen Portiken herrscht, paßt ausgezeichnet zur christlichen Religion. Die jetzige Vorhalle aber könnte die eines Theaters sein.

Dem Papste Paul V. (Borghese) gebührt der Ruhm, das schönste Bauwerk der Welt vollendet zu haben. Carlo Maderna, mehr Höfling als Architekt, nahm die Idee des lateinischen Kreuzes wieder auf, um die neue Basilika ebenso lang zu machen wie die alte, die das Blut der Märtyrer und die Verehrung von elf Jahrhunderten geheiligt hatte. Er wollte den Priestern gefallen und als reicher Mann sterben... Im Jahre 1612 vollendete er die Fassade, auf der man in Riesenlettern liest:

Paulus V. Burghesius Romanus usw.

Bernini fügte später die zwei riesigen Bögen rechts und links der Fassade hinzu und begann den Bau eines Glockenturmes, den man zum Glück wieder abtragen mußte. Dann legte er die berühmten

Kolonnaden Alexanders VII. an, welche die Wirkung der Peterskirche verdoppelten. Im Jahre 1784 baute Pius VI. eine Sakristei an; doch zu seiner Zeit war die Baukunst aufs tiefste gesunken; und zum Glück sieht man diese Sakristei nicht: sie wird von der linken Seite der Kirche verdeckt, deren Äußeres sie freilich verdirbt.

Die häßliche heutige Fassade besteht aus lauter kleinen Stücken; die Halbsäulen, die so angeordnet sind, daß sie gar nicht wirken, sind trotzdem 86 Fuß hoch und acht Fuß stark. Wäre Michelangelos Plan respektiert worden, so hätte man von der Mitte des Platzes die Kuppel gesehen (etwa wie die Kuppel des Invalidendoms in Paris), während man heute nur eine viereckige Palastfront erblickt. Am 28. und 29. Juni, den Tagen der Heiligen Petrus und Paulus, werden diese Fassaden, die drei Kuppeln und die Kolonnade durch 3800 Laternen und 690 Wachsfackeln erleuchtet.

Man betritt die Kirche durch eine große Vorhalle, die allzu weltlich aussieht. Hier müßten vier große Grabdenkmäler stehen, das heißt die Mahnung an den Tod, verbunden mit der Erinnerung an einen großen Mann. Jetzt stehen nur an den beiden Ecken zwei schlechte Reiterstandbilder, welche die Namen Konstantins und Karls des Großen, der Wohltäter der Päpste tragen. Hätte Karl der Große so viel Genie gehabt, wie man sagt, so hätte er den Päpsten eine ganze Provinz geschenkt, aber mitten in Frankreich.

Fünf Türen führen ins Innere; eine davon, die Jubiläumstür, ist vermauert und wird nur alle fünfundzwanzig Jahre zur Jubiläumsfeier geöffnet. Dies Jubiläum lockte einst vierhunderttausend Pilger aller Stände herbei; im Jahre 1825 waren es nur vierhundert Bettler. Man muß sich sputen, um noch die Zeremonien eines Glaubens zu sehen, der im Begriff ist, sich zu verwandeln oder zu erlöschen ...

Man öffnet mühsam eine schwere, mit Leder bezogene Tür und steht in der Peterskirche. Nichts ist diesem Innern von Sankt Peter vergleichbar. Man muß eine Religion, die solche Dinge hervorbringt, bewundern. Noch nach einjährigem Aufenthalt in Rom habe ich

stundenlang mit Wonne darin verbracht. In Rom langweilt man sich vielleicht im zweiten Monat seines Aufenthaltes, doch nie im sechsten; und wenn man zwölf Monate da ist, ergreift einen der Gedanke, dauernd hier zu bleiben ...

Das Mittelschiff ist mit großen Heiligenstatuen von dreizehn Fuß Höhe geschmückt. Der Barockstil, von Bernini aufgebracht, ist besonders abscheulich bei großen Abmessungen. Doch Sankt Peter ist so schön, daß man ihre Häßlichkeit vergißt. Bernini hat das Innere ferner durch eine Menge schlechter Papstmedaillons in Marmor verunstaltet. Wer sie nicht genau ansieht, dem mögen sie den Eindruck der Pracht gewähren. Aber diese Wirkung verdanken sie der Architektur, der tadellosen Sauberkeit und der großen Sorgfalt, die man in allem beobachtet, um die Besucher fühlen zu lassen, daß sie im Palaste des Herrschers sind ...

Kommt man zum Hochaltar (eine ganze Reise), so erblickt man eine Art von Loch mit herrlichen Schranken von Marmor und vergoldeter Bronze, von 112 ewig brennenden Lampen umgeben. Es ist das Grab des heiligen Petrus, die Stelle, wo er den Martertod erlitt; dieser ehrwürdige Ort heißt die Konfession (weil der Apostel hier seinen Glauben bekannte, indem er sein Blut für ihn hingab). Hier steht die Statue Pius VI., der in Frankreich im Exil starb, von Canova gemeißelt[1]. Der Hauptaltar ist wie in der alten Kirche dem Publikum zugekehrt; nur der Papst darf an ihm die Messe lesen. Zum Glück ist er ziemlich schlicht gehalten; er müßte aus massivem Gold sein; ein ungeheurer bronzener Baldachin lenkt den Blick schon von weitem auf ihn. Bernini errichtete ihn im Jahre 1663; man glaubt es nicht, daß er höher ist als der Palazzo Farnese. Dieser Schmuck war notwendig; doch man seufzt bei dem Gedanken, daß die Bronze, aus der er besteht, vom Pantheon geraubt wurde ... In der Vorhalle des Pantheons findet man eine Inschrift, worin Papst Urban VIII. sich rühmt, aus unnützer Bronze Kanonen und den Baldachin St. Peters gemacht zu

[1] S. S. 160, Fußnote 3.

haben. Leo X. hätte anders gedacht, doch das war ein großer Fürst. Nur zu oft, seit der Furcht vor Luther, war der Papst weiter nichts als ein beschränkter Priester...

Nichts an der Architektur von Sankt Peter macht den Eindruck von Anstrengung; alles scheint groß und natürlich. Der Genius Bramantes und Michelangelos ist so fühlbar, daß selbst lächerliche Dinge hier nicht lächerlich sind, sondern nur unbedeutend. Ich glaube, nie haben Baumeister ein schöneres Lob verdient.

Es wäre ungerecht, wollte ich nicht als Dritten den Namen Berninis hinzufügen. Bernini, der sein Leben lang in so vielen Dingen herumdilettierte, war ein Meister bei den Kolonnaden und dem Baldachin.

Wenn man am Altar steht und aufschaut, so erblickt man die Riesenkuppel Michelangelos, die selbst dem nüchternsten Wesen einen Begriff von seinem Genie gibt. Wen das heilige Feuer durchglüht, der ist vor Bewunderung wie betäubt. Man muß sich auf eine Holzbank setzen und den Kopf auf die Rücklehne stützen; da kann er ruhen und die ungeheure Leere, die über ihm schwebt, in Muße bewundern... Auf die Erde gestellt, ist die Kuppel höher als das Pantheon, und die kleine Laterne — wer sollte es glauben — übertrifft die Höhe eines gewöhnlichen Hauses... Auf dem Fries steht eine Mosaikinschrift in $4^1/_2$ Fuß hohen Buchstaben — das berühmte Wortspiel, auf dem die Macht der Päpste beruht, und kraft dessen der Boden von ganz Frankreich dreimal der Kirche geschenkt ward: „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum". Man muß gestehen, daß er diese Ehrung verdiente.

Man hüte sich, die Namen der Masse von mittelmäßigen Künstlern aufzusuchen, die St. Peter mit Gemälden, Statuen, Flachreliefs, Grabdenkmälern und so weiter erfüllt haben. Zu ihren Lebzeiten waren sie in Mode. Die meisten waren hier wie wo anders mittelmäßig; sie hatten Angst.

Wenn man sich vom Anblick der Kuppel zu trennen vermag, gelangt man in die Tribuna; doch schon wird man, wenn man Seele

hat, von Ermüdung befallen und bewundert nur noch aus Pflichtgefühl.

Am Ende der Tribuna erblickt man vier riesige Bronzefiguren, die mit den Fingerspitzen und der Grazie von Ballettänzern einen gleichfalls bronzenen Lehnstuhl tragen, der den hölzernen Bischofsstuhl des heiligen Petrus und seiner Nachfolger umschließt. An dem geringen Eindruck, den diese vier Kolossalstatuen am schönsten Orte der Welt machen, erkennt man den Geist Berninis. Wie hätte Michelangelo mit dieser Bronzemasse auf Beschauer gewirkt, die durch die Kolonnaden, das Innere der Kirche und der Kuppel vorbereitet waren! Doch Michelangelo verstand nicht zu intrigieren, um sich Aufträge zu verschaffen. Der Genius des Furchtbaren ist mit ihm zu Grabe gegangen und nicht wiedergekehrt; so bleibt uns nur dessen Nachbildung. Man sollte eine Bronzestatue nach dem Moses des Michelangelo in der Tribuna aufstellen und ihn mit dem Strahlenkranz über dem Bischofsstuhl Petri krönen. Ein geistvoller Papst aber sollte die vier Statuen Berninis einer Kirche in Amerika schenken; sie sind ausgezeichnet für Spießbürger, aber durch ihre komische Übertreibung höchst unwürdig an der Stelle, die sie in der Peterskirche einnehmen.

Zum Trost erblickt der Beschauer neben diesen beiden mitrageschmückten Tänzern ein Grabdenkmal von erhabener Schönheit: das Pauls III. (Farnese), das Guglielmo della Porta unter Michelangelos Leitung ausgeführt hat. Unter der bronzenen Papstfigur steht die berühmte Statue der Gerechtigkeit aus weißem Marmor, die so schön war, daß man sie mit einem Kupferkleide umgeben mußte[1]. Man beachte diesen Kopf; hier ist die Schönheit der Römerinnen mit seltenem Talent erfaßt. Diese Statue brachte mir die Ehre ein, mich mit dem großen Canova zehn Jahre zu streiten; er fand sie zu kraftvoll.

[1] Es ist nach der römischen Tradition ein Konterfei der Giulia Farnese, der Schwester des Papstes und einstigen Geliebten des Roderigo Borgia (Alexander VI.). Die andere Statue, die der Klugheit, soll Pauls III. Mutter, Giovanella Gaëtani, darstellen. — v. O. B.

Das Grabmal rechts ist das Urbans VIII. (Barberini), gestorben 1644, hundertvierundzwanzig Jahre nach Raffael; alles daran sagt es uns. Bernini wollte der Mode gefallen und machte sein Glück damit; man kam in die Zeit des Gefälligen, das alle fünfzig Jahre wechselt.

Einige Freude bereiten die Flachreliefs aus vergoldetem Stuck, die die Wölbung der Tribuna schmücken. Das mittlere, Christus darstellend, wie er Petrus die Schlüssel verleiht, ist nach einer Zeichnung Raffaels ausgeführt. Die Kreuzigung Petri ist dem berühmten Gemälde von Guido Reni nachgebildet, und die Enthauptung des Paulus einem Flachrelief von Algardi. Das alles ist weichlich und in akademischem Stil gehalten; der unglückliche Bildhauer hatte Angst, er selbst zu sein. Ich wette, er starb reich und mit Ehren überhäuft.

Kehrt man vom Hauptaltar zum Ausgange zurück, so bemerkt man, daß das Hauptschiff hinter dem zweiten Pfeiler rechts und links sich um acht Fuß verbreitert. Bis hierher reichte das von Bramante geplante griechische Kreuz. Hier hätte sich der Eingang der Kirche befunden, wenn man seinem Plane gefolgt wäre. Julius II. legte am 18. April 1506 ihren Grundstein in den Fundamenten hinter der Statue der heiligen Veronika.

Am Himmelfahrtstage erblickten unsere Damen mit Staunen, ja mit etwas Schrecken, mehrere hundert Bauern aus der Sabina; sie umringten die Bronzestatue des heiligen Petrus im Hauptschiff und trugen durch ihre Küsse dazu bei, den Bronzefuß des Idols abzunutzen. Diese Bauern steigen von ihren Bergen herab, um der großen Feier in der Peterskirche beizuwohnen. Sie tragen zerlumpte Tuchmäntel; ihre Beine stecken in Leinenbinden, die mit kreuzweisen Schnüren umwickelt sind; ihre verstörten Augen blicken unter wirrem, schwarzem Haar hervor; gegen die Brust halten sie ihre Filzhüte, deren schwarze Farbe durch Regen und Sonne rötlich geworden ist. Ihre Familien, die sie begleiten, sehen ebenso wild aus wie sie.

Der Klang ihrer Stimmen, der mir schön erschien, war unseren Damen ein Graus. Hierin liegt der Grund für so viele Meinungsverschiedenheiten zwischen uns; viele Dinge, die in meinen Augen nichtssagend sind, dünken ihnen hübsch; und was für mich erhabene Schönheit ist, entsetzt sie. Die Römer, die von klein auf von Michelangelo hören, sind gewohnt, ihn zu verehren, er ist ein Kultus. Ihre große, schlichte Seele versteht ihn.

Die Bergbewohner zwischen Rom, dem Fuciner See, Aquila und Ascoli sind für mich gute Repräsentanten des Sittenzustandes in Italien um 1400. In ihren Augen geschieht nichts natürlich, alles durch Wunder; es ist die Vollendung des katholischen Prinzips: schlägt der Blitz in eine alte Kastanie, so will Gott den Besitzer strafen. Den gleichen Sittenzustand fand ich auf der Insel Ischia.

Unsere Damen beobachteten die Bauern, die vor dem Beichtstuhl knieten, auf acht bis zehn Schritte Entfernung. Eine lange weiße Rute senkte sich auf ihre Köpfe herab; das war die Absolution für ihre verzeihlichen Sünden. In einigen privilegierten Beichtstühlen saßen drei Mönche, jeder mit einer Rute bewaffnet. Das alles geschah mit großem Ernst. Übrigens war in der Kirche nicht ein einziger Römer der oberen Klassen.

Nachdem wir die Bergbauern in allen Teilen der Kirche beobachtet hatten, wohin sie sich zerstreut hatten, kehrten wir zu der bronzenen Petersstatue im Hauptschiff zurück. Diese steife Statue war einst ein Jupiter[1], jetzt ist sie ein Sankt Peter. An persönlicher Moralität hat sie dadurch gewonnen, doch ihre Anhänger taugen weniger als die des olympischen Gottes. Die Antike kannte weder Inquisition noch Bartholomäusnächte, noch puritanischen Trübsinn. Sie kannte keinen Fanatismus, die Quelle der unerhörtesten Grausamkeiten. Der

[1] Nein, wahrscheinlich ein Werk des 13. Jahrhunderts, das allerdings einer als Petrus adoptierten antiken Konsularstatue nachgebildet ist, die im Atrium der alten Peterskirche stand und sich jetzt in den Vatikanischen Grotten befindet. — v. O. B.

Fanatismus kommt von dem Satze: „Multi sunt vocati, pauci vero electi“ (Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt). Und: „Außer der Kirche kein Heil“ ...

Die Gesamthöhe der Peterskirche vom Fußboden der Kirche bis zum Kreuz auf der Kuppel beträgt 480 Fuß. Die Römer rechnen elf Fuß mehr, wahrscheinlich weil sie vom alten, jetzt unterirdischen Fußboden (der Krypta, wo sich das Grabmal Alexanders VI. befindet) ausgehen. Diese Höhe ist grausig, wenn man die Häufigkeit der Erdbeben in Italien und den vulkanischen Boden Roms in Betracht zieht; ein Augenblick könnte uns das schönste Baudenkmal der Welt rauben. Zwei spanische Mönche, die sich während des Erdstoßes von 1730 in der bronzenen Kugel der Kuppel befanden, erschraken so, daß der eine auf der Stelle starb[1].

23. November. — Nachdem wir alle Einzelheiten über die Peterskirche in uns aufgenommen hatten, waren wir zu ermüdet, uns Einzelheiten anzusehen. Wir sind heute wiedergekommen, um unseren Rundgang fortzusetzen ...

Zunächst bewunderten wir ein Mosaik, den Erzengel Michael darstellend, eine Kopie des berühmten Bildes von Guido Reni, das wir am Tage nach unserer Ankunft in den Cappucini, nahe der Piazza Barberini, sahen[2]. Guido Reni war der erste Maler, der die griechische Schönheit in den Gesichtszügen nachahmte; er studierte die Köpfe der Niobiden, besonders die der unglücklichen Mutter. Raffael hingegen suchte die Schönheit, wie ein Brief an den Grafen Baldassare Castiglioni beweist, indem er die schönsten lebenden Frauenköpfe, die er fand, nachbildete und ihre Fehler verbesserte. Die große Heiterkeit, die man auf der Stirn von Guidos Erzengel Michael und seiner oberen

[1] Beim Erdbeben von 1813 wurde das Bett von H. Nyström, der nahe bei der Peterskirche wohnt, um drei Zoll von der Wand abgerückt. (Stendhal.) Die obenstehende Anekdote stammt aus De Brosses, III, 15. — v. O. B.

[2] Auf S. 240 kommt Stendhal noch einmal ausführlich auf dies Bild zurück. — v. O. B.

Gesichtshälfte wahrnimmt, stammt zweifellos von den Griechen und findet sich nach meiner Meinung bei Raffael nie.

Dicht bei dem Erzengel findet man das schönste Mosaik der Peterskirche, die Kopie der heiligen Petronella von Guercino, jetzt im Kapitol, vom Cavaliere Cristofari. Dargestellt ist der Augenblick, wo die Leiche der Heiligen ausgegraben wird; das Mosaik hat fast die ganze Glut des Originals bewahrt. Einer von uns, der Vertreter des französischen Geschmacks, nahm großen Anstoß daran, daß Guercino einige seiner Gestalten in der italienischen Tracht von 1650 dargestellt hat. Dies Bild ist glühend wie ein Roman des Abbé Prévost ...

Großartig ist auch Canovas Grabmal Clemens' XIII. (Rezzonico), der im Jahre 1796 starb. Sein Vater, ein reicher venezianischer Bankier, hatte ihm den Kardinalshut für 300000 Franken gekauft. Auch bei seiner Papstwahl spielte das Geld wohl eine Rolle. Der brave Rezzonico empfand sein Leben lang Gewissensbisse über diese große Simonie. Er war ein mittelmäßiger Mensch, sehr ehrlich und gläubig, ohne Heuchelei. Das hat der unsterbliche Canova göttlich ausgedrückt, indem er ihn betend darstellte. Links neben der Kolossalfigur des Papstes steht die Gestalt des Glaubens, die ein Kreuz hält, auf der anderen Seite sitzt der Todesgenius in schmerzvoller Haltung. Dieser Genius ist vielleicht zu gefällig, er gemahnt leise ans Geckenhafte.

Die Tür zur Sakristei, die sich unter dem Grabmal befindet, ist von wunderbarer Wirkung; sie führt gleichsam ins Reich des Todes. Neben ihr stehen die beiden herrlichen Löwen, die den Neid aller Künstler bilden; sie drücken zwei verschiedene Nuancen tiefsten Schmerzes aus: tiefe Niedergeschlagenheit und Zorn. Hier stehen wir wohl vor vollendeter Kunst. Canova war ein armer Teufel, als seine Gönner ihm den „Auftrag" für die Familie Rezzonico verschafften. Den Mantel der Gestalt des Glaubens mußte er selbst meißeln. Mit einem Brustbohrer, den er gegen die linke Brustseite stemmte, entfernte er den ganzen Stein zwischen diesem Mantel und der Seite der Gestalt; es war dies die Ursache zu dem heftigen Magenleiden, das ihn zeitlebens

plagte und das ihn im Jahre 1822, im Alter von fünfundsechzig Jahren, ins Grab brachte. Auf der Stirn und in den Augen dieser Figur vermißt man die furchtbare Kraft Michelangelos; und die Zeichner der Davidschule tadeln, glaube ich, die Proportionen eines Beines des Todesgenius...

Ich wäre trotzdem nicht erstaunt, wenn die Nachwelt dies Grabmal allen anderen Werken Canovas vorzöge. In einem gotischen Dome, wie der von Köln oder Florenz, würde das furchtbare, echt katholische Licht, das durch die bunten Kirchenfenster bis auf den Boden fällt, die Wirkung des Papstkopfes verdoppeln und dem Todesgenius sein etwas weltliches Wesen und die letzten Reste des schlechten Berninistils nehmen...

Schließlich gelangt man zur Kapelle der Pietà, so genannt nach der berühmten Gruppe Michelangelos, welche den rührendsten Moment des christlichen Glaubens darstellt. Michelangelo schuf dies Meisterwerk für den Kardinal de Villiers, Abt von Saint-Denis und Gesandten Karls VIII. am Hofe des Papstes Alexander VI. Michelangelo begann wie Canova mit der getreuen Nachahmung der Natur. Die Predigten und der Tod Savonarolas führten ihn schließlich dem katholischen Glauben zu, und er nahm den erhabenen und furchtbaren Stil an, worin er ohnegleichen dasteht...

Die kassettierten Deckenwölbungen der Kirche mit ihren Stuckrosetten strahlen von Gold wie die Galerie von Compiègne. Über den Gurtbogen, die zu den Seitenschiffen führen, sieht man eine Menge von Statuen, die die griechische Schönheit nachahmen, doch so, wie das Secento sie verstand; das heißt der Bildhauer hat den Ausdruck der Kraft und Gerechtigkeit mit dem der Wollust verbunden. Diese prachtvoll vergoldeten Stuckverkleidungen machen die Peterskirche zur Kapelle eines großen Herrschers, dessen Macht auf der Religion beruht, und nicht zur katholischen Kirche. Paßt nicht allein der gotische Stil zu einem furchtbaren Glauben, der den meisten seiner Kirchenbesucher sagt: „Du wirst verdammt werden"? Die Peterskirche

dagegen paßte prächtig zu dem glänzenden Hofe eines geistreichen Papstes wie Leo X. Auch die bigottesten Päpste, die seither daran arbeiten ließen, konnten ihr diesen Charakter weltlicher und höfischer Schönheit nicht nehmen. Hier ist das Gebet nicht mehr der Aufschwung des Herzens zu einem furchtbaren Richter, den man um jeden Preis milde stimmen muß, sondern eine Zeremonie vor einem guten und gegen vieles gleichgültigen Wesen.

Wir besuchten nochmals das liebenswürdigste Werk Canovas, das Grabmal des Prätendenten Jakob III. von England und seiner beiden Söhne, des Kardinals von York und des Gatten der geistreichen Gräfin von Albany, der Geliebten Alfieris. Der jetzige König von England, Georg IV., wollte getreu seinem Rufe, der vollendetste Gentleman des Königreiches zu sein, die Asche der unglücklichen Prinzen ehren, die er zu ihren Lebzeiten aufs Schafott geschickt hätte, wenn sie in seine Hände gefallen wären... Auf einer Plinthe sieht man die Büsten der drei Stuarts in Halbrelief, etwas weichlich behandelt, entsprechend dem gänzlichen Mangel an Charakter bei diesen Fürsten, die zweifellos die unglücklichsten ihres Jahrhunderts waren. Die beiden Engel neben der Scheintür des Grabmals sind in der Tat über alle Beschreibung schön.

Gegenüber steht eine Holzbank, auf der ich in den Jahren 1817 und 1828 die holdesten Stunden meines römischen Aufenthaltes verbracht habe. Namentlich bei sinkender Nacht ist die Schönheit dieser Engel himmlisch. Sie erinnerten mich an die Nacht von Correggio in Dresden. Wer nach Rom kommt, sollte hier den ersten Versuch machen, wenn er zufällig ein Herz für die Skulptur besitzt. Die zarte und naive Schönheit dieser jungen Himmelsbewohner geht dem Reisenden nahe, lange bevor er für den Apoll von Belvedere, und noch viel länger, ehe er für die Erhabenheit der Parthenonskulpturen empfänglich ist. Gegen diese Engel wütet der Ingrimm gewisser Leute, die zum Unglück für die Kunst Bildhauer wurden, statt Bankiers oder Tuchfabrikanten zu werden, was sie rascher zum Reichtum gebracht hätte...

Über der Tür zur Musikempore wird stets die Leiche des letztverstorbenen Papstes beigesetzt. Dort ruhte bis zum August 1823 der verehrungswürdige Pius VII., an dessen Stelle im Februar 1829 Leo XII. trat. Der Kardinal Consalvi sorgte durch sein Testament dafür, daß sein Wohltäter (Pius VII.), der in großer Armut starb, nicht ohne Grabmal bliebe. Ich sah es in Thorwaldsens Atelier (1828) fast vollendet, wie gewöhnlich eine Papstfigur mit zwei Tugenden zur Seite. Wenn dies Werk allen gewöhnlichen Grabmälern der Peterskirche überlegen ist, so dankt man dies der künstlerischen Revolution, die der berühmte David hervorrief. Dieser große Maler hat den Schwanz Berninis getötet. (Pardon für dieses Wort eines mir befreundeten bedeutenden Malers.)

Die letzte Kapelle in dem von Paul V. angebauten Teile ist die Chorkapelle, groß wie eine Kirche für sich und von der Peterskirche durch Spiegelscheiben zwischen den Eisengittern abgetrennt, um die alten Priester, die hier das Lob des Herrn singen, und die Soprane, die sie mit schrillen Stimmen begleiten, vor Erkältung zu schützen. Hier hält das Kapitel der Peterskirche täglich seine Messe ab ... Die Wölbung ist prachtvoll vergoldet, man meint, von einem griechischen Bildhauer: so viel nackte weiße Gestalten heben sich von dem Goldgrund ab. Solche Ornamente verletzen sowohl den Geist wie den Buchstaben des Christentums; doch die, welche dem Giacomo della Porta († 1610) diese Gestalten auftrugen, wußten es nicht besser. Die Schicklichkeit hatte noch nicht die traurigen Fortschritte gemacht, welche die heutigen Künstler, die für Kirchen arbeiten, auf das langweilige Genre beschränken.

Am Sonntagmittag sieht man vor diesem Gitter viele junge Engländerinnen am Arm ihrer traurigen Gatten. Die Fremden kennen sich in Rom schließlich alle von Ansehen. Die Kastraten von 1820 sind kläglich; Rom bedarf sehr eines kunstliebenden Papstes; sonst wird man nicht mehr hinkommen[1] ...

[1] Erst Papst Pius X. hat die Kastraten aus dem päpstlichen Sängerchor entfernt und durch Frauenstimmen ersetzt. — v. O. B.

Zum Schluß kamen wir an ein furchtbares Grabmal. Ein riesiges Skelett von vergoldetem Kupfer hebt eine Draperie von gelbem Marmor auf; es ist das letzte Werk Berninis: das Grabmal Alexanders VII. (Chigi). Der Papst kniet, von Frauengestalten umgeben, welche die Gerechtigkeit, die Klugheit und Wahrheit darstellen. Die letztere hat Bernini im Naturkostüm dargestellt; sie hat ein Bronzekleid anbekommen.

Eine gewisse Verve der Ausführung ist unleugbar, sie zieht die Blicke des Volkes auf sich. Oft sah ich vor diesem Grabmal acht bis zehn Bauern aus der Sabina mit offenem Munde stehen. Doch was das Volk packt, empört meine Freunde. Hierin liegt die große Schwierigkeit für die Kunst und Literatur im 19. Jahrhundert. Die Welt ist voll von Leuten, denen ihr Reichtum gestattet, zu kaufen, doch deren roher Geschmack ihnen verbietet, zu schätzen. Diese Leute sind gefundenes Fressen für die Pfuscher, deren Erfolg die Maler von Talent erdrückt. Glücklich der Talentvolle, der nicht neidisch und bösartig wird! Man sollte sich entscheiden und entweder für die große Masse oder für the happy few arbeiten. Beiden zugleich kann man nicht gefallen...

Wenn die Bauern der Sabina sich das riesige vergoldete Skelett vom Grabmal Alexanders VII. angesehen haben, kehren sie in ihre Berge als weit bessere Katholiken zurück. Auf derartige Effekte versteht sich unser französischer Klerus ganz und gar nicht, da er aus Angst vor den Spöttereien Voltaires die Musik und die schönen Künste ächtet. Das Volk muß die Religion mit allen Poren aufsaugen. Bevor man Mozarts Requiem in Saint-Sulpice verbot, sah ich dort manche sehr unfromme Leute...

Ein trauriger Gedanke beherrscht alle anderen. Das Zweikammersystem wird die Welt erobern und den schönen Künsten den Todesstoß versetzen. Anstatt eine schöne Kirche bauen zu lassen, werden die Herrscher daran denken, ihr Kapital in Amerika anzulegen, um im Fall ihres Sturzes reiche Privatleute zu sein. Sobald die zwei Kammern in einem Lande herrschen, sehe ich zwei Dinge voraus:

1. Sie werden niemals zwanzig Millionen fünfzig Jahre hintereinander ausgeben, um einen Bau wie Sankt Peter zu errichten.

2. Sie werden in die Salons eine Menge sehr ehrbarer, sehr reicher Leute bringen, die aber durch ihre Erziehung jenes Feingefühl vermissen lassen, ohne das man die Künste nicht bewundern kann...

Wollte man die Peterskirche je vollenden, so müßte man all die schlechten Gemälde durch Mosaiken ersetzen[1]: durch Kopien der Himmelfahrt und des heiligen Petrus von Tizian, der Auferstehung Christi von Annibale Caracci, der heiligen Cäcilie von Raffael, der Marter des heiligen Andreas von Dominichino (Freske in San Gregorio in Rom), der Kreuzabnahme von Corregio (im Museum zu Parma), der Kreuzabnahme von Daniele da Volterra (in der Trinità de' Monti in Rom) und so weiter. Vielen dieser Bilder zöge ich Mosaiken nach Teilen von Fresken Michelangelos aus der Sixtina vor; hier sähe man sie; doch man lachte mich heute früh aus, als ich dies meinen Reisegefährten vorschlug. Fast alle Statuen in der Peterskirche sind lächerlich; sie sehen stets aus, wie Tänzer, die in einem Ballett als Heilige auftreten; der Bildhauer Rauch aus Berlin würde es besser machen.

Eine Orgel, dieses Raumes würdig, fehlt in der Peterskirche.

Mit Gas durch eine einzige Lichtflut aus der Kuppel erleuchtet, wird sie eines Tages vielleicht ein Schauspiel gewähren, wovon wir uns keinen Begriff machen[2]... Doch welches profane Wort entschlüpft mir da? Ein Schauspiel gewähren! Ach, die schönen Tage

[1] Dieser Wunsch Stendhals ist heute so ziemlich erfüllt. Die Ölbilder sind durch Mosaiken ersetzt, deren Originale sich in der Vatikanischen Gemäldesammlung, in Santa Maria degli Angeli und im Konservatorenpalaste befinden, darunter zwei Kopien nach Stendhals Liebling Domenichino (San Sebastian, Kommunion des heiligen Hieronymus), eine, die Stendhal schon rühmt, nach Guercino (heilige Petronella), eine nach Raffael (Transfiguration), zwei nach Guido Reni (Kreuzigung Petri und der gleichfalls von Stendhal erwähnte Erzengel Michael) usw. — v. O. B.

[2] Auch dieser Wunsch Stendhals ist in Erfüllung gegangen. Die jetzige Beleuchtung an hohen Festtagen, z. B. in der Osterzeit, durch elektrische Birnen in den Kassettendecken ist von feenhafter Wirkung. — v. O. B.

von Sankt Peter sind vorüber; um Freude daran zu haben, um einen tiefen Eindruck zu erhalten, muß man gläubig sein.

Grottaferrata, 2. Dezember. — Gestern fuhren wir eigens nach Rom, um die berühmte Gruppe der drei Grazien von Canova zu sehen. Hier die Übersetzung eines Briefes, den ich der Signora Lampugani, dieser so naiven, so stolzen, so schönen und jungen Frau, stahl[1]. Die auffällige Kälte, die den Reiz ihres Gesichtes erhöht, bedeutet nicht, daß sie leidenschaftslos, sondern nur, daß sie es gegenwärtig ist. Nichts scheint ihr würdig, sie zu bewegen. Beim Anblick von so viel Schönheit und Gleichgültigkeit gegen alles Gewöhnliche kann selbst die kälteste Natur einen Augenblick der Träumerei nicht unterdrücken. Nach diesem Porträt lasse ich einiges aus ihrer Skizze über Canovas Meisterwerk folgen:

„Carissima Sorella! Auf unserer ganzen italienischen Reise habe ich keine Statue gefunden, die mir gleichen Eindruck gemacht hat, wie die drei Grazien von Canova. Diese reizenden Schwestern haben viel mehr Geist als alle Venusse, die wir kennen; überdies ist die Gruppe völlig dezent. Die drei Gestalten sind lebensgroß, der Altersunterschied tritt deutlich hervor.

„Die drei Schwestern, sich leicht mit den Armen umschlingend, sind in einem Moment der Freude und der lebhaften, tollen Freundschaft dargestellt, die man auch bei den zurückhaltendsten jungen Mädchen findet, wenn sie den Blicken der Männer entrückt sind. Der Bildhauer ist indiskret, sie so darzustellen; doch die Schuld liegt bei der Kunst und nicht bei den reizenden Schwestern. Die jüngste bittet ihre älteste Schwester um einen Kuß, den diese verweigert und den die zweite ihr zu erlangen behilflich ist[2] usw.

[1] Nach Angabe von Daniel Müller in der Neuausgabe von Rome, Naples et Florence ist diese Schilderung vielmehr mit leichten Änderungen dem Buche Tableau de Rome vers la fin de 1814 von J. B. Guinan-Laoureins (Brüssel 1816) entnommen. — v. O. B.

[2] Es bedurfte eines erlesenen Feingefühls, damit die Anmut hervortrat, und ebenso einer äußerst wenig betonten Handlung; sonst wäre bei der

„Betrachtet man die Gruppe vom richtigen Standpunkt, so sieht man die älteste Grazie en face und die beiden anderen im Profil. Der rechte Arm der Ältesten ruht liebevoll auf der Schulter der Zweiten, während sie mit ihrer linken Hand sanft die Hüften der Jüngsten umfaßt und dadurch die Abweisung, die sie ihr zuteil werden läßt, mildert. Nur ein Canova vermochte diese Hand zu bilden, die zugleich abwehrt und liebkost. Diese älteste Grazie soll nach der Absicht des Künstlers die edle Anmut verkörpern; sie hat einen besonnenen und majestätischen Ausdruck, durch rührende Schönheit gemildert.

„Mehr Charakter und Bewegung hat die Zweite. Ihr Kopf, ihre ganze Gestalt sind ausdrucksvoller; ihr Lächeln und ihr geistvoller Blick sind liebkosend wie ihre schönen Hände; mit der einen sucht sie den Kopf ihrer älteren Schwester herabzuziehen. Im übrigen, da sie weder bittet noch abschlägt, befindet sie sich in der Stellung der Ruhe, ein Bein vor das andere gesetzt. Diese Stellung ist von einer Leichtigkeit und Nachlässigkeit, die an Wollust grenzt; eine Nuance mehr, und die Männer sähen darin etwas wie Gefallsucht.

„Die dritte Grazie hat etwas Kindliches, aber durchaus nichts Einfältiges; es ist eine liebliche Harmlosigkeit... Mit reizender Zutraulichkeit hat sie ihren rechten Arm auf die Schulter der ältesten Schwester gelegt, und mit der linken Hand, die sich leicht an den Busen dieser Lieblingsschwester lehnt, bittet sie diese, ihr den Kuß zu geben, welcher der Gegenstand der Darstellung ist. Ein leichter Schleier, der dieser Hand entgleitet, betont das keusche Wesen der Grazie im Gegensatz zur Wollust und verhüllt einen Teil der Reize der Ältesten. Die leichte Neigung des Körpers der Jüngsten bringt eine herrliche Abwechslung in die Gruppe und läßt nur ihre hübschen Schultern hervortreten, die trotz ihres zarten Alters keineswegs zu mager sind.

tiefen Empfindsamkeit die Leidenschaft durchgebrochen, und die Anmut wäre nur noch ein Nebending geworden, wie bei den göttlichen Madonnen Correggios. Man denke an die Fresken und das Museum in Parma oder besser noch in Dresden. (Stendhal.)

„Das Motiv dieses kleinen Dramas: ‚Wird die Jüngste den Kuß bekommen?‘ genügt zur Belebung der Szene, ist aber nicht lebhaft genug, um die Formen vergessen zu lassen“ usw. usw.

So reicht auch in dem, was die Franzosen eine Charakterkomödie nennen, wie der „Misanthrop“ von Molière, die Intrige hin, um die Szene zu beleben, doch ist sie nicht lebhaft genug, um die Schilderung und Entwicklung der Charaktere des mürrischen Alceste und der koketten Celimène vergessen zu lassen. —

Dieser Zusatz steht natürlich nicht in dem Briefe der jungen Mailänderin, den ich um all seine Grazie gebracht zu haben fürchte, indem ich ihn abkürze. Der Italiener wagt leidenschaftlich zu sein. Trotz ihrem Mangel an Einheitlichkeit hat diese Sprache Zukunft, denn sie liefert der Musik die Worte und wagt die Leidenschaft ungeschminkt auszudrücken. Das gesprochene Italienisch besteht aus acht bis zehn völlig verschiedenen Sprachen. Die Mailänder Volkssprache wird vom Genuesen nur durch die Ähnlichkeit verstanden, die sie mit der Schriftsprache hat, welche ihrerseits in Rom, Siena und Florenz auch gesprochen wird. Allein in Neapel gibt es vier verschiedene Sprachen. In Italien denkt man an den Nachbar eben nur, um ihm zu mißtrauen oder ihn zu hassen.

5. Dezember 1827. — Die nackte, traurige Wahrheit über viele Dinge kommt in Paris nur im Gespräch irgendeines alten galligen Advokaten zu Worte. Die ganze übrige Gesellschaft deckt geflissentlich einen Schleier über die häßliche Seite des Lebens. Diese übertriebene Verhüllung unter Leuten, die das Unglück haben, sehr reich und von sehr vornehmer Herkunft zu sein, wird bisweilen lächerlich; im allgemeinen jedoch bildet diese Art, das Leben darzustellen, den Reiz der französischen Gesellschaft.

Der Römer verhüllt die bittere Wahrheit des Lebens durch kein Kompliment. Die Gesellschaft, in der er lebt, ist von zu viel Todesgefahren umwittert, daß er sich der Gefahr aussetzt, Denkfehler zu machen oder falsche Meinungen zu äußern. Seine Einbildungskraft

gerät außer sich bei der Entdeckung eines unbekannten Unglücks. Sie will alles auf den ersten Blick überschauen und alsdann versuchen, sich daran zu gewöhnen.

Diese Achtung vor der Wahrheit und die Beharrlichkeit der Wünsche sind in meinen Augen die beiden großen Wesensunterschiede des Römers vom Pariser. Diese uns ungewohnte Aufrichtigkeit der römischen Gesellschaft gibt ihr zuerst einen Anschein von Bosheit; trotzdem ist sie die Quelle der Gutmütigkeit. Ein Freund empfängt uns nicht täglich mit einer verschiedenen Nuance. Das würde die Träumerei und das dolce far niente stören, die unter diesem Himmelsstrich die ersten Freuden sind, und das fruchtbare Erdreich, worin die Wollust keimt.

Die Völker verstehen einander nicht. Bei dem Wort italienische Gutmütigkeit zuckt der Franzose die Achseln; diese Gutmütigkeit tötet den Esprit. Ein geistvoller Römer, ein Gherardo de' Rossi[1], würde, auch wenn er sich sein Leben lang damit abgäbe, nie ermessen, wie weit der französische Leichtsinn geht. Immerfort würde er, da er die Wahrheit nicht erfaßt, bei dem Gegenstand seiner Beobachtung Heuchelei annehmen. Madame N... sagte heute abend: „Das größte Vergnügen an der Reise ist das Erstaunen bei der Heimkehr. Ich sehe, es gibt den albernsten Menschen und Dingen Bedeutung."

Man darf nicht wähnen, das heutige Rom ein wenig zu kennen, wenn man nicht gewohnt ist, sich mit den Einheimischen oft zu unterhalten. Man muß seine Partner aber nicht im primo ceto suchen. Die sehr reichen und sehr gut erzogenen Ausländer haben ungefähr die Manieren und den Charakter der Franzosen am Hofe Ludwigs XV. Man findet bei ihnen eine sehr empfindliche Eitelkeit, zumeist etwas schwerfällige Höflichkeit und im übrigen einen fast völligen Mangel aller Leidenschaften und Gewohnheiten, die eine Lokalfarbe haben.

---

[1] Römischer Lustspieldichter (1754—1827). „Er hat die römischen Sitten vortrefflich geschildert. Siehe die Komödie ‚La prima sera dell' opera'." (Stendhal.) — v. O. B.

Wir Franzosen finden, daß sie uns etwas nachäffen. Friedrich, der Verständigste unserer kleinen Gesellschaft, hat uns mit wohlhabenden, aber nicht reichen Bürgersleuten bekannt gemacht. Wir haben uns mit Kaufleuten begnügen müssen; denn die Römer, die von ihren Renten leben, vermeiden aus Angst jegliche Beziehung zu den Fremden, die, wie sie annehmen, von ihrer Regierung stets ungern gesehen sind. Sie sind weniger neugierig und vorsichtiger. Die ganze Handelswelt aber schmäht unverhüllt die Regierungsart Leos XII.

Einer der Bekannten Friedrichs trinkt bisweilen eine Tasse Schokolade mit uns. Er ist ein Römer von altem Schrot und Korn, will sagen, ein Mann, dessen Charakter vor 1797 und der Proklamierung der „römischen Republik" gebildet ist. Obwohl im Grunde sehr liberal, glaubt er beinahe an eine Menge von Wundern. Sein Großvater, der ihn erzogen hatte, war gegen 1740 in die Welt getreten und glaubte völlig daran.

Unser Bekannter erzählt uns, in seiner Jugend sei man nach San Paolo zu dem berühmten Kruzifix gepilgert, das mit der Hl. Brigitta sprach. Ein anderes Kruzifix in Santa Maria Traspontina hatte sich mehrmals mit Petrus und Paulus unterhalten. Eines Tages fuhr die Madonna von San Cosma e Damiano (in dem früheren Romulustempel auf dem Forum) den heiligen Gregor hart an, als er an ihr vorüberging, ohne sie zu grüßen. Diese Szene ist vor über tausend Jahren vom Abt Joachim oder von dem ehrwürdigen Beda, der fest daran glaubte, in lateinische Verse gebracht worden[1].

In der reizenden Kirche Santa Sabina (auf dem Aventin) war ein großer Stein zu sehen, den der Teufel oben aus der Wölbung auf den Hl. Dominikus schleuderte; doch der Stein ward abgelenkt und der Heilige wunderbar gerettet. Diese Erzählung könnte wohl einen Mordanschlag verhüllen.

Vor noch nicht hundert Jahren zeigte man in San Silvestro (al Campo Marzo) das Selbstporträt von Christus, das er dem König

[1] S. Anm. 2 im Anhang dieses Bandes.

Abgarus sandte. Eusebius teilt den Briefwechsel zwischen Christus und Abgarus mit, sagt aber nichts von diesem Bilde[1]. Johannes Damascenus soll angeblich davon gesprochen haben.

Die Bundeslade, die Zauberstäbe von Moses und Aaron und ein gewisser Teil vom Körper Christi befanden sich in der Laterankirche[2]. In Santa Croce di Gerusalemme, gegenüber dem Lateran an der Straße nach Neapel, zeigte man einen der Silberlinge, den Judas empfing, die Laterne dieses Verräters und das Kreuz des guten Schächers.

San Giacomo Scossacavalli besaß den Stein, worauf Christus beschnitten wurde; er trug den Hackeneindruck des Kindes; dieser Stein lag auf dem Altar der „Darstellung im Tempel". Auf dem Altar der Hl. Anna hob man die Marmortafel auf, worauf Isaak geopfert werden sollte.

Die Kaiserin Helena, Konstantins Mutter, sandte diese Reliquien nach Rom, mit dem Befehl, sie in Sankt Peter niederzulegen. Doch als der Wagen, der sie trug, an San Giacomo vorbeikam, ward er durch eine unsichtbare Hand aufgehalten und die Pferde wurden durch den Rückprall fast umgerissen. Daher der Name Scossacavalli (Pferdestoß) für die Kirche, welche die Reliquien empfing.

Die Bücher, die man in Rom um 1720 zu lesen pflegte, sind fast ebenso merkwürdig wie die Wunder, an die man zur selben Zeit glaubte. Um sich einer Bibliothek zu erinnern, muß man einen ihrer Bände durchlesen. Man verlange mit ernster Miene in der Bibliothek des Palazzo Barberini oder des Vatikans:

„Die Übereinstimmung des Hl. Franz mit Jesus Christus."

„Der Psalter der Jungfrau."

„Das ewige Evangelium."

Was die „Taxe der apostolischen Kanzlei" angeht, so schämt man sich dieses Buches und zeigt es den Fremden nicht, wenn sie nur etwas

[1] J. Reiskii Exercitationes de imaginibus Christi.

[2] Näheres über diese eigenartige Reliquie s. S. 182 f. — d. Ü. B.

spöttisch aussehen. Doch in Florenz kann man es ohne Mühe erhalten. Es heißt: „Taxa camerae seu cancellariae apostolicae.“ Auch die durch ihre Gottlosigkeit berühmten Schriftsteller müssen widerwillig die Geistesfeinheit und die zugleich scharfe und tiefe Logik bewundern, die die Kasuisten in ihren Schlußfolgerungen leitet. Manch modischer Historiker könnte bei diesen heute so vernachlässigten geistlichen Schriftstellern Unterricht in der Logik nehmen. Ähnlich wie bei den arabischen Philosophen ist die Grundlage ihrer Folgerungen nicht sehr stichhaltig; aber die Kraft und die Logik der Schlüsse, die sie daraus ziehen, ist bewundernswert.

Ich vergaß das Wunder von Santa Maria Maggiore: ein Madonnenbild, das der Hl. Lukas gemalt hat; mehrmals fand man dies Gemälde von psalmensingenden Engeln umgeben.

6. Dezember. — Wir haben die Altertümer im Judenviertel besucht. Papst Paul IV. (Caraffa), dieser neapolitanische Greis, der sich bona fide für unfehlbar hielt und verdammt zu werden fürchtete, wenn er den geheimen Regungen nicht gehorchte, die ihm die Verfolgung geboten, hat die Juden zuerst bedrückt (1556). Er zwang sie, im Ghetto zu wohnen, dem Stadtteil am Tiberufer nahe dem Ponte Rotto, der jetzt so schmutzig und armselig ist[1]. Die Juden mußten um 24 Uhr (das heißt bei Sonnenuntergang) in das Ghetto zurückkehren. Paul IV. verlangte, daß sie ihren Grundbesitz verkauften, und gestattete ihnen nur, mit alten Kleidern zu handeln[2]. Auch mußten sie einen gelben Hut tragen. Gregor XIII. vervollständigte diese Maßregeln sinngemäß: er zwang eine gewisse Zahl von Juden, an jedem Sabbat eine christliche Predigt zu hören.

Trotz all dieser Bedrückungen und vieler anderer, die mich in den Ruf eines Jakobiners brächten, wenn ich sie berichtete, war die

[1] Neuerdings fast ganz niedergelegt wie das Ghetto in Florenz oder die Lucia in Neapel. — v. O. B.

[2] Noch heute ist der Spitzname der Juden in Rom robi vecchi, d. h. „alte Kleider“. — v. O. B.

wunderbare Energie, womit dies unglückliche Volk noch am Gesetz Mosis hängt, so groß, daß es sich bedeutend vermehrt hat. Die Juden haben eine Vorschrift, wonach sie spätestens mit zwanzig Jahren heiraten müssen, wenn sie sich nicht mit Schande bedecken und als Leute von sündhaftem Wandel behandelt werden wollen.

Dies ganze System von Bedrückungen, das der Papst Caraffa erfunden hatte, ward unter der Herrschaft des liebenswürdigen Kardinals Consalvi aufgehoben; doch seit dem Tode Pius' VII. fing es von neuem an, und die Juden werden von 8 Uhr an in ihr Ghetto eingesperrt. Vorgestern im Theater machte man uns darauf aufmerksam, daß das Parterre ganz besetzt war: es war der Tag, wo die Ghettotore bis 10 Uhr offen bleiben, oder bis 2½ Uhr nachts, da die Sonne gegenwärtig um 7¼ untergeht. Die Ventiquattro (24 Uhr) wechseln alle vierzehn Tage. Die Rückschrittspartei hält sehr auf diese unbequeme Art des Stundenläutens; die andere Art heißt alla francese. Friedrich las heute abend die „Geschichte der römischen Literatur" von Bähr. Er erzählte uns verschiedene Bräuche der Römer aus der ältesten Zeit. Die eherne Hand der Not hielt jahrhundertelang jeden Luxus von Rom fern. Friedrich rühmt auch die Werke von Dorow und Ottfried Müller über das alte Etrurien[1].

8. Dezember 1827. — Die Fremden verfluchen zumeist die Überreste des Antoninus-Pius-Tempels[2], obwohl diese elf Säulen vielleicht die schönste derartige Ruine in Rom ist. Dort befindet sich das Zollamt. Der unglückliche Fremde, der ankommt, wird hierher geführt; und wenn sein Wagen hinter drei oder vier anderen steht, in

[1] Christian Bähr (1798—1872), seit 1821 Professor in Heidelberg. Das genannte Werk erschien 1828, 2 Bde. (4. Aufl. 1868—72, 4 Bde.). — Wilhelm Dorow (1790—1846), Diplomat und Schriftsteller. Seine „Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie" (Paris 1829) erschien nur französisch. — Karl Ottfried Müller (1797—1840), seit 1819 Professor in Göttingen. Sein Werk „Die Etrusker" erschien 1828. — v. O. B.

[2] Gemeint ist der von Hadrian erbaute Neptunstempel, jetzt als Börse benutzt. — v. O. B.

Neptunstempel (Zollgebäude)

Digitized by Google

denen Engländer sitzen, deren Spleen die Gelegenheit ergreift, sich mit den Zöllnern herumzuzanken, so kann er sich auf zwei bis drei Stunden Warten gefaßt machen. Wird man sich darüber ärgern? That is the question.

Nein, der unangebrachte englische Hochmut wird für uns das sein, was die Trunkenheit eines Heloten für den Spartaner war. Nein, wir werden an die Fülle von Geduld denken, die wir aufgespeichert haben, bevor wir in dies Land der kleinen Schikanen und der kleinen Despoten reisten. Einen Zollbeamten redet man am besten mit lachender Miene an und gibt ihm einen Paolo (52 Centimes)[1]. Gerührt über solche Großmut und die fröhliche Miene wird der Mann dem Signor Francese nützlich sein. Dieser Name, mit dem Napoleons verknüpft, wiegt in Italien noch schwer. Ach, wenn unsere Minister die Erbschaft dieses Großen auszubeuten wüßten, welchen Einfluß würde der König von Frankreich noch haben! Sie gäben den Würdigsten, wie es Ludwig XIV. tat, zwanzig Pensionen von je hundert Louisdors und dreißig Ordenskreuze.

... Die Tempelruine ist trotz der Zerstörung durch Feuersbrünste noch sehr schön. Die elf Säulen gehören zur einen Längsseite der Säulenhalle, die den Tempel umgab. Man vergesse das schäbige Zollamt und ergänze sich im Geiste den Rest des Bauwerks, wie es zur Römerzeit war.

Nahebei ist die Jesuitenkirche Sant' Ignazio. Der große Maler Domenichino hatte zwei Pläne dazu gemacht; ein Jesuitenpater benutzte die Hälfte von jeder dieser Zeichnungen, und so entstand die gegenwärtige Kirche. Das Innere ist mehr reich als schön.

10. Dezember. — Neben der Jesuitenkirche liegt das Collegio Romano. Man hielte mich für einen galligen und unglücklichen Spötter, wollte ich die Art von Wahrheiten, die dort gelehrt werden, erklären. Ich glaube, es bedurfte einer Bulle, damit dort das System,

[1] Ein Scudo (Piaster), nach heutiger Bezeichnung = 5 Franken, hatte 10 Paoli zu 10 Bajoc. — v. O. B.

wonach sich die Erde um die Sonne dreht, auch nur in Form einer Hypothese behandelt wird. Hat Josua nicht gesagt: Sta, sol, Stehe still, Sonne? Daher die berühmte Verfolgung Galileis, über die man auch heute noch, anno 1829, die Unwahrheit sagt.

Im Collegio Romano zeigte man uns eine vollständige Sammlung von römischen Assen. Da wir uns freundlich unterhielten und oft von Paris sprachen, so erlahmte bei unserem Führer das römische Mißtrauen. „Hier", erzählte unser Führer, „wurde der junge Marchesino della Genga (der im Jahre 1828 als Leo XII. regierte) erzogen ... Ein sehr geschickter Mann weissagte ihm, der damals sehr arm war, daß er Papst werden würde. Und zwar deshalb. Die Knaben veranstalteten ohne Wissen ihrer Lehrer eine Prozession, bei der sie eine Madonnenstatue auf einer Tragbahre trugen. Der Marchesino della Genga hatte ein hübsches Frauengesicht und mußte die Madonna darstellen. Plötzlich kam ein Lehrer dazu; die Sänftenträger nahmen Reißaus und die Jungfrau fiel zu Boden. Nach gewissen Regeln der Wahrsagekunst, die in Rom jedermann kennt und die der geschickte Mann anwandte, hieß es am nächsten Tag allgemein, der, welcher als Madonna von der Sänfte gefallen wäre, würde Papst werden." Diese Geschichte hat uns vier Paoli gekostet und wird denen lächerlich scheinen, die sie lesen, wenn Leo XII. nicht mehr Papst ist ...

Nach dem Korso zurückgekehrt, besuchten wir den Palazzo Doria, früher im Besitz der Familie Pamfili, die Innozenz X. um 1650 bereicherte. Dieser Palast ist sehr groß, aber weniger bemerkenswert durch die Architektur, die aus der Verfallszeit stammt, als durch seine prächtige Gemäldegalerie.

Am Ende der Regierung Ludwigs XIV., zur Zeit von Frau von Sévigné, als die Werke von La Bruyère, Descartes und Bayle in allen Händen waren, ließen der Herzog von Mazarin und die Herzogin von Guise die Statuen, die ihnen gehörten, mit Gips bemänteln und die Bilder, die sie anstößig fanden, verbrennen. Unter Ludwig XIII.

ließ ein strebsamer Staatssekretär, Dunoyer, Correggios Leda in Stücke schneiden . . .

Der Fürst Pamfili, der im Jahre 1688 lebte, war sehr jung und reich; die Jesuiten drängten ihn sehr, der Ihre zu werden. Der bedauernswerte Jüngling ließ einer großen Anzahl prachtvoller antiker Statuen, die er von seinem Vater geerbt hatte, Gipshemden anziehen und eine berühmte Venus von Caracci überpinseln. Ein paar Jahre später verliebte und verheiratete er sich, gab den Jesuiten den Laufpaß und ließ den Gips von den Statuen entfernen. Doch leider hatten die Maurer diese abgeschrotet, damit der Gips festsaß . . .

Vorgestern in der Galerie Farnese zeigte man uns ein blechernes Feigenblatt, das vor ein paar Monaten allen Statuen umgehängt worden war, um einer hohen Persönlichkeit zu gefallen. Da die Besitzer der Paläste und Galerien im allgemeinen alte Leute sind, so ist zu befürchten, daß die Rückkehr zur geistlichen Strenge, die sich in Rom gegenwärtig fühlbar macht, verschiedenen Kunstwerken verhängnisvoll wird . . .

11. Dezember. — Gegenüber dem festungsartigen Palazzo Venezia steht der Palast des Herrn Torlonia, Herzogs von Bracciano[1], wo wir heute abend zum Ball eingeladen sind. Nur durch sein Geschick hat sich Herr Torlonia aus dem niedrigsten Stande zur glänzendsten Stellung emporgeschwungen. Die ausschließliche Liebe zum Gelde entstellt nach meiner Meinung das menschliche Antlitz am meisten. Besonders um den Mund haben die Geldleute einen unsympathischen Zug, der oft von abstoßender Häßlichkeit ist. Torlonia ist spaßig anzuhören, wenn er von der Rivalität der jungen römischen Fürsten erzählt, die sich um die Hand seiner Töchter bewerben. In seinem grenzenlosen Respekt vor dem Gelde liegt eine Art von Naivität. Zehn Jahre lang hat er den Palast, worin wir tanzen, nicht zu

[1] Dieser Palast ist dem Nationaldenkmal Victor Emanuels zum Opfer gefallen und abgerissen worden. — D. Ü.

bewohnen gewagt, weil ihm eine Wahrsagerin geweissagt hatte, er würde in der ersten Nacht, wo er darin schliefe, sterben.

Das sind eingewurzelte Vorurteile. Nichts ist natürlicher; jedermann lernt hier Theologie, die zu allem führt, während die Physik ins Gefängnis führt. Torlonia ist der Bankier aller nach Rom kommenden Engländer; er macht riesige Einnahmen, indem er ihnen ihre Pfunde Sterling in römischen Scudi auszahlt. Jeden Winter belustigt man sich über eine neue Geschichte, worin einerseits die Knickerei des kalten und ruhigen Bankiers und andererseits die Wut eines reichen Engländers figuriert, der sich über dies Wechseln beschwert. Dafür gibt Herr Torlonia seinen Kunden entzückende Bälle, deren Entree mit 40 Franken pro Kopf nicht zu teuer bezahlt wäre. An Balltagen ist er nicht geizig.

Den Hof seines Palastes umgibt auf allen vier Seiten eine prächtige Galerie, die zu mehreren riesigen Sälen führt, in denen getanzt wird. Die besten lebenden Maler, Palaggi, Camuccini und Landi, haben sie mit Gemälden geschmückt. Ein Salon ist eigens erbaut worden, um die berühmte Kolossalgruppe Canovas, „Der wütende Herkules schleudert den Lykas ins Meer", passend aufzustellen. An Balltagen wird diese Gruppe malerisch beleuchtet durch Lichter, die an von Canova selbst bezeichneten Stellen angebracht sind. Die Bälle des Herrn Torlonia sind schöner und geschickter veranstaltet als die der meisten Monarchen Europas. So sind z. B. stets Gäste genug da, aber nie herrscht die quetschende Enge eines englischen rout. Erblickt man inmitten der Gruppen, die von den schönsten Frauen Englands und Roms gebildet werden, einen unruhigen Greis, der eine zu lange weiße Weste trägt, so ist es der Hausherr; er erzählt den Fremden gewiß irgendeine Geschichte über seine häusliche Sparsamkeit. So zum Beispiel bewunderte der kleine wohlgescheitelte und geistsprühende Portugiese, Graf von F[unchal][1] soeben die prachtvollen Spiegel gegenüber dem Herkules von Canova, als Herr Torlonia eine

[1] S. S. 487 f.

Anekdote erzählen will. Man umringt ihn, und er berichtet mit allen Einzelheiten eine Pfiffigkeit, durch die er den Pariser Spiegelhändlern einen Rabatt von fünf Prozent abgehandelt hat.

Er zog sich noch schlechter an als gewöhnlich; sein Gesichtsausdruck wurde noch kläglicher und noch jüdischer als sonst; in diesem Aufzuge erschien er bei den Pariser Händlern mit der Behauptung, der geizige italienische Bankier, der berühmte Torlonia, hätte ihn, einen armen römischen Spiegelhändler, beauftragt, in London oder Paris Spiegel zu kaufen, und zwar gegen bar. „Auf diese Weise", fuhr der Millionär triumphierend fort, „habe ich auf den billigsten Preis, den ich erlangt hätte, wenn ich mich unter meinem Namen vorgestellt hätte, noch fünf Prozent Rabatt bekommen, die eine ziemlich runde Summe ausmachten." Und die kleinen Augen des Bankiers glänzten vor Freude und verloren einen Augenblick ihre Unruhe.

Später, gegen ein Uhr, sprach der Herzog von Bracciano in einer Gruppe, in der sich die arme Miß Bathurst[1] befand, von seinen Söhnen. „So einer", sagte er, auf den Ältesten weisend, „ist, glaub' ich, ein Gimpel. Er hat eine Vorliebe für Bilder, Künste, Statuen; ich werde ihm drei Millionen und zwei Herzogtümer hinterlassen. Doch der zweite, der ist ganz anders, der ist ein Mann! Er kennt den Wert des Geldes; ihm vermache ich mein Bankhaus; er wird es vergrößern und ausdehnen; und eines Tages werden Sie sehen, daß er nicht nur reicher ist als der und der Fürst, sondern reicher als alle römischen Fürsten zusammen; und wenn er halb so viel Grips hat wie sein Vater, macht er seinen Sohn zum Papste[2]."

Zwei Schritte von ihm entfernt stand die berühmte Lady N..., betrübt, dieses Geldgesicht zu sehen. „Torlonia", sagte sie, „sollte sich auf den Bällen, die er gibt, nicht zeigen; die Prinzessinnen, seine Töchter,

[1] Sie ertrank im Tiber bei Ponte Molle. Vgl. S. 495. — v. O. B.

[2] Ähnlich wie der Bankier Rezzonico aus Venedig oder Agostino Chigi, den Bandello sehr gut beschreibt. Agostino war ein geistvoller Mann, der es sich zur Aufgabe machte, die pekuniäre Lage aller talentvollen Männer unter seinen Zeitgenossen aufzubessern. (Stendhal.)

sollten die Honneurs machen. Unwillkürlich blickt man sein Gesicht an und merkt nur zu sehr, daß er nicht imstande ist, die schönen Dinge, mit denen er sich umgeben hat, zu genießen; und das lähmt seine Wirkung." Was mich betrifft, so sehe ich in all diesen Reden viel Neid. Torlonia ist der Geldmann par excellence; er macht sich über Lobreden lustig und hat keine Zeitungen, die ihn rühmen; in Wahrheit kennt sich in Rom jedermann, und die Marktschreierei ist ausgeschlossen.

Meine Reisegefährtinnen hatten einen Abscheu vor Torlonia und wollten zuerst nicht auf seinen Ball gehen. Ich mußte große Beredsamkeit aufwenden, um diesen Widerstand zu brechen. Vom Fürsten bis zum Lakaien spricht jetzt alle Welt von einem jungen Herrn von Saint-Pri..., der darauflos gelebt hatte und als die Ebbe seiner Börse da war, sich erschoß, um sich aus der Geldklemme zu befreien. Wie man betont, hat ihm Torlonia am Vorabend seines Todes einen Vorschuß von ein paar tausend Franken schroff abgeschlagen; und am nächsten Morgen früh, vielleicht zehn Minuten bevor der junge Franzose sich totschoß, erhielt der Bankier Geld für ihn.

Den so beneideten Mann trifft in dieser Sache kein Vorwurf. Er besitzt ein wahres Talent, die Geld- oder Warenbedürfnisse Italiens zu erraten, das so verarmt ist durch die Trägheit seiner Bewohner und mehr noch durch die wunderlichen Bestimmungen, die hin und wieder irgendein Intrigant seinem Herrscher abnötigt. So legte eben Papst Leo XII., der in seiner Jugend ein liebenswürdiger Mann und weiter nichts war, einen sehr hohen Zoll auf die Vetturini, die die Fremden nach Rom befördern, ohne die diese unglückliche Stadt nicht so viel Geld hätte, um eine Messe zu bezahlen. Heute abend gegen Ende des Balles große Enttäuschung darüber. Alles wird hier schief gehen, bevor nicht ein Papst so viel Geist hat, einen Bankier zum Finanzminister zu machen. Doch der Brauch will, daß der Schatzmeister der Kirche ein Geistlicher sei. Ist er vier Jahre im Amt, so kann man keinen Kardinal ernennen, ohne ihm den Kardinalshut zu geben. Ebensowenig kann man ihn absetzen, ohne ihn zum Kardinal

zu machen. So erlangte ein hervorragender Schurke zu Zeiten Pius' VI. die Kardinalswürde.

Man kann nichts Vornehmeres sehen als die Prinzessinnen, die Töchter des Herzogs von Bracciano[1]. Vielleicht erröten sie über die Art und Weise ihres Vaters. Ich habe in meinem Leben keine drei Bälle mitgemacht, die den seinen überlegen waren. Meine Reisegefährtinnen mußten das einräumen. „Doch ich fühle mich", sagte die eine, „vom Schatten des unglücklichen Saint-Pri... umwittert, dem das Leben gerettet worden wäre mit der Hälfte des Geldes, das dieses prächtige Souper kostet." Chamford pflegte zu sagen: „Wenn man in der großen Gesellschaft verkehrt, muß man allmorgendlich eine Kröte herunterschlucken."

12. Dezember. — Der Korso endet am Kapitolinischen Hügel. Rom erharrt einen kunstliebenden Papst, der einige Häuser niederlegen und einen Aufstieg in der Richtung des Korso etwa bis zum Garten der Kapuziner unterhalb der Kirche Araceli anlegen wird[2]. Am Ende des Korso, zwischen den beiden Palazzi Buonaparte, wendet man sich rechter Hand zu der prachtvollen Kirche Il Gesù. Es ist das Hauptquartier der Jesuiten; hier residiert ihr General.

Infolge der Höhe des Kapitolinischen Hügels und der Richtung der Straßen herrscht bei der Jesuitenkirche fast stets Wind. Der Volkswitz sagt: Eines Tages ging der Teufel in Rom im Winde spazieren. Bei Gesù angekommen, sprach er zum Winde: „Ich habe da drin was zu tun, warte hier auf mich." Seitdem ist der Teufel nicht wieder herausgekommen, und der Wind wartet noch vor der Tür...

Das Innere dieser Prunkkirche ist sehr reich. Man bemerkt vornehmlich den Altar linker Hand, unter dem, in einem edelsteingeschmückten Grab aus vergoldeter Bronze, der Leib des Hl. Ignazius

[1] Ihre Mutter war die Tochter eines Sattlers Schultheiß aus Mainz. — v. D. B.

[2] Dieser Wunsch ist heute insofern erfüllt, als das Riesendenkmal Victor Emanuels, das an dieser Stelle steht, nicht nur die Niederlegung einiger Häuser, sondern mehrerer Paläste gefordert hat. — v. D. B.

ruht. Dieser spanische Abenteurer, überschwenglich und etwas verrückt, starb im Jahre 1556 und wurde 1622 kanonisiert. Die Generäle, die ihm nachfolgten, unter anderen Lainez, ein Mann von der Begabung Richelieus, ja selbst des Heiligen Paulus, machten die Jesuiten zu dem, was sie sind. Ich wünschte stets, ein Atheist schriebe ihre Geschichte sine ira et studio. Ist diese Gesellschaft doch eine der merkwürdigsten seit denen, welche Lykurg und Moses begründeten...

Beim Verlassen von Il Gesù gelangt man bald auf einen kleinen Platz, wo man die große Freitreppe zum Kapitol und die drei Paläste auf der Höhe erblickt. Das alles ist nicht sehr schön; doch es gibt Tage, wo die geschichtlichen Erinnerungen und der große Name Kapitol einen bewegen.

13. Dezember. — Meine Gefährten sind des Bewunderns schon etwas müde; täglich erwarten sie mit Ungeduld Briefe aus Paris. Ich habe das seltene Glück, mit liebenswürdigen und geistvollen Menschen zusammen zu sein; doch wo ich eine schöne Freske sehe, sehen sie nur ein Stück angeräucherter Wand.

Man muß sich vorbereiten, ehe man nach Rom reist. Diese unangenehme Wahrheit wird dadurch noch herber, daß ein jeder in der Pariser Gesellschaft sich fest einbildet, die Künste zu lieben und sich darin auszukennen. Aus Liebe zur Kunst macht man dann seine Romfahrt, und in Rom verläßt uns diese Liebe; und wie gewöhnlich ist der Haß bereit, an ihre Stelle zu treten. Das Ziel dieser verdammten Vorbereitungen, zu denen man nach ein paar Tagen schlechter Laune wohl oder übel seine Zuflucht nehmen muß, bestünde darin, daß das Auge sehen lernt, ohne daß der Geist sich in die Vorurteile dessen hüllt, der einen sehen lehrte...

Um die verspätete Briefpost aus Frankreich abzufangen, machten wir heute einen Ausflug nach Ponte Molle. Auf dieser milvischen Brücke, wie sie im Altertum hieß, ließ Cicero die Gesandten der Allobroger (Dauphineser) festnehmen, die in der Absicht, ihr Vaterland

Ponte Molle

Digitized by Google

vom römischen Joch zu befreien, oder vielmehr, um sich mit der herrschenden Partei zu verständigen, mit Catilina konspiriert hatten. Wir suchten die Landschaft wiederzuerkennen, die Raffael in seiner Riesenfreske im Vatikan benutzt hat. Konstantin schlug seinen Gegner Maxentius zwischen Ponte Molle und der Stelle, die Saxa Rubra hieß...

Die Porta del Popolo, obwohl nach Michelangelos Plan erbaut, macht wenig Eindruck; dagegen ist die anstoßende Kirche, Santa Maria del Popolo, sehr schön. Die Grabmäler, die darin angelegt wurden, stammen aus der Zeit um 1540; es war das Zeitalter des guten Geschmackes. Raffaels Schüler waren durch den Sacco di Roma (1527) zersprengt worden; doch sobald der Geist der Römer die Schrecken des Krieges verwunden hatte und wieder an die Kunst dachte, kehrten sie zu den Vorstellungen zurück, die unter Leo X. geherrscht hatten.

Um 1100 machte ein geschickter Mann dem römischen Volke Angst vor dem Geiste Neros, der doch erst tausendundeinunddreißig Jahre tot war. Der grausame Kaiser, der auf dem Collis Hortorum (Pincio) bestattet war, erschien des Nachts, um die Lebenden zu quälen. Wahrscheinlich machte man zu jener Zeit keinen großen Unterschied zwischen einem römischen Kaiser, dem Verfolger der Christen, und einem bösen Geiste. Man erbaute also die hübsche Kirche, in der wir stehen, und Nero ließ sich nicht mehr blicken...

Wer in der Malerei das ehrwürdige Alte liebt, betrachte in der ersten und dritten Kapelle rechts vom Eingang die Gemälde von Pinturicchio, dem Schüler Peruginos und Genossen Raffaels. Die Bilder dieses Meisters (ich spreche von denen in Rom und nicht von den unsterblichen Fresken in Siena) sind mehr merkwürdig als erfreulich, sie flößen ein sogenanntes historisches Interesse ein. Auch an der Wölbung des Chores findet man ihn wieder... Die vorletzte Kapelle gehört der Familie des Bankiers Chigi, für den Raffael die Farnesina malte. Diese Kapelle soll nach seinen Entwürfen erbaut sein.

Der schauderhafte Geschmack des 18. Jahrhunderts tritt in dem Grabmal der Fürsten Odescalchi-Chigi zutage. Um 1760 taugten die italienischen Maler nicht mehr als die unseren. Übrigens hat die Feuchtigkeit fast alle Bilder verdorben. Der Wunsch, die Kirchen mit Bildern zu schmücken, ergriff die Reichen um 1300; doch zum Glück kam man später auf den Gedanken, Galerien anzulegen; eine Leinwand hängt in einer Kirche nicht ungestraft zwei Jahrhunderte ...

Die Franzosen, die sich in Rom bisweilen Lächerlichkeiten leisten, schufen die prächtigen Rampen, die von der Piazza del Popolo zur Höhe des Pincio hinaufführen. Die Bäume, die Napoleon droben anpflanzen ließ, sind schon groß. Wenn man in Italien eine baumbepflanzte Promenade sieht (wie in Spoleto), so kann man stets sicher sein, daß sie das Werk eines französischen Präfekten ist. Die modernen Italiener verabscheuen Bäume; die Nordländer dagegen, die ihren Schatten etwa zwanzigmal im Jahr nötig haben, lieben sie sehr; das kommt vom Instinkt dieser Rasse, die in Wäldern geboren ist...

Im Winter um zwei Uhr sieht man hier oft genug die jungen Römerinnen ihren Wagen verlassen und spazieren gehen; der Pincio ist ihr Bois de Boulogne. Das Spazierengehen ist eine französische Neuerung. Die von Napoleon eingerichteten Erziehungsinstitute für Mädchen beginnen die Sitten zu verändern; man geht mehr spazieren und hat weniger Cicisbei. Man sagt nicht mehr zu einem Fremden: „Mein Herr, Sie können augenblicklich der Prinzessin Soundso nicht vorgestellt werden, denn sie ist innamorata. Eines Tages, auf dem Pincio, fiel mir die Erscheinung eines bemerkenswert geistreichen und etwas traurigen Mannes auf, der mit einem dicken Stock bewaffnet spazieren ging; es war Jérôme Bonaparte, einst König von Westfalen und bei Waterloo Divisionskommandeur.

Die reaktionäre Partei in Rom hat das Andenken des guten Pius VII. geschändet, indem sie ihm in großen Marmorinschriften alle Verbesserungen der napoleonischen Verwaltung in Rom beilegte. Das hat mich heute früh auf dem Pincio verletzt.

Geht man den Korso hinunter, so findet man im Erdgeschoß des Palazzo Ruspoli das schönste Café Roms. Man erstaunt über die Pracht dieser Säle und ihre Unsauberkeit. Einen Marmortisch zwanzigmal am Tage abzuwischen, ist die schlimmste Pein für einen Römer; der Franzose aus dem Volke dagegen betätigt sich gern. Unterschied der gallischen und römischen Rasse. Die Römer waren viel kleiner als die Gallier und hatten Angst vor ihnen. Sehr unzufrieden mit dem Café Ruspoli, gingen wir gegenüber in die Kirche San Lorenzo in Lucina, wo Poussin begraben liegt ... Ein widerlicher Geruch vertrieb uns aus dieser Parochialkirche.

An der Ecke des Platzes stand auf dem Korso der Triumphbogen des Mark Aurel, den Papst Alexander VII. im Jahre 1660 barbarisch niederreißen ließ, um, wie die Inschrift sagt, die Straße zu verbreitern, die bequem hätte herumgeführt werden können. Die Zahl der antiken Monumente, welche die Päpste oder ihre Nepoten zerstörten, ist beträchtlich. Seit einiger Zeit schämt man sich darüber, und die Schreiber von Reisebüchern haben Befehl, nicht davon zu reden. Aber erstens glaubte Alexander VII. etwas Gutes zu tun, und zweitens, wenn die Päpste in irgendeiner anderen Stadt als in Rom residiert hätten: hätten sie dann in ihrer Jugend den Kunstsinn bekommen, der sie nach ihrer Thronbesteigung zur Ausführung so herrlicher Bauten trieb?

16. Dezember. — Der Geruch von verfaultem Kohl und die Lumpen, die man durch die Fenster in den Zimmern erblickt, machte mich zwei Jahre lang ungerecht gegen den Korso. Er ist vielleicht die schönste Straße auf Erden.

Ein Bergpfad kann schön sein durch den Blick, den man von ihm aus genießt. Der Korso ist schön wegen der übereinandergeschichteten Steine. Die Paläste, die ihn einfassen, haben Stil. Dieser Stil ist groß und dem der Via Balbi in Genua weit überlegen. Regent-Street in London setzt in Erstaunen, macht aber keine Freude und hat keinen Stil. Man sieht sehr reiche Barbaren, die ersten Leute der Welt für

Dampfmaschinen und Schwurgerichte; aber sie sind nur für die düstere Melancholie der Gotik empfänglich, oder, was auf das gleiche herauskommt, für den Monolog Hamlets, als er Yoricks Schädel in der Hand hält ...

Alle Leichenbegängnisse der vornehmen Welt passieren gegen Abend (um 23$^1/_2$ Uhr) den Korso. Hier sah ich, umgeben von hundert brennenden Kerzen, auf einer Bahre die junge Marchesa Cesarini-Sforza mit unverhülltem Haupte vorbeitragen, ein entsetzlicher Anblick, den ich zeitlebens nicht vergessen werde, ein Anblick, der an den Tod gemahnt oder vielmehr die Einbildungskraft mit ihm beschäftigt, also sehr nützlich für die, welche in dieser Welt herrschen, indem sie uns vor der anderen Angst machen ...

Der Palazzo Chigi hat seine Mängel; aber durch seine imposante Masse trägt er dazu bei, den Namen des berühmten Bankiers und Zeitgenossen Raffaels zu verewigen. Was für ein Mensch auch ein Millionär sei, wenn er die besten Architekten und Bildhauer seiner Zeit heranzieht, hat er die Anwartschaft auf Unsterblichkeit. Hätte Samuel Bernard in Paris eine genaue Kopie des Palazzo Farnese oder Barberini aufgeführt, so wäre er anders bekannt als durch die hübschen Verse Voltaires; besonders wenn dieser Palast an der Ecke des Boulevards und der Rue du Montblanc läge; er drückte dann dem ganzen Stadtviertel Charakter auf ...

Mitten auf dem benachbarten Platze erhebt sich die Mark-Aurel-Säule, von Gestalt nicht glücklich (sie sieht aus wie ein Fabrikschlot); doch der ganze Platz ist sehr hübsch. Als wir mit unseren Lorgnetten die Statue des Hl. Paulus betrachteten, die Sixtus V. an Stelle eines durch Güte großen Kaisers setzte, kam gerade die französische Post an, und alle unsere Gedanken ans Altertum waren dahin. Wir liefen an das kleine Gitter, wo wir unsere Briefe durch Protektion (denn in Rom ist alles Protektion) fünf Minuten früher bekamen als das übrige Volk. Wir verschlangen unsere Pariser Zeitungen, selbst die Annoncen über Pferdeverkäufe und Wohnungsvermietungen.

21. Dezember. — Schon seit vierzehn Tagen werden wir um vier Uhr morgens durch die Pifferari oder Dudelsackpfeifer geweckt. Diese Leute können einem die Musik verleiden. Es sind rohe Bauern, mit Schaffellen bekleidet, die aus den Abruzzen herabkommen, um den Madonnen Roms zur Weihnachtszeit Serenaden zu bringen. Sie kommen vierzehn Tage vor Weihnachten an und ziehen erst vierzehn Tage danach ab; man gibt ihnen zwei Paoli (ein Franken vier Centimes) für eine Serenade von neun Tagen, morgens und abends. Und um sich mit den Nachbarn gut zu stehen und einer Denunziation beim Pfarrer der Parochie zu entgehen, zahlt alles, was Angst hat, für liberal zu gelten, für zweimal neun Tage.

Nichts ist so widerwärtig, wie mitten in der Nacht durch den melancholischen Klang solcher Dudelsäcke geweckt zu werden; es geht auf die Nerven wie Harmonikaspiel. Leo XII., der vor seiner Thronbesteigung erfahren hatte, wie das wirkt, hat ihnen verboten, seine Untertanen vor vier Uhr zu wecken. Im Hintergrunde jedes Ladens sieht man in Rom eine Madonna, die des Abends von zwei Lampen beleuchtet wird. Ich glaube, es gibt keinen Römer, der nicht auch in seiner Wohnung eine Madonna hätte. Sie sind der Muttergottes sehr zugetan; und trotzdem die Polizei darauf aus ist, ihren Kult zu schützen, hat sich die Sympathie des Volkes noch nicht von ihr abgewandt. Ich sah Künstler, die aus Angst, für liberal zu gelten, eine Madonna an die Wand ihres Ateliers malten und den Pifferari vier Paoli für zwei Serenaden von neun Tagen zahlten. Der Pifferaro, der vor meiner kleinen Wohnung spielt, sagte mir, er hoffe, 30 Scudi (161 Franken) mit nach Hause zu bringen, eine Unsumme in den Abruzzen, die ihm gestatten wird, sechs bis sieben Monate zu faulenzen. Er fragte mich, ob ich glaubte, daß Napoleon tot sei; er liebte diesen großen Mann offenbar; trotzdem sagte er schließlich zu mir: „Wäre er weiterhin der Stärkere geblieben, so wäre unser Geschäft kaputt gegangen (andato a terra).“ Meine Pistolen, die in meinem Schlafzimmer lagen, hat er als Abzeichen des Adels lange angestaunt.

Ich machte seine Freude voll, indem ich ihm erlaubte, sie abzudrücken. Der Ausdruck des Pifferaro wurde in dem Augenblick, wo er anschlug und zielte, so wild, daß ich ihn zu Signora Lampugnani mitnahm. Er machte den größten Eindruck; man ließ ihn in der nächsten Kneipe essen, und am Abend kam er wieder und antwortete den Damen auf ihre Fragen nach seiner Heimat, seiner Familie, was er bei den Einfällen der Deutschen und Neapolitaner erlitten und so weiter. Über seine Antworten könnte ich ein Buch schreiben. Er gab uns ein Ritornell zum besten, das die jungen Dudelsackpfeifer den schönen Römerinnen vorsingen:

Fior di castagna,
Venite ad abitare nella vigna,
Che siete una bellezza di campagna.

Hier ein Ritornell eines Bauern an ein Mädchen, dem ein französischer Soldat den Hof machte:

Jo benedico il fior di camomilla.
Giacchè vi siete data a far la Galla,
Vi volto il tergo e me ne vado in villa.

Fior di Gran-Turco:
Voi mi fate paura più dell' Orco,
E credo ancor, che la fareste a un Turco.

Nichts ist so schwermütig, wie die Kantilenen dieser Lieder; manche darunter sind nicht sehr anständig ... Was mich daran rührt, ist die Musik, die so tiefe Leidenschaft atmet und so wenig an den Nachbar denkt, daß sie langweilig wird. Was liegt dem Leidenschaftlichen am Nachbar? Er sieht überall nur die Untreue seiner Geliebten und seine eigene Verzweiflung.

23. Dezember. — Um von den Sitten, Gebräuchen und der Politik Roms im Jahre 1743 einen Begriff zu geben, wüßte ich nichts Besseres, als hier einige Auszüge aus den Memoiren des berühmten, geistreichen Abenteurers Casanova zu machen[1]. Er kam als Achtzehnjähriger in

[1] Aus Bd. I, Kap. 8. Deutsch in extenso in „Casanova in Italien", Kap. 5 (Dresden 1922, Karl Reißner). — v. D. B.

Rom an, versehen mit einigen Empfehlungsbriefen für wichtige Personen oder solche, die in der hohen Gesellschaft ein gewisses Ansehen besaßen. Als er im September 1743 die alte Hauptstadt der Welt betrat, besaß er nur sieben Paoli (3 Franken 78 Centimes).

„So war ich denn in Rom, gut ausstaffiert, genügend mit Geld versehen, mit Juwelen geschmückt, mit etlicher Erfahrung gerüstet, mit guten Empfehlungsbriefen versehen, völlig frei und in einem Alter, wo der Mensch bei einigem Mut und bei einnehmendem Gesicht auf das Glück bauen kann. Ich war zwar nicht schön, doch besaß ich etwas Besseres: ein gewisses Etwas, das das Wohlwollen erzwingt; und ich fühlte mich zu allem befähigt. Ich wußte, Rom war die einzige Stadt, wo der Mensch, der mit nichts anfängt, alles erreichen kann. Dieser Gedanke gab mir Mut; und ich muß gestehen, daß eine zügellose Eigenliebe, der ich in meiner Unerfahrenheit nicht mißtraute, mein Vertrauen seltsam bestärkte.

„Wer in der alten Hauptstadt der Welt sein Glück machen will, muß ein Chamäleon sein, das alle Farben seiner Umgebung widerzuspiegeln vermag, ein Proteus, der alle Gestalten annehmen kann. Er muß schweigsam, einschmeichelnd, verstellt und undurchdringlich, oft niedrig und voll falscher Aufrichtigkeit sein, muß stets so tun, als wisse er weniger als er weiß, darf nur einen einzigen Tonfall haben, muß geduldig sein, sein Mienenspiel beherrschen und eiskalt sein, wenn er Feuer und Flamme sein möchte. Und wenn er nicht im Herzen fromm ist, was bei diesem Charakter selten sein wird, so muß er aus Vernunft religiös sein und als ehrlicher Mann im stillen die Demütigung ertragen, sich als Heuchler zu erkennen. Ist ihm dies Benehmen zuwider, so muß er Rom verlassen und sein Glück wo anders suchen. Von all diesen Eigenschaften — ich weiß nicht, ob ich mich rühme oder beichte — besaß ich nur die Gefälligkeit. Im übrigen war ich nur ein interessanter Leichtfuß, ein ziemlich gutes Rassepferd, aber gar nicht, oder vielmehr schlecht zugeritten, was noch schlimmer ist.

„Ich überbrachte zunächst den Brief des Don Lelio dem Pater Giorgi[1]. Dieser gelehrte Mönch besaß die Achtung der ganzen Stadt; selbst der Papst (Benedikt XIV. Lambertini) hielt ihn in Ehren; denn er liebte die Jesuiten nicht und legte selbst keine Maske an, um ihnen die ihre abzureißen, obwohl die Jesuiten sich für stark genug hielten, ihn verachten zu können.

„Nachdem er den Brief sehr aufmerksam gelesen hatte, sagte er zu mir, er wäre bereit, mein Berater zu sein, und es hinge folglich nur von mir ab, ihn dafür verantwortlich zu machen, daß mir nichts Schlimmes zustieße, denn bei gutem Wandel habe der Mensch kein Unglück zu fürchten. Nachdem er mich hierauf gefragt hatte, was ich in Rom vorhätte, antwortete ich, er solle es mir sagen.

„‚Vielleicht; doch zu dem Zweck', setzte er hinzu, ‚müssen Sie mich oft besuchen und mir nichts von dem verhehlen, was Sie angeht und was Ihnen begegnet.'

„‚Don Lelio', erwiderte ich darauf, ‚gab mir auch einen Brief für den Kardinal Acquaviva mit.'

„‚Ich mache Ihnen mein Kompliment, denn dieser Mann vermag in Rom mehr als der Papst.'

„‚Soll ich ihm den Brief sogleich bringen?'

„‚Nein, ich sehe ihn heute abend, ich werde ihn vorbereiten. Kommen Sie morgen früh zu mir; ich werde Ihnen sagen, wo und zu welcher Zeit Sie ihm den Brief aushändigen sollen. Haben Sie Geld?'

„‚Genug, um wenigstens ein Jahr zu leben.'

„‚Vortrefflich. Besitzen Sie Kenntnisse?'

„‚Gar keine.'

„‚Erwerben Sie keine, ohne mich um Rat zu fragen, und vor allem gehen Sie nicht in die Cafés und Wirtshäuser; und wenn Sie doch hingehen wollen, hören Sie zu, aber reden Sie nicht. Lassen Sie sich

[1] Antonio Agostino Giorgi (1711—97), Augustinermönch und Bibliothekar der Angelica. — v. O. B.

nicht ausfragen, und wenn Sie aus Höflichkeit antworten müssen, so geben Sie bei Dingen von Belang eine ausweichende Antwort. Sprechen Sie Französisch?‘

„‚Nicht ein Wort.‘

„‚Schlimm; das müssen Sie lernen. Haben Sie Ihre Studien gemacht?‘

„‚Schlecht, doch ich bin so infarinato, daß ich in Gesellschaft meinen Mann stehen kann.‘

„‚Gut; aber seien Sie vorsichtig, denn Rom ist die Stadt der infarinati, die sich gegenseitig die Maske abreißen und sich beständig bekriegen. Ich hoffe, Sie überbringen dem Kardinal diesen Brief, als einfacher Abbate gekleidet, und nicht in diesem eleganten Aufzuge, der nicht dazu angetan ist, das Glück zu beschwören. Also auf Wiedersehen morgen.‘

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Am Abend speiste ich im Gasthaus mit Römern und Fremden und beobachtete sorgsam die Vorschriften des Paters Giorgi. Man schalt dort sehr auf den Papst und den Kardinal-Staatsminister, der daran schuld war, daß der Kirchenstaat mit 80000 Mann Deutschen und Spaniern überschwemmt wurde. Doch was mich verblüffte, war, daß man keine Fastenspeisen aß, obwohl es Sonnabend war. Überhaupt macht man in Rom in den ersten Tagen Überraschungen durch, an die man sich sehr rasch gewöhnt. Es gibt keine katholische Stadt, wo weniger religiöser Zwang herrscht. Die Römer sind wie die Angestellten bei der Tabaksplantage; sie können sich so viel umsonst nehmen, als ihnen beliebt. Man lebt dort in größter Freiheit, abgesehen von den ordini santissimi, die ebenso zu fürchten sind wie die berüchtigten Lettres de cachet in Paris vor der Revolution, die sie abgeschafft und den allgemeinen Charakter des Volkes aller Welt offenbart hat.

„Ich ging nach der Villa Negroni; und sobald der Kardinal (Acquaviva) mich erblickte, blieb er stehen, nahm meinen Brief in Empfang

und ließ seine zwei Begleiter weitergehen. Er steckte den Brief ungelesen in seine Tasche, musterte mich zwei Minuten lang und fragte mich dann, ob ich Neigung für die Politik hätte. Ich antwortete ihm: ich hätte bisher nur Neigung für flüchtige Dinge gehabt und könnte ihm nur für den großen Eifer bürgen, womit ich alle Befehle Seiner Eminenz ausführen würde, wofern sie mich für würdig hielte, in ihre Dienste zu treten. — ‚Kommen Sie morgen früh', sagte er, ‚in meine Kanzlei und reden Sie mit dem Abbate Gama, dem ich meine Absichten mitteilen werde. Sie müssen', setzte er hinzu, ‚sich Mühe geben, schleunigst Französisch zu lernen; die Sprache ist unerläßlich.'

„Danach reichte er mir die Hand zum Kuß und entließ mich."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich speiste in seinem Palazzo mit dem Abbate Gama, an einer Tafel mit einem Dutzend Gedecken für ebenso viele Abbati. Da es niemand verwehrt ist, einen Priesterrock zu tragen, so trägt ihn jeder, der geachtet sein will, mit Ausnahme des Adels, der die geistliche Laufbahn nicht eingeschlagen hat."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Als ich durch die Via Condotti schlenderte, wurde ich angerufen. Es war der Abbate Gama, der auf der Schwelle eines Kaffeehauses stand. Ich flüsterte ihm ins Ohr, Minerva hätte mir den Besuch der Cafés in Rom verboten. ‚Minerva', antwortete er mir, ‚gebietet Ihnen, sich einen Begriff davon zu machen. Setzen Sie sich zu mir.'

„Ich höre einen jungen Abbate ganz laut eine wahre oder erfundene Geschichte erzählen, in der die Gerechtigkeit des Heiligen Vaters unmittelbar, doch ohne Bitterkeit angegriffen wurde. Alles lachte und ließ sie sich wiederholen. Ein anderer wurde gefragt, warum er den Dienst des Kardinals B... verlassen hätte. Er antwortete: weil Se. Eminenz sich nicht bemüßigt fühlte, ihm gewisse Dienste besonders zu bezahlen. Jeder lachte nach Herzenslust. Endlich sagte ein Dritter zum Abbate Gama, falls er den Nachmittag in der Villa Medici verbringen wollte, so fände er ihn dort mit zwei kleinen

Römerinnen, die sich mit einem quattrino begnügten (das ist eine Goldmünze, die eine viertel Zechine wert ist). Ein anderer Abbate las ein Brandsonett gegen die Regierung vor, und mehrere schrieben es sich ab. Ein anderer las eine selbstverfaßte Satire vor, worin die Ehre einer Familie zerpflückt wurde. Mitten drin sah ich einen Abbate mit anziehenden Zügen eintreten. Als ich seine Hüften sah, hielt ich ihn für ein verkleidetes Mädchen und sagte das dem Abbate Gama. Aber er belehrte mich, es sei Beppino della Mamana, ein berühmter Kastrat. Der Abbate rief ihn heran und sagte lachend zu ihm, ich hätte ihn für ein Mädchen gehalten. Der Schamlose blickte mich fest an und sagte zu mir, wenn ich wollte, würde er mir beweisen, daß ich recht oder daß ich unrecht hätte.

„Bei Tisch sprachen alle Gäste mit mir, und ich glaubte, recht geantwortet zu haben. Als wir von Tisch aufstanden, lud mich der Abbate Gama ein, den Kaffee bei ihm zu trinken, was ich annahm. Sobald wir unter uns waren, sagte er mir, alle unsere Tischgenossen seien Ehrenmänner gewesen."

25. Dezember 1827. — Wir kommen aus der Peterskirche; die Feier war herrlich. Es waren etwa hundert Engländerinnen da, mehrere von seltener Schönheit. Hinter dem Hochaltar hat man eine Tribüne errichtet, die mit rotem Damast ausgeschlagen ist. Seine Heiligkeit bestimmt einen Kardinal, der an seiner Statt die Messe liest. Der Papst sitzt auf dem Thron hinter dem Hochaltar, und man bringt ihm das Blut des Heilands, das er mit einer goldenen Röhre trinkt.

Ich sah nie etwas so Imposantes, wie diese Zeremonie; Sankt Peter war erhaben vor Pracht und Schönheit: besonders die Wirkung der Kuppel war erstaunlich; ich war fast ebenso gläubig wie ein Römer...

Die Feier wurde durch die schönste Sonne und sehr mildes Wetter begünstigt. Wahrhaftig, wie man die Peterskirche so in ihrem schönsten Schmuck prangen sah, konnte man sich nicht denken, daß der Glaube, dessen Fest man feierte, eine ewige Verdammnis kennt, die die

Mehrzahl der Menschen für immer verschlingt. Multi sunt vocati, pauci vero electi.

Wir mußten unsere Damen verlassen, die auf der Tribüne rechts vom Hochaltar sehr gute Plätze hatten. Die Voltairischen Späße unseres Reisegefährten Paul taten mir weh; ich sprach einen uns bekannten Monsignore an, einen guten Latinisten, der mich bekehren wollte. Ich war aus der Szylla in die Charybdis geraten. Ich sagte ihm ehrlich, warum ich lachte, und er fing ohne Übergang von Livius an.

„Haben Sie bemerkt," sagte er, „daß 138 Jahre nach der Gründung Roms noch Sümpfe zwischen den Hügeln waren? (Tit. Liv. I, 38.) Nach der Eroberung von Veji will das Volk die ungesunde Gegend verlassen und in dem eroberten Lande wohnen. Die Pfiffigen, die in Veji keine Äcker rauben konnten, redeten es dem Volk aus." (Siehe die Kommentare Machiavells zu Livius[1].)

Die häufigen Seuchen, die eine so arbeitsame und nüchterne Bevölkerung plagten, scheinen dafür zu sprechen, daß schon damals die Malaria herrschte ... „Allerdings", erwiderte ich, „war der Palatin eine starke Position wie Venedig. Die ihn umgebenden Sümpfe waren bei der geringsten Steigung des Tibers, der oft in einer Nacht um zehn Fuß steigt, unpassierbar."

28. Dezember 1827. — Wir sind zum Kapitol gegangen. Der kleine Hügel, einst der Mittelpunkt des römischen Reiches, liegt heute nur 138 Fuß über dem Meere ... Er war im Altertum mit hohen Mauern umgeben und nur von Osten, vom Forum aus zugänglich. Diese Festung schloß die Stadt nach Norden und Westen ab. Heute ersteigt man das Kapitol von Osten und Westen, und das ganze moderne Rom liegt ihm zu Füßen ...

Im Altertum hatte es zwei Kuppen, die eine nach Osten, die andere nach dem Tiber zu; zwischen beiden lag eine Einsattelung, Intermontium,

[1] Gemeint sind die „Discorsi sulla prima deca di Tito Livio" (Rom 1530), Machiavellis Hauptwerk. Deutsche Ausgabe von mir, Berlin 1922. — v. O. B.

wo Romulus aus Mangel an Kriegern allen Räubern der Umgegend ein Asyl auftat. Den Ostgipfel nimmt heute die Kirche Araceli ein, die den Kapuzinern gehört. Das Innere der Kirche wird von ungleichen, überall zusammengestohlenen Säulen getragen: die ersten Christen stellten sie in ihrer Unwissenheit so auf, wie sie sie in den heidnischen Basiliken sahen; man bemerkt dies in allen römischen Kirchen, die Säulen haben ... Die Mönche locken alljährlich zur Weihnachtszeit alle Frommen aus Rom und der Campagna durch Ausstellung des Santo Bambino herbei. Es ist dies eine Puppe aus Olivenholz, mit Edelsteinen umgeben, die den Heiland als neugeborenes Kind darstellt... So etwas geschieht im Jahre 1829 aus Geldgier an einer Stätte, die einst die Herren der Welt als Mittelpunkt ihrer Macht verehrten... Es ist die Stätte der eigentlichen Burg, Arx.

Die Reste dieser Festungsmauern zeigen etruskische Bauart. Es sind große Quadern aus jenem vulkanischen Steine, den das Volk Peperin (Pfefferstein) nennt, weil er gestoßenem Pfeffer ähnelt. Diese für jeden, der ein römisches Herz hat, so ehrwürdigen Reste sind im Erdgeschoß des Palazzo Caffarelli zu sehen, der an der Stelle des großen Jupitertempels steht[1].

Als Tarquinius Priscus die Fundamente dieses Tempels legte, fand man beim Graben das Haupt eines gewissen Tolus noch frisch erhalten. Dieser außerordentliche Zufall verblüffte das Volk; man befragte die Auguren, die erklärten, dieses Haupt, caput, bedeutete, daß dieser Ort einst das Haupt der Welt sein würde. So erhielt dieser Hügel, der zuerst der saturnische hieß, weil Saturn dort gehaust hatte, dann der tarpejische, weil eine junge Römerin, die ihr Vaterland verriet, dort von den Sabinern getötet wurde, schließlich den Namen

[1] Stendhal verlegt die Stelle des Jupitertempels fälschlich dorthin, wo jetzt die Kirche Araceli steht, und ebenso verlegt er die Burg (Arx) nach der Stelle des Palazzo Caffarelli. In der Übersetzung ist beides berichtigt. Der Palazzo Caffarelli (die deutsche Botschaft) wurde während des Weltkrieges „enteignet“ und zerstört. — v. D. V.

Kapitol, von den beiden lateinischen Worten caput Toli (Haupt des Tolus) ...

Vielleicht glaubte man diese Fabeleien zur Zeit des Titus Livius ebenso wie heute; doch man hätte sich ins Verderben gestürzt, wenn man die Wahrheit zu schreiben gewagt hätte; oder wenn es einer getan hat, so ist sein Manuskript vernichtet worden. Der Senat, der die Priestergewalt ausübte, hätte sich nicht begnügt, den gottlosen Autor auf den Index zu setzen; gottlos war damals soviel wie unpatriotisch, das heißt ein solcher Mensch war ein Scheusal, das den Untergang des Vaterlandes betrieb.

Tarquinius Superbus erbaute den Tempel in Erfüllung eines Gelübdes, das Tarquinius Priscus in einem kritischen Moment abgelegt hatte, als die Sabiner im Begriff waren, den römischen Stamm auszurotten. Rom ward zur Herrin der Welt, weil jeder seiner Bürger jahrhundertelang begriff, daß man klug und tapfer sein oder untergehen mußte. Man muß sich stets vergegenwärtigen, daß die Römer nichts waren als Räuber, die beständig in Gefahr schwebten, von ihren kultivierten Nachbarn ausgerottet zu werden. Diese beherzten Männer entlehnten alle Künste, ja selbst die Religion, ihren etruskischen Nachbarn, bei denen alle wirkliche Macht in den Händen der Priester lag ... Die Patrizier benutzten die Religion, um das Volk in Augenblicken des Zorns zu beherrschen. Zwei-, dreimal ward der Staat gerettet, weil das Volk vor dem *Schwur* Respekt hatte.

Schon in diesen frühen Zeiten müssen Baudenkmäler stark auf die Phantasie der Italiener gewirkt haben, die durch ihre Beweglichkeit auch zum Wunderglauben neigte; denn sobald die Patrizier in Rom ein wenig Muße und Geld hatten, erbauten sie Tempel, wollten jedoch nichts von Priestern wissen. Offenbar waren sie gewitzigt durch das, was bei ihren etruskischen Nachbarn vorging.

Insbesondere dieser Tempel des Jupiters Optimus Maximus, den sie unausgesetzt der Verehrung des Volkes empfahlen und der sehr lange bestand, denn erst Sulla erneuerte ihn (im Jahre der Stadt 671),

muß den Römern der Königszeit ungeheuer vorgekommen sein im Vergleich zu ihren Häusern aus einer Stube, die ihr Licht durch eine kleine Öffnung über der Tür erhielt (wie man es noch heute auf Ischia sieht). Wie die heutigen Neapolitaner, verbrachten die Römer ihr Leben im Freien.

Die Front bildete eine Vorhalle von drei Säulenreihen; eine doppelte Säulenhalle umgab die drei anderen Seiten und schützte gleichermaßen vor Regen und Sonnenbrand; es war ein natürlicher Versammlungsort, wie unsere Bauern am Sonntag in der Vorhalle ihrer Dorfkirche zusammentreten. Im Winter versammelte man sich an diesen Schutzmauern, um sich zu sonnen und zu politisieren. Man kennt die Namen und die Lage von fünf bis sechs Portiken, die dem gleichen Zwecke dienten[1].

Vor diesem Tempel, dem Mittelpunkt der römischen Religion und Größe, brachten die siegreichen Feldherren ein Dankopfer für ihren Sieg dar. Das war der ganze Triumph, eine Zeremonie, die den Wetteifer der Patrizier schärfte und sie nicht in die Erstarrung des venezianischen Adels sinken ließ. Der Triumph führte in Rom geschickt einen Hauptfaktor der parlamentarischen Regierungsform ein: die öffentliche Meinung.

Der Jupitertempel, von Vespasian und Domitian erneuert, stand noch bis in die Zeit des Kaisers Honorius (400 n. Chr.). Damals blickte die römische Kirche schon auf eine lange Reihe von Päpsten zurück. Welche Politik schlug sie dem größten Heiligtum Italiens gegenüber ein? Stilicho raubte ihm einen Teil seines Schmuckes. Genserich nahm ihm die Hälfte seiner vergoldeten Bronzeziegel. Trotzdem stand der Tempel noch zu den Zeiten Karls des Großen,

[1] In vielen italienischen Städten sieht man im Winter, während die Sonne scheint, noch jetzt die Einwohner, in ihre großen Mäntel gehüllt, sich im Schutz einer Mauer versammeln, um sich zu unterhalten. Sogar in Verona, dieser so weit nach Norden vorgeschobenen Stadt, fanden wir diesen Brauch wieder. (Stendhal.)

um 800; doch im 11. Jahrhundert findet man ihn plötzlich zerstört. Welche Gewalt stürzte so viele Säulen? Aus welchem Grunde wollte man einen heidnischen Tempel nicht nach einer Sühnezeremonie in eine christliche Kirche verwandeln? Er war vielleicht zu berühmt, und die Völker liebten ihn zu sehr.

8. Januar 1828. — Nachdem wir versucht hatten, uns eine Vorstellung vom antiken Kapitol zu machen, kehrten wir zur Reiterstatue des Mark Aurel zurück, welche die Mitte des kleinen trapezförmigen Platzes einnimmt, den Michelangelo auf dem Intermontium anlegte. Paul III. (Farnese) erbaute um 1540 die beiden Seitenpaläste, die, obwohl von Michelangelo, mir ohne rechtes Gepräge scheinen. An dieser Stelle hätte man zwei antike Tempelfassaden errichten müssen. Nichts war majestätisch und streng genug, und Michelangelo schien für einen solchen Auftrag wie geschaffen.

Paul III. ließ auch die Fassade des Senatorenpalastes erneuern und die prachtvolle Reiterstatue des Mark Aurel hierher bringen, die früher auf dem Lateransplatze stand. Es ist die beste römische Reiterstatue aus Bronze, die uns erhalten ist. Der Ausdruck, die wunderbare Natürlichkeit und Schönheit der Linien ist das Gegenteil von alledem, was unsere Pariser Bildhauer uns bescheren. So sieht Heinrich IV. auf dem Pont Neuf aus, als sorgte er sich nur darum, nicht vom Pferde zu fallen. Mark Aurel ist ruhig und schlicht. Er hält sich durchaus nicht für verpflichtet, den Marktschreier zu spielen, er spricht zu seinen Soldaten. Man sieht seinen Charakter und hört fast seine Worte.

Die groben Naturen, die den ganzen Tag lang nur das Glück des Geldgewinnens oder die Furcht des Geldverlierens empfinden, werden den galoppierenden Ludwig XIV. auf der Place des Victoires vorziehen. Ich möchte nicht mit diesen Leuten zusammenleben, trotzdem gestehe ich unumwunden, daß sie vollständig recht haben. Die Tapferkeit ihres Urteils ist die Grundlage des guten Geschmacks: *kühn zu loben, was einem Freude macht*. Daher meine Vorliebe

Kapitolsplatz

Digitized by Google

für H. Simond aus Genf, der Michelangelos „Jüngstes Gericht" offen und ehrlich als „Menschenragout" verspottet. Genf, eine sehr gebildete Stadt, ist dazu geschaffen, Geld zu verdienen und Servet zu verbrennen. Im 19. Jahrhundert sind die Sitten verfeinert: statt Servet zu verbrennen, verlassen die Damen einen Salon, wenn Lord Byron ihn betritt...

Die große Mehrzahl der Reisenden denkt über die Kunst wie Herr Simond aus Genf, wagt es aber nicht zu sagen. Eine Ausnahme machen nur unsere (Pariser) Denkmäler. In unserer Bewunderung sind wir ohne Konkurrenz. Ein kunstverständiger Fürst sollte eine Bronzekopie des Mark Aurel an einer Ecke des Boulevards aufstellen. Zuerst würde diese Statue unseren geistreichen Parisern kalt und ohne Anmut erscheinen. Doch schließlich, wenn die Zeitungen sie dauernd lobten, würden sie sie bewundern.

Die Heimat Voltaires und Molières ist seit lange die Stadt des Geistes; doch das Land zwischen Loire, Maas und Meer ist unempfänglich für die Künste. Warum? Es liebt das *Gefällige* und haßt die *Energie*. Woher dieser Haß? Vielleicht, weil die Nerven durch ein unbeständiges Klima täglich zwei-, dreimal auf einen anderen Ton gespannt sind. Wer kann Correggio in Paris lieben, wenn Nordostwind bläst? An solchen Tagen muß man Bentham oder Ricardo lesen.

Der mittelste der drei Paläste, die das moderne Kapitol schmücken, der Senatorenpalast, ward von Bonifaz IX. (1390) auf dem Tabularium des Catulus aufgeführt. Im Jahre 1390 dachte man noch nicht an *Schönheit*, sondern an Sicherheit. Bonifaz baute eine Art Festung. Damals und noch früher diente das Kolosseum den Annibaldis als Festung. Der Janusbogen, das herrliche Grabmal der Caecilia Metella an der Straße nach Albano und viele andere antike Monumente wurden damals als Festungen benutzt.

Das erste, was der Fremde tun muß, wenn er Ruinen liebt (das heißt wenn seine schwermütige Seele eine Freude daran hat, von dem Bestehenden abzusehen und sich ein Gebäude so vorzustellen, wie es

war, als die Menschen in Toga es betraten), ist dies: er muß die Reste der mittelalterlichen Bauten, die um 1300 zur Verteidigung errichtet wurden, von dem unterscheiden, was früher erbaut wurde, um schön zu wirken; denn sobald unsere europäischen Rassen Brot und etwas Ruhe haben, lieben sie den Anblick des Schönen. Mit Hilfe der wenigen Säulen, die eine Ruine noch besitzt, rekonstruiert man sich das antike Bauwerk. Jede kleinste Einzelheit der Überbleibsel ist eine Offenbarung...

Nachdem wir vom Kapitolsturm die prachtvolle Aussicht genossen haben, sind wir auf dem linken Treppenweg, der am Severusbogen mündet, zum Forum hinabgestiegen. Eine unbezwingliche Neugier treibt den Fremden, es ganz zu durchschreiten. Nachher kehrten wir zum Severusbogen zurück. Beim Anblick dieses Denkmals begreift man die tiefe Vernunft, die den Geist der Alten beherrschte. Man kann sagen, daß bei ihnen das Schöne nur der höchste Ausdruck des Nützlichen war.

15. Januar. — Der Fürst Demidoff[1], dieser reiche und wohltätige Sonderling, der Köpfe von Greuze und Reliquien des Hl. Nikolaus sammelte, hielt sich in Rom eine Truppe französischer Schauspieler und ließ im Palazzo Ruspoli Possen aus dem Gymnase-Theater aufführen. Unglücklicherweise hieß eine Figur in einem dieser Schwänke Saint-Ange (Erzengel), und in dem Stück fiel der Ausruf Potztausend auf. Dies verletzte tief Se. Eminenz, den Kardinalvikar, Monsignore della Genga (den Pius VII. mit den Funktionen des Bischofs von Rom betraut hatte). Später, unter Leo XII., kam es vor, daß eine Aufführung am Donnerstag abend erst um ein Viertel nach zwölf endete und so eine Viertelstunde vom Freitag, dem Todestag unseres Heilands, schändete. Diese Gründe zogen Herrn von Demidoff alle Schikanen der Polizei zu (die hierzulande noch die furchtbaren Formen der Inquisition hat); und der wohltätige Russe, der mehrere

[1] Russischer Gesandter in Rom, dann in Florenz. Stendhal erwähnt ihn dort in seiner „Reise in Italien" (15. Mai 1817). — v. D. B.

Forum romanum

Digitized by Google

hundert Arme unterhielt und allwöchentlich hübsche Feste gab, siedelte nach Florenz über.

Als er noch im Palazzo Ruspoli wohnte, sagte Herr von Demidoff eines Tages in meiner Gegenwart, um ein Denkmal seines römischen Aufenthalts zu hinterlassen, wolle er die zehn bis zwölf Fuß Erde, die das Forum vom Kapitol bis zum Titusboden bedecken, forträumen lassen. Die Regierung stellte ihm 500 Galeerensklaven zur Verfügung, die Demidoff mit fünf Soldi pro Tag und Kopf bezahlen sollte. Zur Winterzeit hoffte er für zehn Soldi pro Tag so viele Bauern aus den Abruzzen zu bekommen, als er wollte. Alle Kosten wurden mit dem Bleistift verrechnet; die Gesamtsumme überstieg nicht 200000 Franken, einschließlich eines Kanals zur Ableitung des Regenwassers in die Cloaca maxima. Rom erfuhr sehr bald von diesem hochwichtigen Plane; er scheiterte daran, weil eine Lustspielfigur Saint-Ange hieß; und da wundert man sich über den Haß des römischen Volkes!...

Wie viele Säulen und vielleicht auch Statuen hätte der hochsinnige Russe vielleicht gefunden, und wie anders stände es jetzt um das Andenken, das er hinterlassen wollte! Statt sich über die Höflinge Leos XII. zu ereifern, hätte er sie bestechen sollen. Mit etwas mehr Geschick und 200000 Franken wäre der Name Demidoff bis nach Amerika und Indien gedrungen, wie vor ihm die Namen Napoleons, Lord Byrons, Rossinis!

23. Januar 1828. — Am Fuße des Vespasianstempels[1], der sich an das Kapitol anlehnt und von dem nur noch drei Säulen stehen, haben die französischen Ausgrabungen das antike Straßenpflaster des Clivus Capitolinus, große Lavablöcke, freigelegt. Diese Straße war sehr eng, was in Ländern, wo die Sonne gefährlich ist, vorteilhaft ist. Mit kindlicher Begeisterung betrachteten wir dies Pflaster, das Cäsar und Brutus beschritten haben. Vor dem Tempel war die Straße so

[1] Stendhal nennt ihn nach damaliger Ansicht fälschlich Tempel des Jupiter Tonans. — v. D. B.

eng, daß die Stufen, die zu ihm hinaufführten, zwischen die Säulen der Vorhalle gelegt waren.

Die acht Säulen neben den Resten des Vespasianstempels werden als Fortunatempel bezeichnet[1]. Zur Zeit des Maxentius zerstörte ein Brand den Bau, und der Senat ließ ihn wiederherstellen. Wie sehr im Jahre 310 die Künste in Rom schon gesunken waren, ersieht man hieraus. Die Säulen der Vorhalle haben alle verschiedene Durchmesser, was beweist, daß sie mit Stücken aus anderen Gebäuden restauriert wurden. Die Teile, die zum alten Bau gehören, sind von schöner Arbeit; die Ergänzungen dagegen sind äußerst roh.

Weiterhin auf dem Forum sieht man eine einzelne Säule aufragen. Am 13. März 1813 führte eine der letzten Ausgrabungen, die auf Napoleons Befehl stattfanden, zu der Inschrift, die acht bis zehn Fuß tief verschüttet war, und man sah, daß diese Säule dem Kaiser Phokas von Smaragdus, dem Exarchen von Ravenna, im Jahre 608 errichtet war. Die Säule trug eine Statue des Tyrannen aus vergoldeter Bronze. Nach dem Sturze des Phokas wurde sein Name ausgemeißelt; man hat ihn jetzt wiederhergestellt.

Um die Inschrift freizulegen, brauchte man nur wenige Fuß tief zu graben. Dieser Umstand veranlaßte ein satirisches Sonett, das am Tage nach der Entdeckung in ganz Rom verbreitet war. Phokas sagte: „Ein Arbeiter mit seinem Spaten hat in zwei Tagen alles geklärt; mein Ruhm erstrahlt von neuem. Einfältige Gelehrte, die Bücher, die ihr schriebet, um meiner Säule einen Namen zu geben, wären, eins auf das andere gelegt, höher als sie. Wieviel nützlicher und wieviel weniger langweilig wäret ihr gewesen, hättet ihr eure Federn fortgeworfen und einen Spaten ergriffen[2]."

Nahebei ragen drei herrliche Säulen von 45 Fuß Höhe. Bis vor kurzem galten sie für den Rest des Jupiter-Stator-Tempels; heute

[1] Es ist der uralte Saturntempel. — v. O. B.

[2] Wer denkt hier nicht an Mommsens Wort vom Spaten, der klüger ist als die Archäologen! — v. O. B.

Septimius-Severus-Bogen

Digitized by Google

nennen die Gelehrten sie Graecostasis[1]. Die Redensarten dieser armen Wichte sind recht lachhaft; man muß sie gar nicht lesen: jede Diskussion, selbst eine gut geführte, beeinträchtigt die Freude des Reisenden und nimmt den herrlichen Ruinen des Altertums etwas von ihrer Schönheit... Und mit Freuden läßt man jedesmal, wenn man nach dem Forum kommt, die Schönheit dieser Säulen auf sich wirken[2]...

... „Sie sind sehr stolz, sechsmal in Rom gewesen zu sein", sagte Paul heute früh auf dem Forum zu mir, als wir über diese Dinge sprachen.

„Das größte Unglück," antwortete ich, „wenn einem ein englischer Park gefällt, ist das, ihn zu kennen. Was gäbe ich nicht darum, wenn ich in meinem Leben nur ein Bild von Correggio gesehen und nie den Comer See besucht hätte."

Ach, alles Wissen gleicht in einer Hinsicht dem Alter, sein schlimmstes Symptom ist die Kenntnis des Lebens, die einen hindert, sich zu begeistern und um nichts Torheiten zu begehen. Wenn ich Italien gesehen habe, möchte ich in Neapel das Wasser der Lethe trinken, alles vergessen, wieder anfangen zu reisen und so meine Tage verbringen. Aber dies wohltätige Wasser gibt es nicht; jede Reise, die man in diesem Lande macht, hat ihr Gepräge, und in die sechste spielt leider etwas Wissenschaft hinein. Statt die Säulen des Jupitertempels zu bewundern, wie vor fünfundzwanzig Jahren, wird meine Phantasie durch all die Dummheiten beschwert, die ich darüber gelesen habe[3].

[1] Es sind die drei Säulen des Kastor- und Pollux-Tempels. — v. O. B.

[2] Hier folgt eine lange, heute völlig überholte und darum in der Verdeutschung unterdrückte Beschreibung der Ruinen des Forums, einschließlich der Konstantinsbasilika, des Venus- und Roma-Tempels und der Kirche Santa Francesca Romana. — v. O. B.

[3] „Die Wißbegier regt sich zum ersten Male mit ihren Zweifeln, ihren Überlegungen, und verringert die Eindrücke. In der Tat bin ich in Rom fast ein Gelehrter geworden, voller Wißbegier, doch ohne Herz, aber gottlob habe ich mir dabei etwas von jener strengen Logik bewahrt, die mir die lange Übung in Amtsgeschäften gegeben hat." (Brief Stendhals an Romain Colomb vom 11. November 1825.)

Will man Rom nur einmal sehen, so suche man sich umgehend ein genaues Bild von den elf Hügeln zu machen, auf denen die Häuser des jetzigen Rom und die mit den Trümmern des alten Rom bedeckten Vignen liegen. Man verlasse die Stadt durch die Porta del Popolo, folge dem Weg vor den Mauern bis zum Monte Testaccio, steige zur Villa Malta auf dem Aventin empor, um die herrliche Aussicht zu genießen; gehe am nächsten Tag durch die Porta Vaticana hinaus und kehre gegenüber der Villa Malta zurück; steige am dritten Tage nach San Onofrio oder zur Villa Lante hinauf, genieße den herrlichen Blick zu seinen Füßen — und man hat eine genaue Vorstellung von Rom. Will man jedoch gern wiederkehren und Überraschungen erleben, so suche man diese deutliche Vorstellung nicht, sondern fliehe sie vielmehr. Man kann dann freilich nicht mit Rom glänzen, wenn die Rede darauf kommt; manche werden sogar glauben, man sei nie da gewesen.

27. Januar. — Da das Forum beendet ist, wollten wir heute morgen die Caracallathermen besuchen, die in der Stadt, das heißt im Umkreis der Mauern liegen. Wir haben dreiviertel Stunden gebraucht; die letzte halbe Stunde führte uns durch Vignen und unbesiedeltes Hügelland. Schließlich erreichten wir die riesigen Ziegelmauern, das Ziel unserer Reise.

Diese unförmigen Reste, die nur durch die Größe der noch stehenden Mauern beachtenswert sind, gehörten einst zu den prunkvollsten Bauten Roms. Die Thermen spielten bei den Alten ungefähr die Rolle unserer Cafés und Klubs. Hier war alles vereinigt, was zu den verschiedenen Leibesübungen gehörte, die vor Erfindung des Schießpulvers auch für die Reichen notwendig waren. In den Caracallathermen befanden sich 1600 Marmorsessel; die Badestuben waren mit kostbarem Marmor bekleidet und mit vergoldeter Bronze geschmückt. Als wir ankamen, steckte ein unglücklicher, fieberverzehrter Bauer einen Lichtstumpf an einen zwölf Fuß langen Stock und führte uns in einen dunklen Keller, wo er uns die Reste der äußeren

Umfassungsmauern zeigte. Diese Dinge sind gut als Anhaltspunkte für die Erinnerung, sonst aber nichts wert.

Die großen Mauermassen, von denen ich sprach, bilden vier Säle; die Barbarei der letzten Jahrhunderte raubte ihnen alles, was nur irgend fortzuschleppen war. Man erkennt nichts mehr als die Nischen, in denen die Statuen standen. Einige von uns wagten sich eine Wendeltreppe hinauf; oben auf der Mauer angelangt, waren sie erstaunt über die Ausdehnung des Baues. Etwas daran wurde von den Alten sehr bewundert; das war, soweit man den Text des Älius Spartianus verstehen kann, eine große Wölbung, die durch ein Bronzegitter gestützt wurde. An manchen Tagen machen diese unförmigen Ruinen einen tiefen Eindruck, und zwar nach meiner Meinung um so mehr, je weniger man an ihnen zu erklären sucht. Dies Bauwerk ist so formlos, daß es nichts für sich hat als die Wirklichkeit. Die Kunst vermöchte es nicht darzustellen; sie muß ins Einzelne gehen und wird dadurch unklar. Es bedürfte durchaus einer malerischen Ansicht; aber wenige Maler wären imstande, ihm einen Charakter zu verleihen. Aufgefallen ist uns das frische Grün der Pflanzen, meist Giftkräuter, wie der Führer sagte, die im Schutze dieser riesigen Mauern sprießen.

28. Januar. — Man erzählt uns die rührende Geschichte des Obersten Romanelli in Neapel, der Selbstmord beging, weil die Herzogin C... ihn verlassen hatte. „Ich würde meinen Nebenbuhler schon töten," sagte er zu seinem Kammerdiener, „doch das würde der Herzogin zu viel Schmerz bereiten."

Gestern nacht haben zwei Morde stattgefunden. Ein Schlächter, fast noch ein Kind, hat seinen Nebenbuhler erstochen, einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren, der sehr schön war, wie der Sohn meines Nachbars hinzusetzte, der mir dies erzählte. „Aber sie waren beide aus dem Viertel der Monti; das ist ein schreckliches Volk." Dies Stadtviertel liegt trotzdem ganz in unserer Nähe; in Rom verändert die Breite eines Platzes die Sitten.

Der andere Mord fand unweit von Sankt Peter in Trastevere statt. Auch dies ist eine üble Stadtgegend, sagt man; für mich ist sie prächtig; da gibt es noch Energie, das heißt die Eigenschaft, die dem 19. Jahrhundert am meisten abgeht. In unseren Tagen hat man das Geheimnis entdeckt, sehr brav ohne Energie und Charakter zu sein. Niemand besitzt mehr Willenskraft; unsere Erziehung läßt uns das große Wollen verlernen. Die Engländer besitzen noch Willenskraft; doch nur widerwillig tun sie dem Geiste der modernen Zivilisation Gewalt an; ihr Leben wird dadurch zur fortwährenden Anstrengung ...

Bei den Römern aus dem niederen Volke ersetzt der Messerstich den Faustschlag. Herr Tambroni sagte uns, unter der Herrschaft Pius' VI. (1775 bis 1800) hätte man 18000 Morde gezählt; das sind zwei pro Tag. Die Furchtbarkeit der napoleonischen Gesetze (um mit dem Kardinal N... zu reden) hatte diese schlechte Angewohnheit verbessert. In Rom ist das Mitleid stets auf seiten des Mörders, der ins Gefängnis geführt wird, und wenn die fromme, reaktionäre Regierung, die der des Kardinals Consalvi gefolgt ist, dem Volke in einer Art gefällt, so ist es darin, daß sie selten Todesstrafen verhängt, außer wegen Karbonarismus. Pinelli, der Nachbarssohn, der mir dies alles während einer Stunde erzählte, erörtert dabei gewissermaßen, ob der Schlächter recht oder unrecht gehabt hätte, seinen Rivalen zu ermorden. „Dieser Rivale", sagt er ernst zu mir, „war mehrmals gewarnt worden, es würde ihm ein Unglück geschehen, wenn er sich zu oft bei seiner Geliebten sehen ließe" und so weiter.

Um mich mit Pinelli anzufreunden, der selbst sehr schöne spanische Waffen besitzt, habe ich ihm meine Pistolen gezeigt. Dabei gab ich zu verstehen, daß ich in meiner Heimat einem meiner Verwandten geholfen hätte, einen Feind zu beseitigen, daß ich infolge dieses accidente nach Paris gegangen sei und so weiter. Diese Geschichte verschaffte mir binnen weniger Stunden großes Ansehen im Hause. Nichts ist so spaßhaft, wie eine absurde Lüge aufrecht zu erhalten; auf diese Weise kann man sich selbst einen Langweiligen genießbar

machen; aber Pinelli ist durchaus nicht langweilig. Er besorgt uns die Handwerker, die wir brauchen.

Dank ihm fand ich endlich nach langem Suchen einen jungen, geschwätzigen Barbier; ich wollte absolut einen aus Trastevere haben und bezahle ihn sehr teuer. Die Arbeit geht einem echten Römer so gegen die Natur, daß es starker Motive bedarf, um ihn jeden Tag in Bewegung zu setzen. Die Trasteveriner behaupten, direkt von den alten Römern zu stammen; nichts ist weniger nachgewiesen; doch dieser große Name gibt ihnen Herz: noblesse oblige. Mein Barbier ist, obwohl noch sehr jung, sehr dick, was in Rom öfters vorkommt; er kocht von Energie über. Für Leute dieses Schlages wäre es der Gipfel der Lächerlichkeit, sich im Dienst ihres Herrschers, des Papstes, eine Schramme zu holen; sie betrachten den Herrscher, wer es auch sei, als ein mächtiges, glückliches und boshaftes Wesen, mit dem man einige Beziehungen unterhalten muß. Man redet stets von seinem Tode, erwartet ihn und freut sich darüber, ausgenommen einige finstere Leute, die sagen: „Der Nachfolger wird noch schlimmer." Eine Ausnahme bildete Pius VII. wegen seines großen Charakters oder vielmehr wegen seines Unglücks[1].

Erzählt mein Barbierjüngling nun einen absurden Brauch, über den er sich beschwert, so setzt er stets hinzu: „Che volete, o signore! Siamo sotto i preti!" (Was wollen Sie, Herr! Wir werden von Priestern beherrscht!)

Das römische Volk bewundert und beneidet einen Borghese, einen Albani und Doria, das heißt einen römischen Principe, der sehr reich und bekannt ist, dessen Vater und Großvater man kannte; doch nie

[1] Pius VII. (Chiaramonti), 1800 in Venedig zum Papste gewählt, schloß 1801 mit Napoleon das Konkordat, salbte ihn 1804 zum Kaiser, verlor 1809 den Kirchenstaat, wurde verhaftet und nach Fontainebleau gebracht, zog 1814 nach Napoleons Sturz wieder in Rom ein und starb 1823. S. auch die Novelle „Erinnerungen eines römischen Edelmannes" in Bd. III der deutschen Stendhal-Ausgabe, wo die Gefangennahme und Entführung des Papstes sehr anschaulich geschildert werden. — v. O. B.

fand ich hier jene respektvolle Aufmerksamkeit, womit der Engländer in seiner Zeitung nach dem Bericht über einen Rout bei Mylord Soundso oder über ein Bankett für eine gewählte Gesellschaft bei Mylady Soundso sucht. Diese Verehrung für die vornehme Gesellschaft gälte hier für den Gipfel der Niedrigkeit und Lächerlichkeit. Der Römer steht den republikanischen Sitten viel näher und ist nach meiner Meinung viel männlicher. Um eine Niedrigkeit zu begehen, muß man ihn gut bezahlen, und zwar bar.

Von diesem großen Lobe nehme ich alle aus, die mit mehr als 2000 Scudi Rente (10760 Franken) geboren und durch die Eitelkeit und die Konvenienz verkümmert sind, oder vielmehr durch die Gesellschaft der Lakaien. Man macht sich in Paris keinen Begriff, welchen Schmeicheleien der älteste Sohn eines römischen Marchese von seinem zweiten Jahr an ausgesetzt ist; darüber könnte ein Ariost verblüfft werden. Man kennt Johnsons Wort über die Erstgeborenen der englischen Pairs: „Das Erstgeburtsrecht hat den Vorteil, nur einen Dummkopf pro Familie hervorzubringen." Lord Byron hat einen scherzhaften Bericht von dem Umschwung entworfen, der eintrat, als er im Alter von zehn Jahren auf der Schulbank den Titel seines Vetters erbte und Lord wurde. Er wäre glücklicher und ein größerer Dichter geworden, wenn er erst mit dreißig Jahren Pair geworden wäre ...

28. Februar 1828. — Heute abend bei Gherardo de Rossi[1] erzählt uns der Abbate Vitelleschi unglaubliche Einzelheiten über die Unwissenheit und Charakterschwäche der römischen Fürsten und Kardinäle. Er bestätigt völlig, was der Kardinal Lante mir früher gesagt hatte. Der Kardinal Spina, der dabei ist, bricht in tolles Gelächter aus, sagt aber kein Wort. Unter Pius VII., und besonders seit dem Tode dieses Papstes, wurden die Römer trotz der Bemühungen des Kardinals Consalvi in umgekehrter Ordnung regiert.

[1] S. S. 86, Anm. 1.

Die Unfähigsten bekommen die Ämter und genießen alle Auszeichnungen. Da diese Tröpfe wissen, daß man sich über sie lustig macht, so könnten sie leicht grausam werden; doch der Dolch des Karbonarismus hält sie in Schranken. Das entrüstete Volk hält sich reif für die Republik. „Diese Regierungsform", sagte ich zu meinen Freunden, „wäre die allerschlimmste für euch; denkt daran, daß Robespierre, Marat und die anderen Schreckensmänner unter der schwachen und gutmütigen Regierung Ludwigs XVI. entstanden." Diese aufrichtige Sprache bringt mich in den Ruf eines Erzreaktionärs. Der beredteste unter meinen Republikanern war im letzten Monat entzückt, weil der Unterstaatssekretär ihm eine Kollektion Kupferstiche gesandt hat, um ihm für ein Sonett zu Ehren des Papstes zu danken ... Einem Maler gegenüber beklagte ich es, daß die Frauen aus dem Volke in Rom, die oft sehr schön sind, fast niemals gleich hohe Schultern haben. „Das kommt", antwortete er mir, „von dem Brauche, die jungen Mädchen heftig in den Rücken zu puffen, damit sie wachsen. Die Mütter geben ihnen dieses Zeichen ihrer Liebe."

Der rohe Dünkel des reichgewordenen Bankiers und das überlegene Lächeln des Mannes von vornehmer Herkunft sind in Rom gleich unbekannt. Man würde ihnen offen ins Gesicht lachen; so ging es einem gewissen Botschafter. Das römische Volk ist in höchstem Maße schlau, spottsüchtig und satirisch. Traurig ist es gar nicht; man muß einen Schatten von Hoffnung haben, um traurig zu sein. Sehr schnell erkennt es das wahre Verdienst. Wollten die Höfe, die hier Gesandte halten, wissen, was mit ihnen los ist, so könnten sie nachfragen, was die römischen Kleinbürger von ihnen halten.

2. März. — Der römische Adel ist fast ruiniert; er ist darauf angewiesen, sich allabendlich in einigen Botschaftspalästen zu treffen ... Herr von Italinsky meint, diese Armut des Adels würde der italienischen Revolution ein besonderes Gepräge geben. In Neapel, Florenz und Rom hat sich der Adel aus Trägheit nicht mit Geschäften befassen mögen und ist infolgedessen durch seine Verwalter ruiniert worden.

In Venedig geht er am Bettelstab. Lange vor dem Einmarsch der Franzosen im Jahre 1797 hielten sich die venezianischen Adligen nur noch durch Mißbrauch ihrer Herrenrechte hoch: zum Beispiel bezahlten sie keine Steuern.

In Mailand hat der Geist der Ordnung, den Napoleon einführte, etwa hundert Familien zur Sparsamkeit erzogen. Sie haben 80000 Franken Rente und reaktionäre Ansichten, doch ohne Fanatismus.

Der piemontesische Adel scheint mir im Gegenteil den politischen Grundsätzen der äußersten Rechten sehr zugetan ... Er genießt mit Wonne seine Überlegenheit über den Bürgersmann, hat viel Geld und Schneid. Einige der jungen Leute, die bei dem Putsch von 1821 bloßgestellt waren, sollen Anhänger einer gesetzmäßigen Regierung gewesen sein. Die Buchhändler florieren in Turin.

Der neapolitanische Adel ist offen liberal und würde im Notfalle Unterstützung bei den Priestern finden ... Man politisiert dort nach Art unserer Girondisten.

Die Romagna, Reggio und Modena sowie ganz Oberitalien erwarten mit der Geduld des Hasses den ersten Augenblick der Verlegenheit, der Österreich lahmlegt. Die Lombardei hofft dann mit den Ungarn zusammenzugehen und rechnet auf Frankreich ... Der neapolitanische Adel hat seine Augen auf Spanien gerichtet: die furchtbaren Bedrückungen erziehen das spanische Volk ... Gelingt es ihm, seine Mönche abzuschütteln, so kann es sich um 1835 eine parlamentarische Regierungsform geben. Ich glaube also nicht ins Blaue hineinzureden, wenn ich die italienische Revolution um 1840 oder 1845 ansetze[1]. Doch dann sind wir alle tot, sagte der Kardinal Spina sehr richtig.

Wird es ein sanfter Fall oder ein Wassersturz sein?

Wenn Ludwig XVI. offen und ehrlich die Verfassung gegeben hätte, die Ludwig XVIII. gab, hätte er damit den Exzessen der

[1] Alles dies ist ziemlich genau eingetroffen. — v. O. B.

Revolution vorgebeugt? Wahrscheinlich hätten Adel und Priester ihn mit bewaffneter Hand angegriffen.

Könnten die italienischen Fürsten die Ströme von Blut verhindern, welche die Revolution kosten wird, wenn sie von Leuten geführt wird, die vor Zorn rasend sind — könnten sie dieses Blutvergießen hindern, wenn sie die Einsetzung einer einzigen Kammer auf dem Wege des Verhältniswahlrechtes gewährten, einer Kammer, die nur das Budget zu bewilligen hätte?

Diese ernsten Fragen hatte ich die Ehre, mit dem Kardinal Spina zu erörtern. Dieser höhere Mensch sah kein Vorbeugungsmittel gegen den Ausbruch des Zornes, der alles, was in Italien lesen kann, beseelt. In den Augen eines Zornmütigen beweist eine Konzession von seiten des Fürsten nur dessen Schwäche. Man müßte unverzüglich den Code Napoléon einführen, der zur Franzosenzeit schon für eine Weile in Geltung war. Im Fall einer Revolution würde der Mittelstand in Bologna, Reggio, Modena und der Romagna seinen Standpunkt heldenmütig vertreten...

In den österreichischen Ländern ist der Klerus seit Joseph II. ohnmächtig. Österreich spielt mit den Jesuiten, ohne sie zu fürchten, und möchte sie anderen Souveränen zuschieben. Doch im Augenblick eines Aufstandes, dem ich vorbeugen möchte, würde der Klerus vom Po bis zu den Pontinischen Sümpfen, von den Jesuiten geleitet, spanisch werden und jeder Verbesserung einen wütenden Haß entgegensetzen. Ich sprach nur ungern von Politik; doch sobald man in kleinem Kreise ist, spricht man in Italien von nichts weiter... Von den Künsten widersteht nur eine den politischen Gesprächen: das ist die Musik. Von Gemälden und Statuen redet man nur in verlorenen Augenblicken, oder wenn man die Gegenwart eines Spions fürchtet.

3. März 1828. — Heute abend in der Dämmerung unter den großen dunklen Bäumen der Villa Strozzi zitierte Graf C... mit unnachahmlicher Betonung das folgende Sonett. Eine Art von Schwermut hatte die liebenswürdigste Gesellschaft der Welt ergriffen. Die

herrlichen Verse Ugo Foscolos haben alles, was an dieser Stimmung rührend war, verdoppelt. Indem er die Schmerzen, die auf einigen Seelen lasteten, idealisierte, nahm er ihnen sicherlich den Stachel.

La Sera

Forse perche della fatal quiete
Tu sei l'imago, a me si cara vieni,
O sera! E quando ti corteggian lieti
Le nubi estive e i zeffiri sereni,

E quando dal nevoso aere inquiete
Tenebre lunghe all' Universo meni,
Sempre scendi invocata, e le secrete
Vie del mio cor soavemente tieni.

Vagar mi fai co' miei pensier sull' orme
Che vanno al nulla eterno, e intanto fugge
Questo reo tempo, e van con lui le torme

Delle cure, onde meco egli si strugge;
E mentre guardo la tua pace, dormo
Quello spirito guerrier ch'entro mi rugge[1].

Ugo Foscolo, gestorben in London 1827

4. März 1828. — Heute früh besichtigten wir eine Ausgrabung bei der Trajanssäule[2], zu der ein junger französischer Architekt die Erlaubnis erhalten hatte. Er bedurfte dazu mächtiger Fürsprache, denn die Künste stehen unter Leo XII. nicht in Gunst.

Herr N . . . will die Trajansbasilika rekonstruieren, das heißt die Gestalt des antiken Bauwerks erraten und uns Grundriß, Aufriß und Querschnitt geben; aber wer soll für die Ähnlichkeit bürgen?

Ich gebe wie gewöhnlich das Protokoll der Unterhaltung, die zehn Fuß unter dem Straßenpflaster stattfand.

Einer von uns sagte: „Man muß die Baudenkmäler stets aus den Gewohnheiten der Völker erklären, die sie errichteten." — „Und in Paris?" rief Paul dazwischen. — In Paris wird das Volk, das

[1] Deutsch s. Anm. 3 im Anhang dieses Bandes.
[2] Über die Trajanssäule selbst s. S. 225 f. — v. O. B.

fünfhundert Franken Steuern bezahlt, erst seit kurzem um Rat gefragt. Die Vorfahren dieses Volkes wurden noch vor hundert Jahren erniedrigt; wenn Dancourt sie in seinen Komödien verspottete, klatschten sie Beifall. Ludwig XIV. dachte nur an seine Paläste und an das Hofzeremoniell. Seine beiden Nachfolger stellten einen Mann an die Spitze der Künste und befolgten seinen Rat. Heute endlich baut man keine Paläste mehr: wer sollte sie bevölkern? Doch man errichtet eine Börse und legt Bürgersteige an. In zwanzig Jahren werden wir die vernünftige Architektur haben.

Bis zu den Tagen der verrückten Despoten, wie Nero und Caligula, hatte Rom eine solche; denn die Patrizier herrschten unter der Bedingung, dem Volke zu gefallen; und gewisse Institutionen verhinderten die Patrizier, auf den Standpunkt der englischen Pairs von heute herabzusinken. Ein Patrizier, der nichts getan hätte, als Fuchsjagden abzuhalten, mit Bildern zu handeln und zu trinken, wäre öffentlich angeklagt und verbannt worden; oder zum mindesten hätte ihn der Zensor aus der Senatsliste gestrichen.

Kriege und Hungersnöte sorgten dafür, daß man in den ersten Jahrhunderten der Republik nur an das Nützliche dachte. Das Schöne tauchte erst mit der Verderbtheit der Reichen auf. Darum hingen Cato und andere griesgrämige Römer an den alten Bräuchen mehr als an der Tugend, und mehr an der Tugend als am Geiste; sie waren stets ergrimmt auf das Schöne und folglich auf den Wohlstand und auf Griechenland, woher die Schönheit kam.

Das Pantheon, das Agrippa erbaute, war das erste große Bauwerk, das nicht nützlich war. Die Zirkusspiele waren ein Vorspiel des Krieges; die Tempel, aus vier Mauern errichtet und mit Eichenbalken aus den nahen Wäldern gedeckt, genügten der obersten Notwendigkeit: den Donnerer zu besänftigen und den Eid heilig zu halten ...

Die Baulust ist neben der Jagdpassion das einzige Vergnügen, das einem Manne bleibt, der alles vermag. Da die Kaiser überdies ein gewisses Bedürfnis hatten, dem Volke zu gefallen, so begannen sie

große Bauten aufzuführen, die den Römern gefielen. So errichtete Vespasian das Kolosseum...

Das Bedürfnis nach gedeckten Wandelhallen machte sich in Italien, wo die Sonne das halbe Jahr hindurch Fieber brütet, mehr geltend als etwa in Paris. Auch die Gewitterregen sind so plötzlich, daß man nach fünf Minuten windelweich ist, als ob man in den Tiber gefallen wäre. Daher die Notwendigkeit gedeckter Wandelhallen... Die Form dieser Riesenbauten, Basiliken genannt, war die eines länglichen Vierecks. Das Innere war durch Säulen in mehrere Schiffe geschieden; die Säulen des Mittelschiffes trugen gewöhnlich andere von leichterer Bauart, die ein Obergeschoß in Emporenform bildeten. Eine halbrunde Nische schloß den Bau ab; hier tagten die Gerichte. Die Römer trafen sich in den Basiliken, um aller Art Geschäfte zu erledigen; man verkaufte dort allerlei Waren; es war ein Treffpunkt für Müßiggänger.

Im Jahre 704 der Stadt erbaute Ämilius Paullus die erste Basilika am Forum; sie kostete etwa fünf Millionen Franken. Cäsar, der in Gallien war, sandte diese Summe und erhöhte dadurch seine Popularität. Napoleon schüchterte die Pariser durch seine Garde und die Erinnerung an den 15. Vendémiaire ein; die römischen Imperatoren, soweit sie nicht auf eine ergebene Garde rechnen konnten, machten dem Volke den Hof. Oft ließen sie einen reichen Mann unter irgendeinem Vorwand hinrichten und verteilten seine Habe unter die Proletarier.

Eine der Hauptvergnügungen dieses Volkes, das seit der Tyrannei den Müßiggang gelernt hatte, war, in die Basiliken zu gehen, so wie wir heute ins Café gehen, die Börse besuchen, in Gesellschaft gehen usw. In der republikanischen Zeit konnten alle Geschäfte, große wie kleine, vor Gericht enden. Ein Konsul, der Unterschleife gemacht hatte, wurde genau so wie ein Bürgersmann, der ein Rind gestohlen hatte, vor Gericht zitiert. Die jungen Leute der vornehmsten Familien traten als

Advokaten auf; die Beredsamkeit war der Weg zur Ehre. Einem Prozeß beizuwohnen, war für die Römer, was für uns die Zeitungslektüre ist. In Rom nahm man am öffentlichen Leben viel mehr Anteil, weil man zu Hause viel weniger beschäftigt war. Die Frauen waren nichts weiter als Mägde, die Wolle spannen und die Kinder aufzogen. Die Römer, wie die heutigen Engländer, waren so schlau, ihren Frauen einzureden, daß die erste Pflicht einer achtbaren Matrone die sei, sich zu langweilen. Erst zu Cäsars Zeiten spürten die reichen Frauen den Betrug dieses Systems; damals rief Cato, daß alles verloren sei ...

Wenn man mit diesen Anschauungen die Basilika betrachtet, die die französische Regierung neben der Trajanssäule freigelegt hat, so wird man sie besser verstehen. Das Innere dieses gewaltigen Baues war durch vier Säulenreihen in fünf Schiffe geteilt. Der Fußboden war mit gelbem und violettem Marmor bekleidet ... Drei große Tore, jedes mit einer Vorhalle geschmückt, bildeten den Haupteingang im Süden; nach Norden war die Basilika durch eine Mauer abgeschlossen.

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft glaubt man, daß Apollodor von Damaskus, ein berühmter Architekt, der zu den Freunden des Kaisers Trajan zählte, diesen Riesenbau errichtet habe (115 nach Christo). Man kann sich danach einen Begriff von den anderen Basiliken machen.

Die napoleonischen Ausgrabungen haben uns Gewißheit über manche Einzelheiten dieses Bauwerks gebracht[1]. Die historischen Nachrichten sind dunkel und fließen aus mehreren Quellen. Man müßte sie vereinigen und einen Sinn daraus ableiten, was aber meine Kenntnisse weit übersteigt. Vielleicht wirft ein gewissenhafter deutscher Gelehrter eines Tages alles um, was über die römischen Ruinen in Umlauf ist. In Wahrheit findet man nur jenseits des Rheins wahre

[1] Vgl. S. 226. — v. D. B.

Wissenschaft. In Paris druckt man heute frischweg, was man gestern gelernt hat.

Je tiefer der Reisende eindringt, desto mehr wundert er sich darüber, wie wenig man über die römischen Altertümer glauben darf. Die ernstesten Schriftsteller fallen einer ungewissen oder falschen Lesart zum Opfer ... Die Resultate der verständigen Nachforschungen sind nichts als allgemeine Schlußfolgerungen und Wahrscheinlichkeiten und befriedigen keineswegs die Wißbegier, die individuelle Tatsachen fordert und wissen will, ob die und die unförmige Mauer aus Cäsars Zeit ist. Diese Neigung führt zum Roman: man nimmt sich einen römischen Cicerone, der einen mit Gewißheiten überschüttet, die man gern glaubt.

7. März 1828. — Heute früh wollten wir nach Ostia, entschieden uns jedoch für den Vatikan.

Der Vatikan hat mehrere sehr schöne Gebäude, zehntausend Zimmer und keine Fassade. Die Tür, die zu ihm führt, muß man unter der Kolonnade des Petersplatzes suchen. Der Fremde erblickt am Ende des rechten Halbrunds merkwürdige Gestalten, die Kleider aus roten, gelben und blauen Tuchstreifen tragen: es sind die Schweizer, mit Hellebarden bewaffnet, in der Tracht des 16. Jahrhunderts. Damals bildeten die Schweizer die Hälfte aller europäischen Heere, und zwar die tapferere; daher der Brauch, Schweizer zu halten ...

Mehrere Päpste erweiterten den Vatikanischen Palast, in dem Karl der Große gewohnt hatte, als er von Leo III. zum Kaiser gekrönt wurde. Sixtus V., der das Geheimnis besaß, in seiner fünfjährigen Regierung eine Unmenge von Dingen zu schaffen, hat den riesigen Palast erbaut, der die Ostseite des Damasushofes einnimmt. Seit tausend Jahren haben alle berühmten Architekten Roms am Vatikan gearbeitet. Wir sehen Bauten von Bramante, Raffael, Pirro Ligorio, Fontana, Carlo Maderna und schließlich von Bernini, diesem geist- und talentvollen Manne, der in allen Dingen der Vorläufer des Verfalls war.

Eine dunkle, sehr schöne Treppe, die Scala regia, führt in den Vatikan. In der Osterwoche ist sie prachtvoll erleuchtet, im übrigen Jahr öd und leer. An einer wurmstichigen Tür klingelt man; nach zehn Minuten öffnet ein altes Weib, und man steht in einem riesigen Vorsaal, der Sala regia, die als Vestibül der Sixtinischen und Paulinischen Kapelle dient.

Wir studierten die großen Wandgemälde, welche die Denkwürdigkeiten der Geschichte der Päpste verherrlichen, z. B. „Karl der Große unterzeichnet die berühmte Schenkung an die römische Kirche", von Zuccheri, und „Die Ermordung des Admirals Gaspard von Coligny", von Vasari. Es ist dies ganz einfach die Darstellung der Bartholomäusnacht, die in Rom bekanntlich noch zu den Ruhmestaten des Katholizismus gerechnet wird. Es sind im ganzen drei Bilder. Die Inschrift des ersten lautet:

„Gaspard Colignius Amirallius accepto vulnere
domum refertur. Greg. XIII. Pontif. Max. 1572."

Man sieht Coligny, von einem Büchsenschuß verwundet, wie er in sein Haus getragen wird.

In diesem Hause wurde er zwei Tage darauf mit Téligny, seinem Schwiegersohn, und einigen anderen ermordet. Dieser fromme Mord bildet den Gegenstand des zweiten Bildes, unter dem man liest:

„Caedes Colignii et sociorum ejus."

Das dritte Bild stellt Karl IX. dar, wie er die Nachricht vom Tode des Admirals empfängt und seine Freude darüber bekundet.

„Rex Colignii necem probat"...

So gibt es also einen Ort in Europa, wo der Meuchelmord öffentlich geehrt wird...

8. März. — Die Fremden besuchen die Sixtinische Kapelle am Sonntag, um den Papst im Kreise der Kardinäle zu sehen. Es ist ein prachtvoller Anblick: Messe mit Kastratenmusik und bisweilen lateinische Predigt. Die Rückwand nimmt Michelangelos **Jüngstes Gericht** ein...

Durch mehrere leere Säle, die dem Publikum stets offen stehen, gelangt man in die berühmten Loggien Raffaels. Es ist dies eine Säulenhalle, die auf den Damasushof geht; man überschaut von dort ganz Rom und die Albaner Berge sowie die Abruzzen. Dieser Blick ist großartig und, wie mir scheint, einzig auf Erden.

Als König Murat im Jahre 1814 nach Rom kam, war er erstaunt, daß dieser Säulengang, der die Meisterwerke Raffaels birgt, dem Regen ausgesetzt war, und er ließ Glasfenster anbringen ... Wir besahen zweiundfünfzig Fresken, sämtlich von Raffael gezeichnet, unter seinen Augen gemalt und zum Teil von ihm verbessert ... Die Arabesken sind reizend und bisweilen überraschend. Das liebenswürdige Zeitalter Leos X. liegt in den Loggien; die Welt war damals noch nicht durch den Genfer oder amerikanischen Puritanismus verdorben. Ich beklage die Puritaner, sie bestrafen sich mit Langeweile. Traurige Gemüter dürfen sich diese Arabesken nicht ansehen; ihre Seele versteht diese erhabene Grazie nicht. Dreihundert Jahre Regen haben die Liebschaften der Leda nicht austilgen können; vielleicht wäre es moralisch, sie mit dem Hammer abklopfen zu lassen. Wie, Leo X., ein Papst, läßt die Liebschaften der Leda neben die Hauptereignisse des Christentums setzen! Welcher Unterschied zwischen dem zehnten und dem zwölften Leo! Unsere Zeit ist korrekter, aber wie langweilig dafür! ...

An Regentagen streife ich gern in den drei Stockwerken der Loggien umher; hier atmet man das Zeitalter Leos X. und Raffaels. Der Papst wohnt hundert Schritte davon, und die Gegenwart seines Hofes stört nicht im mindesten die Einsamkeit und die tiefe Stille; keine Prahlerei, kein Pomp, keine Großspurigkeit; alles sieht einfach aus. Man begnügt sich mit der wirklichen Macht ...

10. März. — Heute morgen verweilen wir im Vatikan vor der modernen Freske eines jungen deutschen Malers. Es gehört zu unserer Pariser Selbstgefälligkeit, daß wir diese Schule nicht kennen. Ein kunstliebender Minister könnte doch ein Bild von Cornelius, eins von

Hayez aus Venedig[1], eine Statue von Rauch aus Berlin und eine Büste von Dannecker[2] aus München ankaufen. Man könnte dies alles zur Belehrung im Louvre ausstellen, neben der „Sintflut" von Girodet, die Frankreich infolge von zehntausend Zeitungsartikeln zehn Jahre lang bewundert hat; denn wir sind ein Volk, das man beim Geiste faßt, und wir finden das schön, was Mode ist[3]. Das betrübt mich. Die Eitelkeit meiner Freunde spöttelt über meinen Schmerz ...

Die meisten Fremden, die nach Rom kommen, ziehen allen Gesichtern Raffaels die hübschen bunten Lithographien vor, die man in Paris auf dem Boulevard verkauft, oder die feinen, sorgfältigen Stiche eines englischen Almanachs. Es ist vielleicht ein Unglück, vom Himmel eine Seele empfangen zu haben, die Raffaels und Correggios göttliche Schönheiten kalt lassen; doch es ist eine leicht zu durchschauende Lächerlichkeit, ein Gefühl dafür zu heucheln, das man nicht besitzt ... Doch man verzweifle nicht an seinem Herzen; manche Frau macht einem

---

[1] Über Cornelius siehe S. 216, Anm., über Hayez Correspondance II, 481. — v. O. B.

[2] Über Rauch sagt Stendhal im „Salon von 1824" (Mél. d'Art et de Litt., S. 220): „Dieser Künstler, von dem ich bisher nichts wußte, bleibt in den Grenzen der raffaelesken Schlichtheit, jener Ruhe der griechischen Bildhauer, ohne die es in der Skulptur nichts Erhabenes gibt. Diese göttliche Kunst vermag aber nur die Gewohnheiten der Seele auszudrücken; so oft man aber eine vorübergehende Leidenschaft korrekt darstellen will, läßt man die bleibenden Gewohnheiten notgedrungen außer acht, und die eigentliche Skulptur hört auf. Ich wünschte, daß ein so geschickter Bildhauer wie Rauch das Grabmal Lord Byrons schüfe." Ebenda (S. 236) spricht er anerkennend von Dannecker, auf den ihn wohl Canova aufmerksam gemacht hatte, und sagt von seiner berühmten Schillerbüste: „Der Künstler hat hier nicht die Antike kopiert, sondern wie die Griechen aus den Zügen der Natur die ausgewählt, die uns im 19. Jahrhundert Eindruck machen können" — also das höchste Lob im Sinne Stendhals. Diese freimütige Anerkennung deutscher Künstler in Paris — im Gegensatz zu seinen geringschätzigen Urteilen über die deutsche Literatur — verdient gerechterweise hervorgehoben zu werden. — v. O. B.

[3] An anderer Stelle sagt Stendhal: „Wenn Raffael oder Beethoven in Mode sind, würden die Pariser sie vergöttern, aber nicht empfinden."

an dem Tage, wo man ihr vorgestellt wird, gar keinen Eindruck, und ein halbes Jahr später ist man wahnsinnig in sie verliebt...

11. März 1828. — Wenn man in Paris eine Reise nach Italien vorhat, so sollte man sich einige Stiche von Morghen nach Raffaels Bildern im Vatikan kaufen und in das Zimmer hängen, in dem man sich gewöhnlich aufhält. Auch sollte man es sich zur Regel machen, jeden zweiten Tag ins Museum zu gehen; dann würde man sich an den Eindruck des Schönen gewöhnen... Es ist eine traurige Wahrheit: man hat nur dann viel Freude an Rom, wenn die Erziehung des Auges vollendet ist. Voltaire hätte die Stanzen Raffaels achselzuckend verlassen und Epigramme darauf gemacht; denn der Esprit ist kein Vorteil für die Art von Genuß, die diese Bilder gewähren können. Ich sah schüchterne, verträumte Seelen, denen die Sicherheit und Schlagfertigkeit oft mangelte, die Fresken von Luini in Sarona bei Mailand und die Fresken von Raffael im Vatikan viel rascher verstehen als andere. Die meisten Franzosen bringen es nicht so weit, die Fresken von Correggio in Parma zu empfinden; sie rächen sich durch Schimpfen. Diese Fresken sind in der Art der feinsten Fabeln Lafontaines...

Raffael arbeitete im Konstantinssaal, wo er das Gesicht der Milde und der Gerechtigkeit bereits in Öl gemalt hatte, als er starb und die römische Malerschule ein Ende nahm. Die Dummköpfe bemächtigten sich seiner Manier, und die Malerei lebte erst wieder auf, als ein anderer Großer (Lodovico Caracci) Raffaels Stil aufzugeben wagte. Der harte und trockene Giulio Romano vollendete die große Freske der Konstantinsschlacht, die wir heute früh besichtigten. Wahrscheinlich hat nie eine Schlacht so ausgesehen; es ist also eine schöne Lüge... Das Kampfgewühl ist furchtbar; jede Gestalt ist prachtvoll gezeichnet; aber wenn ein Zauberschlag diese Krieger und Pferde auf einmal zum Leben erweckte, so würden die meisten umfallen. Mir scheint dieses Gemälde eine große Verirrung Raffaels; wahrscheinlich hat er nie eine Schlacht gesehen... Alle modernen Schlachtenmaler haben seinen Entwurf nach Herzenslust geplündert; erst Horace Vernet in

Palatin

Digitized by Google

seiner „Schlacht von Montmirail" wagte eine Schlacht so darzustellen, wie sie heute aussieht ...

Wer kennte nicht die „Schule von Athen", jene ideale Vereinigung der griechischen Philosophen aller Zeiten? ... Auf einer Plattform, die vom Beschauer ziemlich entfernt ist und zu der Stufen hinaufführen, erblickt man Aristoteles und Plato (oder die Vernunft und die Einbildungskraft). Diese beiden Großen kann man ja als Begründer der zwei Erklärungen des Unerklärbaren ansehen, von denen die eine die zärtlichen Seelen und die andere die trockenen Geister in Bann schlägt. Die Vertreter der einen sind Kant, Schelling, Fichte, Cousin und die ganze deutsche Schule. Die nackte Vernunft, an die sich schließlich doch halten muß, wer logische Schlüsse ziehen will, bietet uns zu Führern auf dem schwierigen Weg der Erforschung der Wahrheit die Schriften von Bayle, Cabanis, de Tracy und Bentham. Eine gewisse philosophische Erklärungsweise, die ohne Zweifel sehr achtbar ist und die Millionen zu Anhängern hat, neigt zur deutschen Philosophie, die bei bestimmten Schwierigkeiten, wo sie die Vernunft ihrer Zuhörer nicht zufriedenstellen kann, diese bittet, ihr aufs Wort zu glauben. Diese Gedanken lenkten uns eine Weile von der „Schule von Athen" ab ...

Als wir den Vatikan verließen, sagten wir uns: „Nach den Kaiserpalästen." Wir hatten das Buch von Bianchini über den „Palazzo dei Cesari" vorher gelesen — doch ach, welche Lüge von seiner Seite, welche Illusion von uns! ...

Der ganze Gipfel des Palatin ist mit unförmigen Ruinen und Trümmern bedeckt. Die Barbaren, man weiß nicht einmal welche, zerstörten den Palast dieser Despoten, die 120 Millionen Untertanen hatten, bis auf die Grundmauern. Was wir jetzt sehen, sind nur die Reste von Substruktionen, dicke Mauern und Gewölbe, die die Ungleichheiten des Niveaus ausgleichen sollten, um eine horizontale Baufläche zu schaffen ... Dieser Bericht wird, fürchte ich, ebenso flach und farblos erscheinen wie unser Eindruck. So formlose Trümmer ertragen keine Darstellung; man muß sie sehen. — Beim Umherstreifen

scheuchten wir ein Dutzend Schlangen auf, die uns großen Schrecken einjagten.

12. März 1828. — Den Beschluß unserer Besuche im Vatikan machte die Bibliothek. Es ist komisch, daß das Oberhaupt einer Religion, die alle Bücher vernichten möchte, eine Bibliothek besitzt. Kein Wunder also, daß man dort wißbegierige Fremde, besonders Franzosen, sehr grob behandelt. Monsignore Mai schlug mir barsch die berühmte Miniaturhandschrift des Terenz ab. Er ist der einzige grobe Mensch in Rom und wird es bald zum Kardinal bringen[1] ...

Nikolaus V., jener seltsame Mann, der die Papstwürde nicht annehmen wollte, errichtete diese Bibliothek um 1450. Damals hatte man kaum die Zeit hinter sich, wo der Klerus die gebildeteste Klasse war und die rohe Gewalt von ihr geschickt durch die Furcht vor der Hölle gebändigt wurde. Nikolaus V. konnte trotz seines überlegenen Geistes nicht vorhersehen, daß aus den Büchern, die er selbst sammelte, einst der Gedanke hervorgehen würde, den Glauben der persönlichen Prüfung zu unterwerfen, ein für den Heiligen Stuhl verhängnisvoller Gedanke ....

Um 1587 ließ Sixtus V., ein Mann von Genie, der die Gefährlichkeit der Bücher hätte verstehen müssen, das Gebäude, in dem wir uns befinden, errichten. Man sieht keine Bücher; sie sind in Wandschränken eingeschlossen. Es gibt Kabinette voller Manuskripte, die man nicht betreten darf, ohne ipso facto exkommuniziert zu werden. Ein Liberaler sagte uns, mehrere Manuskripte hätte man zwischen 1826 und 1829 vernichtet ... Im Papyruskabinett findet man mehrere Gemälde von Raffael Mengs, der ein halbes Jahrhundert lang für einen großen Maler galt, dank der geschickten Marktschreierei des Herrn

[1] Stendhal, der sich schon in seiner „Reise in Italien" bitter über den bedeutenden Philologen Angelo Mai (1782—1854) beschwert, setzt im folgenden (oben fortgelassen) auch seine Leistungen als Entzifferer von Palimpsesthandschriften aus Verärgerung herab. Mai hat es tatsächlich zum Kardinal gebracht. — v. D. B.

d'Azara. Im Jahre 1802 bewunderte man noch den Moses von Mengs[1] . . . . . .

Kehren wir noch einmal zu der persönlichen Prüfung zurück, die in Rom das ist, was in Paris der republikanische Gedanke ist, das große Schreckgespenst der Regierung. Um selig zu werden, muß man blindlings die päpstlichen Vorschriften befolgen; das ist die Theorie des römischen Glaubens . . . Alle französischen Christen von 1829 gelten als halbe Protestanten . . . Der Kardinal S . . ., der mir diese Theorie auseinandersetzte, mag sich im Grunde irren, aber seine Darlegung war logisch. Nach der römischen Lehre ist der Papst der Statthalter Christi auf Erden, und ihm liegt das Heil aller Gläubigen ob; er ist Höchstkommandierender. Will aber jeder Gläubige, statt in Demut zu gehorchen, prüfen, so gibt es Unordnung im Heere, und alles ist verloren . . . Von da ist es nur noch ein Schritt zu der ketzerischen Behauptung Montesquieus, die Religion auch in dieser Welt als nützlich hinzustellen. Die französischen Christen haben diesen Scherz ernst genommen; bildet er nicht das Motto von Chateaubriands „Génie du Christianisme"? Mit dem Augenblick aber, wo man die Nützlichkeit der guten Taten zuläßt, können diese Taten mehr oder minder gut und nützlich sein; die persönliche Prüfung tritt ein und führt zum Protestantismus.

Der Christ, der die mehr oder minder große Nützlichkeit der Handlungen prüft, ist unwissentlich ein Schüler von Helvetius und Jeremias Bentham . . . Der Gipfel der Verworfenheit, sagte mir eines Tages ein Fratone (die römische Bezeichnung für einen ränkesüchtigen, geschickten und mächtigen Mönch) ist die Verteidigung der Religion als etwas Nützliches. — Etwas ist noch trauriger: sie als schön zu verteidigen, das heißt als nützlich für unser Vergnügen . . . Das ist die Quintessenz aus zwanzig Gesprächen, die ich mit ernsten

[1] Auch Stendhal befand sich damals noch im Bann dieses Zeitgeschmacks. Noch 1811 sah er in ihm „den letzten großen Maler".

Leuten aller Schattierungen hatte. Man hält die Revolution in Italien meist für unabwendbar...

14. März 1828. — Könnte der Revolution vorgebeugt oder könnten ihre Exzesse durch Reformen gemildert werden? Aber diese Reformen würden das Wohlbefinden der Greise beeinträchtigen, die überzeugt sind, daß sie erst nach ihrem Tode ausbrechen wird. Der soziale Mechanismus des Kirchenstaats ist so eingerichtet, daß er alle Genüsse auf das Haupt von etwa vierzig Kardinälen und gegen hundert Ordensgenerälen, Bischöfen Prälaten und so weiter ausschüttet. Dies sind Leute ohne Familie, meist sehr bejahrt, und ihr ganzes Leben scheint darauf berechnet, die den Priestern aller Religionen so naheliegende Neigung zur Selbstsucht in ihnen zu bestärken...

Wie aufgeklärt ein Papst auch sei, ob er den freien Geist des Kardinals Spina mit dem großen Charakter eines Pius VII. verbinde, er muß durch die hohe Stellung, die er erreicht hat und die zeitlebens das geheime Ziel seiner Wünsche war, etwas verwirrt werden. Wofern er nicht ein Politiker ersten Ranges ist und nicht eine ziemlich seltne Aufgeklärtheit mit einem eisernen Charakter verbindet, so wird er die Notwendigkeit von Reformen in der katholischen Religion nicht erkennen. Wenn diese Religion keine neue Form annimmt, so werden wir einen Krieg auf Leben und Tod zwischen dem Papsttum und dem Glauben einerseits und der parlamentarischen Regierungsform anderseits, die sich auf die Prüfung und das Mißtrauen gründet, erleben. Auch aufgeklärte Päpste des 19. Jahrhunderts werden, wenn sie nicht ganz souveräne Geister sind, das Sacré-Coeur und die Jesuiten unterstützen, als einziges Mittel, die Einheit zu erhalten.

Am 18. März 1829 antwortete der Kardinal Castiglione, jetzt Pius VIII. und damals Ältester der Kardinalbischöfe, im Namen des Konklaves Herrn von Chateaubriand, dem Botschafter Frankreichs, auf einige vernünftige Reformvorschläge über die Leitung der Kirche, die der große Schriftsteller gemacht hatte; hier ein paar Bruchstücke dieser Antwort:

„Das Hl. Kollegium kennt die schwierigen Zeiten, die der Herr uns beschieden hat. Trotzdem hofft es, voller Vertrauen auf die allmächtige Hand des göttlichen Stifters unserer Religion, daß Gott dem maßlosen Verlangen, sich jeder Autorität zu entziehen, einen Damm entgegensetzen und durch einen Strahl seiner Weisheit die Geister derer erleuchten möge, die sich schmeicheln, die Ehrfurcht vor den menschlichen Gesetzen ohne die göttliche Macht aufrecht zu erhalten.

„Da jede Gesellschaftsordnung und gesetzgebende Macht von Gott stammt, so kann allein der wahre christliche Glaube den Gehorsam heiligen, weil er allein die Königsthrone im Herzen der Menschen befestigt und allein einen unerschütterlichen Rückhalt bietet, den die menschliche Weisheit sich vergebens bemüht, durch andere hinfällige Motive zu ersetzen...

„Stark durch die Worte unseres Herrn Jesu Christi, der uns verheißen hat, er werde nicht nur heute und morgen, sondern bis auf den letzten Tag mit seiner Kirche sein, hofft das Konklave, daß Gott seiner Kirche einen heiligen und erleuchteten Papst bescheren wird, der mit Schlangenklugheit und Taubenunschuld das Volk Gottes regieren wird, und der, erfüllt von seinem Geiste und nach dem Vorbilde des verstorbenen Papstes sein Verhalten nach der Politik des Evangeliums richten wird, welche Politik aus der heiligen Schrift und der ehrwürdigen Tradition entstammt, der einzigen Schule einer guten Regierung; welche Politik folglich ebenso hoch über jeder weltlichen Politik steht wie der Himmel über der Erde[1]"...

17. März. — Wir lasen einiges aus dem Werk von Quirino Visconti über die Statuen im Vatikan, die er beschreibt... Der Torso hat

[1] Die Aufzeichnung vom 15. März ist fortgelassen. Sie enthält eine Geschichte von der Strenge des Papstes Sixtus V. gegen den Prinzen Ranuccio Farnese, der gegen sein Verbot des Waffentragens herausfordernd verstoßen hatte, eine Legende, die schon Ranke in seinen „Römischen Päpsten" ins Fabelbuch geschrieben hat. Stendhal besaß eine noch vorhandene Abschrift dieser Geschichte nach der Handschrift einer römischen Bibliothek. — v. O. B.

keinen wirklichen Eindruck gemacht; wir sagten uns zwar, dies sei der Marmorblock, den Michelangelo und Raffael so bewunderten, welch letzterer ihn in der Gestalt Gottvaters in der Vision des Ezechiel nachgebildet hat; wir studierten ihn wie ein chinesisches Schriftzeichen; doch er erregte weder Lust noch Unlust... Nicht wegen ihrer Schönheit, sondern wegen ihres ehrwürdigen Alters rührte uns der Anblick der Denkmäler, die im Jahre 1780 in dem alten Scipionengrab an der Porta San Sebastiano gefunden wurden... Von dem großen Sarkophag des Scipio Barbatus konnten wir uns gar nicht trennen. Welche Erinnerungen beschwört er herauf! Warum bringt man ihn nicht wieder dorthin, wo man ihn fand?

Der Apoll von Belvedere wurde am Ende des 15. Jahrhunderts in Antium gefunden und von Julius II. hier aufgestellt... Die Betrachtung der Parthenonskulpturen, deren Abgüsse sich zwanzig Schritt von hier befinden, wird dem Ansehen dieser Statue sehr schaden. Die Majestät des Gottes machte auf meine Reisegefährten einen etwas theatralischen Eindruck. Wir lasen die Beschreibung von Winckelmann; das ist deutscher Schwulst schlimmster Art...

Mit Freude betrachteten wir einige der Sarkophage, die unter den Kolonnaden des kleinen Hofes stehen und die uns besonders ins Auge fielen. Man fühlt hier sofort die Notwendigkeit, sich von der antiken Schönheit eine Vorstellung zu machen; der Genuß, den die Statuen bereiten, wird dadurch verhundertfacht. Dabei muß man zunächst alle die sinnlosen Phrasen fortlassen, die von Plato, Kant und deren Schule stammen. Die Dunkelheit ist kein Fehler, wenn man vor braven, wißbegierigen Jünglingen spricht; doch in den Künsten ertötet sie die Freude. Jeremias Bentham führt besser zum Verständnis der antiken Schönheit als Plato und alle seine Nachbeter...

Was meine Freunde besonders ermüdet, ist die Betrachtung der nackten Statuen und der idealen Schönheit. Warum sich zwingen, den Apoll zu bewundern? Warum sich nicht eingestehen, daß der

Perseus von Canova viel mehr Freude macht[1]. Von den Höhen der obligaten Bewunderung des Torso und des Theseus herabsteigend, bemerkte ich, daß meine Gefährten sofort die Vorzüge mehrerer Porträtbüsten vornehmer Leute am Hofe des Augustus und seiner ersten Nachfolger begriffen. Nichts machte den Damen mehr Freude als das leichte Erfassen des gewohnheitsmäßigen Verlangens, zu gefallen, und des eleganten Geschmacks, die diesen Köpfen aufgeprägt sind... Im Gegensatz dazu findet man bei den meisten Porträtköpfen aus der Zeit vor Cäsar eine altertümliche Rauheit. Der Kopf des Scipio Africanus hat ganz die Physiognomie eines modernen Grandseigneurs; ich meine die Gewohnheit zu repräsentieren und die Furcht vor Sarkasmen von seiten derer, vor denen man repräsentiert...

27. März 1828. — Wir besichtigten die „Kreuzabnahme" in der Trinità de' Monti, eine berühmte Freske von Daniele da Volterra, die man ehedem neben Raffaels „Verklärung" stellte.

Ich weiß nicht, bei welchem Einbruch der Neapolitaner um 1799 man ein Bataillon in diese Kirche legte; sie verdarben die Freske. Im Jahre 1811 sah ich sie bei dem berühmten Gemälderestaurateur Palmaroli gegenüber vom Palazzo Doria. General Miollis, der Gouverneur des Kirchenstaats, drängte ihn, das Bild zurückzuerstatten; es sollte nach Paris gesandt werden. Palmaroli antwortete, es sei noch nicht fertig; so trieb er es von 1808 bis 1814. Zu seinen Freunden sagte er: „Man hat unserem armen Rom schon zu viele Bilder weggenommen, wir wollen versuchen, dieses zu retten." Es gelang. — Wir waren zu acht in der Trinità de' Monti; diese kunstvolle Freske gefiel nur Herrn Falciola, der sie uns zeigte. Darüber erzürnt, zitierte er uns voller

[1] An anderer Stelle sagt Stendhal vom Perseus: „Er gefällt den Damen weit mehr als der Apollo. Er ist eine Gestalt in der Art des Erzengels Michael von Guido Reni. Canova war insofern Romantiker, als seine Skulpturen dem Geschmack der Zeitgenossen am meisten entsprachen (und ihnen folglich am meisten Freude machten). Seine Werke werden also viel eher verstanden und nachempfunden als die eines Phidias."

Bosheit das schöne Sonett von Monti über die Entführung der Meisterwerke durch die Franzosen im Jahre 1798.

Sopra i monumenti dell' arte presi a Roma da Francesi

Questi che dalle vinte attiche arene
Sull' agreste passar Lazio guerriero,
Famosi marmi, e al vincitor severo
Gli error portaro, e le virtù d'Atene.

Or nuovo a Roma ad involarli viene
Fatal nemico con possente impero
E lo mertammo, chè il valor premiero
Perse Italia incallita alle catene.

Ma Gallia un giorno pentirassi: eredi
Dell' Arti Greche stracciera la chioma,
Se inerte il brando allo scalpello cede,

Chè, ov' è fasto e mollezza, ivi alfin doma
Muor Libertade; e dolorosa fede
Il cernere ne fan d'Atene e Roma[1].

Als ich mit Herrn Falciola allein zurückblieb, sagte er zu mir: „In den vierundeinhalb Jahren, wo Frankreich uns regiert hat, hatten wir nur über Einzelmaßregeln zu klagen. Die Aushebung wurde schonend ausgeübt. Wir behielten von den Zöllen und Abgaben nur den Oktroi und den Gold- und Silberstempel."

„Die Römer haben eine unglaubliche Intelligenz", fuhr Falciola fort, der sie nicht liebte. „Die Verwaltung der Zölle und Abgaben sandte ihnen aus Paris Zirkulare mit vorgedruckten Registern, die äußerst schwer auszufüllen waren; binnen 36 Stunden begriffen sie, was man von ihnen verlangte, und beantworteten es; die gleiche Arbeit erforderte in Köln fünf Monate.

„Was die vornehme Gesellschaft in Rom erbitterte, war folgendes: Im Jahre 1811 erhielten der Fürst Lante, der Fürst Spada und acht bis zehn andere junge Leute von gleich vornehmer Geburt Leutnantspatente, und zum Gipfel des Schreckens mußten mehrere zu ihren

[1] Deutsch s. Anm. 4 im Anhang dieses Bandes.

Regimentern nach Spanien stoßen. Zur selben Zeit hatte der Kaiser fünfzehn bis zwanzig Kinder aus den famiglie principesche im Alter von acht bis zehn Jahren ausgesucht; sie wurden nach Paris aufs Gymnasium geschickt. Wie entsetzlich!

„Sie sehen, mein Herr, Napoleon war der einzige, der das monarchische Prinzip retten konnte; seine Eisenfaust hätte den Adel bis zu dem Moment beschirmt, wo er Charakter genug besaß, sich selbst seiner Haut zu wehren." —

Heute abend flanierte ich auf dem Korso mit einem adligen Piemonteser, einem sehr geistreichen Manne. Er begegnete einem schwerreichen Bürgersmann aus seiner Heimat, der mit dem Lächeln eines Sklaven und der kriecherischsten Miene zu ihm sagte:

„I eu ben l'unur de riverirlo." Worauf der Edelmann erwiderte: „Cerea, monsu Magi." Diese geringschätzigen Worte wurden mit einer Bewegung der beiden Finger der rechten Hand begleitet. Ich sah noch nie einen Gruß, der den Standesunterschied mehr hervorhob.

28. März. — Die Malerei ist im Grunde etwas sehr Geringfügiges im Leben. Alles, was mir auf diesem Gebiete bewundernswert dünkt, erscheint meinen Freunden häßlich, und vice versa. Ich finde nichtsdestoweniger ein lebhaftes Vergnügen an geistreichen Abendgesellschaften, wo man sich von der Bewunderung des Morgens erholt. Der Verkehr mit Italienern erinnert einen an die Meisterwerke ihres Landes; die französische Liebenswürdigkeit bildet einen vollkommenen Kontrast dazu. Unter Italienern ist ein Lob Raffaels ein erlaubter Gemeinplatz; denn man wendet sich mehr an die Seele als an den Geist, und eine Bewunderung, die nicht neu ist, kann ein Gefühl ausdrücken oder erwecken. Bei uns Franzosen muß man stets den beiden großen Rivalen Herz und Geist Genüge tun.

Paul, mein ewiger Widersacher, schätzt Rom nur wegen der glänzenden Bälle des Herrn Torlonia; er liebt diesen alten Bankier und besucht ihn des Morgens, um mit ihm zu plaudern. Wenn ich gezwungen bin, das Gesicht eines Geldmenschen anzusehen, so bin ich für die nächsten

vierundzwanzig Stunden blind gegen Raffael. Im Jahre 1817, als ich toll auf die Kunst war, hätte ich meine Freunde im Stich gelassen. Es liegt eine unglaubliche Unduldsamkeit in der leidenschaftlichen Bewunderung.

1. April 1828. — Der schönste Überrest des römischen Altertums ist ohne Frage das Pantheon; dieser Tempel hat so wenig gelitten, daß er vor uns steht, wie die Römer ihn sahen. Im Jahre 608 schenkte Kaiser Phokas — derselbe, dessen Säule auf dem Forum wieder freigelegt wurde — das Pantheon dem Papste Bonifaz IV., der es in eine Kirche verwandelte. Schade, daß das Christentum sich damals nicht aller heidnischen Tempel bemächtigte! Dann stände das antike Rom noch fast ganz!

Das Pantheon hat einen großen Vorzug: zwei Augenblicke genügen, um seine Schönheit zu empfinden. Man bleibt vor der Vorhalle stehen, macht ein paar Schritte, sieht die Kirche, und alles ist geschehen. Weiterer Erklärungen bedarf der Fremde nicht; sein Entzücken wird sich nach dem Maß von Empfänglichkeit für die Künste richten, das der Himmel ihm verliehen hat. Ich glaube, ich habe noch keinen Menschen gesehen, den das Pantheon ganz kalt gelassen hätte. Dieser berühmte Tempel besitzt also etwas, das weder die Fresken Michelangelos noch die Statuen des Kapitols haben. Ich glaube, die mächtige Wölbung, die ohne sichtbare Stütze über ihren Häuptern schwebt, flößt den Einfaltspinseln zuerst Angst ein; doch bald beruhigen sie sich und sagen sich: „Immerhin hat man mir Freude machen wollen, als man sich bemühte, mir einen so starken Eindruck zu verschaffen!“

Die Vorhalle ist die schönste, die es in Italien gibt ... Die Interkolumnien sind etwas größer als zwei Säulendurchmesser; das der Tür gegenüberliegende ist etwas breiter. Man hat beobachtet, daß die Interkolumnien von der Mitte aus immer kleiner werden und daß die Ecksäulen etwas stärker sind als die übrigen ...

Kenner behaupten, Agrippa habe nur die Vorhalle errichtet, der Tempel aber stamme aus früherer Zeit ... In der Tat setzt sich

Pantheon

Digitized by Google

das Gesims der Vorhalle am Tempel selbst nicht fort. Auch die Architektur der Vorhalle ist in unseren Augen viel besser als die des Tempels ...

Wölbungen von solcher Kühnheit wie die des Pantheon waren in Rom noch nicht erschaut worden; vielleicht waren gewölbte Tempel eine Seltenheit. Das Dach wurde von Balken getragen, wie in San Paolo fuori. Wenn diese Konjektur richtig ist, so würde sie die häufigen Brände erklären. Gewölbte und geschlossene Tempel wie die unsrigen hätten den Geruch des verbrannten Opferfleisches unerträglich gemacht. Die Decke des Pantheon hat eine kreisrunde Öffnung im Gewölbescheitel, durch die Licht und Regen in den Tempel fällt. Es ist dies in einer christlichen Kirche das auffälligste Überbleibsel eines Kultus, bei dem man Opfertiere verbrannte[1].

In der großen Mittelnische erhob sich jedenfalls — an Stelle des heutigen Hauptaltars — die Statue des Jupiter. Auch die Statuen des Mars, des Schutzherrn von Rom, und der Venus, der Schutzgöttin des julischen Hauses, waren vertreten ... Als Bonifaz IV. im Jahre 608 den Tempel zur Kirche Maria ad martyres verwandelte, verschwanden alle diese Götzenbilder und wahrscheinlich auch die Karyatiden, von denen Plinius berichtet: ihre Menschengestalt hätte die Frommen an die heidnischen Idole erinnert ...

[1] Der Übersetzer glaubte diese Einzelheiten, die dem selbständigen Urteil Stendhals alle Ehre machen, nicht unterdrücken zu sollen, obwohl seine (oben gekürzten) Ausführungen das Problem nicht lösen, sondern eher verwirren. Die Vorhalle ist in der Tat das einzige, was vom Bau des Agrippa übrig ist; der Tempel selbst aber ist nicht früheren Datums, sondern gehört der Hadrianischen Renovierung nach dem Brande unter Trajan an. So großartige Gewölbekonstruktionen nahmen erst im Zeitalter Hadrians ihren Anfang, während das Pantheon Agrippas vermutlich ein zeltförmiges Holzdach trug, das durch Blitzschlag im Jahre 110 in Flammen aufging. (Näheres s. E. Petersen, „Vom Alten Rom". Leipzig 1900. S. 83ff.) Stendhals Konjektur wird dadurch also bestätigt. Auch sein Versuch, die ästhetische Wirkung der Säulenhalle aus den Maßen und Zwischenräumen zu erklären, mutet ganz modern an. — v. O. B.

Die Ecksäule der Vorhalle, die am Kapitell eine Biene trägt (das Wappen der Barberini), wurde von Urban VIII. ergänzt, der jedoch die Bronzebalken der Vorhalle raubte und die beiden häßlichen Glockentürme errichtete[1]. Alexander VII. ergänzte die Vorhalle durch zwei Säulen, die auf der rechten Seite fehlten, ließ die Häuschen, die an das Pantheon angeklebt waren, abreißen und, was noch wichtiger war, einen Teil des Schuttes abtragen, der sich auf dem antiken Pflaster abgelagert hatte. Doch wurde das antike Niveau nicht ganz erreicht... Wenn der Tiber Rom überschwemmt, flüchten sich alle Ratten des Stadtviertels ins Pantheon, wo man Scharen von Katzen auf sie losläßt...

Der liebenswürdige Benedikt XIV. (Lambertini) vergriff sich leider in der Wahl seines Architekten, der viel in diesem Tempel verdarb, besonders die Attika zwischen den Säulen und der Wölbung. Und nun zuletzt noch ein Wort über die Greuel der Reaktion. Als Raffael starb, wurden seine sterblichen Überreste im Pantheon bestattet; später setzte der Maler Carlo Maratta die Büste dieses großen Mannes auf sein Grabmal. In unseren Tagen hat eine gewisse Partei in Rom über Raffael gesiegt; seine Büste wurde von dem Grabmal entfernt und in eine dunkle Kammer des Kapitols verbannt, in der sie kaum sichtbar ist. Wer hätte beim Sturze Napoleons geglaubt, daß die religiöse Reaktion sich bis auf Raffael, der Anno 1520 starb, erstrecken würde[2]! Die Büste von Annibale Caracci ist der des großen Mannes gefolgt, den er so eifrig studiert hat. Ich wundere mich, daß man die reizende Inschrift des Kardinals Bembo, die gewiß wenig katholisch ist, nicht auch ausgemerzt hat: Ille hic est Raffael usw.[3].

Die Grabinschrift des Annibale Caracci ist rührend; sie meldet schlicht von dem Mißgeschick, das diesen großen Reformator der Malkunst zeitlebens verfolgt hat. Hätte er ein paar Jahre länger gelebt, so hätte er

[1] Diese „Eselsohren Berninis“ wurden erst 1883 abgetragen. — v. O. B.
[2] Seit 1883 befindet sich auf Raffaels Grabmal eine Bronzebüste. — v. O. B.
[3] S. S. 21.

die Revolution noch gesehen, an der er so mutig gearbeitet hatte. Guido Reni und Lanfranco, zwei seiner Schüler, lebten reich und geehrt.

Wenig Schritte von der Inschrift, die den zu frühen Tod und die Armut Caraccis kündet, erblickt man eine Büste des Kardinals Consalvi von Thorwaldsen, die von dem feinen Gesichtsausdruck des Kardinals einen ganz falschen Begriff gibt; er sieht aus wie ein Landpfarrer. Die Reaktionspartei konnte nicht verhindern, daß diese Büste hier aufgestellt wurde, da Consalvi Titularbischof von Santa Maria ad Martyres war. Sein Nachfolger in diesem Titel war der berüchtigte Kardinal Rivarola, gegen den vor den Toren von Ravenna ein Mordanschlag stattfand, der in Rom und in ganz Italien viel Aufsehen machte und zu verschiedenen Hinrichtungen führte. Die Romagna ist das Land, das der italienischen Armee Napoleons die tapfersten Soldaten lieferte...

Die weiße Marmorstatue dieses Kardinals wurde noch zu seinen Lebzeiten auf der Brücke von Santerno bei Immola aufgestellt; wir sahen sie mit kleinen grauen Löchern bedeckt, die von Flintenkugeln herrührten; jetzt steht eine Schildwache davor, die große Angst hat... Das Volk der Romagna verabscheut die Priester und schmeichelt ihnen trotzdem in niedrigster Weise... Unsere Postillione forderten uns auf, auszusteigen und uns die Statue anzusehen. Vor ihr hielten zwei Wagen mit kettenbeladenen Karbonari... Die Bauern, die herbeigeströmt waren, um sie zu sehen, bewahrten tiefes Schweigen; in ihren Augen sind sie Märtyrer...

Die Thermen des Agrippa, deren Reste an die Rückwand des Pantheons stoßen, enthielten siebzig Bäder und waren die ersten in Rom; das war ein Verfallszeichen; Cäsar und Cato badeten im Tiber. Bei seinem Tode vermachte der glückliche Schwiegersohn des Augustus diese Thermen dem römischen Volke, desgleichen seine weiten Gärten, die die Aqua Virgo bewässerte. Er hatte ein Aquädukt von vierzehn

Miglien Länge erbaut, um dieses Wasser noch Rom zu leiten. Wir betrachteten im Kapitol seine Marmorbüste, die einen ernsten, sinnenden Ausdruck hat...

5. April 1828. — Endlich erhielten wir aus Paris die französische Übersetzung der Autobiographie des Benvenuto Cellini. Wir lasen bis drei Uhr morgens. Vor dem Erscheinen der Memoiren Casanovas von Seingalt[1] war das Buch Cellinis das merkwürdigste seiner Art. Aus ihm lernt man mehr über Italien als aus allen gelehrten Werken von Sismondi, Roscoë e tutti quanti...

Paul erzählt uns, einer seiner neuen Bekannten habe ihm einen Schlüssel gezeigt, womit ein Fürst Savelli die unter seinen Leuten, deren er sich entledigen wollte, vergiftete. Der Griff dieses Schlüssels hat eine winzige Spitze, die mit einem gewissen Gift eingerieben wurde. Der Fürst sagte zu einem seiner Edelleute, dem er den Schlüssel gab: „Soundso, holen Sie mir ein Schriftstück aus dem und dem Schranke." Das Schloß ging schwer auf; der Edelmann drückte etwas auf den Schlüssel, und das Schloß gab nach. Aber ohne es zu bemerken, hatte er sich die Hand an der kleinen Spitze des Griffes etwas geritzt, und vierundzwanzig Stunden später war er ein toter Mann.

Meine Reisegefährten hatten eine lange Diskussion über die Gifte mit Herrn Agostino Manni, dem ersten Chemiker Roms, einem geistvollen Manne, mit dem uns Herr v. Demidoff bekannt gemacht hatte. Herr Agostino Manni meinte, die Acqua tofana hätte noch vor vierzig Jahren existiert, zur Zeit der berühmten Prinzessin Giustiniani, die ihr fast zum Opfer gefallen wäre. Dies Gift war farblos und

[1] Die Aufsehen erregenden Memoiren von Giacomo Casanova (1725—98), aus denen Stendhal auf S. 105ff. ein größeres Stück zitiert hat, begannen damals im Original zu erscheinen (Bd. I—IV, Leipzig 1826—27), nachdem 1822 deutsche und englische Auszüge vorausgegangen waren. Neben den zwei neuesten deutschen Gesamtausgaben von Heinrich Conrad (München 1912, 15 Bde., und Berlin o. J., 6 Bde.) kommt für Italien vor allem in Betracht der zweibändige Auszug „Casanova in Italien" (Dresden 1922, Karl Reißner) vom Übersetzer des vorliegenden Werkes. — v. O. B.

geruchlos. Ein Tropfen davon, jede Woche beigebracht, führte nach zwei Jahren den Tod herbei. Trat die geringste Krankheit hinzu, so war sie tödlich; und darauf rechneten die Giftmischer[1]. Die Acqua tofana konnte dem Kaffee oder der Schokolade beigemischt werden, ohne ihre Wirkung zu verlieren; Wein hob sie etwas auf[2].

Herr Manni kannte einen Wahrsager, dessen Vater, obwohl er anscheinend nichts tat, im Wohlstand lebte; wahrscheinlich verkaufte er Gifte. Diese Kunst ist zum Glück verloren. Er glaubt, in der Blütezeit der Giftmischerei, um 1650, hätte man einen Pfirsich mit einem nur auf der einen Seite vergifteten Messer durchteilen können. Diesen Pfirsich aß man mit der Frau, auf die man eifersüchtig war; die von der giftigen Seite des Messers nicht berührte Hälfte der Frucht konnte man getrost genießen; die andere führte den Tod herbei. Herr Manni glaubt, daß die erste Arznei, die man einem Unglücklichen eingab, wenn er die ersten Schmerzen der Vergiftung spürte, fast immer bezweckte, die Wirkung des Giftes nicht aufzuheben, sondern sicherzustellen. Am teuersten waren die, welche erst nach Jahren wirkten. Er meint, daß jemand, der durch die Acqua tofana geschwächt war, sehr leicht das Fieber bekam, und daß dann das Chinin verhängnisvoll wurde. Er sagte, die Acqua tofana und andere Gifte von fast übernatürlicher Wirkung seien wie

„L'araba Fenice
Che vi sia ognun lo dice,
Dove sia nessun lo sa[3]."

[1] S. den Giftmordprozeß unter Alexander VII. (1655—67) in Bd. III dieser Ausgabe, S. 575 ff.

[2] Der berühmte Arzt G... sagte mir, er kenne ein Gift, das in Wasser aufgelöst geschmacklos sei. Zwei Tropfen davon, wöchentlich eingegeben, führten in zwei Jahren den Tod herbei. Die Acqua tofana existiert also noch; nur das Rezept des 16. Jahrhunderts ist wahrscheinlich verloren. (Stendhal.)

[3] „Wie der arabische Phönix, von dem jeder sagt, er sei da, wo aber, weiß keiner." — v. O. B.

Durch das lange Gespräch über diese Dinge angeregt, sagte der geistreiche Mann schließlich mehr, als er wollte; wie zum Beispiel ist der Tod der Kardinäle X. und Y. zu erklären?

Herr Manni ist noch mehr in seinem Fahrwasser, wenn er von dem Todesring spricht; er leugnete durchaus nicht, dieses eigentümliche Instrument gesehen zu haben, das aus zwei Löwentatzen aus schärfstem Stahl besteht. Die beiden Tatzen sind mehrere Zoll lang und werden im Innern der rechten Hand verborgen gehalten; sie sind durch zwei Ringe am Finger befestigt. Wenn die Hand geschlossen ist, sieht man nur diese Ringe. Die Tatzen liegen in der Richtung der beiden Mittelfinger. Sie haben eine tiefe Rille, in die man wahrscheinlich das Gift träufelte.

Im Gedränge, zum Beispiel auf einem Balle, ergriff man mit anscheinend galanter Gebärde die bloße Hand der Frau, an der man sich rächen wollte. Man drückte sie, zog den Arm zurück und verletzte sie tief, während man den Todesring zu Boden fallen ließ. Wie sollte man in einer Menschenmenge den Schuldigen finden? Wer hätte einen römischen Principe, einen Neffen des Papstes, oder einen anderen Würdenträger zu bezichtigen gewagt, ohne Beweise zu haben? Es blieb nichts als der Grundsatz:

„Der hat's getan, dem das Verbrechen nützte."

Im 16. Jahrhundert rächte man eine Vergiftung durch eine andere. Heute glaubt man, daß der Hauptthinderungsgrund für solche Verbrechen die Furcht ist, daß die öffentliche Meinung Roms zwei Monate später in einem englischen Blatte steht ... So nutzt die Preßfreiheit selbst solchen Ländern, wo sie nicht existiert ...

Von all diesen Mordgeschichten erfüllt, schlugen wir bei Bandello[1] die Geschichte der schönen Pia Tolomei aus Siena nach, die Dante für unschuldig hielt. Nachfolgend die rührenden Verse aus dem fünften Gesang des „Purgatorio":

Deh! Quando tu sarai tornato al mondo,
Ricordati di me, che son la Pia.

[1] Novellen, I, 12. — v. O. B.

Siena mi fè: disfecemi maremma;
Salsi colui, che innannellata pria,
Disposando m'avea con la sua gemma[1].

Die Frau, die so zurückhaltend spricht, hatte insgeheim Desdemonas Schicksal erfahren und konnte mit einem Wort ihren Gatten, den sie auf Erden zurückließ, bloßstellen.

Nello della Pietra erhielt die Hand der Madonna Pia, der einzigen Erbin der Tolomei, der reichsten und vornehmsten Familie Sienas. Ihre Schönheit, die ganz Toskana bewunderte, und ein großer Altersunterschied erzeugten im Herzen ihres Gatten eine Eifersucht, die, durch falsche Angebereien und unaufhörlichen Verdacht vergiftet, ihn zu einem furchtbaren Plane führte. Es ist heute schwer zu sagen, ob seine Frau ganz schuldlos war; aber Dante stellt sie als unschuldig hin.

Ihr Gatte ging mit ihr nach den Maremmen von Siena, die damals wie heute wegen ihrer aria cattiva verrufen waren. Den Grund seines Exils an einem so gefährlichen Orte wollte Nello seiner unglücklichen Frau nie sagen. Sein Stolz verbot ihm Klage wie Anschuldigung. Er lebte allein mit ihr in einem verlassenen Turme, dessen Trümmer ich am Meeresstrande gesehen habe. Doch nie brach er sein verächtliches Schweigen; nie antwortete er auf die Fragen seiner jungen Gattin, nie hörte er auf ihr Flehen. Kalt wartete er an ihrer Seite ab, bis die verpestete Fieberluft ihre Wirkung getan hatte. Die Ausdünstungen der Sümpfe zerstörten bald ihre Züge — die schönsten, welche die Welt in jenem Jahrhundert gesehen haben soll. Binnen weniger Monate starb sie[2].

---

[1] „Sie sprach: Wenn du zur Welt zurückgekommen,
So laß dein Hiersein auch der Pia frommen.
Siena gebar, Maremma tilgte mich.
Und er, von dem ich einst den Ring bekommen,
Der Treue Pfand, er weiß, wie ich erblich."
(Deutsch von Karl Streckfuß.)

[2] Ganz ähnlich in dem Buch „Über die Liebe" (Bd. IV dieser Ausgabe, Kap. 27), wo Stendhal noch hinzusetzt: „Einige alte Chronisten berichten,

17. April 1828. — Herr von ***, den wir in der Villa Pamfili trafen, sagte uns heute morgen, er hielte es für höchst zweifelhaft, ob Petrus je nach Rom gekommen sei[1]. Nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch alle Abschreiber von Manuskripten hatten vierzehnhundert Jahre lang ein Interesse daran, zu lügen. Es ist mit der Geschichte des Urchristentums wie mit der Karthagos; wir kennen sie nur aus den Schriften der Römer, ihrer Feinde. Wer in Rom den offiziellen Bericht des Konsuls zu dementieren wagte, wurde als Feind des Vaterlandes angesehen und mit öffentlicher Schande bestraft. Hatte der Indiskrete einen Feind, so konnte er ihn getrost töten; er war sicher, wenn er vor Gericht kam, vom Volke freigesprochen zu werden. „Man muß vieles nicht wissen können", pflegt der gelehrte Herr von *** zu sagen.

18. April 1828. — Wir machten heute einen herrlichen Ausflug; nie waren unsere Damen zufriedener, daß sie in Rom sind. Unsere Briefe aus Paris berichteten von nichts als von schlechtem Wetter und

daß Nello ihr Ende mit dem Dolche beschleunigte. Jedenfalls starb sie in den Sümpfen auf gräßliche Weise; nur die Art ihres Todes blieb selbst für ihre Zeitgenossen ein Geheimnis. Nello überlebte sie, stumm bis ans Ende seiner Tage ... Es gibt nichts Edleres und Zarteres als die Art, wie die junge Pia zu Dante spricht. Sie wünscht, daß die Freunde, die sie so jung verlassen mußte, ihrer gedenken. Sie nennt sich und erwähnt ihren Gatten, doch ohne über seine unerhörte, nicht mehr gut zu machende grausame Tat im geringsten zu klagen. Sie deutet nur an, daß er die Geschichte ihres Todes kennt ... Solche Beständigkeit in stolzer Rache findet sich, glaube ich, nur in südlichen Ländern." — Stendhal berichtet dann eine ähnliche Untat, deren Zeuge er zufällig in Piemont gewesen sei. Auch in der „Reise in Italien", S. 172 f., kommt ein solcher Fall zur Sprache. — v. O. B.

[1] Da wir in einer pedantischen Zeit leben, so zitiere ich: Basnage I, 346. Basnage sagt klar und ohne Umschweife, was er meint, ein Geheimnis, das seit fünfzig Jahren verloren ist. S. auch Henke und die „Geschichte der Päpste", S. 13, 14. Dies ist das Werk eines Benediktiners, der die Kutte abgelegt hat und nach Holland geflohen ist. (Stendhal.) Der oben genannte Henke ist der Kirchenhistoriker Heinrich Philipp Konrad Henke († 1809). — v. O. B.

spätem Frost; hier genießen wir seit dem Februar ein Frühjahr, das schöner ist als der Sommer.

Wir haben in der letzten Zeit mehrere reizende Bälle mitgemacht, die von englischen Damen gegeben wurden; man sah dort die grotesksten Gestalten und vier oder fünf junge Mädchen von himmlischer Schönheit. Das beste waren, wie Paul sagte, die Gesichter von ehrbaren Leuten. Wir kennen sieben bis acht Engländer, die wir als Vollendung der Redlichkeit, der guten Manieren und der Zuverlässigkeit des Charakters ansehen; es sind Leute, die auch der Mißtrauischste als Testamentsvollstrecker oder Richter wählen würde. Mehrere würden die Redlichkeit bis zum Heroismus treiben; das haben sie gegebenenfalls auch getan und machen nie die geringste Anspielung darauf. Es sind Männer in reifem Alter, aber nicht trübsinniger als junge Lords von fünfundzwanzig Jahren. Kurz, sie kommen der sozialen Vollkommenheit sehr nahe. Aber wenn man auf ihre praktische Tugend auch felsenfest bauen kann, so ist doch nichts spaßiger als ihre Theorien. Die Komik ihrer Vernunftgründe ist besonders auffällig durch den Ernst, womit sie sie vorbringen. So geistreich sie sein mögen, sie können nicht einsehen, daß man im Auslande anders handelt als in England. Nach ihrer Meinung ist ihre kleine Insel als Vorbild für die ganze Welt geschaffen.

Doch was liegt an den Theorien eines Mannes, wenn man sich auf sein Benehmen verlassen kann? Außer diesen Engländern, die in sozialer Hinsicht vollkommen wären, wenn sie weniger finster und trostlos dreinschauten, unterscheiden wir zwei Menschenklassen, die bei diesem Volke leider in der Überzahl sind:

1. Die schamlosen Ministeriellen, die die Machthaber durch dick und dünn loben, in allem und jedem heuchlerisch und nach teuren Genüssen begierig sind, wie Menschen, die nicht gewohnt sind, Geld zu haben. Diese Leute leugnen die sonnenklarsten Wahrheiten mit einer Unverschämtheit, die bisweilen zu einer lebhaften Aufwallung führen könnte.

2. Reiche, vornehme, grundanständige Menschen, die nur daran Freude haben, sich zu ärgern. Der schlechteste Streich, den man ihnen spielen könnte, wäre der, ihnen jeden Anlaß zum Zorn zu nehmen; das merkten wir erst neulich bei einem gemeinsamen Ausflug nach Pesenta am Fuciner See und nach Subiaco. Paul, der Leiter der Partie, hatte in der Einsicht, daß die Engländerinnen stets die Opfer der schlechten Laune ihrer Männer und Väter sind, jeden Anlaß zu Ärger sorglich ferngehalten. Zu dem Zweck hatte er selbst die Wunderlichkeiten der mit uns reisenden Engländer studiert. Zuguterletzt waren diese Herren schlechter Laune, weil sie sich über nichts ärgern konnten.

Die Männer dieser Rasse empfinden das Leben nur, wenn sie in Zorn geraten. Da sie viel Verstand, kaltes Blut und Entschlossenheit besitzen, so folgen diesen Wutanfällen meist kleine Siege, die sie aber gar nicht empfinden. Sie müssen stets ein Hindernis zu überwinden haben. In dem Kampfe gegen dieses Hindernis können sie sich den Geist nicht freihalten; sie gehen völlig darin auf und richten alle ihre Kraft darauf. Sie können nichts mit heiterer Miene tun. Stellt man sie vor etwas Reizvolles, so sagen sie sich: „Ich empfinde diese Freude nicht; und doch wäre ich tief unglücklich, wenn ich sie nicht genießen könnte! Welche furchtbaren Vorwürfe würden meine Seele dann quälen!"

Sie sind unfähig, Freude zu empfinden, und ihre Griesgrämigkeit verdoppelt sich, wenn sie andere ohne ihre Erlaubnis lustig sehen. Dann werden sie hochmütig und unnahbar. Wenn man einem Engländer, der in dieser Verfassung ist, seine Freiheit läßt und sich nicht um ihn kümmert, so nimmt sein Kummer zu, und am Abend ist er imstande, seiner Frau eine Szene zu machen. Sucht man diese schlechte Laune jedoch durch sanfte Worte und zarte Aufmerksamkeiten zu verscheuchen, so wird sie noch ärger, und zwar aus folgendem Grunde: Das Brio, das aus unserem Benehmen spricht, die Lebhaftigkeit unserer Reden vermehrt den Kummer des Engländers, indem sie ihm zeigt, daß

seiner Seele das Feuer fehlt, das uns beseelt und auf das er eifersüchtig ist. Es gelang uns, einen unserer Engländer aufzuheitern, oder wenigstens seine lebensgefährliche Laune zu besänftigen, indem wir ihm ein störrisches Maultier gaben, das ihn ein paarmal abwarf. Wir sagten es ihm im voraus; doch er bestieg es mit Wonne; er fand hier eine Schwierigkeit zu überwinden. Das ist im Grunde das einzige Vergnügen für dieses mürrische Volk, und es ist die Quelle seiner Erfolge. Sie werden in Europa die letzten sein, die vor der Hölle Angst haben.

Der Herzog von Laval-Montmorency hat einen Kostümball gegeben, der reizend war wie alles, was in der französischen Botschaft geschieht. Der Hausherr war von bestechender Liebenswürdigkeit — nichts Parvenümäßiges, was in Frankreich heuer so selten ist ... In der Tat, sind wir Anno 1829 nicht ein Parvenüvolk? Niemand nimmt in der Gesellschaft den Rang ein, den sein Vater für ihn vorausgesehen hätte, als er zwölf Jahre alt war.

Eine schöne Böhmin, Frau von R ..., war die Königin des Festes, zum großen Kummer anderer Damen mit großen Prätentionen. Da mehr Nordländer als Italiener auf dem Feste waren, so gab man den englischen Schönheiten allgemein den Vorzug vor den Römerinnen. Wir haben vielleicht nie zwölf so schöne Frauen in einem Salon zusammen gesehen ... Der einsame und puritanische Fremde, der den Einladungen seines Botschafters nicht folgt und die kleinen gesellschaftlichen Ereignisse nicht mit ansieht, kann sagen, er habe Sankt Peter nicht gesehen. Was ist nach einem Jahre Sankt Peter? Eine Erinnerung. Der Fremde, der mißmutig und des Sehens überdrüssig die Peterskirche betritt, wird zeitlebens eine traurige und reizlose Erinnerung daran bewahren.

Der Zweck unseres heutigen Ausfluges war der, das milde Wetter zu genießen: bedeckter Himmel mit Wärmewellen und überall leiser Duft von Jasmin und Orangen. Wir nahmen uns Kaffee und Brötchen mit nach dem Grab des Menenius Agrippa, der unseren Damen aus Shakespeares „Coriolan" bekannt war.

Wir fingen damit an, zum zwanzigsten Male nach Santa Maria degli Angeli zu gehen; es war ein Akt der Bewunderung für Michelangelo. Dann besuchten wir eine marmorgeschmückte Zisterne (angeblich ein Werk Michelangelos) im Garten, der an die Kirche Santa Susanna stößt. Fast eine Stunde blieben wir in diesem köstlichen Garten, oft sprachen wir fünf Minuten kein Wort. Nein, im Norden gibt es keine solchen Empfindungen; es war ein zärtliches, edles, rührendes Hin- und Herschlendern; man glaubt nicht mehr an die Bosheit der Menschen; man vergöttert Correggio usw.

Ich hielt eine kleine Stegreifpredigt, wie wenig Aufhebens man von zwanzig Schikanen wegen unserer Pässe oder eines wenig höflichen Empfangs durch den französischen Konsul machen sollte. Was kümmert es uns jetzt, sagte ich, daß ein paar arme Teufel, die sechstausend Franken Gehalt haben und vor Furcht sterben, abgesetzt zu werden, uns für Jakobiner hielten? ...

Wir gingen in die Kirche Santa Maria della Vittoria. Das Innere ist von Maderna wie ein Boudoir ausstaffiert; aber deswegen ließen wir den Bruder Pförtner nicht rufen. „Wo ist der Hl. Franz von Domenichino?" fragten wir. Er führte uns in die zweite Kapelle rechts. Dann kamen wir zu der berühmten Gruppe von Bernini ... Die heilige Therese ist in der Verzückung der göttlichen Liebe dargestellt; der Ausdruck ist höchst lebensvoll und natürlich. Ein Engel, der einen Pfeil in der Hand hält, scheint ihren Busen zu suchen, um ihr den Pfeil ins Herz zu bohren. Welche göttliche Kunst! Welche Wollust! Unser biederer Mönch glaubte, wir verständen die Gruppe nicht, und begann sie zu erklären. „E un gran peccato", schloß er; „daß diese Statuen leicht die Idee irdischer Liebe erwecken[1]."

Wir verziehen dem Bernini allen Schaden, den er in den Künsten gestiftet. Er hat in diese Statue die leidenschaftlichsten Briefe der jungen Spanierin zu übersetzen verstanden. Die griechischen Bildhauer haben Größeres vollbracht, wenn man will; sie haben uns die

[1] S. Anm. 5 im Anhang.

Majestät der Kraft und Gerechtigkeit dargestellt; aber wie fern ist das von der heiligen Therese!...

Unsere schwarzen, boshaften Pferdchen brachten uns hurtig nach der Ecke der Via Macao. Dort wurden die armen, auf Unkeuschheit ertappten Vestalinnen lebendig begraben; auch sie waren leidenschaftliche Seelen wie die heilige Therese. Friedrich schlug einen Band Livius auf und las uns die Hinrichtung der beiden Vestalinnen Floronia und Opimia im Jahre 536 der Stadt vor. Wir wiederholten ihre Namen, mehr als zweitausend Jahre nach ihrem grausamen Tode. Signora Lampugnani und ich, die das Ballett von Viganò über diesen Gegenstand gesehen hatten, waren tief gerührt...

Schließlich verließen wir die Stadt durch die Porta Pia, die von Michelangelo erbaut ist. Auf dem Fußsteig neben der Straße trafen wir drei bis vier Kardinäle, die dort spazieren gingen; es ist eine Lieblingspromenade der Eminenzen... Wir bestiegen den Mons Sacer, drei Miglien vor der Stadt, der mit hohem Gras und saftgrünem Gesträuch bewachsen ist und durch seine strotzende Vegetation einen eigentümlichen Anblick gewährt. Hierhin zog das römische Volk, als es sich von den Patriziern bedrückt fühlte, im Jahre 260 der Stadt; sie anzugreifen wagte es nicht. Die Religion, stets den Mächtigen dienlich, hinderte es daran[1]. Menenius Agrippa bewog das Volk durch seine Redekunst zur Rückkehr. Fünfundvierzig Jahre danach zogen die Plebejer abermals auf den heiligen Berg, empört über das entsetzliche Schauspiel eines Vaters, der seine Tochter tötete, um sie vor den Gelüsten des Dezemvirs Appius zu bewahren; doch auch diesmal blieben sie bescheiden wie ihre Väter: modestiam patrum suorum nihil violando imitati. (Sie ahmten das Vorbild ihrer Väter nach, indem sie nichts antasteten.) Diesmal setzte das Volk *unverletzliche* Tribunen durch (unsere Deputiertenkammer); und fortan konnte man die Freiheit nur dadurch gefährden, daß man die Tribunen bestach...

[1] S. das prachtvolle Fragment „Religionspolitik der Römer" von Montesquieu. (Stendhal.)

Nichts vermochte die harten Römer zu rühren als Frauenblut: Lucrezia und Virginia gaben ihnen die Freiheit ...

Bei der Rückkehr besuchten wir die Villa Albani[1]. Ich müßte zwanzig Seiten darüber schreiben ... Die Architektur dieser Villa, obwohl ganz neu, ist durchaus nicht lächerlich. Nichts mutet den Nordländer seltsamer an als diese mit Architektur angefüllten Gärten. Die Tuilerien und Versailles bieten nur einen schwachen Abklatsch davon ... Das bloß Sehenswerte ließ uns kalt. Auf dem „Parnaß" von Raffael Mengs fanden wir die recht kalten Bildnisse der berühmten Schönheiten Roms unter Pius VI.; das Gesicht der Marchesa Lepri fesselte uns wegen ihrer bekannten Anekdote[2].

Der greise Gatte dieser reizenden Frau starb; vierzehn Tage danach erklärt sie sich für schwanger und gibt ihm neun Monate und einige Tage nach seinem Tode einen Erben. Der Bruder des Marchese Lepri, der durch diese Geburt um ein beträchtliches Erbe gebracht war, strengt gegen seine hübsche Schwägerin einen Skandalprozeß an. In dem Augenblick, wo er diesen Prozeß verlieren soll, tritt er ihn an Papst Pius VI. ab, der ihn zum Monsignore macht[3]. Die Richter verurteilen den Papst; er verbietet ihnen, vor ihm zu erscheinen, und reißt die riesige Erbschaft an sich. Im Jahre 1811, als Janet

[1] Erbaut vom Kardinal Alessandro Albani (1692—1779), dem Freund und Gönner Winckelmanns, der die bedeutende Antikensammlung der Villa leitete. Seit 1866 im Besitz der Familie Torlonia, von Mietskasernen umbaut und schwer zugänglich. — v. O. B.

[2] Gräfin Tolla (Vittoria) Cherufini heiratete 1764 den Marchese Lepri. Ihr Bild ist das der neben Apollo stehenden Muse. — v. O. B.

[3] An anderer Stelle präzisiert Stendhal diese Angaben dahin, daß Lepri sein ganzes Vermögen, den Prozeß inbegriffen, an den Duca Braschi, den Neffen des Papstes, abtrat und daß Pius VI. ihm den Kardinalshut versprach, den er auch wirklich erhielt. — Auch in der „Reise in Italien", S. 113f., kommt die Lepriaffäre ausführlich zur Sprache. — Pius VI. (1775—99) wurde 1798 von den Franzosen gefangen fortgeführt und starb 1799 in der Zitadelle von Valence. Seine kniende Marmorstatue von Canova steht vor der „Konfession" der Peterskirche. — v. O. B.

Villa Albani

Digitized by Google

die römischen Finanzen verwaltete, war diese Sache noch nicht geregelt[1].

Das schöne Gesicht der Marchesa Lepri hat etwas Melancholisches. Man schreibt dieses Abenteuer ihrem Zartgefühl zu. Sie wollte ihren Gatten bei Lebzeiten nicht ganz betrügen und widerstand einem Liebhaber, der sie anbetete.

20. April 1828. — Der Kardinal Ludovico Ludovisi (in Italien liebt man es, den Vornamen dem Familiennamen anzugleichen), Neffe Gregors XV., legte die Villa Ludovisi an der Nordseite des Pincio an (1622).

Sein Jahrhundert war in Rom das des völligen Verfalls der Künste; doch Ludovisi war aus Bologna, und dort hatten die Caracci das heilige Feuer neu entzündet. Man tadelt den Besitzer, Herzog von Sora, ich glaube aus dem Hause Buoncompagni, weil er nicht täglich dreißig bis vierzig Engländer empfängt. Hätte ich das Glück, dieses reizende Besitztum mein zu nennen, so würde man mich noch viel mehr tadeln. Während meiner Anwesenheit würde niemand den Fuß hierher setzen; und wenn ich fort wäre, ließ ich zwei Piaster Eintrittsgeld erheben, zugunsten der armen Künstler.

Voller Entzücken streiften wir in den riesigen grünen Alleen umher; dieser Garten hat eine Miglie im Umfang. Wir eilten uns nicht; wir sagten uns: wenn die Nacht sinkt, ehe wir das Kasino betreten haben, verschaffen wir uns eine neue Eintrittskarte ... Trotzdem erreichten wir gegen fünf Uhr nachmittags das Meisterwerk des Gianfrancesco Barbieri, genannt il Guercino, weil er etwas schielte. Er wurde im Jahre 1590 in Cento bei Bologna geboren und starb 1666[2]. Ludwig XIV. hätte diesen Großen also sehr wohl beschäftigen können.

[1] S. Gorani „Beschreibung der italienischen Höfe um 1796". (Stendhal.) Vgl. das Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes und „Reise in Italien", S. 468. — v. D. B.

[2] Wir lasen sein Leben nach der Heimkehr in der „Felsina Pittrice" von Malvasia, III, 143. (Stendhal.)

Wie anders würde dann die französische Schule geworden sein! Der Laffe Lebrun hat uns in unseren angeborenen Fehlern bestärkt, während Guercino gerade die uns entgegengesetzten Mängel hatte.

Aber ach! die allzu große Schönheitsliebe macht misanthropisch, und die kalten Naturen nennen einen boshaft. Glücklich das holländische Temperament, das die Schönheit lieben kann, ohne die Häßlichkeit zu verabscheuen!

Zum großen Schaden für unsere Kleider haben wir uns auf den Fußboden des Saales gelegt, dessen Decke Guercinos Aurora einnimmt, und den Kopf gegen umgeworfene Stühle gelehnt. Für die Damen wurden die Servietten vom Frühstück auf die Erde gebreitet...

Im ersten Stock zog uns schon von weitem die berühmte Gruppe der Elektra, wie sie Orest erkennt, an. Sie zeigt recht deutlich, welche Abneigung die antike Skulptur nicht allein gegen die übertriebenen Posen, sondern auch gegen die genaue Nachahmung der Natur in Momenten äußerster Erregung hatte[1]. Man muß die Pasta als Medea sehen, in dem Augenblick, wo sie der furchtbaren Versuchung widersteht, ihre Kinder zu töten. Die Bühnenkunst kann sich mit Erfolg den Höhepunkten der Leidenschaft zuwenden; sie ist nicht starr und ewig wie die Skulptur. Künstler, die mehr Geist als Talent haben, wissen die Grenzen der Künste nicht zu achten.

Wir bewunderten die Gruppe des Hämon und der Antigone. Diese hat ihren Bruder Polyneikes begraben, eine für die Antike äußerst wichtige Handlung. Sie hat ihm — trotz Kreons Verbot — die letzten Ehren erwiesen, ihm ihr Haar geopfert. Dies sichere Zeichen ihrer Tat bringt ihr den Tod. Hämon, Kreons Sohn, betete sie an; er stützt den leblosen Körper Antigones, während er sich das Schwert in die Brust stößt[2]. Dies Motiv läßt uns kalt, die wir den Aberglauben

[1] Heute ist diese Behauptung angesichts der Pergamonskulpturen nicht mehr restlos aufrecht zu erhalten; auch der Laokoon hätte Stendhal das Gegenteil zeigen können. — v. O. B.

[2] Es handelt sich hier um die gänzlich falsch ausgelegte Gruppe des Galliers, der sein Weib erstochen hat und das Schwert gegen sich selbst kehrt. — Von

des Grabes nicht teilen; für die Alten war es so rührend, daß Sophokles und Euripides es zum Gegenstand dreier Tragödien machten, deren eine uns erhalten ist. Properz hat es in berühmten Versen besungen.

Die Archäologen machen auf Hämons Schnurrbart aufmerksam, ein charakteristisches Abzeichen der Thebaner. Die Wissenschaft dieser Herren besteht aus lauter Kleinigkeiten. Einer von ihnen erzählte uns gestern von achtzehn Arten, wie die antiken Bildhauer das Haar der Minerva darstellten...

29. April 1828. — Ein etwa fünfzigjähriger Römer sieht eine sehr hübsche junge Französin seit einem Monat häufig, ohne in sie verliebt zu sein. Er ist trotzdem zum Bankier dieser Dame gegangen, um genau zu erfahren, was die Dame im Monat ausgibt. Sie erfuhr davon und beklagte sich darüber bei Paul. „Mir ist es in Florenz weit schlimmer ergangen", antwortete er. „Man hat einen Schuhmacher, dessen Laden gegenüber meiner Tür war, beauftragt, über die Besuche, die ich empfing, Buch zu führen. Man erkundigte sich bei meinem Bankier, wieviel Geld ich monatlich abhöbe. Endlich hat man in meinem Namen Briefe von der Post geholt, und das alles ohne Liebes- noch Diebsgelüste, lediglich aus kleinstädtischer Neugier und Langeweile. Der Florentiner hat oft einen engen Geist und kümmert sich um Kleinigkeiten wie die eben genannten; aber nie wird man ihm Leichtfertigkeit oder Mangel an Logik vorwerfen können. Selten täuscht er sich über den Preis eines Anzuges oder über die Zahl der Besuche, die Herr Soundso Frau Soundso abgestattet hat. Lieber geht er in zwanzig Läden (ohne etwas zu kaufen), als daß er mangels Erkundigung gegen die Wahrheit verstieße."

30. April. — Wir sind heute morgen nochmals in die Villa Ludovisi gegangen und mehr denn je entzückt von Guercinos Freske; es ist

der Juno Ludovisi, Goethes „erster Liebschaft in Rom", schweigt Stendhal ganz, den Ares erwähnt er nur kurz. — Die ganze Sammlung befindet sich jetzt im Thermenmuseum. — v. O. B.

eine plötzliche Leidenschaft, die bei einer unserer Damen bis zum Überschwang geht. Es ist, was man in der Liebe den „Blitzschlag der Leidenschaft" nennt[1]. Ein Augenblick enthüllt, was das Herz schon seit lange bedurfte, ohne es sich einzugestehen...

Hier steht ein ganzes System der Malerei in Frage. Soll man wie Guercino, Rembrandt, Lionardo und Correggio mit Licht geizen, oder es verschwenden wie Guido Reni?

Auf dem Rückwege standen wir lange auf dem Quirinalsplatz, der uns einer der schönsten Roms und der Welt dünkt. Er ist sehr unregelmäßig, was die Pedanten verletzt: vor uns der Seitenflügel des Quirinalspalastes mit dem großen Portal, vor dem die acht bis zehn Schweizer sitzen, die den Herrscher bewachen; rechts die Consulta, links ein steiler Abfall, hinter dem die Kuppeln und Dächer von Rom aufragen, denn wir sind hier auf der Höhe des Quirinals, fast ebenso hoch wie die Peterskuppel, die am anderen Stadtende mächtig emporsteigt und eine großartige Wirkung ausübt.

Neben den berühmten Kolossalpferden, die Konstantin aus Alexandria herbeischaffte, rauscht die herrliche Fontäne, die Pius VII. errichten ließ und die das in der Kunst so seltene Gefühl erweckt: „Die Einbildungskraft könnte nichts darüber hinaus erfinden." Rom ist die Stadt der Springbrunnen. Inmitten der Glut, die wir schon spüren, macht das Rauschen und die herrliche Klarheit des Wassers einen Eindruck, den man sich im kalten Norden nicht vorstellen kann. Ein vernünftiger Polizeipräfekt, der aus Rom die schlechten Gewohnheiten und die üblen Gerüche verbannte, würde es zur vollkommenen Stadt machen.

5. Mai. — Heute und gestern verbrachten wir mehrere Stunden in den großen halbdunklen Stanzen Raffaels; das Wetter ist herrlich, die Hitze stark genug, daß es hohen Genuß bereitet, sich einem kühlen Luftzug auszusetzen. Eine einflußreiche Persönlichkeit, mit der unsere

[1] Vgl. Stendhals Buch „Über die Liebe" (Bd. V dieser Ausgabe, Kap. 23). — v. O. B.

Damen bekannt sind, hatte uns an den Wächter der Stanzen empfohlen, den die Unverschämtheiten der Engländer selbst unverschämt gemacht haben. Vor einem Monat zog ein Engländer, wie der Wächter erzählte, ein kleines Messer aus seiner Tasche und begann damit ohne weiteres ein Stück Malerei von der Wand zu lösen, jedenfalls um es als „Souvenir“ in seine Bibliothek zu legen[1] ...

Sieben Jahre nach Raffaels Tode, als das Heer des Connétable von Bourbon Rom erstürmte, biwakierten die deutschen Landsknechte in den Stanzen. Der Rauch der Feuer, die sie in diesen Sälen anzündeten, schwärzte die erhabenen Gemälde, die wir heute zum sechsten Male sahen ...

Als wir die Stanzen das erstemal besuchten, waren wir weit entfernt, alle Einzelheiten der Fresken zu erfassen, insbesondere die Nuancen im Ausdruck der Gesichter. Als echte Pariser an den übertriebenen Ausdruck der Gesichter gewöhnt, wie moderne Maler ihn geben — einen Ausdruck von Menschen, die die Stimme der großen Masse gewinnen wollen —, erschienen uns die meisten Köpfe Raffaels kalt. Acht Monate in Rom beginnen uns von diesem schlechten Geschmack zu kurieren. Es wird in den Augen der Nachwelt ein Hauptmerkmal des 19. Jahrhunderts sein, daß die notwendige Kühnheit, anders zu sein als alle, völlig fehlt. Das macht die Walze der Zivilisation; sie ebnet alles auf dasselbe Niveau ein und erdrückt die Ausnahmemenschen, deren einige den Namen Genie erhalten. Doch die nivellierende Wirkung des 19. Jahrhunderts geht

[1] An anderer Stelle erzählt Stendhal den folgenden Streich eines Engländers: „Dieser Tage langte ein Engländer in Rom mit seinen Pferden an, die ihn von England bis hierher gebracht haben. Er wollte keinen Cicerone nehmen und kam, trotz dem Widerstand des Wächters, zu Pferd ins Kolosseum. Er erblickte ein paar hundert Maurer und Galeerensträflinge, die stets Konservierungsarbeiten an irgendeinem vom Regen zermorschten Mauerstück vornehmen, und sah ihrer Arbeit zu. Am Abend sagte er: ‚Weiß Gott, das Kolosseum ist das Schönste, was ich in Rom gesehen habe. Wenn sie es fertig haben, wird es prachtvoll aussehen‘ ...“ S. auch im Anhang den Brief „Die Engländer in Rom“. — v. O. B.

weiter; sie verbietet der geringen Zahl von Ausnahmemenschen, die trotz allem geboren werden, etwas zu **wagen** und zu arbeiten. Ihr Leben lang sieht man sie am Ufer stehen und sich zu dem Wagnis anschicken, ins Wasser zu springen. An das Ufer gebannt, beurteilen sie von da aus die Schwimmer, die oft weniger taugen als sie...

Am „Brand des Borgo" erstaunte es uns, daß dies Bild eine Feuersbrunst und kein Wunder darstellt. Nichts spricht dafür, daß das Feuer in dem Augenblick, wo der Papst es beschwört, erlischt. — Verwirrung und Schrecken herrschen links vom Beschauer; rechts denkt man bereits daran, Wasser zu holen. Die Einzelheiten sind prachtvoll. Rechts vom Beschauer erblickt man die berühmte Figur des jungen Mädchens, das auf seinem Kopf einen Wasserkrug trägt und um Hilfe ruft. Die antike Skulptur hat nichts Besseres hervorgebracht. — Links sieht der Beschauer einen Jüngling nahen, der einen Greis, offenbar seinen Vater, auf den Schultern trägt; ihm folgt sein Weib mit dem Knaben nach. Es ist Äneas, der den alten Anchises aus dem brennenden Troja rettet (Buch II der „Äneis"). Von einer Mauer läßt sich ein Mann herab, der nur noch mit den Fingerspitzen an ihr hängt; ein nacktes Weib gibt ihr Kind dem Vater, der die Arme ausstreckt, um es zu nehmen.

Im Mittelgrund sieht man eine Schar Weiber und Kinder, die lebenden Bilder der Verwirrung, Angst und Bestürzung. Eine Frau mit wehendem Haar liegt auf den Knien und erhebt die Hände zum Himmel, dessen Hilfe sie anruft; eine andere preßt ihr Knäblein an ihren Busen und starrt in die Feuersbrunst; eine Mutter ermahnt ihr Töchterchen, das mit gefalteten Händen kniet, die Hilfe des Papstes anzuflehen. Die letzte treibt ihre Kinder, die vor Angst verstört sind und nicht wissen, was sie tun, zur Eile an.

Man sieht an diesen Gestalten, wie fern Raffael dem modernen Geschmack stand, der vor allem schlanke Hüften verlangt; er dachte offenbar, daß nur in kräftigen Körpern starke Leidenschaften mit all ihren Abstufungen wohnen. Sicherlich läßt sich ein schmächtiger,

hinfälliger Körper wie der des affenhäßlichen Voltaire mit der glühendsten Seele verbinden. Ja man kann sagen, daß die sicherste Wirkung heftiger Leidenschaften auf den Körper darin besteht, daß sie ihm Verfallsmerkmale aufdrückt. Doch es ist einer der Mängel der Kunst, daß sie diese traurige Wahrheit nicht ausdrücken kann. Für die Malerei muß eine leidenschaftliche Frau vor allem schön sein oder doch nicht durch Häßlichkeit auffallen.

Die Skulptur verfügt zur Darstellung der Seele nur über Muskeln. Die Malerei hat außerdem die Farbe und das Helldunkel; doch das würde uns zu Correggio führen, von dem ich nach Behauptung meiner Bekannten ohnedies immerfort rede. Das Helldunkel gehört zu Raffaels schwachen Seiten. Dieser Große ist nie manieriert, nie fehlt es ihm an Vernunft; doch wenn man sich zum Beispiel die Heilige Petronella oder die Aurora von Guercino vergegenwärtigt, der mit Raffael verglichen doch nur ein einfacher Kunsthandwerker ist, so sieht man, daß der große Künstler hierin dem Guercino, ja selbst seinem Freunde Fra Bartolomeo nachsteht.

Die Decke dieses Saales ist von Perugino; aus Respekt vor seinem Lehrer ließ sie Raffael unangetastet. Die Freunde dieses Großen und alle hochherzigen Menschen haben freilich behauptet, er hätte diese Decke nur belassen, um sich einen Triumph zu bereiten. Die Eifersucht ist unter Künstlern ja die Regel; man braucht nicht sehr geistreich zu sein, um das zu wissen; doch ich wage diesen tiefen Philosophen zu widersprechen und anzunehmen, daß Raffael eine Ausnahme machte. Die Augen seiner Heiligen sagen es mir, daß er keine gewöhnliche Seele besaß, und seine Lebensgeschichte bestätigt es.

Die sechs auf Leo X. bezüglichen Fresken, der im Jahre 1513 den Papstthron bestieg, vollendete Raffael 1517, drei Jahre vor seinem Tode. Er war damals einer der vornehmsten Herren Roms. Er verbrachte seine Tage in Arbeit oder allein und schwer zugänglich mit der Fornarina. Er schickte Zeichner nach Griechenland, um sich korrekte Abbildungen von verschiedenen antiken Bauwerken zu verschaffen...

Nach einer alten Überlieferung soll Leo X., der Raffael viel Geld schuldete, im Begriff gewesen sein, ihn zum Kardinal zu machen, als der Tod den großen Maler hinraffte. Wäre er zu dieser hohen Würde gelangt, so konnte Leo X. eine Fülle geistlicher Pfründen auf ihn ausschütten und ihn so bezahlen, ohne seine Schatulle anzugreifen...

Paul, der Rom haßt, wahrscheinlich, weil seine beständige liebenswürdige Lustigkeit das Herz der schönen Römerinnen kalt läßt, sagte gestern abend: „Bedenken Sie doch, daß Rom nicht einen großen Künstler hervorgebracht hat. Giulio Romano genoß nur als Raffaels Schüler einiges Ansehen. Rom hat nichts in der Architektur, nichts in der Skulptur, nichts in der Musik hervorgebracht. Eine einzige Ausnahme bildet Metastasio, der außerdem seinen Unterhalt in Wien suchen mußte und seine letzten vierzig Lebensjahre dort verbracht hat. Umsonst suche ich in der Liste der Päpste und Kardinäle, die die Macht des Heiligen Stuhles begründeten, einen Römer. Der Grund ist der, daß die Logik in der Hauptstadt der Christenheit völlig verdorben ist... Wer kennt die Soria, de Rossi, Teoduli, Salvi, Vanvitelli, die berühmten römischen Architekten? Und doch: welches Land ist nach den kurzsichtigen Theorien geeigneter, ja prädestinierter, große Architekten hervorzubringen? Die ersten Blicke des Kindes sehen das Pantheon, das Kolosseum, Sankt Peter... Was sind Michelangelo Cerquozzi, Ciro Ferri, Trevisiani, Marco Benefuile? Ich sehe nur einen leidlichen Landschafter: Dughet, Poussins Schwager. Die Normandie, Poussins Heimat, hat also für die Malerei mehr geleistet als das stolze Rom!"

30. Mai 1828. — Heute früh war der Himmel bedeckt, so daß wir durch die Straßen schlendern konnten, ohne uns der brennenden, gefährlichen Lenzsonne auszusetzen. Meine Reisegefährten wollten nochmals aufs Forum, ohne Plan und Wissenschaft, nur der Eingebung des Augenblicks folgend...

Nachher besuchten wir das Nervaforum, diese reizende Ruine, die gleichfalls 15 bis 20 Fuß tief verschüttet ist. Napoleon hatte — auf

Augustusforum mit Mars-Ultor-Tempel

Digitized by Google

Kosten seiner Zivilliste für 1814 — eine entsprechende Freilegung angeordnet wie bei der Trajansbasilika... Hier ließ Alexander Severus einen seiner Höflinge, Turinus, mit dem Rauch eines Strohfeuers ersticken, weil er die Gnaden, die er vom Kaiser zu erwirken versprach, an Private verkaufte. „Der Verkäufer von Rauch (Dunst) soll durch Rauch sterben", sprach Severus...

Das Nervaforum stößt an eine gewaltige Mauer, die uns zum Erstaunlichsten in Rom zu gehören scheint. Sie ist aus Peperinblöcken ohne Mörtel, nur mit Klammern aus hartem Holze zusammengefügt. Ihre Bauart, der Eindruck herber Größe, den sie in der Seele des Beschauers zurückläßt, und ihre Richtung, die zu den nach Westen gelegenen Bauten nicht stimmt, läßt mich vermuten, daß sie um Jahrhunderte älter ist[1]. Ich habe nichts Befriedigendes über sie gefunden; freilich kann ich dem Leser nicht versichern, daß ich die drei- bis vierhundert Schmöker, meist Folianten, über die Baudenkmäler Roms zu Rate gezogen habe, die aus Mangel an Logik in den Köpfen ihrer Verfasser in gewundenem, unklarem Stil geschrieben sind.

Der Tempel, den Trajan zu Ehren Nervas (oder der Pallas) errichten ließ[2], war einer der schönsten des antiken Rom; heute stehen von einem so großen Bauwerk nur noch drei prachtvolle Marmorsäulen und ein Teil der Cellamauer, die mit den drei Säulen und einem Pfeiler den Architrav trägt. Auf diesem errichtete man im Mittelalter einen viereckigen Glockenturm, sehr hoch und schwer, der die Ruine noch zum Einsturz bringen wird. Alle Altertumsfreunde wünschen seine Abtragung. Doch er gehört zur Annunziatakirche. Wann werden wir einen Papst haben, der Philosoph genug ist, um die Zerstörung eines Kultgebäudes zu gestatten[3]?...

[1] Es ist gleichwohl die Brandmauer des nicht viel älteren Augustusforums. — v. O. B.

[2] Hier verwechselt Stendhal den Tempel der Pallas auf dem Nervaforum mit dem des Mars Ultor auf dem Augustusforum, den aber nicht Trajan, sondern Augustus erbaute. — v. O. B.

[3] Der Turm wurde später abgetragen. — v. O. B.

Wir kommen zur großen Sünde Pauls V. (Borghese) — desselben, der die Peterskirche vollendete. Er ließ die Reste der Marmorverkleidung des Pallastempels, den Nerva erbaut hatte, abreißen, weil er für seine Acqua Paola auf dem Janikulus Marmor brauchte. Der Nutzen dieser Zeilen, wenn sie einen besitzen, ist vielleicht der, zu verhindern, daß solche Attentate in Zukunft wiederkehren. Man wird sogleich sehen, was in dieser Hinsicht noch Anno 1823 möglich war. Nur durch einen Appell an die öffentliche Meinung Europas kann man der kecken und eigensinnigen Torheit gewisser Leute steuern, die mit Namen genannt werden müßten; sie kriegten es fertig, das Kolosseum zu zerstören, um ein Jahr früher den Kardinalshut zu bekommen ...

Der reizende Triumphbogen, der zu Ehren von Titus, dem Sohn Vespasians, errichtet ward, sollte die Eroberung Jerusalems verewigen. Nächst dem Drususbogen vor der Porta San Sebastiano ist er der älteste in Rom; und er war der eleganteste bis zu dem verhängnisvollen Augenblick, wo er von Herrn Valadier restauriert wurde. Dieser Unglücksmann, Architekt und geborener Römer trotz seines französischen Namens, hat den Titusbogen, der einzustürzen drohte, erneuert, statt ihn durch eiserne Klammern oder Strebepfeiler aus Ziegeln zu stützen, die sich von dem Baudenkmal selbst unterschieden! Er hat es gewagt, die antiken Steine aus pentelischem Marmor durch Nachbildungen aus Travertin zu ersetzen, während er die Originale verschwinden ließ. Wir haben also nur eine Kopie des Titusbogens vor uns. Freilich steht diese Kopie an derselben Stelle wie der alte Bogen, und die Reliefs im Innern des Durchganges sind erhalten. Diese Niedertracht geschah unter der Herrschaft des guten Pius VII., der damals schon sehr alt war und glaubte, es handelte sich nur um eine gewöhnliche Restaurierung, während der Kardinal Consalvi der Reaktionspartei, die Valadier unterstützt haben soll, nicht zu widerstehen vermochte.

Noch ein paar Schritte zum Kolosseum, und wir erblicken zur Rechten den Konstantinsbogen. Die Masse dieses Baudenkmals ist schön und

Titusbogen

Digitized by Google

imposant; offenbar war Konstantin so niedrig, einen Triumphbogen des Trajan zu seiner eigenen Ehrenpforte umzuwandeln[1]. Man erklärt sich so die Schönheit der Gesamtanlage, die gegen die klägliche Ausführung mehrerer Teile häßlich absticht. Der römische Geist war durch die Herrschaft einer Reihe von Ungeheuern gebrochen und erniedrigt und verriet seinen Verfall durch den der Künste.

Lorenzino Medici, derselbe, der den Herzog Alessandro (1537) ermordete, ohne so viel Geist zu haben, eine Regierung einzuberufen, welche die Freiheit wiederherstellen konnte, glaubte sich unsterblich zu machen, indem er die Köpfe von acht Statuen gefangener Barbaren rauben ließ, die auf den Säulen des Konstantinsbogens stehen. Die Köpfe, die wir jetzt dort sehen, sind modern; ein Mann namens Bracci hat sie unter Clemens XII. gemacht, angeblich nach antiken Vorbildern.

Als der Triumphbogen halb verschüttet war, wurden die Skulpturen in den drei Durchgängen von den Passanten verstümmelt. Erst im Jahre 1804, unter Pius VII., wurde er restauriert, wie der Severusbogen. Herr von Demidoff wollte seine Ausgrabung des Forums bis hierher ausdehnen; er wollte alles zwischen dem Titusbogen, dem Venus- und Romatempel, der Konstantinsbasilika einerseits und dem Kolosseum und Konstantinsbogen andererseits freilegen[2].

Was die Arbeiter Konstantins aber auch an diesem Bogen verbrochen haben, so dünkt es uns doch, daß er stets ein Muster bleiben wird. Es ist sonderbar, daß etwas so Unnützes so viel Freude bereitet; die Triumphbögen sind eine Eroberung in der Architektur.

Rom, 1. Juni 1828. — Der Kaiser Hadrian hatte eine wahre Bauwut; das beweisen am besten die Trümmer seiner berühmten Villa bei Tivoli. Von allen berühmten Bauwerken, die er auf seinen

[1] Dies trifft nur insofern zu, als zahlreiche Reliefs von Monumenten des Trajan und Mark Aurel hierher versetzt und roh zusammengeflickt wurden. — v. O. B.

[2] Wie es jetzt, hundert Jahre später, wirklich geschehen ist. — v. O. B.

Reisen gesehen hatte, ließ er Kopien in verkleinertem Maßstabe ausführen. Zu seiner Zeit erkannte man, daß im Mausoleum des Augustus kein Platz mehr für die Asche der Cäsaren war. Hadrian ergriff diese Gelegenheit, sich ein Grabmal zu bauen; die Erinnerung an das, was er in Ägypten gesehen, trug zu diesem Entschluß jedenfalls viel bei. Zum Bauplatz nahm er den Teil der riesigen Gärten der Domitia, der an den Tiber stieß; und das Bauwerk ward zum Wunder seiner Zeit.

Auf einem viereckigen Unterbau, dessen Seiten je 253 Fuß lang waren, erhob sich der gewaltige Zylinder des Mausoleums, von dem man jetzt nur noch den absolut unzerstörbaren Kern sieht. Die Marmorverkleidungen, die prächtigen Gesimse, der Schmuck aller Art ist zertrümmert. Man weiß nur, daß die Spuren des quadratischen Unterbaues bis ins 8. Jahrhundert existiert haben... In diesem Grabmal ward die Asche eines der geistreichsten Männer beigesetzt, die je einen Thron zierten. Er war leidenschaftlich wie ein Künstler und bisweilen grausam. Hadrian hat lange in Ägypten gelebt, und zu lange für seinen Ruf. Das Unglück, das ihm dort widerfuhr, schadet ihm heute mehr als seine Grausamkeiten[1]. Mit Recht dachte er, daß ein Grab wie dieses, dessen gestaltlose Reste wir jetzt sehen, eleganter sei als eine Pyramide; doch die Pyramiden stehen noch heute; und alles hat sich verschworen, um das schönste Grabmal der Erde zu dem zu machen, was wir jetzt die Moles Hadriana oder die Engelsburg nennen.

Als Aurelian das Marsfeld in seine Stadtmauern einschloß, benutzte er das Mausoleum Hadrians zu einer Art Brückenkopf auf dem rechten Tiberufer. Daneben legte er ein Tor an, die Porta Cornelia, die erst unter Paul III. zugemauert wurde.

Prokop hat uns eine Beschreibung des Grabmals hinterlassen, so wie er es gesehen hat. Zu seiner Zeit war der Oberbau bereits seiner prachtvollen Säulen aus violettem Marmor beraubt; die neue

[1] Stendhal meint den Tod seines Lieblings Antinous, der sich im Nil ertränkte, und den Hadrian danach zu den Göttern erhob. — v. O. B.

Engelsburg und Engelsbrücke

Digitized by Google

Religion hatte sie in die Basilika San Paolo fuori le mura verschleppt, doch Prokop sah noch die Marmorverkleidungen und den Skulpturschmuck, der den Rest des Bauwerkes zierte.

Im Jahre 537 belagerten die Goten die Porta Cornelia; Belisars Truppen verschanzten sich in der nahen Festung und stürzten die obenstehenden Statuen auf die Angreifer herab. Nach dieser großen Zerstörung trug das Grab Hadrians mehrere Namen, unter anderen den des unvergeßlichen Crescentius, der seinem Vaterlande die Freiheit wiedergeben wollte. Wie Schillers Marquis Posa, wie der junge Brutus, war Crescentius kein Kind seines Jahrhunderts; er gehörte einer anderen Zeit an. Die französische Revolution hat solchen hochherzigen und im Handeln unglücklichen Menschen einen Namen aufgeprägt; er war ein Girondist. Um auf die Menschen zu wirken, muß man ihnen mehr ähneln; man muß schurkischer sein.

Crescentius, vom Kaiser Otto III. belagert, vertraute der Kapitulation, die ihm dieser Fürst bot; er verließ seine Festung und wurde unverzüglich zum Tode geführt[1]. Nachdem die Erinnerung an diesen großen Mann erloschen war, wurde seine Festung das „Haus des Theoderich" genannt. Im 12. Jahrhundert findet man es als Kastell Sant' Angelo (Engelsburg) bezeichnet, vermutlich wegen einer kleinen Kirche, die dem Hl. Michael geweiht war und die sich auf dem Gipfel des Baues befand. Die Geschichte zeigt, daß die Parteihäupter, die abwechselnd die Macht an sich rissen, sich für die Herren von Rom hielten, sobald sie diese Festung besaßen. Oft hatten die Päpste sie in Besitz.

Im Jahre 1493 entstand durch Blitzschlag eine Pulverexplosion. Alexander VI. (Borgia) besserte den Schaden aus und verstärkte die Befestigungen, was ihm zum Heile gereichte; denn hätte die Engelsburg beim Anmarsch Karls VIII. von Frankreich nicht für sturmfrei gegolten, so wäre dieser berüchtigte Papst abgesetzt oder noch einfacher

[1] Crescentius wurde 998 nach Eroberung der Engelsburg in dieser enthauptet. — v. D. B.

hingerichtet worden. Dreißig Jahre später (1527) leistete das Kastell Clemens VII. den gleichen Dienst. Paul III. verschönerte es; endlich gab Bernini, den wir überall finden, den Außenwerken die Gestalt, die sie noch heute haben[1]. Erst kürzlich in Civitavecchia fiel es uns auf, daß die Italiener selbst bei Festungsanlagen bis heute eine Schönheit und einen Stil bewahren, die man bei den Anlagen eines Vauban nicht findet, obwohl diese ihnen in militärischer Hinsicht wahrscheinlich weit überlegen sind.

Der Kerkermeister der Engelsburg zeigte uns mehrere enge Gänge in den dicken Mauern des gewaltigen Rundturmes. Die Alten hatten Gräber darin angelegt, oder sie dienten als Verbindungsgänge zwischen den verschiedenen Stockwerken. Von hier nahm Innozenz XI. die Porphyrurne, in der er im Lateran begraben liegt. Paul III. ließ den Portikus, der nach der Campagnaseite liegt, mit Malereien und Stukkaturen schmücken. Derselbe Papst wollte auch den Namen des Kastells rechtfertigen und ließ daher auf dem Gipfel die Marmorstatue eines Engels aufstellen, der ein bloßes Schwert in der Hand hält. Diese Statue Raffaels von Montelupo wurde unter Benedikt XIV. durch eine Bronzestatue ersetzt, die einem französischen Offizier, als er während des Krieges in Italien in der Engelsburg belagert wurde, die schöne Antwort inspirierte: „Ich ergebe mich erst, wenn der Engel sein Schwert einsteckt." Dieser Engel hat die Miene eines naiven Backfisches und scheint ganz mit dem Einstecken seines Schwertes beschäftigt.

Auf der Engelsburg wird am Abend des 28. und 29. Juni, dem Fest von Petrus und Paulus, den Schutzpatronen Roms, eins der schönsten Feuerwerke abgebrannt, das ich je sah. Die Garbe besteht aus 4500 Raketen. Der Gedanke dieses Feuerwerks soll von Michelangelo

[1] Bekanntlich transponierte Stendhal die Engelsburg in seinem Roman „Die Kartause von Parma" (Bd. II dieser Ausgabe) nach Parma und machte sie zum Kerker seines Helden Fabrizzio del Dongo (s. die Einleitung zu Bd. II, S. VII). — v. O. B.

stammen. Ich hüte mich wohl, darauf einen Eid zu leisten; man schaudert bei dem Gedanken an die Fülle von Nachforschungen, die über die nichtigste Einzelheit nötig wären.

An Festtagen hißt man an Masten, die längs des Tibers auf den Befestigungen stehen, große buntfarbige Flaggen auf, die sanft im Winde wallen; es gibt nichts Schöneres. Auf dem Markusplatz in Venedig und im ganzen venezianischen Gebiet fanden wir diesen Brauch wieder.

Man sagte uns, der berüchtigte Barbone, ein Räuberhauptmann, säße in der Engelsburg gefangen; doch der Kerkermeister antwortete auf keine unserer Fragen über die Karbonari, die hier eingekerkert sind. Vom Fieber abgesehen, das sie im Sommer bekommen können, geht es ihnen nicht schlecht; fast alle sind sehr fromm geworden. Der Blick, den sie von ihrem Kerker aus haben, ist prachtvoll und wohl geeignet, die zornigste Trübsal in sanfte Schwermut zu verwandeln. Man schwebt über der Stadt der Gräber; dieser Anblick lehrt sterben.

„Cadono le città, cadono i regni,
E l'uom d'esser mortal par che si sdegni[1]."

Anstatt auf unsere Fragen über die Karbonari zu antworten, erzählte uns der Kerkermeister, der seine mancia verdienen wollte, von den Galeerensträflingen, die unter seiner Obhut sind. Die, denen der Gouverneur von Rom wohl will, verwendet er zum Straßenkehren. Diese Unglücklichen mit ihren klirrenden Ketten bilden einen scheußlichen Anblick, der uns allmorgendlich betrübt, wenn wir über den Korso gehen. Als wir die Engelsburg besuchten, kamen sie gerade zurück. Der Kerkermeister zeigte uns den Mann der berühmten Maria Grazzi, deren Züge auf den meisten modernen Bildern, die in Rom entstehen, wiederkehren, insbesondere auf den prächtigen Bildern von Schnetz. Diese Frau will nur die Freiheit ihres Mannes, der wirklich nur durch ein Mißverständnis im Kerker ist. In ihrem schlichten

[1] Es fallen Städte ein, es fallen Reiche,
Uns aber bost es, daß wir sterblich sind. (Tasso.)

Menschenverstand sieht sie nicht ein, daß er für schuldig gehalten wird. Er war alla macchia, las eine Amnestie an einer Kirchentür, kehrte heim, um sich zu unterwerfen; aber die Frist für die Amnestie war seit wenigen Stunden verstrichen, und man legte ihn in Ketten, als wäre er mit den Waffen in der Hand verhaftet worden...

Der Genuß, eine kühle Brise, einen venticello ponentino, zu spüren, der in dieser Höhe wehte, ließ uns lange in der Loggia auf dem Gipfel des Kastells verweilen. Einer unserer Reisegefährten überraschte uns angenehm, indem er Eis auftragen ließ; der andere las uns den Bericht vom Sacco di Roma vor, wobei wir einen Teil des Schlachtfeldes überblickten.

Am 5. Mai 1527 erschien der Konnetabel von Bourbon auf den Prati di Castello, den Wiesen, die sich vor der Stadtmauer zwischen Vatikan und Janikulus ausbreiten, und forderte die Stadt durch Trompetenruf zur Übergabe auf. Clemens VII., dessen Benehmen in diesem großen Moment nur eine lächerliche Mischung von Feigheit und kindlicher Eitelkeit war, wies den Trompeter hochmütig ab. Dem Grafen Rangone, der mit 5000 Fußgängern und etlichen Geschützen angerückt kam, um Rom zu verteidigen, gab er eine veränderte Marschorder und befahl ihm, zum Hauptheere zu stoßen, das von Toskana her im Anmarsch war. Als der Connétable vor den Mauern dieser Stadtseite erschien, hatten einige den klugen Gedanken, die Tiberbrücken abzubrechen, um sich im Falle der Eroberung des Borgo hinter dem Fluß zu verteidigen. Clemens VII. verbot es hochmütig, und ihre Klugheit wurde als Feigheit gebrandmarkt und vom päpstlichen Hofe verspottet. Den Torwachen gebot er, niemand aus der Stadt herauszulassen. Noch waren die Straßen nach Neapel, Tivoli, Frascati und so weiter frei. Von Frascati aus konnte man bequem unzugängliche Wälder erreichen. Der Papst ließ große Barken, auf denen man viele Kostbarkeiten gerettet hatte, wieder ausladen.

Das kaiserliche Heer, das Rom bedrohte, war 40000 Mann stark. Viele Soldaten waren deutsche Lutheraner, die Rom und seinen Glauben verabscheuten. Der Konnetabel selbst, der gegen sein Vaterland focht[1], fühlte, daß er tief verachtet wurde; nur ein glänzender Sieg konnte ihn in seinen eigenen Augen und in denen der anderen rehabilitieren.

Am 6. Mai morgens führte er sein Heer zum Sturme gegen die westliche Stadtmauer zwischen Janikulus und Vatikan. Kaum hatte er den Angriff begonnen, als er merkte, daß sein deutsches Fußvolk lässig focht; er ergriff eine Sturmleiter und stellte sie selbst an die Mauer. Als er drei Stufen erklommen hatte, traf ihn eine Musketenkugel, die ihm die Seite und den Schenkel verletzte. Er fühlte sofort, daß der Schuß tödlich war, und befahl den Nächststehenden, ihn mit einem Mantel zuzudecken, damit seine Truppen nicht den Mut verlören; während der Sturm weiterging, starb er am Fuße der Mauer.

Sein Tod ward bald ruchbar; die Truppen wurden wütend, doch man leistete ihnen tapfer Widerstand; die Schweizergarde des Papstes verteidigte die Mauer mit Heldenmut. Eine Batterie, die in Rom auf dem Hügel aufgestellt war, beschoß die Stürmenden in der Flanke und richtete schwere Verluste an. Unglücklicherweise entstand im Augenblick des Sonnenaufgangs ein dichter Nebel, der ein genaues Richten der Stücke auf die Angreifer verhinderte; diesen Moment benutzten die Spanier, um mit Hilfe einiger kleinen Häuser, die an die Mauer stießen, in die Stadt einzudringen. In demselben Moment drangen die Deutschen von einer anderen Seite ein; der Sturm hatte bereits gegen tausend Mann gekostet.

Durch das Eindringen von zwei Stellen hatten die Truppen des Konnetabels einen Teil der Besatzung abgeschnitten, die man heute Bürgerwehr nennen würde. Diese jungen Leute, die unter dem

[1] Der Papst war im Bunde mit Frankreich gegen Kaiser Karl V. — v. D. B.

Kommando ihrer Quartierhäupter (Capo-rioni) standen, wurden alle ohne Erbarmen erschlagen, obwohl die meisten ihre Waffen fortgeworfen hatten und auf den Knien um Gnade baten[1].

Benvenuto Cellini, der sich an jenem Tag auf der Engelsburg befand, wahrscheinlich an der Stelle, auf der wir jetzt stehen, hat einen merkwürdigen Bericht von diesem und den folgenden Tagen hinterlassen[2]. Doch er ist etwas Gascogner und ich glaube ihm nicht. Während des Kampfes betete Clemens VII. am Altar seiner Kapelle im Vatikan, eine merkwürdige Tatsache bei einem Manne, der seine Laufbahn als Krieger begonnen hatte! Als das Geschrei der Sterbenden ihm die Eroberung der Stadt verkündete, entfloh er aus dem Vatikan nach der Engelsburg durch den gedeckten Verbindungsgang, den Alexander VI. auf der antiken Mauer der Leoninischen Stadt angelegt hatte, und der über die höchsten Häuser hinwegragt. Der Historiker Paolo Giovio, der Clemens VII. folgte, trug die Schleppe seines langen Gewandes, damit er schneller gehen konnte, und als der Papst auf der Brücke anlangte, die ihn einen Moment den Blicken preisgab, bedeckte ihn Paolo Giovio mit seinem Mantel und seinem violetten Hute, aus Furcht, daß er an seinem weißen Chorhemd erkannt und von einem guten Schützen niedergestreckt würde.

Während dieser langen Flucht durch den Gang sah Clemens VII. durch die kleinen Fenster, wie seine Untertanen von den siegreichen Soldaten verfolgt wurden, die sich schon durch die Straßen ergossen. Sie übten mit niemand Gnade und stachen alle, die sie erreichen konnten, mit ihren Piken nieder[3].

[1] Guicciardini, Buch XVIII, S. 17. — Paolo Giovio, Hist. sui temporis Epitomen, Buch XXIV, S. 14. — „Vita di Pompeo Colonna" von Giovio, S. 172, und alle zeitgenössischen Historiker.

[2] S. Goethes Verdeutschung von Cellinis Autobiographie, Buch I, Kap. 7. — v. O. B.

[3] S. bei Bandello die Novelle (II, 36), aus der Shakespeare sein reizendes Lustspiel „Was Ihr wollt" gemacht hat.

Nachdem der Papst die Engelsburg erreicht hatte, wäre es noch Zeit gewesen, über die Engelsbrücke zu flüchten, die unter dem Schutz der Geschütze des Kastells stand; er hätte die Stadt erreicht, sie rasch durchquert und unter Bedeckung seiner leichten Reiterei das freie Feld und einen sicheren Ort erreicht: doch Furcht und Eitelkeit machten ihn zum Narren. Man berechnet, daß an jenem ersten Tage sieben- bis achttausend Römer erschlagen wurden.

Der Borgo und Vatikan wurden unverzüglich geplündert; die Soldateska mordete und schändete; sie schonte nicht die Klöster noch den päpstlichen Palast, noch selbst die Peterskirche. Ein kurzer Kampf entbrannte bei der Eroberung von Trastevere. Die Bewohner dieses Stadtviertels, die heute so wild sind, machten ihren Ruf beim Verteidigen ihrer Häuser nicht wahr. Die kaiserlichen Truppen stürmten durch die Straße Longara; endlich drang Ludwig von Gonzaga an der Spitze des italienischen Fußvolkes über den Ponte Sisto als erster in das eigentliche Rom ein.

Die eigentümliche militärische Lage, die wir im Jahre 1814 in Paris durchmachten, trat im Jahre 1527 in Rom ein. Graf Rangone, der so viel Vernunft gehabt hatte, dem lächerlichen Befehl Clemens VII. nicht zu gehorchen, rückte am selben Tage mit seiner leichten Reiterei und achttausend Schützen bis zum Ponte Salario vor. Wären die Brücken abgebrochen gewesen und hätte die Stadt sich ein paar Stunden gehalten, so hätte dieser wackere Kriegsmann sie gerettet. Ein großes Heer rückte zum Entsatz Roms an, war aber erst vor drei Tagen von Florenz abmarschiert, und überdies war sein Feldhauptmann ein persönlicher Gegner des Papstes.

Der Fanatismus der Reformation, der fast alle deutschen Landsknechte huldigten, war der eigentliche Grund für die Greuel, die bei der Plünderung Roms stattfanden; so wahr ist es, daß diese den Alten unbekannte Leidenschaft die schlimmste von allen ist. Nie ist unter gleichen Umständen so Grauenhaftes geschehen. Mehrere Frauen und Jungfrauen stürzten sich aus den Fenstern, um der Schande zu

entgehen, sagt der zeitgenössische Chronist Jacopo Bonaparte[1]; andere wurden von ihren Vätern oder Müttern getötet, und selbst diese zuckenden, blutüberströmten Leiber waren nicht vor der Roheit der Landsknechte geschützt. Sie drangen in die Kirchen, bekleideten sich mit den Meßgewändern, und in diesem Aufzug vergewaltigten sie die Nonnen, die sie nackt den Blicken ihrer Kameraden preisgaben. Die Kirchenbilder wurden zerschlagen und verbrannt, die Reliquien und geweihten Hostien in den Straßenschmutz geschüttet, die Priester mit Ruten gestrichen und von der Soldateska verhöhnt.

Diese Greuel währten sieben Monate; die Soldaten regierten in Rom und spotteten ihrer Hauptleute. Durch besondere Habgier und Grausamkeit zeichneten sich die spanischen Söldner aus. Nach dem ersten Tage geschah es selten, daß ein Deutscher einen Römer erschlug; sie erlaubten ihren Gefangenen, sich billig freizukaufen. Die Spanier hingegen rösteten ihren Opfern die Füße und zwangen sie durch lange Martern, ihre Schätze zu entdecken oder das Geld ihrer Freunde, die sie etwa außerhalb Roms hatten, bis zum letzten Heller in Anspruch zu nehmen. Die Paläste der Kardinäle wurden um so sorgfältiger geplündert, als viele Kaufleute beim Nahen des kaiserlichen Heeres ihre Wertsachen in die Paläste der Kardinäle gebracht hatten, die Anhänger des Kaisers waren; doch es gab für niemanden Gnade.

Die Marchesa von Mantua kaufte ihren Palast für 50000 Dukaten frei, während ihr Sohn, der eine Befehlshaberstelle im kaiserlichen Heere hatte, für seinen Anteil an der Plünderung 10000 Dukaten erhielt. Der Kardinal von Siena ward, als er sich von den Spaniern freigekauft hatte, von den Deutschen gefangen genommen, vollständig ausgeraubt, geschlagen und abermals gezwungen, für seine Person

[1] Ragguaglio storico del Sacco di Roma. Coloniae 1756. S. 100. (Stendhal.) Dies dem Jacopo Bonaparte († 1541) zugeschriebene Werk wurde 1830 von dem holländischen Exkönig Ludwig Bonaparte als das Werk eines Familienahnen neuerdings herausgegeben. — D.

5000 Dukaten Lösegeld zu bezahlen. Die deutschen und spanischen Prälaten wurden von ihren Landsleuten keineswegs geschont.

Zwei Tage nach Eroberung der Stadt erschien der Kardinal Pompeo Colonna in Rom, um die Demütigung seines Gegners Clemens VII. zu genießen. Eine Horde seiner lehnspflichtigen Bauern kam mit ihm; sie waren kurz zuvor vom Papste barbarisch ausgeplündert worden und nahmen nun Rache, indem sie ihrerseits die römischen Häuser plünderten. Sie fanden nur noch großes Mobiliar vor.

Doch Pompeo Colonna wurde von tiefstem Mitleid ergriffen, als er sah, in welchen Zustand er seine Vaterstadt gestürzt hatte. Er öffnete allen, die ein Asyl suchten, seinen Palast, zahlte für alle Kardinäle, die die Soldaten gefangen hielten, ohne Unterschied der Partei, der sie angehörten, Lösegeld und rettete einer Menge von Unglücklichen das Leben, die schon am ersten Tage alles verloren hatten und ohne ihn verhungert wären.

Diese Greuel sind ausführlich beschrieben von Sandoval, dem Bischof von Pampeluna, der aus Furcht, Karls V. Mißfallen zu erregen, die Plünderung Roms nur ein unheiliges Werk (obra non santa) nennt. Karl V., damals erst siebenundzwanzig Jahre alt, sah jedoch ein, daß man Rom nur mit seinen eigenen Waffen bekämpfen könnte, und ordnete auf die Nachricht von diesen Greueln hin, die jedoch mangels eines Gegenbefehls von seiner Seite sieben Monate währten, eine schöne Prozession an, um Gott für die Befreiung des Papstes anzuflehen, die doch lediglich von ihm selbst, Karl V., abhing. Dieser Zug von Geriebenheit soll den Schlummer gewisser moderner Prälaten stören.

Der Bischof Sandoval berichtet, ein spanischer Söldner habe aus der Kapelle Sancta Sanctorum der Lateranskirche eine Kassette mit Reliquien geraubt, unter denen sich ein gewisses Stück vom Körper des Heilands befand, das der Hohepriester bei der Beschneidung entfernt hatte. Beim Rückzug des kaiserlichen Heeres ließ der Soldat die Kassette in einem Dorfe der Umgegend Roms liegen. Im Jahre 1551

das heißt dreißig Jahre später, fand ein Priester sie wieder und brachte sie der Magdalena Strozzi. Mit Beihilfe ihrer Schwägerin Lucrezia Orsini und in Gegenwart ihrer achtzehnjährigen Tochter Clarissa öffnete diese die Kassette. Die Damen fanden zunächst ein Stück Fleisch vom Hl. Valentin, das noch ganz frisch war, und einen Teil des Kiefers mit einem Zahne der Hl. Martha, der Schwester Maria Magdalenas. Darauf nahm die Fürstin Strozzi ein Päckchen zur Hand, auf dem nichts weiter geschrieben stand als der Name Jesus. Sofort fühlte sie ihre Hände erstarren, und fast wäre ihr das Päckchen zu Boden gefallen. Dies Wunder öffnete der Lucrezia Orsini die Augen: sie rief aus, daß dieses Päckchen ohne Zweifel etwas vom heiligen Leibe Christi enthielt. Kaum hatte sie diesen Namen genannt, so strömte die Kassette einen so starken und lieblichen Duft aus, daß Flaminio Anguillara, der Gatte der Magdalena Strozzi, der sich im Nebenzimmer befand, fragte, woher der Duft käme, der bis zu ihm dränge.

Umsonst versuchte man mehrfach, das Päckchen zu öffnen. Endlich kam der Priester, der die Kassette gefunden hatte, auf den Einfall, daß die reinen Hände der erst achtzehnjährigen Clarissa mehr Glück haben würden. In der Tat wurde die heilige Reliquie freigelegt und alsdann in die Parochialkirche von Calcata in der Diözese von Civita-Castellana gebracht. Das erstemal, wo wir nach Calcata kommen, wollen wir diese auf Erden einzige Reliquie in Augenschein nehmen.

Eine Dissertation, im Jahre 1797 mit Genehmigung neu gedruckt, gibt über diese Reliquie Einzelheiten an, die ich nicht zu wiederholen wage. Die Genehmigung eines Buches über einen so heiklen Gegenstand beweist, daß der Autor in keiner Weise über die Ansichten hinausgeht, die beim römischen Hofe für orthodox gelten. Er disputiert über die Behauptung des Hl. Athanasius, daß „das Wort" cum omni integritate resurrexit. Johannes Damascenus hatte vom „Worte" gesagt: „Quod semel adsumpsit, nunquam dimisit." Hier tritt die Eulersche Theorie von den unendlich kleinen Größen in Kraft, die man als Null betrachten kann ...

4. Juni. — Gestern, als ich allein den Quirinalspalast besuchte, der nach den Anordnungen von Martial Daru, dem Intendanten der Krone in Rom unter Napoleon[1], prächtig neueingerichtet worden ist, traf ich den Abbate Colonna, dem ich einen Brief aus Neapel gebracht hatte. Er sprach mich in confidenzia, ein Achtungsbeweis, dessen ich mich nur rühme, weil es an einem Orte geschieht, wo ich auf die Polizei pfeife.

Beim Sturze der napoleonischen Herrschaft schickte Pius VII. eine gewisse Persönlichkeit[2] nach Rom, die sich beeilte, die von den Franzosen eingesetzten Behörden abzusetzen, und die Rom absichtlich dreißig Stunden lang der Anarchie überließ. Die anständigen Bürger wurden von Schrecken ergriffen. Der römische Pöbel, der wildeste, den es auf Erden gibt, denn er ist von den Bettelmönchen erzogen, merkte zum Glück nicht, welche schöne Gelegenheit zum Morden und Plündern sich bot. Hätten die Bewohner von Trastevere und andere Sansculotten Roms den ganzen Umfang ihres Glückes begriffen, sie hätten damit begonnen, die sieben- bis achthundert Bürger zu ermorden, die von den Franzosen ein Amt angenommen hatten[3]. Dies Volk, vom Blut angelockt wie der Tiger, hätte wahrscheinlich alle wohlhabenden Kaufleute abgeschlachtet; alsdann hätte es sich betrunken und hätte in den Straßenecken genächtigt. Der Tag wäre ein schönes Gegenstück zum Meuchelmord des Ministers Prina in Mailand gewesen[4].

[1] Ein Vetter Stendhals. In „La Vie de Rossini", 1819, S. 333, Fußnote, sagt Stendhal von ihm: „Rom verdankt die meisten Verschönerungen unter Napoleon Herrn Daru, dem Intendanten der Krone, einem höchst kunstverständigen Manne und Intimus von Canova. Unter anderen leitete er die Ausgrabungen an der Trajanssäule." Daru führte Stendhal bei Canova ein. (Arbelet, S. 232.)

[2] Kardinal Albani. Vgl. die Aufzeichnung vom 16. Oktober 1828. — v. D. B.

[3] S. auch Stendhals Novelle „Erinnerungen eines römischen Edelmannes", Bd. III dieser Ausgabe. — v. D. B.

[4] Hierüber vgl. Stendhals „Reise in Italien", Anhang, Nr. 13. — v. D. B.

Derselbe abscheuliche Pöbel von Rom wurde von denselben Personen im Jahre 1793 und 1795 benutzt, um Basseville und den General Duphot zu ermorden. Der arme Hugo Basseville[1] ahnte bei seinem Tode nicht, daß Monti ihn unsterblich machen würde. Dieser politische Mord, als Heldentat gefeiert, bei der das Opfer unrecht hat, führte zu der prachtvollen Dichtung der Bassvilliana (allen Schöpfungen Byrons ebenbürtig oder noch besser)[2]. Das Spaßhafteste daran ist, daß Monti damals Liberaler war und vor Furcht umkam. Er hatte Basseville gekannt, ihm Vorschläge für seine liberalen Pläne unterbreitet und glaubte nicht ein Wort von dem, was er schrieb. Wer sollte das glauben, wenn er diese prächtigen Verse liest? Heute, wo die Unsterblichkeit des großen Mannes begonnen hat, wage ich diese Anekdote zu veröffentlichen.

Horace Vernet hat in seinem Gemälde La Ripresa de' Barberi den römischen Pöbel, der zugleich abstoßend und durch seine Energie bewundernswert ist, vortrefflich geschildert. Dieser Pöbel ist ein treuer Gegenbeweis der christlichen Religion, so wie die Päpste sie auffassen. Welch ein Unterschied gegen das fast deistische niedere Volk in Paris, das sich aus Bauern rekrutiert, denen der Verkauf der Nationalgüter Ehrlichkeit beigebracht hat! Der Pariser Pöbel war nur im Jahre 1780 wild. Ich weiß von Herrn d'Azincourt[3], daß es vor der Revolution bei den Franzosen auf der Rapée oft zu Messerstechereien kam. Kommen heute im Volke Morde vor, so ist es aus Liebe, wie bei Othello. Schreckenstage wie die eben genannten verändern den Volkscharakter. So erziehen Morde und Henker jetzt das spanische Volk.

[1] Basseville wurde als französischer Legationssekretär vom Volke, das er revolutionieren wollte, erdolcht. — General Duphot (geb. 1770) begleitete 1797 (nicht 1795) den Gesandten Joseph Bonaparte nach Rom. Er wurde bei einem Volksauflauf erschossen. — d. Ü. B.

[2] Teilweise verdeutscht von Paul Heyse in „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts", I, 257 ff.

[3] Vermutlich Seroux d'Agincourt (1730—1814), berühmter Kunstsammler, Verfasser einer Histoire de l'art par ses monuments (Paris 1811—23, 6 vol.). — d. Ü. B.

5. Juni. — Ich finde Monsignore Colonna in der Kirche Santi Apostoli wieder, vor dem Grabmal Clemens' XIV. (Ganganelli), dem ersten großen Werke Canovas. Dies Grabmal über der Sakristeitür ist sehr merkwürdig für die Geschichte seines Talentes. Wir plaudern eine Stunde, während wir es betrachten, und bewundern vornehmlich das Gesicht der „Mäßigkeit". Canova begann seine Laufbahn in Venedig mit so peinlicher Nachahmung der Natur, daß seine Feinde sagten, er gösse seine Modelle ab, statt sie zu kopieren.

Wir sprechen von der Vergiftung des armen braven Ganganelli (1774)[1]. Als er eine schöne Bulle unterschrieb, sagte er: „Ich bin verloren." Monsignore Colonna erzählte seltsame Einzelheiten, hierauf vertraute er mir eine andere Vergiftungsgeschichte an, würdig des Mittelalters.

Wir hatten einen Greis mit seltsamen Gesichtszügen getroffen. „Das ist ein Bild der Reue", sagte mir Monsignore Colonna. „Dieser Mann hat den Priestern 100000 Taler hinterlassen."

Ein junger römischer Miniaturmaler sah öfters eine Römerin der ersten Gesellschaft; der Gatte machte sich ein halbes Jahr lang keine Gedanken; schließlich bemerkte er, daß dieser Maler, übrigens ein sehr talentvoller Mann, von niedriger Herkunft war und von niemand begünstigt wurde. An einem sehr heißen Tage bot der Fürst dem Maler eigenhändig ein Glas Limonade an. Der junge Mann fühlte sich alsbald sehr unwohl, ging nach Hause und legte sich zu Bette. Dort wurde er binnen vierundzwanzig Stunden von so heftigem Erbrechen und so schrecklichen Krämpfen befallen, daß die Flüssigkeit, die der Schmerz seinem Magen entriß, wie ein Sprudel hervorschoß und mitten im Zimmer niederfiel. Der herbeigerufene Arzt verordnete Zuckerwasser und reiste sofort aufs Land, um erst nach

[1] S. das „Leben des Scipio de Ricci, Bischofs von Pistoja", von de Potter. (Stendhal.) Gemeint ist Papst Clemens XIV. (1769—74). Die erwähnte „schöne Bulle" befahl die Aufhebung des Jesuitenordens. (Vgl. S. 334.) — v. O. B.

vierzehn Tagen wiederzukommen. In den folgenden zwanzig Jahren hat er den Namen des Malers nie genannt. Es versteht sich von selbst, daß die römische Justiz diesen Tod als den natürlichsten von der Welt ansah Doch man denke sich die Fürstin, als sie am nächsten Tage mit ihrem Gatten speiste! Solch eine Frau kann Dante lesen, und der Gatte desgleichen. Glückliches Land für die Dichter! In England bewirkt der angeborene Trübsinn, daß man sich zu schnell tötet. Nichts ist weniger rührend als ein Mann, der vor zwanzig Jahren Selbstmord beging. Doch ein Mann, der zwanzig Jahre verbracht hat wie unser Greis!

Was die französischen Reaktionäre erstaunen wird, die im Jahre 1815 die Ehescheidung aufgehoben haben, ist, daß sie vor der Revolution in Rom nicht selten war. Man erreichte sie freilich erst nach einem Skandalprozeß, und sie wurde auch nur von Leuten der vornehmsten Gesellschaft nachgesucht. Die Gewohnheit war in dieser Hinsicht so eingewurzelt, daß, als die französischen Behörden den päpstlichen folgten, sie noch gezwungen waren, die Ehescheidung eines jungen Römers auszusprechen, der angeblich impotent war, doch acht Tage später seine Geliebte heiratete und von ihr drei Kinder hatte.

Monsignore Colonna sagte unseren Damen heute abend das entzückende Sonett auf, das Monti im Jahre 1790 machte, als eine junge, reizende Genueserin in Rom eintraf, um ihre Ehescheidung durchzusetzen.

Per celebre Scioglimento di Matrimonio in Genova[1]

Su l'infausto Imeneo pianse e rivolse
Altrove il guardo vergognoso Amore;
Pianse Feconditade, e al Ciel si dolse
L'onta narrando del traditio amore.

Ma del fanciullo Citereo si volse
Giove dall' alto ad emendar l'errore;
Vide l'inutil nodo e lo disciolse,
E rise intanto il verginal Pudore.

[1] Deutsch s. Anm. 6 im Anhang.

Or sul tuo fato in Ciel si tien consiglio
Ligure Ninfa, ed altra insidia a tesa,
Per vendicarti di Ciprigna il figlio.

E ben farallo, chè alla dolce impresa
Fia sprone il balenar del tutto bel ciglio
L'età che invita, e la svelata offesa.

Wer die Leidenschaften gern in Worten schildern hört, wird auch ohne Beweis den Unterschied des galanten Tons zwischen den Madrigalen Voltaires und Voitures und der leidenschaftlichen Art Montis erfassen. Der Rang der Frau, deren Reizen man huldigt, macht bei Voltaires Versen viel aus. Bei denen Montis fühlt man unbestimmt, daß die Liebe „die Gleichheit schafft und sie nicht sucht". (Corneille.)

Gestern handelte ein Engländer um ein Gemälde. Er sagte zum Maler: „Wieviel Tage hat Ihnen dieses Bild gekostet?" — „Elf Tage." — „Schön, dafür gebe ich Ihnen elf Zechinen; mit einer Zechine pro Tag sind Sie reichlich bezahlt." Der Künstler stellte sein Bild entrüstet an die Wand und drehte dem Aristokraten den Rücken. Diese Art von Höflichkeit liefert die Engländer den Pfuschern aus. Ich sah Bilder, die mit 80 und 100 Louisdors bezahlt wurden und die nicht 100 Franken wert waren, was mir große Freude machte. Aber in hundert Jahren werden alle italienischen Bilder von heute auf schönen rotseidenen Tapeten prangen. Die Feuchtigkeit des englischen Klimas wird diesen armen Meisterwerken sehr schaden.

„Es ist keine hundert Jahre her," sagte mir Herr Malo, ein junger französischer Kaufmann, „daß ein Botschafter auf einen Reisenden zutrat, den er zu einer Soirée eingeladen hatte. ‚Ach, mein Herr, ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung', sagte er. ‚Ich habe Sie seit den sechs Wochen, wo Sie in Rom sind, nicht eingeladen. Man hatte mir gesagt, Sie seien Kaufmann.'" Dieselbe Persönlichkeit empfing die Engländer auf Empfehlung ihres Lohndieners. (Historisch.)

Rom, 7. Juni 1828. — Heute abend nach einer Vorstellung von „Elisa und Claudio" (von Mercadante), die uns unbeschreiblichen Genuß bereitete, denn Tamburini sang und unsere Seelen waren auf das Reine und Zarte gestimmt, entfaltete die junge Marchesina Mathilde Dembos . . .[1] eine bewundernswerte Beredsamkeit. Sie sprach von der ehrlichen, freudigen Hingebung ohne Pose, aber auch ohne Schranken, die gewisse Seelen ihrem Gott oder ihrem Liebhaber entgegenbringen. Das kam von allem, was ich auf dieser Reise kennenlernte, der vollendeten Schönheit am nächsten. Als wir sie verließen, waren wir wie berauscht vor jäher Begeisterung für so wahre und vollendete Einfalt.

„Auch der Naivste unter uns", sagte der liebenswürdige Della Bianca, „verbringt einen Teil seiner Zeit damit, an den Eindruck zu denken, den er auf die andern macht. Am meisten vielleicht beschäftigt sich der damit, der der Öffentlichkeit trotzt. Ein schlichter Mensch verwendet diese Zeit nur dazu, um an seine Leidenschaft oder an seine Kunst zu denken. Kann uns die Überlegenheit der aufrichtigen und naiven Künstler da wundernehmen? Doch in den Ländern mit politischer Freiheit werden ihnen die Zeitungsartikel fehlen, und in den Monarchien die Orden."

„So müßte man also," wandte ich ein, „um in Zukunft überlegen zu sein, sehr reich und von sehr hoher Geburt sein, um gegen alle kleinen Versuchungen gefeit zu sein." — „Gewiß, doch als Privilegierter wird man seine Zeit mit der Furcht vor dem Volke vergeuden." — „Glauben Sie, daß man ohne wahrhafte Seelengröße im 19. Jahrhundert in den Künsten Großes leisten könnte?" — „Man kann viel Talent und doch eine schwache Seele haben. Denken Sie an Racine, der Höfling sein will und vor Ärger stirbt, weil er Scarrons Namen

[1] Wohl eine Erinnerung an Stendhals Mailänder Geliebte Mathilde Dembowska, die aber schon 1825 gestorben war. (S. „Reise in Italien", Bd. V dieser Ausgabe.) — v. D. B.

in Gegenwart von Ludwig XIV. genannt hatte[1]. Ich bin überzeugt, daß mehr als ein ehrenhafter Künstler durch den Erfolg ränkesüchtiger Kollegen verwirrt und entmutigt wird. Um also in Zukunft Hervorragendes zu leisten, wird man reich und vornehm sein müssen; da sehen Sie, was die Wissenschaften und Künste der Protektion der Herrscher verdanken. In manchen Ländern ist ein Schuster glücklicher als ein Maler; durch die Gewöhnlichkeit seines Handwerks begünstigt, kommt er, wenn er Hervorragendes leistet, sicher zu Vermögen. Ein schlechter Schuster, der dem Minister die Schuhe liefert, wird nicht durch die von der Regierung bezahlten Marktschreier angepriesen. Das Publikum, das nur eine gewisse Summe zum Ankauf von Bildern übrig hat, kauft bei dem angepriesenen Maler und vernachlässigt Prud'hon . . ."

8. Juni 1828. — Was soll man von einem Volk erwarten, das energisch und überaus leidenschaftlich ist, dem Geschick und den Menschen mißtraut und daher in seinen Neigungen ganz und gar nicht leichtfertig ist? Man bedenke, daß dies Volk seit fünfhundert Jahren durch eine Regierung beherrscht wird, von deren persönlichem Charakter ein Gregor VII., Alexander VI. oder Julius II. einen Begriff geben kann; und diese Regierung droht ihm, wenn es nicht gehorcht, mit dem Galgen auf Erden und der Hölle im Jenseits.

Der päpstliche Despotismus, der von leidenschaftlichen Menschen ausgeübt wird, lebt wie das übrige Volk nur von Launen; infolgedessen sieht sich der geringste Schuster gleich dem reichsten römischen Prinzen zehnmal im Jahre in einer unvorhergesehenen Lage und auf seine Erfindungsgabe und Willenskraft angewiesen. Und gerade diese kann Menschen mit großer Begabung fehlen, die als solche an der Spitze ihrer Gattung stehen könnten.

[1] Ludwig XIV. nahm Scarrons Gattin, Frau von Maintenon, zur Geliebten, und Racine fiel in Ungnade, als er den Dichter einmal in Gegenwart des Königs nannte. — D.

Man nehme, wie der Zufall sie schickt, hundert gut gekleidete Franzosen, die den Pont Royal passieren, hundert Engländer von London Bridge, hundert Römer, die sich auf dem Korso ergehen; wähle aus jeder dieser Gruppen die fünf Menschen aus, die am meisten Mut und Geist zeigen, und suche sie gut in Erinnerung zu behalten. Ich behaupte, daß die fünf Römer den Franzosen und Engländern den Rang ablaufen werden, mag man sie nun auf eine einsame Insel versetzen, wie Robinson Crusoe, oder an den Hof Ludwigs XIV., mit dem Auftrag, eine Intrige zu spinnen, oder in eine stürmische Unterhaussitzung. Der Franzose, und zwar der von 1780 und nicht der traurige Schwätzer von 1829, wird nur in einem Salon der erste sein, wo es in erster Linie gilt, den Abend angenehm zu verbringen.

Der Engländer, den man nach meiner Annahme auf London Bridge anhält, wird viel vernünftiger und viel besser gekleidet sein als der Römer; er wird ausgeprägte soziale Gewohnheiten haben. Schwurgerichte und Solidaritätsgefühl, Dampfmaschinen, die Gefahren der Schiffahrt, Hilfsmittel in der Gefahr, das alles werden ihm vertraute Dinge sein; doch als Mensch wird ihm der Römer sehr überlegen sein. Gerade weil der Engländer eine ziemlich gerechte Regierung hat, braucht er sich nicht zehnmal im Monat in kleinen Zufälligkeiten zu entscheiden, die sehr leicht zu seinem Ruin, ja zu Gefängnis und Tod führen können.

Der Franzose wird sich durch Gutmütigkeit und glänzende Bravour auszeichnen; nichts wird ihn traurig stimmen, nichts entmutigen. Er wird bis ans Ende der Welt gehen und zurückkehren, indem er wie Figaro jedermann barbiert. Vielleicht wird er uns durch das Feuerwerk seines Esprit amüsieren (ich spreche immer von Franzosen von 1780); als Mensch aber ist er weniger energisch, weniger bedeutend, schneller durch Hindernisse ermüdet als ein Römer. Den ganzen Tag durch irgend etwas belustigt, wird der Franzose nicht mit der gleichen Energie sein Glück genießen wie der Römer, der am Abend mit noch unerregter Seele bei seiner Geliebten erscheint; er wird

also kein so großes Opfer bringen, um sie zu erringen. Trifft man aber seine Wahl nach einem andern Gesichtspunkt und wählt aus diesen drei Volksgruppen von je hundert Menschen die aus, die jeglicher Erziehung und Kultur bar sind, so wird die Überlegenheit der römischen Rasse noch auffälliger sein. Weit entfernt, gar nicht zu wirken, wirkt die Erziehung auf den Römer im umgekehrten Sinne; denn Regierung und Zivilisation wirken hier gegen Tugend und Arbeit und lehren ihn unbewußt Verbrechen und Betrug. Wenn die Regierung beispielsweise mit Mördern verhandelt: was könnte sie Ärgeres tun? — Ihnen das Wort brechen, und sie verfehlt auch das nicht[1].

Die geringfügigen Geschäfte, die den Tag eines kleinen Kaufmanns ausfüllen, nehmen im Laufe von fünfzig Jahren die Farbe der Regierung an und werden durch analoge Mittel und nach den gleichen moralischen Gewohnheiten entschieden wie die Staatsgeschäfte.

Wenn man mir mit Schwulst und deutscher Philosophie kommt, so reden wir lieber von etwas anderem; traut man mir aber Aufrichtigkeit zu, so wird man durch diese rasch hingeworfenen Gründe erkennen, warum die Pflanze „Mensch" in Rom kräftiger und größer wird als anderswo. Unter einer guten Regierung würde sie größere Taten vollbringen, brauchte jedoch nicht so viel Energie, um zu leben, und wäre daher weniger schön. Ich verlange nicht, daß man mir aufs Wort glaubt; wenn man aber jemals nach Rom reist, so mache man die Augen auf und verstecke dieses Buch.

Was nun folgt, ist langweilig und wendet sich nur an träge oder mißtrauische Geister.

Gott behüte, daß ich behaupten wollte, Pius VI. oder Pius VII. besäßen den Charakter von Cäsar Borgias Vater [Papst Alexander VI.], doch sie sind energische und tätige Herrscher, die einen tiefen Eindruck im Gedächtnis der Völker zurücklassen, und keine

[1] S. die „Voyage d'un Privilégié" in der Umgegend Neapels von Lord Craven und „Three months passed in the mountains east of Rome" (London 1820) von Mrs. Graham.

Limonadenseelen, wie die Ganganelli, Lambertini und die andern Päpste, die seit hundert Jahren regiert haben. Durch ihre Moral stehen diese Päpste vielleicht über den Herrschern, die im 18. Jahrhundert auf Europas Thronen saßen. Doch die Politik des römischen Hofes ist ebenso beständig gegen seine Untertanen wie gegen die Könige, und selbst unter den besten Päpsten geschahen befremdliche Dinge. Man sehe doch, was die tugendhaftesten Bischöfe im Jahre 1783 in den toskanischen Klöstern duldeten[1]. Das Gift spielt in Rom eine größere Rolle als man glaubt. Die römischen Pfarrer nehmen etwa den Rang der Obersten in den napoleonischen Heeren ein. Es sind kluge, rasche Leute, die viele Geschäfte haben und über manches Bescheid wissen. Oft wollen sie dem Gouverneur von Rom (dem Polizeiminister) nicht alles sagen, was sie wissen.

9. Juni 1828. — Sobald man die Geschichte der Päpste bei Giovio oder de Potter studiert hat, wird man mir zustimmen. Diese Geschichte ist, wenn man alles Dogmatische überschlägt, die originellste und vielleicht interessanteste der Neuzeit.

In Versailles intrigierte der Marschall Richelieu im Jahre 1730, um dem schwächsten aller Menschen, Ludwig XV., eine Geliebte zu geben[2]. In Rom intrigierte man im Jahre 1730 wegen der Frage, ob die barfüßigen Karmelitermönche Hosen tragen sollten. Es gab leidenschaftliche Vertreter für und gegen die Hosen. Beide Parteien zitierten zwanzig lateinische Autoren. Diesem Streit wolle man nicht mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als einem Opernlibretto; man spare seine Aufmerksamkeit und Bewunderung für die von den Streitern

[1] Leben des Scipio de Ricci von de Potter. — Biographie aller Päpste. Brüssel 1827. (Über dies Werk siehe auch S. 154, Anm. 1.) — Die Lebensbeschreibungen des Paolo Giovio. (Stendhal.)

[2] S. die Memoiren der Herzogin von Brancas, ein von Lauraguais veröffentlichtes köstliches Fragment. (Stendhal.) — Der Herausgeber war ihr Enkel, Herzog von Brancas-Lauraguais (in „Lettre de L. B. Lauraguais à Madame ***", Paris 1802). Sonderausgabe von L. Lacour (Paris 1865). — v. O. B.

entwickelte Geschicklichkeit. Neben so einem Barfüßermönch, der in Rom für oder gegen die Hosen intrigierte, waren der Marschall Richelieu, der Abbé von Vermont, der Baron Bézenval, das heißt die schlausten und glücklichsten Höflinge in Versailles, nur Windbeutel, die morgen vergessen haben, was sie gestern abend wollten. Man bedenke, was so ein armseliger, in sein Kloster eingesperrter Mönch tun muß, um Prior zu werden. Hier kennen sich alle, niemand ist unbesonnen oder zerstreut. Diese Schule gab der Welt einen Sixtus V. und Ganganelli.

Ein römischer Monsignore, dumm und eingebildet, ein Onkel der hübschen Fulvia F ***, hatte dem Grafen C *** erlaubt, ihn zu malen. Der Graf war außer sich über die Dummheit seines Modells und wußte nicht, was er ihm sagen sollte. Plötzlich rief er aus: „Sie werden wahrhaft imposant aussehen, wenn Sie Papst sind." Der Abbate errötete stark und erwiderte endlich mit gesenktem Blick: „Ich muß Ihnen gestehen, ich habe das auch schon oft gedacht."

Ein junger Mann aus einer der vornehmsten Familien träumt ebenso wie der geschickte Intrigant davon, Monsignore zu werden. Ein Monsignore, der ein Amt hat, sieht sich schon als Kardinal, und jeder Kardinal träumt von der Papstkrone. Dergleichen schützt die hohe Gesellschaft vor Langeweile. Auch du, mein Leser, der du über die Narrheit und über die Ränke der römischen Politik lächelst, wie wäre dir zumute, wenn du wüßtest, daß ein Los von hundert Millionen in sieben Jahren zwischen dir und vierzig Freunden ausgelost wird? Welchen Kopf verdrehte solch ein Gedanke nicht?

11. Juni 1828. — Das erste Verdienst eines jungen Malers ist die Fähigkeit, genau nachahmen zu können, was er vor Augen hat, sei es der Kopf eines jungen Mädchens oder die Arme eines Skeletts. Mit diesem Talent wird er es erreichen, den idealen Kopf des Tankred zu treffen, der den Tod der Clorinde beweint oder den Napoleons auf St. Helena, wie er das Meer betrachtet. Seine Phantasie muß hier freilich das Modell erschaffen, das er kopieren will, wofern er

neben den technischen Fertigkeiten seiner Kunst, der Farbe, dem Helldunkel und der Zeichnung, auch eine Seele hat, die ihm Vorwürfe liefert. Treibt ihn seine Seele dazu, Szenen zu malen, die zu weit über den prosaischen Inhalt des Alltags hinausgehen, so wird man sein Gemälde vielleicht mit Emphase loben, doch sehr wenige Leute werden sein Verdienst wirklich fühlen.

Die holländischen Kaufleute, der Herzog von Choiseul (Minister Ludwigs XV.) und unzählige Kunstliebhaber wiegen die Darstellung einer plumpen Köchin, die den Rücken eines Kabeljaus abschabt, mit Gold auf, vorausgesetzt, daß dies Bild die drei technischen Forderungen der Malerei erfüllt. Die üppigen Formen der Rubensschen Nymphen, die oft nichtssagenden Gesichter Tizians erobern sich die etwas weniger seelenlosen Menschen. Endlich werden Dreiviertel aller französischen Reisenden bei einem Tête-à-Tête mit einer Madonna Raffaels sehr verlegen sein; ihre Eitelkeit wird leiden, und sie werden sie schließlich scheel ansehen; sie werden ihr ihre Hoheit zum Vorwurf machen und sich verachtet glauben.

Alle Gemälde Raffaels, die nicht eine hübsche Frau darstellen, schätzen die nach Rom kommenden Pariser nur des Namens wegen; und wenn erst der Kult des Häßlichen in Frankreich vollständig gesiegt hat, dann wird dieser Maler in achtzig Jahren ebenso verachtet sein, wie er es vor zwanzig Jahren war.

Besitzt der junge Maler, von dem ich sprach, viel Geist und Phantasie, aber nicht das sine qua non seiner Kunst, Farbe, Helldunkel und Zeichnung, so wird er hübsche Karikaturen wie Hogarth machen, dessen Gemälde niemand ansieht, sobald man die geistreiche Idee erfaßt hat, die sie dem Beschauer vermitteln sollen[1].

[1] Stendhal wiederholt hier das ungerechte Urteil seiner Zeitgenossen über Hogarth, dessen „Crevetten-Mädchen" in der National Gallery allein ihn den größten Koloristen aller Zeiten gleichstellt, und der auch in seinen letzten satirischen Bilderserien „Heirat nach der Mode" und „Die Wahl" nicht minder als Maler wie als Moralist fesselt. — D.

Die Zivilisation verkümmert die Seelen. Kehrt man von Rom nach Paris zurück, so fällt am meisten ins Auge die glatte Höflichkeit und die matten Augen aller, denen man begegnet...

Abends waren wir auf einem reizenden Ballfeste, wo wir sehr liebenswürdige junge Leute, Deutsche und Russen, kennen lernten. Den geringsten gesellschaftlichen Erfolg haben zurzeit die Engländer. Ihre oft linkische Schüchternheit wirkt manchmal beleidigend. Einer von ihnen, ein furchtbar trauriger Mensch, der alles von der unglücklichen Seite sieht, ist fünfundzwanzig Jahre alt und hat 20- bis 25000 Louisdor Rente. Er ist übrigens ein auffallend hübscher Junge und trug einen ungeheuren Kragen aus sehr grober Leinwand. Diese Lächerlichkeit verleidete ihn den Damen...

12. Juni. — Ganz Europa beneidet Frankreich um seinen Besitz an Glücksgütern unter der Regierung Karls X. Selbst England ist weit entfernt von dem Wohlstand, dessen wir uns erfreuen könnten, wenn wir keine Narren wären. Weil ein Artillerieleutnant Kaiser geworden ist und zwei- bis dreihundert Franzosen, die ihrer Herkunft nach mit tausend Talern Rente hätten auskommen müssen, durch ihn auf die Höhen der Gesellschaft emporstiegen, hat alle Franzosen ein wilder und notwendigerweise unglücklicher Ehrgeiz gepackt. Selbst die jungen Leute verschmähen die Freuden ihres Alters in der närrischen Hoffnung, Abgeordnete zu werden und den Ruhm eines Mirabeau in den Schatten zu stellen. Aber Mirabeau hatte Leidenschaften, während unsere junge Welt mit fünfzig Jahren zur Welt gekommen scheint. Im Besitz der größten Glücksgüter wollen wir, weil eine unselige Binde unsere Augen bedeckt, nichts von ihnen wissen und vergessen, sie zu genießen. Die Engländer dagegen, die durch ihre Staatsschulden und ihre entsetzliche Aristokratie wirklich zu unvermeidlichem Unglück verdammt sind, leiden unter der entgegengesetzten Narrheit: sie setzen ihren Stolz darein, überaus glücklich zu scheinen und sich dies selbst einzubilden.

Der gesunde italienische Menschenverstand kann unsere fremdartige Narrheit nicht begreifen. Die Ausländer sehen wohl das Gesamtresultat

des Lebens einer Nation, erkennen aber die Einzelheiten nicht deutlich genug, um zu sehen, wie das Gute sich Bahn bricht. Daher jener spaßhafte Glaube, daß, wenn Italien sich jemals erhebt, um die Verfassung zu erlangen, Frankreich ihm helfen werde[1]... Die unglücklichen politischen Zustände verwirren die Geister der armen Römer derart, daß sie das Erscheinen von zehntausend Franzosen am Mont Cenis für glaubhaft, ja für wahrscheinlich halten: sie sollen dem unglücklichen Italien einen veränderten Abklatsch der Verfassung Ludwigs XVIII. bringen.

13. Juni. — Eines Abends erzählte Canova bei Signora Tambroni von den Anfängen seiner Laufbahn[2]. „Ein venezianischer Nobile befreite mich durch seine Großmut von der Sorge um mein Auskommen, und ich liebte das Schöne." Als die Damen Tambroni und Lampugnani ihn sehr baten, fuhr er fort, uns sein Leben zu erzählen, Jahr für Jahr, mit jener vollendeten Einfachheit, die der Hauptzug dieses virgilischen Charakters ist. An die Ränke der Welt dachte Canova höchstens, wenn er sie fürchtete; er war ein Handwerker, ein Einfältiger im Geist, dem der Himmel eine schöne Seele und Genie geschenkt hat. In den Salons suchte er die schönen Gesichtszüge und betrachtete sie mit Leidenschaft. Er hatte das Glück, mit fünfundzwanzig Jahren noch nicht orthographisch schreiben zu können, und mit fünfzig lehnte er das Kreuz der Ehrenlegion ab, weil er einen Eid hätte leisten müssen. Zur Zeit seiner zweiten Reise nach Paris (1811) wies er eine große Wohnung, die ihm Napoleon anbot, zurück; man stellte sie ihm nach seiner Wahl zur Verfügung, nahe oder fern von Paris, zum Beispiel in Fontainebleau; ebenso ein Gehalt von 50000 Franken sowie 80000 Franken für jede Statue, die er für den Kaiser anfertigte.

[1] Bekanntlich hat die „Republik Frankreich" von 1848 die „Republik Rom" mit Kanonen bekämpft. — v. O. B.

[2] Canova starb schon 1822. Stendhals Erinnerungen müssen also bis in die Jahre 1816 und 1817 zurückgehen, deren Winter er zum Teil in Rom verbrachte. — v. O. B.

Nachdem Canova auf dies stolze Dasein und die Ehren verzichtet hatte, durch die er vor der ganzen Welt als erster lebender Bildhauer dagestanden hätte, kehrte er nach Rom zurück, um in seinem dritten Stockwerk zu wohnen[1].

Sein Genie wäre erkaltet, hätte er sich in Frankreich, der Leuchte der Welt, niedergelassen, wo damals sich alles um Siege und ehrgeizige Pläne drehte, wie heute um Industrie und politische Streitigkeiten. Es war den Franzosen gegeben, die Künste mit größter Feinheit und unbegrenztem Geist zu erfassen; aber sie haben sich bisher noch nicht dazu aufgeschwungen, sie auch zu fühlen...

Um die Wirkung der Kunst zu verspüren, sind fröhliche Menschen vonnöten. Nun sehe man sich einmal das finstere und vollständige Schweigen bei den Erstaufführungen in der Komischen Oper [in Paris] an: die Eitelkeit wagt nicht den Mund aufzutun, aus Angst, sich zu kompromittieren. Bei einer Erstaufführung im Teatro Argentina in Rom gestikuliert alles zugleich. Der mißtrauischste alte Abbate ist närrisch wie ein Jüngling; das macht die Liebe für die Oper, die ihnen gefällt. Sie kaufen sich eine kleine Wachskerze und lesen bei dieser Beleuchtung das Libretto. Vor der französischen Zivilisation und der Herrschaft der Konvenienz schrien die Abbati beim Schein ihrer Wachsstöcke dem Kapellmeister Schimpfworte zu, wenn ihnen die Musik mißfiel. Dann entstanden die komischsten Dialoge, dank der Naivität und Narrheit der Redenden.

Die Franzosen lieben wirklich nur das, was nach der Mode ist.

[1] Auch auf Thorwaldsen, den römischen Rivalen Canovas, dem Stendhal in diesem Werke nicht gerecht wird, paßt die obige Charakteristik. „Frack und Orden legte er sehr ungern an", erzählt Noack („Deutsches Leben in Rom", Stuttgart 1907, S. 228). „Er soll sogar eine ganze Höflingsschar einmal dadurch in Aufregung versetzt haben, daß er zu allen seinen Dekorationen europäischer Fürsten auch den Bajocco, das scherzhafte Ehrenzeichen der deutsch-römischen Künstler, an den Staatsfrack geheftet hatte und auf anzügliche Bemerkungen den kurzen Bescheid gab, das sei der Orden, auf den er am stolzesten sei."

Im Norden, zum Beispiel in Amerika, empfinden zwei junge Leute erst dann Liebe für einander, wenn sie sich zwanzig Abende lang durch kalte Vernunftschlüsse versichert haben, daß sie über Religion, Metaphysik, Geschichte, Politik, schöne Künste, Romane, Theater, Geologie, Entstehung der Kontinente, indirekte Steuern und vieles andere gleicher Meinung sind. Eine Statue von Canova rührt eine junge Italienerin beim ersten Anblick und ohne metaphysische Klügeleien zu Tränen. Es ist noch keine Woche her, daß Giulia B . . . ihre Tränen unter ihrem Schleier verbergen mußte. Die Signora Lamberti hatte sie mitgenommen, um Canovas „Abschied der Venus von Adonis" zu besichtigen; und bei der Rückkehr sprachen wir sehr heiter von ganz anderen Dingen. — Nördlich der Alpen empfindet man die Kunst keineswegs in einer plötzlichen Herzenswallung. Ich glaube fast, man kann sagen, daß der Norden nur durch den Verstand empfinden kann; solchen Leuten darf man von der Skulptur nicht anders sprechen, als in philosophischen Formeln. Um in Frankreich das große Publikum zum Kunstempfinden zu bringen, müßte man in dem poetischen Schwulst von „Corinne" reden, einer Sprache, die edle Seelen empört und im übrigen alle Abstufungen ausschließt.

Zweifellos gibt es unter uns einige edle und zartfühlende Seelen, wie Madame Roland, Mademoiselle de Lespinasse[1], Napoleon, den Verbrecher Lafargue[2] und so weiter. Könnte ich doch in einer heiligen Sprache schreiben, die nur ihnen verständlich ist! Dann wäre ein Schriftsteller ebenso glücklich wie ein Maler; man könnte es wagen, die zartesten Gefühle auszudrücken; und die Bücher, anstatt sich platt zu gleichen, wie heutzutage, wären ebenso verschieden wie die Toiletten auf einem Balle.

[1] Von Stendhal in seinem Buch „Über die Liebe" häufig als Beispiele angeführt. (S. dort.) — v. O. B.
[2] Über „Monsieur Lafargue" s. S. 227 und Baron Seillière, „Die romantische Krankheit", Berlin 1907, S. 375ff.

4. Juni 1828. — Wird der außerordentliche Genuß, den uns heute abend **Petrarcas** schönstes Sonett bereitete, eine genügende Entschuldigung sein, um es hier abzudrucken? Der unverhoffte Anblick eines neuen Gemäldes von Raffael hätte uns nicht mehr ergriffen. Die italienische Sprache ist so kühn im Ausdruck der Leidenschaften und so wenig verdorben durch höfische Ziererei...

Dopo la morte di Laura

Levommi, il mio pensier in parte, ov' era
Quella, ch'io cerco, e non ritrovo in terra:
Ivi fra lor, che il terzo cerchio serra,
La rividi più bella, e meno altiera.

Per man mi prese e disse: In questa spera
Sarai ancor meco, se il desir non erra;
I' son colei, che ti die' tanta guerra,
E compie' mia giornata inanzi sera:

Mio ben non cape in intelletto umano:
Te solo aspetto; e quel che tanto amasti,
E laggiuso è rimaso il mio bel velo.

Deh perchè tacque, ed allargò la mano?
Ch'al suon di detti si pietosi e casti
Poco mancò, ch'io non rimasi in Cielo[1].

5. Juni. — Hat man Mill, Ricardo, Maltus und alle Nationalökonomen gelesen, so stelle man sich das Gegenteil der Verwaltungsgrundsätze vor, die sie empfehlen; danach handelt man in Rom, aber oft mit den besten Absichten der Welt. Hier kann, wie im Frankreich des 15. Jahrhunderts, dieselbe Sache von zwei oder drei verschiedenen Ministerien entschieden werden. Amüsant ist es, daß die verschiedenen Ministerien kein Verzeichnis ihrer Verfügungen führen; es gibt nur Aktenbündel, und was ist leichter, als ein wichtiges Schriftstück in einem verstaubten Aktenstoß zu begraben? Wird dein Vetter General der Franziskaner oder Prämonstratenser, der Kapuziner oder Dominikaner, so nimmst du einen Rechtsstreit wieder auf, der vor

[1] Deutsch s. Anm. 7 im Anhang dieses Bandes.

zwanzig Jahren gegen dich entschieden wurde; und jetzt wirst du über deinen Gegner siegen.

Zivilprozesse dauern darum unglaublich lange. Die Partei, welche verurteilt werden soll, wendet alles auf, um den Urteilsspruch zu verschleppen. Ist das Urteil gefällt, so begibt sich der Auditor santissimo zum Papste, und alles steht still. Ein ungeheurer Vorteil, denn in zehn Jahren kann ein Verwandter der verlierenden Partei zur Macht kommen ... Sobald ein Vater sieht, daß einer seiner Söhne etwas Geist zeigt, läßt er ihn Priester werden. Wer weiß? Vielleicht wird er Papst. Diese einzige Aussicht verwirrt alle Köpfe und stimmt gut zu jener leidenschaftlichen Liebe fürs Spiel, die einer der Hauptzüge der italienischen Phantasie ist. Es ist Brauch, daß der Neffe eines Papstes Fürst wird; das ist der Ursprung des Glückes der Albani, Chigi, Rospigliosi, Barberini, Corsini, Rezzonico, Borghese und so vieler anderer.

Über die Methode, wie man im niedern Volk zu Vermögen kommt, höre man die Meinung meines Schusters: Man hüte sich sehr, arbeitsam, fromm und bieder zu sein. Man macht Skandal, amüsiert sich, geht mit hübschen Frauen auf den Monte Testaccio; der Skandal verbreitet sich im Stadtviertel; plötzlich aber wird man von der göttlichen Gnade betroffen und überantwortet seine Gewissenspflege irgendeinem Fratone (einem Kapuziner oder Barfüßer, der bei einflußreichen Kardinälen verkehrt); man arbeitet tagüber fleißig in seiner Werkstätte, um sich abends vorsichtig zu zerstreuen; man gibt Almosen, und in fünf oder sechs Jahren ist man guter Kundschaft, Fürsten und Fremden empfohlen und sieht sich an der Spitze eines renommierten Geschäfts. „Ich hätte mir rascher Geld gemacht," fügte der Schuster hinzu, „wenn ich eine hübsche Frau geheiratet hätte; aber, weiß Gott, dieses Mittel widerstrebte mir." Ein Mißtrauischer wird mir erwidern: „Wie, mein Herr, ein Schuster hat Ihnen das in einer Viertelstunde und in zehn Zeilen gesagt?" — Nein, Verehrtester, in sechs Jahren und in dreißig oder vierzig Plauderstunden.

16. Juni 1828. — Wir kommen von einer reizenden Abendgesellschaft ... Man sprach vom alten Rom und von Cicero. Irgendwer rezitierte eine Arie aus der „Verschwörung des Catilina", einem Musikdrama des Abbate Casti. Man las das Stück vor: es ist zwar nur ein Opernlibretto, aber wie genial, wie reich an guten Späßen! Und gerade sie werden durch die Musik unterstrichen! Der Witz, welcher auf Überschwenglichkeit der Phantasie rechnet, kann sich die gewagtesten Anspielungen erlauben; er spielt damit und beschwört Stürme der Heiterkeit herauf. Vor sechs Monaten wären unsere Reisegefährtinnen aus Unkenntnis der italienischen Sitten diesem Meisterwerk von Brio und Heiterkeit gegenüber gefühllos geblieben. Wie man sieht, war es nur ein Zufall, daß die „Verschwörung des Catilina" gelesen wurde. Man musizierte hierauf nicht schlecht; aber die edlen, zarten und ernsten Gefühle hatten keine Macht mehr über unsere Herzen. In vorgerückter Stunde, als wir nur noch acht bis zehn Gäste waren, wurde der Wunsch geäußert, ein zweites, dem ersten gleichwertiges, wenn nicht noch lustigeres Stück von Casti zu hören: „Cublai, dramma comico per musica in due atti." Nein! man stirbt nicht vor Lachen, denn tatsächlich überlebten wir diese Vorlesung, die ein ausgezeichneter Mime veranstaltete. Cublai ist eine überaus witzige Verspottung des russischen Hofes und seiner Etikette. Aber glücklicherweise spielt es vor der Revolution, die sich nun über Europa ausbreitet, und deretwegen mehrere Menschen vor drei Tagen unweit von Rom erschossen wurden. In „Cublai" gibt es nichts Gehässiges. Der König ist ein geistreicher Herr, der seinem Vergnügen nachgeht und sich über seine Höflinge lustig macht. Ich weiß nicht, warum die beiden Libretti so selten sind. Der Eigentümer, der alte Abbate F***, der sie in genialer Weise vorlas, erlaubte uns, Kopien anzufertigen, er tat es aber ungern. Nichts macht den Geist so engherzig und eifersüchtig wie die Sammelwut.

17. Juni. — Die Skulptur ist eine strenge Kunst, die nicht auf den ersten Blick wirkt. Meine Reisegefährten beginnen Anteil an ihr zu

nehmen und ihre anfängliche Abneigung gegen sie zu überwinden. Hier ein paar Gedanken, die uns heute morgen ein paar Statuen im Museo Pio Clementino (im Vatikan) eingaben. In unserer Dünkelhaftigkeit kennen wir die Alten ganz und gar nicht; unglaublich ist die Frivolität eines Grabmals im Museum zu Neapel. Ein Priapusopfer auf einem Grabmal, und junge Mädchen, die mit dem Gotte spielen! Es ist weit von hier bis zur Idee einer Totenmesse. Man sieht, wie sehr die christliche Religion die Seelen für die Liebesleidenschaft stimmt. Wie! Nicht einmal der Tod, nichts kann unsere Beziehungen zu denen abbrechen, die wir einmal geliebt haben?

Kann uns die Skulptur den Kopf Napoleons bilden, wie er vom Felsen von St. Helena herab auf das Meer schaut? Oder das Haupt des Lord Castlereagh, der sich töten will[1]? Wenn sie dies vermag, so gibt es noch einen Platz für den Nachfolger Canovas.

Ein Bildhauer, der mit uns heute morgen im Museo Pio Clementino war, erzählte uns, als er hörte, was wir von seiner Kunst verlangten, folgende Geschichte: „Eines Tages bat ein vornehmer Russe den Hofmaler, ihm das Bild eines Zeißigs zu malen, den er sehr liebte. Dieser geliebte Vogel sollte dargestellt werden, wie er seinen Herrn küßt, der ein Stück Zucker in der Hand hält; aber man sollte in den Augen des Vogels sehen, daß er seinen Herrn aus Liebe und durchaus nicht um des Zuckers willen küßte."

Madame D*** sagte zu uns: „Die Zivilisation des 19. Jahrhunderts erreicht zu feine Nuancen, so daß die bildenden Künste ihr vielleicht nicht mehr folgen können. Dann werden ihre idealen Bestrebungen in Verruf kommen. Man beginnt schon von der Langweiligkeit der griechischen Schönheit zu reden; kann die Skulptur jemals den Kopf des Sokrates dem des Apoll vorziehen?"

Die Skulptur muß mehrere Bedingungen erfüllen, ohne die sie nicht Skulptur ist. Sie soll allseitig schön sein. Kann sich diese

[1] Der englische Staatsmann Viscount Castlereagh, ein erbitterter Feind Napoleons, beging 1822 Selbstmord. — v. O. B.

Notwendigkeit, die ich bei der Skulptur voraussetzte, mit dem Ausdruck der Leidenschaften paaren? Es scheint mir, daß alle großen Gesten die Skulptur lächerlich machen. (Man sehe, mit welcher Zurückhaltung die Alten den Schmerz der Niobe ausdrückten.) Eine andere Kunst ist die der Pasta, die es sich zur Aufgabe macht, uns die Gemütsbewegung einer Mutter darzustellen, die im Begriff ist, ihre Kinder zu töten, um sich an deren Vater zu rächen (Medea).

Die Nacktheit war bei den Griechen ein Kult, bei uns stößt sie ab. In Frankreich bringt das Volk die Schönheit nur mit dem Weiblichen in Zusammenhang. Die Griechen kannten keine Galanterie gegen die Frauen, die nur Mägde waren, aber sie kultivierten ein von der Moderne verworfenes Gefühl. Die Soldaten der thebanischen Legion starben für ihren Freund, aber ließ diese Freundschaft zarte Melancholie zu? Die Liebe brachte im Altertum viele heroische Taten hervor, aber wohl wenig Selbstmorde aus Schwermut. Wer seinen Feind töten kann, tötet sich selbst nicht, das hieße sich für besiegt erklären ... Wenn die Liebe von Abälard und Heloise[1] zartere Empfindungen geschaffen hat als alles, was die Antike uns bietet, so muß die Malerei, so wie Raffael und Domenichino sie übten, die Gemälde des Zeuxis und Apelles übertreffen. Die Madonnen Raffaels und Correggios fesseln uns tief durch sehr zarte und oft schwermütige Gefühlsnuancen. Die reizenden pompejanischen Wandgemälde dagegen sind voller Wollust und passen zu diesem glühenden Klima wie ein Sonett von Baffo[2]. Es ist das Gegenteil einer Kultur, wo man gottgefällig zu sein wähnt, wenn man sich Leid zufügt (das asketische Prinzip Benthams). Man lese die herrliche „Opfertheorie" von

[1] Petrus Abälard (1079—1142), scholastischer Philosoph, berühmt durch seine lateinischen Liebesbriefe an seine Schülerin Heloise (deutsch bei Reclam), auf die sich Stendhal in seinem Werk „Über die Liebe" vielfach bezieht. — v. O. B.

[2] Eine „Raccolta" der venezianischen Dialektdichtungen von Giorgio Baffo (geb. 1768) erschien 1789 in Venedig (4 Bde. mit dem fingierten Druckort Cosmopoli). Vgl. auch Stendhals „Reise in Italien", S. 465. — v. O. B.

De Maistre[1], und dann besehe man sich das Priapusopfer in Neapel. Heute glauben wir nicht an De Maistre, und das Neapeler Grabmal stößt uns ab. Was sind wir? Wohin gehen wir? Wer weiß es? In diesem Zweifel ist nichts gewiß als die zarte und erhabene Freude, die uns Mozarts Musik und die Gemälde Correggios bereiten.

18. Juni. — Der gute Ton von heutzutage, sagte ich eines Tages bei Signora Tambroni zu Canova, der mich absolut nicht verstand, verbietet die Gebärden ... Wird dies Fehlen der Gebärden, zu dem alle Völker früher oder später kommen werden, die Skulptur nicht vernichten? In den Künsten, die der Gebärden bedürfen, bleibt dem Bildhauer also nichts übrig, als die Gesten berühmter Schauspieler, das heißt eine Nachahmung, nachzuahmen. So zum Beispiel müßten sich die französischen Bildhauer an die Gesten des großen Schauspielers Talma halten, die ganz Paris kennt und bewundert. Man kann zu ihrem Ruhme also höchstens sagen, daß sie talentvoll Komödie spielen, während man selten den Eindruck hat, daß sie eigene Gefühle ausdrücken...

Canova hörte uns leider nicht zu; er macht sich nichts aus philosophischen Erörterungen über die Kunst und zog es zweifellos vor, mit den reizvollen Bildern zu spielen, die ihm seine Phantasie vorgaukelte. Als Sohn eines einfachen Handwerkers bewahrte er sich die glückliche Unwissenheit seiner Jugend gegenüber allen Poetiken von Lessing und Winckelmann, die über den Apoll schwärmten, bis zu Schlegel, der ihn gelehrt hätte, daß die antike Tragödie nichts anderes als Skulptur sei. Wenn diese Theorien über die Kunst den Reiz der Gespräche der Herren degli Antoni[2], Melchior Gioja[3], della Bianca u.s.w. ausmachten, die ich allabendlich im Hause Tambronis traf, so kam das

[1] Joseph de Maistre (1754—1821), Staatsphilosoph, starb als Minister in Turin. Er vertritt in seinen französisch geschriebenen Schriften den Gedanken, daß fromme Menschen sich für die Sünden der Welt aufopfern sollen. — v. O. B.

[2] Von Stendhal auch in seiner „Reise in Italien" erwähnt. — v. O. B.

[3] S. S. 30, Anm. 1.

daher, daß wir keine großen Künstler waren. Um schöne Bilder vor uns zu sehen, mußten wir reden.

Die Diskussionen in so guter Gesellschaft regten unsere Phantasie an, uns die göttlichen Werke der Skulptur oder der Musik, über deren Vorzüge wir stritten, lebhaft vorzustellen. Das ist, wie mir scheint, der Mechanismus, kraft dessen die Theorien den Dilettanten so angenehm und den Künstlern so ungelegen sind. In Frankreich ist ihnen der philosophische Kritiker mehr ein Gegenstand des Schreckens, denn er kann in den Zeitungen schreiben, die sie verabscheuen, an die sie jedoch fortwährend denken, da sie über ihr Schicksal entscheiden ... Canova war zu gut und zu glücklich, um uns zu hassen; ich denke nur, daß er uns oft nicht zuhörte. Ich erinnere mich eines Abends, wo Melchior Gioja, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, sagte: „In den Künsten, die sich von der Mathematik entfernen, ist der Anfang der Philosophie folgendes Zwiegespräch: Es war einmal ein Maulwurf und eine Nachtigall; der Maulwurf kroch bis an den Eingang seiner Höhle; und als er die Nachtigall erblickte, die auf einer blühenden Akazie saß und sang, rief er ihr zu: Du mußt wohl recht närrisch sein, um dein Leben in einer so unangenehmen Lage zu verbringen, auf einem Zweige, den der Wind schüttelt, und die Augen geblendet von dem schrecklichen Lichte, das mir Kopfschmerzen macht. Der Vogel hielt in seinem Gesang inne. Er konnte sich die Widersinnigkeit des Maulwurfs kaum vorstellen. Dann lachte er aus vollem Herzen und gab seinem schwarzen Freund eine freche Antwort. Wer hatte unrecht? Beide[1].

„Wie oft schon habe ich das Zwiegespräch eines alten Prokuristen oder eines reich gewordenen Bankiers mit einem jungen Poeten gehört, der nur aus Freude an seiner Kunst schreibt und durchaus nicht an das Geld denkt, das ihm oft mangelt!

[1] Diese Anekdote steht ganz ähnlich in einem Briefe Stendhals vom 30. September 1822, wo sie aus dem (fingierten) Tagebuch eines Sir John Armitage entnommen wird. — v. O. B.

„Jemand zieht das Jüngste Gericht von Girodet dem Heiligen Hieronymus des Correggio vor. Ist diese Behauptung eine Lektion, die er eben in irgendeiner Poetik gelernt hat, so muß man ihm freundlich zulächeln und an etwas anderes denken. Ist er jedoch liebenswürdig und drängt uns aufrichtig, ihm zu antworten", fuhr Melchior Gioja fort, „so erwidere ich: Mein Herr, Sie sind die Nachtigall und ich der Maulwurf; ich kann Sie nicht verstehen. Ich kann über die Kunst nur mit Leuten reden, die ähnlich wie ich fühlen. Wenn Sie aber über das Quadrat der Hypotenuse sprechen wollen, so stehe ich Ihnen zu Diensten, und Sie werden binnen einer Viertelstunde meiner Meinung sein."

Canova ließ sich die Fabel vom Maulwurf und der Nachtigall dreimal wiederholen. Er sagte nur lächelnd, er wolle morgen von Deste, seinem Schüler, ein Relief mit den beiden Personen dieses Dialoges anfertigen lassen ...

19. Juni. — Heute früh machten wir verschiedene Projekte, wie wir am besten viele Denkmäler besuchen könnten. Unsere Reisegefährten hatten den Monsignore Colonna zum Frühstück eingeladen; er führte uns zu einer Einkleidung in das Kloster *** am Korso; es waren viele Menschen da, teils sehr gute Gesellschaft. Ein armes junges Mädchen, geschmückt wie zum Balle, wurde in die Kirche geführt; der Kardinalvikar Zurla schnitt ihr die Haare ab. Die junge Nonne war schön wie die Prudentia von Giacomo della Porta in St. Peter (Grabmal Pauls III.); sie war sehr bleich, hatte jedoch eine feste Miene. Das Schauspiel rührte uns bis zu Tränen; wir entwichen schleunigst nach den Caracallathermen.

Wir waren sehr gerührt; diese formlosen Ruinen machten uns Freude. Unsere Damen dinierten frühzeitig in einem römischen Hause. Ich für mein Teil hatte einen Band Gibbon bei mir; ich bestieg eine der großen Mauern der Caracallathermen und setzte mich oben hin, um das Leben des Vespasian zu lesen. Ich las noch um 7 Uhr darin. Abends ging ich in ein Haus, das der Treffpunkt feingebildeter

Caracallathermen

Digitized by Google

Römer ist. Die Unterhaltung, die sich stets um Inschriften und die Bräuche des Altertums dreht, beginnt mich trotz meiner Unwissenheit sehr zu interessieren. Die achtzehn Arten, wie die alten Bildhauer das Haar der Minerva anordneten, habe ich bereits vergessen. Und das sollte mir doch so vertraut sein, wie die Tafel des Pythagoras einem Rechner.

Heute abend sprach ich, in meinen Mantel gehüllt, denn wir hatten Tramontana, einen sehr unangenehmen Wind, bis neun Uhr von Altertümern; dann ging ich und hörte einen Akt der „Donna Caritea", einer Oper von Mercadante. So habe ich einen Abend verbracht, ohne mit einer Frau zu sprechen und ohne mich zu langweilen. Herr N. will mir gern einen Sueton leihen, der nicht wie der meine durch das flache Französisch von La Harpe geschändet ist. Ich gedenke morgen eine oder zwei Lebensbeschreibungen in dem hölzernen Lehnstuhl zu lesen, den ein Engländer ganz oben auf die Ruinen des Kolosseums stellen ließ. Heute las ich eine Stelle im Caligula: „Germanicus oravit causas, etiam triumphalis." Auch nach seinem Triumph führte Germanicus Prozesse. Welche Fülle von Talenten bei einem jungen Erbprinzen des Kaiserreichs! Welche weit offene Tür für den Ausdruck der öffentlichen Meinung und deren Einfluß auf ihn!

20. Juni. — In Rom soll man, wenn möglich, drei Tage ununterbrochen in der Gesellschaft fröhlicher Gefährten und drei Tage in tiefster Einsamkeit leben. Wer Seele hat, würde verrückt, wenn er immer allein wäre.

Grobe Unhöflichkeit der italienischen Gelehrten in ihren Diskussionen gegeneinander. Sie nennen sich Esel, Lump, ja sogar Stiefel (stivale). Herr von Italinski erzählte uns, daß die Franzosen vor der Revolution einen ähnlichen Ton hatten. (Der kleine Abbé Dalin sprang in der Akademie der Wissenschaften auf den Tisch und lief über ihn hin, um Réaumur eine Ohrfeige zu geben usw.)

21. Juni 1828. — Heute morgen sah ich mir wieder mal die Fresken von Domenichino in Sant' Andrea della Valle an; es gibt Tage, wo

es mir scheint, daß die Malerei nicht weiter gehen kann[1]. Welcher Ausdruck zarter und wahrhaft christlicher Schüchternheit in diesen schönen Köpfen! Welche Augen! In tiefe Bewunderung versunken, sprachen wir nur wenig und im Flüstertone. Plötzlich erschien ein Priester und fuhr uns an, wir sollten in der Kirche gefälligst nicht laut sprechen. Nichts war falscher. Auch war sonst niemand in dieser großen Kirche, die überdies als Durchgang dient. Wären die Diplomaten nicht abhängig von den Pfaffen, wir hätten diesem Schulfuchs die gebührende Antwort gegeben; so aber mußten wir ducken.

Zur Zeit des Kardinals Consalvi wären wir unverzüglich zum Portier des Kardinals gegangen und hätten eine schriftliche Beschwerde über diesen Pfaffenstreich hinterlassen. Unter diesem großen Minister kamen weder Hinrichtungen von Karbonari durch den Strang noch Unverschämtheiten dieser Art vor.

Diese Szene, die uns in einem Augenblick störte, wo unsere Seelen durch das tiefe Empfinden für Meisterwerke der Kunst empfindlich waren, machte auf uns einen überaus peinlichen Eindruck. Wir verheimlichten das Geschehnis durchaus nicht, und es regte unsere Freunde zu höchst jakobinischen Ausfällen an. Dies geschah bei ausgezeichnetem Punsch im Palast eines hochadligen Herrn. Vor fünfundzwanzig Jahren hätten wir von Malerei und Musik gesprochen — und man fragt noch, warum die Künste nachlassen! Selbst hier kommen sie herunter. Rom erfreut sich des ungeheuern Vorteils, daß jedermann Muße hat, und die Stadt ist für Scharlatanismus zu klein; aber auch hier va mancando l'anima, auch hier schwindet die Seele, wie Monti zu sagen pflegte. Man denkt nur noch an die Politik. Die Unverschämtheit, unter der wir zu leiden hatten, verdarb uns für zwei Tage die Laune. So haben wir heute Abend ein feindliches Gefühl in die Gesellschaft mitgebracht und uns das

[1] S. die Bemerkung Alfred von Reumonts in der Einleitung, wonach Stendhal den Domenichino insgeheim über Raffael gestellt hätte. — v. O. B.

Vergnügen geleistet, zwei oder drei mächtige Pfaffen lächerlich zu machen. Sie sind wütend; werden sie uns fortjagen lassen?

22. Juni 1828. — Heute morgen besichtigten wir die Porta Maggiore beim Lateran, die vom Kaiser Claudius erbaut wurde und die auf einem erhöhten Platze gelegen ist; trotzdem ist sie bis zu den Gesimsen, die man mit der Hand anfassen kann, verschüttet[1]. Diese zwölf bis vierzehn Fuß hohe Anschüttung, die fast über allen Monumenten Roms lagert, besteht aus Erde, und nicht etwa aus Ziegel- oder Mörtelabfällen. Diese Tatsache ist oft mit wichtiger Miene erklärt worden. Aber die geringste Logik läßt keine Spur solcher schönen Erklärungen gelten. Eine andere Schwäche der Gelehrten ist die, am selben Platz alle Monumente, die ihn nacheinander bedeckten, wieder aufzufinden ...

Nibby, einer der vernünftigsten Antiquare Roms, der noch jung ist, hat den drei Säulen, die man am Forum Romanum sieht, in seinen Reiseschriften und anderen Büchern schon vier verschiedene Namen gegeben. Heute, im Jahr 1828, nennt er das Monument die Graecostasis und sieht darin ein zur Zeit des Königs Pyrrhus zum Empfang ausländischer Gesandtschaften errichtetes Gebäude[2]. Bei jedem neuen Namen versäumte der Gelehrte nicht zu erklären, man müsse verrückt oder blöde sein, um nicht beim ersten Anblick der Säulen die Richtigkeit der neuen Bezeichnung zu erkennen. Setzt man hier der jeweilig in Mode stehenden Erklärung den geringsten Zweifel entgegen, so malt sich auf allen Gesichtern der Zorn. Es ist das gleiche Gefühl, das in südlichen Ländern die Scheiterhaufen der Inquisition anzündete.

Man muß die Worte, mit denen man die alten Monumente bezeichnet, als Eigennamen ansehen, die nichts bedeuten. Kann ein stotternder Dummkopf nicht Chrysostomus heißen?

Seit der Zeit des Tiberius glich Rom den Modeplätzen im früheren Park des Père-la-Chaise, wo die Eitelkeit des 19. Jahrhunderts

[1] Sie wurde später wieder freigelegt. — v. D. B.
[2] Es sind die drei Säulen des Kastor- und Polluxtempels. — v. D. B.

Grabmal an Grabmal reiht. Alle schönen Plätze des Kapitolinischen Hügels, des Forum usw. waren bebaut und meist noch durch Tempel geheiligt. Gelang einem Kaiser oder einem reichen Bürger der Ankauf eines kleinen freien Winkels in einer Modestraße, so benutzte er diesen sofort zur Errichtung eines Baudenkmals, durch das er sich zu verherrlichen suchte. Noch erfüllt von den Vorstellungen einer Republik, die Horatius Cocles und so viele Helden durch Denkmäler geehrt hatte, graute den reichen Bürgern im Augusteischen Zeitalter vor der tiefen Vergessenheit, in die sie unmittelbar nach ihrem Tode versinken würden. Daher die Pyramide des Cestius, der ein bloßer Finanzmann war; das Grabmal der Caecilia Metella, der Gattin des reichen Crassus usw. Es ist ihnen gelungen, da ich, ein Allobroger vom äußersten Norden, ihre Namen niedergeschrieben habe und man sie noch so viele Jahrhunderte nach ihrem Tode liest. Ein ähnliches Gefühl zeigte sich bei den Päpsten, die den Durchschnitt überragten. Für die Zukunft freilich hat die Kunst in Rom ausgespielt, denn Männer dieses Schlages werden fortan ganz darin aufgehen, den Sieg Voltaires und des Verfassungsgedankens zu hemmen. Aber ob Rom auch mit oder ohne Verfassung weiterlebt: alles verkündet den Verfall der Künste im 19. Jahrhundert. Doch mit scharfsinniger Benutzung der Dampfmaschine wird uns irgendein Amerikaner eine sehr hübsche Kopie von Raffaels Gemälden für sechs Louisdors liefern.

Der Papst läßt sein Wappen auf der kleinsten Mauer anbringen, die er wieder aufrichtet, ja selbst an den angestrichenen Holzbänken, mit denen er die Vorzimmer des Vatikans oder Quirinals ausstattet. Diese verzeihliche Eitelkeit erhält die Kunstpflege ungefähr so, wie man im Zoologischen Garten den Namen eines Mäzens verewigt, der einen Bären geschenkt hat.

23. Juni 1828. — Mitten in einer lebhaften und leidenschaftlichen Diskussion, wie man sie hierzulande führt, sagte mir ein junger Künstler stolz: „Wissen Sie auch, mein Herr, daß ich Raffael seit meinem zwölften Jahre studiere?" Ich dacht' mir: „Nichts ist wahrer.

Jede Woche kopiert er vier Stunden lang ein paar Köpfe von Raffael; das macht zweihundertacht Stunden im Jahr, und in zwölf Jahren — denn mein Mann zählt vierundzwanzig — zweitausendvierhundertsechsundneunzig Stunden. Der Franzose des 19. Jahrhunderts hingegen legt seine Palette weg und begibt sich zur Abendgesellschaft eines Abteilungschefs, um einen Auftrag für ein großes Gemälde des heiligen Antonius zu ergattern. Er ist dann heiter oder betrübt, je nachdem er den Auftrag erhalten hat oder nicht. Im ersteren Falle zahlt ihm der Staat zwölftausend Franken Lohn.

Ist er reich genug, um auf den Beamten oder den heiligen Antonius pfeifen zu können, so wird unser Künstler heiter oder betrübt sein, je nachdem er in der letzten Gesellschaft bei Signora D... geglänzt hat oder von einem liebenswürdigeren Menschen ausgestochen wurde. Nie aber wird ihn der Ausdruck eines Raffaelschen Kopfes über einen Seelenschmerz hinwegtrösten; und unsere Sitten lassen ihm keine Muße, um aus anderen Gründen betrübt zu sein, als aus Neid, verletzter Eigenliebe oder gesellschaftlicher Ermüdung...

Den Künstlern, die Titel, Geld, Orden und Uniformen ergattern wollen, kann man nur einen Rat geben: „Werdet Zuckersieder oder Porzellanfabrikanten, dann bringt ihr es eher zum Millionär und Abgeordneten."

Nachfolgend ein Sonett, das Paul sehr preist und das mehrere unserer Reisegefährten als ein Meisterstück von Energie im Stil Michelangelos betrachten. Es ist ein Ausfall des düsteren Alfieri gegen das moderne Rom.

Sonetto

Vuota insalubre region che stato
Ti vai nomando, aridi campi incolti,
Squallidi, oppressi, estenuati volti
Di Popol rio, codardo e insanguinato;

Prepotente e non libero Senato
Di vili astuti in lucid' ostro avvolti;
Ricchi patrizi, e più che ricchi, stolti;
Prence, cui fa sciocchezza altrui beato;

Città, non cittadini; augusti Tempj,
Religion non gia; leggi che ingiuste
Ogni lustro cangiar vede, ma in peggio:

Chiavi, che compre un di, schiudeando agli empj
Del ciel le porte, o per età vetuste:
Oh! sei tu Roma, o d'ogni vizio il seggio[1]?

24. Juni. — Wer sollte es glauben, daß es in Rom noch jetzt Leute gibt, die auf die Geschichte der Päpstin Johanna Wert legen? Eine Frau deutscher Abstammung soll im Jahre 853 den Papstthron bestiegen haben, also vor tausend Jahren. Eine hohe Persönlichkeit, die auf den Kardinalshut hofft, griff mich heute Voltaires wegen an, der sich viele Gottlosigkeiten über diese Päpstin erlaubt haben soll (wovon mir nichts bekannt ist). Um nicht klein beizugeben (was in den Augen eines Italieners das schlimmste Vergehen ist), verfocht ich die Existenz der Päpstin Johanna...

Ich erwiderte, daß man von der Geschichte nicht mehr Gewißheit verlangen soll, als sie zu geben vermag. Die Existenz von Timbuktu ist z. B. viel wahrscheinlicher als die des Kaisers Vespasian. Ich glaube viel lieber an die Wirklichkeit der fremdartigsten Ruine, die einige Reisende im Innern Arabiens gesehen haben wollen, als an die Existenz des Königs Pharamund oder des Königs Romulus. Gegen die Existenz der Päpstin Johanna ist nichts anderes einzuwenden als die geringe Wahrscheinlichkeit. Die Heldentaten der Jungfrau von Orleans verstoßen noch viel mehr gegen alle Regeln des gesunden Verstandes, und doch sind sie tausendfach bewiesen.

Die Existenz der Päpstin Johanna ist durch einen Auszug aus Chroniken der alten Abtei von Canterbury bewiesen, die von dem berühmten Augustinus gegründet wurde, den Gregor der Große nach England geschickt hatte. Unmittelbar nach dem Jahre 853 verzeichnet die Chronik (die ich allerdings nicht gesehen habe) in der Liste der Päpste:

[1] Deutsch s. Anm. 8 im Anhang dieses Bandes.

„Hic obiit Leo quartus, cujus tamen anni usque ad Benedictum tertium computantur, eo quod mulier in papam promota fuit.“

(In diesem Jahre starb Leo IV., dessen Regierungszeit jedoch bis Benedikt III. gezählt wird, da nach ihm eine Frau zum Papst gewählt wurde.)

Und nach dem Jahre 855:

„Johannes. Iste non computatur, quia femina fuit.

„Benedictus tertius“ etc.

(Johannes. Dieser zählt nicht, da er ein Weib war.

Benedikt der Dritte usw.)

Die Abtei von Canterbury stand in lebhaftem, vertraulichem Verkehr mit Rom; es ist überdies überzeugend nachgewiesen, daß die hier angeführten Zeilen aus der durch die Daten bestimmten Zeit stammen. Mindestens sechzig Schriftsteller, griechische, lateinische und sogar *heilige* erzählen die Geschichte der Päpstin Johanna. Der berühmte Etienne Pasquier sagt, daß die überwiegende Mehrheit dieser Schriftsteller durchaus keine böse Absicht gegen den heiligen Stuhl hatte. Das Interesse ihrer Religion und ihr eigenes Fortkommen, ja die Furcht vor irgendeiner Strafe bewog sie, dies seltsame Ereignis zu verbergen. Während des 9. und 10. Jahrhunderts war Rom durch Parteihader zerrüttet und die allgemeine Unordnung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Doch waren die Päpste durchaus nicht ärger als die gleichzeitigen Fürsten. Agapet II. wurde vor seinem achtzehnten Jahre zum Papst gewählt (946), Benedikt IX. bestieg den Thron mit zehn Jahren und Johann XII. mit siebzehn. Das gibt selbst der Kardinal Baronius, der offizielle Geschichtschreiber des römischen Hofes, zu. Besteht nun, könnte man fragen, ein großer Unterschied zwischen einem jungen Mann von achtzehn Jahren und einer energischen und kühnen Frau, die imstande ist, die Papstwürde an sich zu reißen? Haben nicht auch in unseren Tagen trotz der Vertraulichkeit, die das Kriegsleben mit sich bringt, mehrere als Soldaten verkleidete Frauen das Kreuz der Ehrenlegion errungen, und das im Zeitalter Napoleons?

Ich sehe, daß diese Berufung auf Tatsachen meinen Gegner, der sich auf die Unwahrscheinlichkeit der historischen Texte beruft, sehr in Verlegenheit setzt.

Marianus Scotus, ein schottischer Mönch, der 1086 starb, erzählt die Geschichte der Päpstin Johanna. Bellarmin, ein päpstlicher Geschichtschreiber, sagt von ihm: Diligenter scripsit, er schrieb mit Sorgfalt. Anastasius mit dem Beinamen der Bibliothekar, ein römischer Priester und Gelehrter von großem Verdienst, erzählt die Geschichte der Päpstin, deren Zeitgenosse er war[1]. Allerdings wurde dieser anstößige Passus in vielen Manuskripten des Anastasius von den Mönchen, die sie abschrieben, fortgelassen. Aber man hat tausendmal nachgewiesen, daß sie gewohnheitsmäßig alles unterdrückten, was nach ihrer Meinung den Interessen Roms schaden konnte.

Le Sueur in seiner Kirchengeschichte und Colomesius in seinen historischen Miscellen führen ein Manuskript des Anastasius in der Bibliothek des Königs von Frankreich an, welches die ganze Geschichte der Päpstin Johanna enthält. Zwei ähnliche Anastasiushandschriften existieren in Augsburg und Mailand. Saumaise und Freher haben sie gesehen. Anastasius war hinlänglich bewandert, er lebte in Rom und spricht als Augenzeuge. Er hat die Geschichte der Päpste bis zu Nikolaus I., Benedikts III. Nachfolger, geschrieben.

Auch Martinus Polonus, Erzbischof von Cosenza und Pönitentiar von Innozenz IV., hat die Geschichte der Päpstin Johanna aufgezeichnet.

Diese eigenartige Frau wird bald Anglicus, bald Moguntinus genannt. Roolwinck, der Autor des „Fasciculus temporum", sagt: „Joannes Anglicus cognomine, sed natione Moguntinus." Mézeray sagt im Leben Karls des Kahlen, daß die Existenz der Päpstin Johanna fünfhundert Jahre lang als Wahrheit gegolten habe.

Der Leser merkt an dem ernsten Ton des Vorstehenden schon, daß diese Diskussion, die in dem Salon des Botschafters von ... begann, in der Bibliothek Barberini ausgetragen wurde, wo mein gelehrter

[1] Vgl. Muratori, R. I. S., III. 1, S. 247 f. — v. O. B.

Gegner mir ein Stelldichein gab. Dort prüften wir die Mehrzahl der Texte. Ein Herr Blondel, ein Protestant, der unter Ludwig XIV. in Paris lebte und sehr ehrgeizig war, hat eine Dissertation von geringer Beweiskraft gegen die Päpstin Johanna geschrieben.

Aber was liegt an der Wahrheit dieser Anekdote? Niemals wird sie jener Gattung von Menschen zu Ohren kommen, die sich ihre Sünden vergeben lassen. Gebt euren Untertanen den Code civil, sagte ich zu meinem Gegner, und niemand wird mehr ernstlich die Erinnerung an jene Deutsche erwecken, die sich so ungelegen zwischen den heiligen Petrus und Leo XII. eingeschmuggelt hat. Sie war jung, denn ihr Geschlecht ward durch eine Entbindung offenbar, die ihr mitten in einer Prozession passierte. Man sieht im Louvre einen Badestuhl aus Porphyr, der mit der Geschichte der Päpstin Johanna in Beziehung gebracht wird. Doch ich will keine Skandalgeschichten aufrühren[1].

25. Juni. — Unsere Reisegefährtinnen haben sich mit mehreren sehr tüchtigen deutschen Malern angefreundet; diese Herren ahmen Ghirlandajo nach und finden, daß die Caracci und vielleicht sogar Raffael die Malerei verdorben haben. Aber was gelten die Theorien eines Künstlers? Ihre Bilder machen mir beinahe ebensoviel Freude wie die der älteren Florentiner Maler, es ist die gleiche Liebe für die Natur, die gleiche Wahrheit. Wir trafen heute diese Herren wenige Schritte von der Piazza di Spagna im Hause des preußischen Konsuls

[1] Die Literatur über die Päpstin Johanna ist sehr umfangreich, hat jedoch seit einigen Jahrzehnten aufgehört. Die zuletzt erschienene zusammenfassende Abhandlung über sie ist das 1880 in Brüssel (Gay et Doucé) in zweiter Auflage erschienene Buch von Gustave Brunet „La papesse Jehanne", Paris 1862. Es ist besonders auch durch Reproduktion alter Holzschnitte und Stiche mit Darstellungen der vielbesprochenen öffentlichen Niederkunft der Päpstin interessant. Die moderne Geschichtsforschung verweist die Existenz der Johanna mit Bestimmtheit in das Reich der Legende. Über die Entstehungsgründe dieser später auftauchenden Legende sind die Meinungen jedoch noch geteilt. Johanna war auch die Heldin mehrerer Dramen und einer bekannten Novelle des Abbate Gian Battista Casti. — D.

Bartholdy, wo sie mehrere biblische Legenden in Fresko gemalt haben[1]. Einer von ihnen sagte zu mir: „Ich würde Sie sehr lieben, aber Sie sind ungerecht gegen die Deutschen."

„Ich suche", gab ich ihm zur Antwort, „einen Begriff von den Sitten und der Gefühlsweise der Italiener zu geben, ein schwieriges und, wie Sie wissen, meiner Ruhe gefährliches Unternehmen. Aus der Tiefe dieses Gefühlslebens stiegen die Correggio, Raffael und Cimarosa empor, denen ich von allen Menschen, die ich nicht gesehen habe, zweifellos die angenehmsten Stunden verdanke und die größte Dankbarkeit schulde. Ich kann die Sitten Italiens nicht schildern, ohne die Sitten von Paris oder England zum Hintergrund meines Gemäldes zu nehmen, wo sie als Schatten dienen und durch den Farbenkontrast die Konturen angeben. Ich sage beispielsweise, man hat in Italien bei Hochzeiten einen Brauch, der sich so und so von den Pariser Gewohnheiten unterscheidet. In Genua gab es um 1750 einen Heiratskontrakt, der den Namen des zukünftigen Cicisbeo der Dame trug; wenn ich aber die Handlungsweise in Italien niemals mit den Bräuchen in Deutschland vergleiche, so geschieht es, weil dies Land, das im Zeitalter Luthers so viel Mut gezeigt hat und das so viel Natürlichkeit in der Liebe und in den übrigen Familienbeziehungen besitzt,

[1] Gemeint sind die Fresken von Overbeck, Veit, Cornelius und Schadow, den sog. Nazarenern, welche die Geschichte Josefs in Ägypten darstellen und in Rom damals großes Aufsehen erregten. Bartholdy (den Stendhal fälschlich Bartoli nennt) war 1815—25 preußischer Generalkonsul in Rom. Er bezahlte für diese erste große Leistung der deutsch-romantischen Kunstrichtung insgesamt 800 Scudi, womit kaum die baren Auslagen für Gerüste, Maurerarbeiten, Farben und eigne Lebensbedürfnisse der Künstler gedeckt waren — eine ähnliche Künstlertragödie wie bei der Ausmalung des Palazzo Farnese durch die Caracci. (S. Noack, „Deutsches Leben in Rom", Stuttgart 1907, S. 169.) — Die Fresken wurden 1888 nach Berlin übertragen, wo sie in der Nationalgalerie in einem Zimmer vereinigt sind. — In einem Aufsatz über den Salon von 1824 (Mél. d'Art et de Litt., S. 220), der die Nazarener mit ähnlichen Worten charakterisiert, nennt Stendhal wenigstens die Namen von Veit und Cornelius (sowie Karl Begas), die er hier verschweigt. — v. O. B.

einstweilen nur unechte und vergängliche soziale Gewohnheiten hat. Die Deutschen sind ein gutgläubiges Volk; als solches besitzen sie Einbildungskraft und daher eine nationale Musik. Die Ironie wurde in Deutschland nicht durch die Vormacht eines einzigen Hofes gefördert. Am Münchener Hof spöttelt man über die Hofetikette in Württemberg oder Baden. Die sozialen Gewohnheiten der Deutschen werden erst dann stabil werden, wenn sie eine Verfassung haben. Heutzutage wird das Eindringen der Vernunft durch den Einfluß von fünfzehn bis zwanzig Höfen gehemmt, die das Vaterland des Arminius zerstückeln. Erst neulich hat sich ein Fürst von Coethen dem Papsttum in die Arme geworfen und duldet nun nicht, daß die Beamten seines Herzogtums ohne seine persönlich unterzeichnete Erlaubnis heiraten. Und ihr spottet über nichts[1] ...

Die Unterredung hatte sehr lange gedauert. Mein Gegner sprach sehr gut und höflich, hat aber meine Ansicht nicht erschüttert. Deutschland hat etwas Köstliches für sich: man heiratet dort nur aus Liebe.

Frankreich wird stets Männer wie Voltaire, Courier, Molière, Moreau, Danton, Carnot hervorbringen; aber ich fürchte sehr, die bildenden Künste werden dort immer verschnitten sein wie die Orangenbäume des Tuileriengartens. Wir glänzen durch Geist; wäre es da nicht ein Mangel an Geist, wenn wir vorgäben, alle möglichen guten Eigenschaften zu vereinigen? Wenn wir der Welt gleichzeitig Voltaires und Raffaels schenken wollten? Sollen die Nationen untereinander sich stets so aufführen wie anmaßliche, schlecht erzogene junge Leute? Unsre deutschen Maler, wirklich sehr tüchtige Künstler, haben uns mehrere Züge von König Ludwig I. von Bayern erzählt. Dieser Fürst empfindet und liebt die Künste wie ein Deutscher, und nicht wie ein Engländer oder Franzose — was ein seltenes Lob ist ...

26. Juni 1828. — Der Abbate C..., mit dem wir den Tag verbracht hatten, erzählte uns tausend Dinge, die ich hier nicht wiederholen

[1] Weiteres s. Anm. 9 im Anhang dieses Bandes.

könnte, ohne bei der guten Gesellschaft und selbst bei den Gerichten Anstoß zu erregen.

Der Abbate sprach heute abend vom Rom seiner Jugend. Man schrieb 1778; Pius VI. regierte seit drei Jahren. Fast der ganze Bürgerstand Roms trug die Soutane. Ein Apotheker mit Frau und Kindern, der nicht als Abbate gekleidet war, lief Gefahr, die Kundschaft seines Nachbars, des Kardinals, zu verlieren. Das geistliche Gewand war billig und sehr angesehen, denn sein Träger konnte ein allmächtiger Mann sein; das ist der Vorteil der fehlenden Abzeichen. Man sieht nichts als schwarze Kleider.

Es gab in Rom ebensoviele Hofhaltungen als Kardinäle. Wurde ein Kardinal Papst, so wurde sein Arzt Hofarzt des Papstes und sein Neffe Principe. Dies große Los machte alle Angehörigen des Hauses reich, Große und Kleine. Man sagte sich Anno 1778 immer wieder, daß der Patron ein Mensch sei, der sich alle acht Jahre einmal empfiehlt, um aus vierzig Nieten den einzigen Treffer zu ziehen, und dieser Treffer ist ein Thron. Man spricht täglich von den Krankheiten des regierenden Papstes. Diese Unterhaltung ist grausam, traurig und langweilt mich; man versteigt sich bis in chirurgische Details. Das Sprichwort: „Non videbis annos Petri" ist in aller Leute Mund. Es bedeutet: „Du wirst keine fünfundzwanzig Jahre regieren." Als Pius VII. sich im Jahre 1823 den Jahren des heiligen Petrus näherte, glaubte das Volk, Rom werde durch ein Erdbeben zerstört werden, wenn der Papst das Sprichwort Lügen strafte. Da Pius VI. zwanzig und Pius VII. dreiundzwanzig Jahre regierte, so starben viele Kardinäle aus Ärger darüber[1].

Die tiefe Immoralität, die im heiligen Kolleg um 1800 herrschte, ist allmählich verschwunden und mit ihr der Geist. In Rom regieren nun wie anderswo die größten Dummköpfe, oder sie schüchtern den Herrscher ein. Das ist der Geist der Restaurationszeit.

[1] Bekanntlich hat Pius IX. (1846—78) mit zweiunddreißig Regierungsjahren dies Wort Lügen gestraft. — v. O. B.

Man bedenke, wieviel Klugheit in einem Lande gedeihen mußte, wo ein sehr despotischer, aber sehr kluger und sehr wenig gewalttätiger Hof von dreißig mindestens ebenso klugen Hofhaltungen umgeben war. Man stelle sich z. B. das Benehmen eines Höflings des Kardinals Mattei vor, der deren nur sechs hatte: welche Beharrlichkeit! Je mehr Geist der Kardinal besaß, desto weniger Freiheit blieb dem Höfling. Die einzige Entschädigung dieses Unglücksmenschen war der Respekt und die Gefälligkeit seiner Familie in den wenigen Stunden, die er daheim verbringen konnte. Daher die römische Höflichkeit und Klugheit; daher die wahre Politik. „Questa gente è l'unica al mondo per il maneggio dell' uomo," sagte der Kardinal Spina.

Wie soll sich ein Franzose eine Vorstellung von der unerhörten Höflichkeit machen, die ein einflußreicher Priester von seiner Familie erfährt? Bei uns gibt es Dienste, die auch der treueste Freund dem Kammerdiener überläßt.

In Rom, wo sich den jungen Leuten keine Laufbahn eröffnet, stehen der bürgerlichen Jugend von achtzehn Jahren — ein Alter, wo es gilt, sich nach einer Stellung umzusehen — vier oder fünf Jahre voller Ärger, Sorge und Unglück bevor. Ein Fratone kann einen solchen armen Jungen durch ein Wort aus dieser Hölle befreien, indem er ihm einen kleinen Posten für sechs Scudi (32 Franken) im Monat verschafft. Von diesem Augenblick an ist die Phantasie des jungen Römers beruhigt: er sieht sich als künftigen reichen Mann, vorausgesetzt, daß er klug ist. Jetzt denkt er nun mehr an die Liebe. Man vergesse nicht, daß Rom mehr Kleinstadt ist als Dijon oder Amiens. Niemand sagt etwas, aber jeder weiß Bescheid.

Man spricht in Rom noch viel vom Kardinal de Bernis[1]; sein Andenken ist eines der großartigsten für die alten Leute hierzulande.

[1] François Joachim de Bernis (1715—94), Abbé und Dichter, ein Liebling der Pompadour, 1751—55 Gesandter in Venedig, 1757—58 Minister des Auswärtigen, dann gestürzt und zum Erzbischof von Albi, dann zum Kardinal ernannt, seit 1769 französischer Botschafter in Rom, wo er der

De Bernis war prachtliebend und höflich; das ist hier alles, was der Privatmann, wenn er klug ist, von großen Herren verlangt. Die Memoiren von Marmontel und Duclos reden genug darüber, was der Kardinal de Bernis eigentlich war, und die Memoiren Casanovas, was er in Italien trieb[1]. (Der Kardinal soupiert mit Casanova in Venedig und spannt ihm seine Mätresse aus; kurios, wie er das machte[2].) In Rom ist der Kardinal de Bernis eine heroische Gestalt; er gab jeden Tag ein prachtvolles Diner und einmal in der Woche einen Empfang. Bei Herrn von Bayanne, Auditor der Rota (Richter beim päpstlichen Gerichtshofe), fand man die angenehmste Unterhaltung. Der eine Saal diente als Konversationszimmer, im nächsten waren die besten Kastraten, die ersten Sängerinnen und ein gutes Orchester, im dritten literarisches und philosophisches Geschwätz: Diskussionen über etruskische Vasen, über die Wandgemälde von Herkulaneum usw., überall Überfluß an Eis und flinke, respektvolle Lakaien. Und diese ganze luxuriöse Pracht wurde vom Herrn des Hauses dirigiert, einem geistvollen Manne, der sein Gefallen daran fand.

Die Revolution hat mit alledem aufgeräumt. Zu meiner Zeit war Izoard, Kardinal und Erzbischof, Auditor der Rota; er empfing niemals, und man denunzierte ihn beim französischen Botschafter, Herrn von Blacas, wenn er in eine Kirche neben dem Hause des Kardinals Fesch[3] ging, um seine Andacht zu verrichten. Derartige Züge haben

Prinzessin Santa Croce nahetrat. Er trug den stolzen Titel Protektor von Frankreich und verstand es vorzüglich, sein Vaterland zu repräsentieren. Er hielt lange Zeit offenes Haus, bis ihn die häufigen Feste und die Betrügereien seiner Bedienten zugrunde richteten, so daß er sich schließlich trotz 100000 Talern jährlicher Einkünfte einschränken mußte. Das geschah jedoch zu spät; denn nach dem Ausbruch der Revolution blieben seine Einkünfte aus Paris völlig aus. Sein Ansehen und seine Beliebtheit dauerten jedoch unvermindert fort. (Vgl. Gorani, „Rom und seine Einwohner am Ende des 18. Jahrhunderts", Riga 1794.) — D.

[1] Memoiren IV, 4—8; XII, 1—3. Vgl. „Casanova in Italien" (Dresden 1922), Kap. 14—16 und 29—30. — v. O. B.

[2] Ebd. IV, 7. Vgl. „Casanova in Italien", Kap. 15. — v. O. B.

[3] Der Oheim Napoleons. — v. O. B.

es verschuldet, daß die große Gestalt des Re di Francia dem Gedächtnis der Römer entschwunden ist...

Im Jahre 1778, fuhr unser Abbé fort, konnten sich die Kardinäle und römischen Großen vor Staunen nicht fassen, daß zwei kluge Leute wie de Bernis und Bayanne, nachdem sie in der Glückslotterie ein gutes Los gezogen hatten, sich so sehr bemühten, Diners zu geben und das Publikum zu unterhalten. Der Fürst Antonio Borghese meinte ein wenig eifersüchtig: „Das Glück holt die Leute aus einer Scheune; die Prachtliebe ist für sie eine Neuigkeit, von der sie nicht genug kriegen können."

Ein Fürst oder ein Kardinal speiste allein, besuchte dann seine Mätresse und gab ungeheure Summen aus, um einen Palast zu bauen oder die Kirche, deren Titel er trug, zu restaurieren (vgl. die Memoiren Casanovas[1]).

Heute bauen die Kardinäle nicht mehr, weil sie zu arm sind; drei oder vier halten sich vielleicht Mätressen, achtbare Frauen von gesetztem Alter; zwölf oder fünfzehn verdecken vorübergehende Gelüste mit vollendeter Klugheit. Das zeigt die Geschichte von den drei Aussteuern, welche die schöne Cechina, unsere Nachbarin, heuer bekam.

Sehen Sie dort auf der Straße eine rot angemalte Karosse, von zwei Schindmähren gezogen, dahintrotten? Zwei armselige Lakaien in apfelgrünen schmutzigen Livreen sitzen hintenauf, und der eine hält einen roten Sack. Kommt dies Gefährt an einer Wache vorbei, so brüllt der Posten Achtung; die Soldaten, die vor der Tür sitzen, stehen gemächlich auf, um ihre Flinten zu holen; bis sie in Reih und Glied stehen, haben die Schindmähren die alte Karosse schon zwanzig Schritte weiter gezogen, und die Soldaten setzen sich wieder hin. Wenn Ihre Blicke in das Innere dieses Wagens dringen, so erblicken Sie einen Landpfarrer mit kränklicher Miene. Nur zehn bis zwölf Kardinäle

[1] Gemeint ist die prachtvolle Anlage der Villa Albani durch den Kardinal Alessandro Albani. Vgl. Memoiren VII, 9, und „Casanova in Italien", Kap. 20. — v. O. B.

haben die pathetische Miene eines dicken groben Präfekten, der nach der Mahlzeit in seiner Stadt spazieren fährt.

Die Unwissenheit dieser Herren in allen Verwaltungsdingen ist die gleiche wie im Jahre 1778, also über jede Beschreibung. Aber sie fällt mehr auf, weil die Welt einen Schritt weiter getan hat. Mein Nachbar, ein junger Advokat in Rom, liest die Logik des Herrn de Tracy in italienischer Übersetzung. Die heutige Jugend, von Napoleon unterdrückt, hat sich nicht mit Intrigen bei der Prinzessin Santa Croce oder bei der Prinzessin Braschi befaßt. Es ist aussichtslos, am heutigen römischen Hofe solche glänzende Lebensführung und solchen Geist zu finden, wie bei den Kollegen des Kardinals de Bernis. Zwei oder drei besitzen vielleicht Geist und befinden sich daher in größter Verlegenheit.

Die Menschenkenntnis der Kardinäle von 1829 beruht auf den Werken der Kirchenväter und den Legenden des Mittelalters; der Name des „Monsu de Voltaire" läßt sie erbleichen. Sie halten den Begriff Nationalökonomie für eine neue Bezeichnung irgendeiner schändlichen französischen Ketzerei ... Doch ich schweige; es ist heutzutage schwer, mit einer zugeknöpften Gesellschaft zu reden, die das Bedürfnis hat, die zu verachten, die ihr etwas erzählen ...

Will man wissen, was ein Kardinal im Jahre 1745 war? Duclos kann davon erzählen[1].

Im Jahre 1745 wurde Franz I. in Frankfurt trotz der Anstrengungen Frankreichs und Spaniens zum Kaiser gewählt. Die österreichische Partei in Rom dachte sich eine Art von Triumph aus. Man nahm ein zwölfjähriges Kind mit hübschem Gesicht, den Sohn eines Malers namens Leandro, und zog ihm einen Flitterstaat an; ein Facchino trug ihn auf den Schultern in Rom herum, gefolgt von dem Pöbel, der schrie: „Es lebe der Kaiser!" Dieser Maskenzug kam zuerst zum Palaste des Kardinals Larochefoucauld, des französischen Geschäftsträgers,

[1] Die folgende Darstellung ist aus Duclos, „Voyage en Italie" (1767), Paris 1791, S. 97 ff., entnommen. — v. O. B.

Piazza di Spagna

machte unter den Fenstern Halt und verdoppelte sein Freudengeheul. Der Kardinal merkte wohl, daß dies keine Ehrung für ihn sei; trotzdem tat er das, was dem Pöbel gegenüber das beste war: er zeigte sich auf dem Balkon und ließ einige Hände voll Geld hinunterwerfen. Sogleich stürzte sich das Gesindel darauf und brüllte: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich!"

Dann setzte der Schwarm von Bettlern, vom Erfolge seiner Unverschämtheit berauscht, seinen Zug fort, erschien auf der Piazza di Spagna vor dem Palaste des Kardinals Acquaviva und wollte hier die gleiche Komödie aufführen. Der Kardinal erschien auf dem Balkon. Im selben Moment blitzen zwanzig Flintenschüsse hinter den vergitterten Palastfenstern auf und strecken ebensoviele Tote und Verwundete nieder; der arme Knabe war unter den Toten. Sofort verschwand der Aufzug; doch alsbald rottete sich das römische Volk zusammen und wollte den Palast anzünden und Acquaviva verbrennen. Eine Batterie von vier mit Kartätschen geladenen Geschützen fuhr vor dem Palazzo auf. Das Volk, das von allen Straßen nach der Piazza di Spagna zusammenströmte, erschrak, zerstreute sich und machte seinem Zorn nur in Verwünschungen gegen den Kardinal Luft. Das Volk von Rom plante, durch einen Abzugskanal unter den Palast des Kardinals Acquaviva zu dringen und ihn mit Pulver in die Luft zu sprengen. Das Haupt der Verschwörung war ein Maurer namens Meister Giacomo, ein energischer Mann. Der Kardinal, der nicht ohne Besorgnis war, hatte Spione. Man brachte Giacomo zu ihm; der Kardinal erzählte ihm, es sei ein unglückliches Mißverständnis vorgefallen; seine Leute hätten ins Volk statt in die Luft geschossen, wie ihnen befohlen war. Giacomo leugnete keineswegs den Plan, den Palast in die Luft zu sprengen; er merkte sehr wohl, daß man ihn deshalb hatte kommen lassen. Zeugen konnten hinter den Vorhängen des Kabinetts versteckt sein. Alles, was man im Laufe einer langen Unterredung aus dem Maurer herausbringen konnte, war, daß er gegen die Sicherheit Sr. Eminenz nichts unternehmen werde.

Nach diesem Gewaltstreich wuchs das Ansehen des Kardinals Acquaviva in Rom nur noch mehr, und er verstand es, sich auf diese oder jene Art von den Leuten zu befreien, denen er mißtraute. Casanovas Memoiren schildern diesen Cardinalone und die Art, wie er ein junges Mädchen in Schutz nahm, treffend[1]. Über sein politisches Verhalten gibt der Präsident de Brosses einen entzückenden Abriß im Bericht über seine Handlungsweise im Konklave von 1739.

In seinem Alter beruhigten sich seine weltlichen Leidenschaften; die Furcht vor der Hölle blieb übrig, und der Kardinal wollte öffentliche Buße tun. Doch das Kardinalskollegium widersetzte sich dem, wie beim Kardinal Retz, ob reverentiam purpurae.

Ich weiß nicht genau, was man heute mit einem Kardinal machen würde, der eine Unverschämtheit mit einem Flintenschuß sühnte. Vielleicht müßte er sich für ein Jahr in das reizende Kloster La Cava bei Neapel zurückziehen. Der Diener, der den Schuß abgefeuert hätte, würde zur lebenslänglichen Galeere verurteilt und könnte nach sechs Monaten entrinnen. Man muß zugeben, daß die Angst vor französischem Spott die ganze Lebensführung der Kardinäle geändert hat; Voltaire ist der Nachfolger Luthers. Nichts ist in Rom mehr verhaßt als ein Buch wie dieses. Dagegen protegiert man den Gelehrten, der sich nur mit etruskischen Vasen beschäftigt und mit heimischen Orden geschmückt nach Rom kommt. Einige Kardinäle sind unerschöpflich in Witzen über den armen Teufel von Reisenden, der auf seine Kosten durch die Welt zieht. Sie frohlocken über die Schikanen, die er von den Konsuln und Gendarmen zu erleiden hat. Einer von ihnen sagte zu einem Gesandten: „Es ist, als hätten diese armen Schlucker daheim nichts zu essen."

Paul, der anwesend war, ergriff das Wort. Er erzählte, daß er Wähler sei, und benützte diese Gelegenheit, um den Anwesenden unser ganzes Wahlsystem zu erklären, die Obliegenheiten der Deputiertenkammer, die Petitionen gegen die Geistlichen, welche die Sakramente

[1] Memoiren I, 8. Vgl. „Casanova in Italien" 2, Kap. 5. — v. O. B.

verweigern usw. Bald sah er einen Kreis von dreißig Personen um sich, darunter drei neugierige Kardinäle und zwei andere voller Ingrimm. Die Rache war vollständig. Wie hoch steht bei diesem spottlustigen Volke, wer sich einen Witz ausdenken und ihn kaltblütig durchführen kann! Diese Darstellung der öffentlichen Meinung in Frankreich, die alle kleinen Sünden der Menschen verfolgt, in Gegenwart feindlicher Kardinäle erschien der römischen Bosheit köstlich. Paul wurde dadurch berühmt; man wünscht ihn in den Klubs zu sehen.

27. Juni 1828. — Die Trajanssäule weihte der Senat im Jahre 99 n. Chr. dem Kaiser Trajan, der damals im Kriege gegen die Dacier war und in Syrien starb, bevor er dies Denkmal vollendet sah. Dio Cassius erzählt, Trajan hätte gewünscht, daß die Säule auf seinem Grabe errichtet würde. Die Nachwelt sollte wissen, daß er des Platzmangels wegen einen Teil des Quirinalhügels hatte abtragen lassen, so hoch wie die Säule. Die zwei letzten Zeilen der antiken Inschrift am Sockel drücken diese Absicht deutlich aus.

Wie Cassiodor berichtet, wurden Trajans Gebeine in einer goldenen Urne unter der Säule, die seinen Namen trägt, beigesetzt. Er war der erste Römer, dessen sterbliche Reste in der Stadt begraben wurden ... Im Jahre 1587 ließ Sixtus V. auf die Spitze der Säule, die früher eine Statue Trajans aus Goldbronze trug, die des Apostels Petrus setzen, eine mittelmäßige Arbeit des Tommaso della Porta. Jedermann weiß, daß diese Säule von einem schraubenförmigen Flachrelief umwunden ist; es folgt der Richtung der inneren Stiege und läuft dreiundzwanzigmal um die Säule. Die verschiedenen Teile dieses langen Reliefbandes stellen Szenen aus den zwei Kriegszügen Trajans gegen die Dacier dar. Man sieht marschierende Truppen, Schlachten, Feldlager, Flußübergänge usw. Die Reliefs sind wohl an der schon stehenden Säule ausgeführt worden; die Figuren sind etwa zwei Fuß hoch. Der Bildhauer gab dem oberen Teile ein stärkeres Relief und nahm hier die Proportionen auch etwas größer. Man hat an 2500 Figuren gezählt. Apollodor von Damaskus, ein

hervorragender Architekt, den Trajan sehr schätzte, war der Erbauer dieses Denkmals und vielleicht auch der Schöpfer der Reliefs. Nur die [Parthenon-] Reliefs, die Lord Elgin nach London gebracht hat, scheinen mir diesen überlegen, ja übertreffen nach meiner Meinung den Apoll von Belvedere, den Laokoon usw.

Die Reliefs der Trajanssäule erscheinen mir als vollendetes Beispiel des historischen Stils; nichts ist gesucht, nichts vernachlässigt. Die Gelenke der Figuren sind großartig behandelt, fast wie bei Phidias.

Dies Monument ist das vollkommenste Selbstporträt, das die Römer uns hinterließen; früher oder später wird man Abbildungen dieser Kriegsszenen in jede römische Geschichte aufnehmen.

Die Altertumsfreunde behaupten, daß die Säule, als sie noch von hohen Bauten umgeben war, viel besser gewirkt haben müsse. Und in der Tat: wenn das Licht von oben kam, so ließ es die Reliefs mehr hervortreten; und von den nächsten Gebäuden aus konnte man sie aus größerer Nähe betrachten...

Wir wollen hier nicht nochmals von der Basilika reden, die im neunzehnten Jahrhundert zu Füßen der Trajanssäule aufgedeckt wurde[1]. Unter Napoleon ließ der Intendant der Krone die Säulen der prächtigen Trajansbasilika freilegen. Wir besuchten heute vormittag nochmals den weiten Raum, der über zehn Fuß unter dem jetzigen Straßenniveau liegt, und beschritten mit stets neuer Freude die Marmorplatten aus Trajans Tagen...

Die gelehrten Verfasser von römischen Reiseführern erhalten vom Maëstro di sagro palazzo (dem päpstlichen Zensor) keine Druckerlaubnis, wenn sie irgend eine der von Napoleon ausgeführten Arbeiten erwähnen. Alle diese großen Arbeiten, die für die Unsterblichkeit von zehn Päpsten hinreichten, werden so angesehen, als ob sie auf Geheiß Pius' VII. ausgeführt seien. Mehrere Verfasser, zum Beispiel Fea in seiner Beschreibung von Rom (1821), haben die Vorsicht so weit getrieben, die Trajansbasilika überhaupt nicht zu erwähnen... In

[1] S. S. 131. — v. O. B.

den Schulbüchern der Jesuiten wird Napoleon als tüchtiger Feldherr hingestellt, dem Ludwig XVIII. den Oberbefehl über seine Heere übertragen habe.

28. Juni 1828. — Vor der Revolution besaß in Frankreich ein Schuster, ein Anwalt, ein Arzt gewissermaßen die Eigenschaften seines Standes. Der Arzt, der Advokat hatten nur ein bescheidenes Fortkommen. Jetzt ist Paris eine Republik, in der die Gleichheit herrscht; und man ist vor allem Gesellschaftsmensch, denn jedermann weiß, daß man nur durch seine Salonbeziehungen zu Ruhm und Vermögen gelangt! In Rom sucht man das Glück, indem man seine Leidenschaften befriedigt. Ein jeder folgt dem Antrieb seiner Seele, und diese Seele nimmt niemals die Farbe des Handwerks an, mit dem der Mensch sich sein Brot verdient. Im Handwerk des Schusters liegt durchaus nichts Enges und Niedriges; und wenn ihm das Glück morgen ein großes Vermögen bringt, wird er in der vornehmen Gesellschaft nicht zu sehr auffallen. Höchstens durch seine Energie, denn hier wie überall hat die französische Erziehung die höheren Stände verkümmert. Im vergangenen Jahr erfuhren wir durch die Gerichtsverhandlungen von mehreren Mördern aus Liebe. Die Angeklagten gehörten durchweg dem Handwerkerstand an, der dank seiner Armut keine Zeit hat, an die Meinung der Mitmenschen und an die Konvenienzen zu denken. Herr Lafargue[1], ein Elfenbeinschnitzer, den das Schwurgericht von Pau soeben freisprach, besitzt mehr Seele als alle unsere Poeten zusammen und mehr Geist als die Mehrzahl dieser Herren. In Italien hat Cimarosa die Leidenschaften des Volkes geschildert.

Heute morgen waren wir in Tivoli. Unser tüchtiger Vetturino, der unser Freund geworden ist, den ich aber nicht mit Namen nenne, damit er nicht verfolgt wird, begegnete im Café seinem Kameraden Berinetti, von dem er uns viel erzählt hatte. Ich ließ dem Biedermann ein Glas Punsch geben.

[1] Über Herrn „Lafargue“ s. S. 198, Anm. 1.

Im vergangenen Jahre war Berinetti in Venedig und bemerkte in einer Calle, einer jener kleinen dunklen Gassen, ein junges Mädchen, dessen Antlitz ihm auffiel, zumal sie sich, sobald sie ihn erblickt hatte, weinend abwandte. Berinetti blieb einen Augenblick stehen, dann sagte er sich: „Das ist Clarissa Porzia aus Terni." Ein Jahr zuvor hatte er dies Mädchen mit ihrem Vater, einem reichen Kaufmann aus Terni, von Rom nach Neapel gefahren. Berinetti, dessen eigene Worte ich hier wiedergebe, denn er ist der Held dieser Geschichte, sagte sich: „Clarissa ist in Venedig und bricht bei meinem Anblick in Tränen aus — das ist verdächtig; ich muß mir Klarheit darüber verschaffen." Von dem Moment an, wo dem Biedermann dieser Gedanke aufblitzte, ließ er alle seine Geschäfte im Stich und trieb sich Tag und Nacht in den benachbarten Gassen umher.

„Und Ihre Reisenden?" fragte ich.

Ich sollte allerdings mit vier guten Passagieren abreisen (d. h. solchen, die gut zahlten), redete mich aber damit aus, daß meine Pferde lahm seien, und übergab sie einem Kameraden. Ich hätte mich für den größten Lumpen gehalten, wenn ich meinen Entschluß, Clarissa wiederzufinden, nicht durchgeführt hätte. Als ich endlich am vierten Tage todmüde in eine kleine Kneipe einkehrte, wo man griechischen Wein und Frittura feilhielt, erblicke ich niemand andern als Clarissa, schöner denn je, aber sehr blaß und mager. Ich nehme den Hut ab und trete respektvoll auf sie zu; sie wollte mir ausweichen; ich flehte sie an, mich anzuhören. „Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen," rief ich aus; mein guter Engel gab mir diese Idee ein. „Ihr Herr Vater befindet sich wohl, er läßt Sie grüßen und hat mich beauftragt, Ihnen vier Zechinen einzuhändigen." — „Ach, das ist unmöglich," erwiderte sie weinend. Man ist in Venedig sehr neugierig. Ich sah, daß man auf uns aufmerksam wurde und daß Clarissa nicht gehört werden wollte; ich gab ihr den Arm, und wir bestiegen eine Gondel. Hier brach sie in Tränen aus, und ich tröstete sie, so gut ich konnte. Großer Gott, wie bleich war sie! „Ich bin ein verlorenes Mädchen", sagte sie. „Ich ließ mich von Ceccone

entführen." — „Schade, daß er nicht hier ist!" rief ich; „denn Sie müssen wissen, daß der Ceccone ein neapolitanischer Vetturino ist, der miserabelste Kerl auf der Strecke von Bologna nach Neapel, ein herzloser Mensch und abgefeimter Verbrecher." Kurz, mein Herr, er hat dies junge achtzehnjährige Mädchen entführt, hat den Erlös von ihrem Schmuck aufgezehrt und sie dann in Venedig sitzen lassen, wo sie seit sechs Wochen mit fünfzehn Centesimi am Tag ihr Leben fristete. Ich machte es wie er und lachte: „Das macht alles nichts, Signorina; wir fahren morgen nach Terni." — „Ach! Ich werd' es nie wagen, meinen Vater wiederzusehen." — „Ich verspreche Ihnen, er wird Ihnen nicht böse sein." Am nächsten Tage fuhren wir ab. In Terni angelangt, versteckte ich sie in einem Häuschen eine Viertelmiglie vor der Stadt; sie hatte mir unterwegs gesagt, daß ihr Vater ihr niemals verzeihen werde, daß sie mit dem Ceccone, einem so erbärmlichen Schuft, ausgerissen wäre! „Gut, ich werde ihm sagen, daß ich Sie entführt habe." Ich setzte mich dem aus, ermordet zu werden; doch ich wollte, daß die Sache gut endete. In Terni empfahl ich mich dem guten Franz von Assisi. Ich gehe zum Vater: er war ohne Waffen; doch vorsichtshalber bitte ich ihn, mir ins Café zu folgen. Hier schließe ich mich mit ihm in ein Stübchen ein; er beginnt sogleich zu weinen. — „Ihr bringt mir Nachrichten von Clarissa?" fragte er mich. „Ja", antwortete ich, „wenn Ihr mir schwören wollt, weder ihr noch dem, der sie entführt hat, ein Leid anzutun." Nach einer Stunde Zuredens sehe ich, daß er ruhig wird, und bekenne ihm, daß ich dieser Mann sei. Der arme Mann plante kein Unheil. Ich bekenne ihm, daß ich, obgleich verheiratet, einen schwachen Augenblick hatte; ich begleitete ihn zu seiner Tochter. Ach! mein Herr, welch ein Augenblick! Kurz, sie verbrachte sechs Monate in einem Kloster bei Rom, und ich zitterte, daß ihr Vater sie dort lassen würde; doch nein, er ist ein braver Mann; er hat sie vor kurzem in Spoleto gut verheiratet . . ."

Unser Vetturino sagte uns auf der Heimfahrt nach Rom: „Merkwürdig ist, daß Clarissas Vater die achtzig Taler, die diese Geschichte

dem Berinetti gekostet hat, ihm nie zurückgab, obwohl Herr Porzia die ganze Wahrheit kennt; denn der Bursche, der Ceccone, hat ihm geschrieben, daß er Clarissa entführt habe und nicht Berinetti. Und an diesen schrieb er, daß er durch seine Hand sterben werde, und er wird Wort halten. „Non vorrei esser nei panni di Berinetti." — Ich möchte nicht in Berinettis Haut stecken.

Ich weiß, diese Geschichte verdient es nicht übermäßig, gedruckt zu werden. Ich für mein Teil war von der Seelengröße des armen Betturino entzückt; sie glänzte aus seinem Blick und aus dem Bericht vieler Einzelheiten, die ich der Länge wegen fortlasse. Er hielt sich nur für geschickt, durchaus nicht für großmütig; man sah, daß er seinen ganzen Scharfsinn aufgewandt hatte, um Vater und Tochter wieder zu versöhnen und im Augenblick des Bekenntnisses nicht einen Messerstich zu bekommen.

Diese Geschichte gefiel unsern Reisegenossen; ich werde ihnen Berinetti vorstellen ...

29. Juni 1828. — Gestern abend erzählte Herr von St ...[1], ein liebenswürdiger Gelehrter, unsern Reisegenossen von dem Ort, wo Romulus und Remus ausgesetzt wurden. Wenn die Geschichte auch nicht wahr ist, so wurde sie doch von diesem erstaunlichen Volke geglaubt, das, mag es noch so viele Fehler haben, für ewige Zeiten — ganz wie Napoleon — alle fesseln wird, die vom Himmel das heilige Feuer empfangen haben. Der Hitze wegen waren wir schon frühmorgens am Velabrum. Hier fand der Hirt Faustulus die Gründer Roms. Auf diesem kleinen Platz am Tiber hinter dem Kapitolinischen Hügel war ein Teich, von den Wassern des Flusses gespeist; und im Wald an den Ufern dieses Teiches wurden Remus und Romulus von der Wölfin gesäugt. Später fuhr man mit Kähnen über diesen Teich und nannte ihn „Velabrum" a vehendis ratibus.

Tarquinius Priscus entsumpfte den Platz, und auf ihm erstand eines der schönsten Viertel Roms unter den Königen. Wenn man

[1] Diese Anfangsbuchstaben deuten offenbar wieder auf Friedrich v. Strombeck. (S. S. 58 f.) — v. O. B.

Rundtempel am Tiber

Digitized by Google

Ruinen betrachtet, muß man stets die fünf Zeitalter der ewigen Stadt im Auge behalten. Jenes war das Rom der Könige, dies die Stadt der Republik; sie war prunkvoll unter den Kaisern, elend und ein Raub der Parteien im Mittelalter bis zur Regierung Alexanders VI., dann prachtvoll und königlich unter Julius II. und Leo X....

Wir besichtigten am Tiberufer den reizenden Vestatempel, der unter der Verwaltung Napoleons so gut restauriert wurde (1810), und dessen jetziger Name Herkules-Victor-Tempel ist[1]. Der kreisförmige Portikus aus neunzehn schlanken, kannellierten korinthischen Säulen von weißem Marmor ist entzückend ... Irgendein reicher Mann sollte das pilzartige Dach aus schlechten Ziegeln, das die Säulen bedeckt, durch einen Fries und ein Dach wie beim Sibyllentempel in Tivoli ersetzen lassen. Eine Restauration für 300 Louisdors würde diesen Tempel zu einem Juwel machen, wie den Dianatempel in Nimes ...

Die Ärmlichkeit des Materials, das für den wenige Schritte entfernten Tempel der Fortuna virilis[2] Verwendung fand, machte ihn in unsern Augen gerade interessant. Sehr wahrscheinlich stehen wir hier vor einem Baudenkmal aus republikanischer Zeit. Die Tradition sagt, daß dieser Tempel von Servius Tullius, dem sechsten König, erbaut sei. Er wollte der Fortuna dafür danken, daß sie ihn vom Sklaven zum König erhoben habe.

Wir gingen an dem Hause vorbei, das dem Cola di Rienzi zugeschrieben wird; die Inschrift besagt aber, daß es von Nikolaus, dem Sohne des Crescentius[3], erbaut wurde. Gleich Cola di Rienzi

[1] Der antike Name ist unbekannt, der volkstümliche Name Vestatempel stützt sich auf die Ähnlichkeit mit dem runden Vestatempel am Forum. Die Kirche im Innern hieß S. Stefano alle Carozze und später Santa Maria del Sole. — v. O. B.

[2] Auch diese Bezeichnung ist unbegründet. Die 872 geweihte Kirche heißt Santa Maria Egiziaca, „die vielleicht die Nachfolgerin der Frauenschützerin Mater matuta geworden ist". (Petersen, „Vom alten Rom", S. 81.) Sie dient dem armenisch-katholischen Gottesdienst. — v. O. B.

[3] S. S. 173. Er beherrschte Rom nach dem Tode Kaiser Ottos III. (1002) zehn Jahre lang. — v. O. B.

träumte auch er von der Freiheit in einem Zeitalter, das ihrer unwürdig war.

Schließlich kamen wir zu den Resten des Pons Ämilius; es war dies die erste Steinbrücke, die in Rom erbaut wurde. Der Bogenschnitt war die größte Erfindung der antiken Baukunst; lange behalf man sich in Griechenland mit Holzbalken und Steinplatten, um die Säulen einzudecken. Die Etrusker, ein gescheites Volk, wandten den Bogenschnitt an; von ihnen kam er auf die Römer. Der Pons Ämilius wurde vom Zensor Marcus Fulvius im Jahre 557 der Stadt begonnen und von Scipio Africanus 612 vollendet; von Julius III. restauriert, stürzte er 1564 ein; 1575 wieder aufgebaut, wurde eine Hälfte durch die Überschwemmung von 1598 weggerissen.

Auf einem steilen Fußweg neben der Brücke stiegen wir zu einer kleinen Barke hinab und fuhren nach der Mündung der Cloaca maxima, die Montesquieu mit Recht so bewunderte. Welche Leidenschaft für das Nützliche hatten diese ersten Römer!

Da unsere Neigung, von antiken Bauwerken gerührt zu werden, noch nicht gestillt war, so besichtigten wir die herrlichen Reste des Marcellustheaters. Das war jener, durch einige Verse Virgils unsterbliche Neffe des Augustus (Tu Marcellus eris . . .). Der große Dichter las sie Oktavia vor, die eben ihren liebenswürdigen Sohn verloren hatte. Diese Handlung Virgils zeugt von einer Lakaienseele, sagt der strenge Alfieri. Alfieri war reich und Virgil arm. Der piemontesische Edelmann hat nur zu recht, wenn er von Literaten mit pekuniären Hintergedanken (impulso artificiale) redet. Ich bitte mir diese vielen kleinen Abschweifungen zu verzeihen. Nur wenn wir alles sagen, was uns durch den Kopf geht, können wir unsern Hauptzweck erreichen, unsere Reisegenossen nicht zu langweilen, indem wir ihnen Ruinen zeigen, die für ihren nach der Mode gebildeten Blick häßlich sind.

Zehn Jahre nach dem Tode des Marcellus, der Roms Herrscher geworden wäre, weihte Augustus dies Theater. Die Römer hatten das Vergnügen, vor ihren Augen sechshundert wilde Bestien töten zu

Marcellustheater

Digitized by Google

sehen. Heute würde man eine Kantate singen, oder die Tugenden des Prinzen würden akademisch gepriesen werden. Beim Einzuge des Kaisers Franz von Österreich in Mailand dichtete Monti die Rückkehr der Asträa ... Monti war arm wie Virgil ...

Nach dieser Abschweifung setzte ich meine Führung fort und erzählte, daß am Tage der Einweihung des Marcellustheaters die Sella curulis des Augustus plötzlich zerbrach, so daß dieser der Länge nach auf den Rücken fiel, was den alten Jakobinern von Rom viel Spaß machte ...

Wie alle soliden Bauwerke des alten Rom, wie das Grabmal der Caecilia Metella, der Janus Quadrifrons im Velabrum, diente auch das Marcellustheater im Mittelalter als Festung. Die Pierleoni hielten es besetzt, dann die Savelli; später ließ die Familie Massimi durch den Baumeister Peruzzi auf den Ruinen des Theaters den Palast erbauen, den man heute sieht. Fürst Orsini, der jetzige Besitzer, ließ ihn kürzlich restaurieren. Man gelangt auf einer langen Rampe in den Hof des Palastes; sie folgt der Erhöhung, die durch die Ruinen des antiken Theaters gebildet wird ...

Schwere dunkle Wolken kündigten ein Gewitter an. Statt in die Campagna zu laufen, kehrten wir zum Bogen des Janus Quadrifrons zurück. Dieser würfelartige Bau bildet in der Tat vier Fronten und ruht auf vier schweren Pfeilern. Es gab im alten Rom mehrere solcher Janusbögen; sie dienten zum Schutz gegen die Sonnenglut, die hier oft sehr gefährlich ist[1] ... Die Außenseiten jedes Pfeilers sind mit je sechs Nischen verziert, was sehr geschmacklos wirkt. Erst zur Zeit des Septimius Severus (195) konnte die Baukunst diesen Tiefstand erreichen. Zur Mode wurde diese kleinliche Dekorationsweise erst unter Diokletian (284). Die Mode, die von Veränderung lebt, begann sich einer Kunst zu bemächtigen, die sich sonst über Jahrhunderte hin gleichbleibt. Die öffentliche Vernunft war geschwächt: ein seltenes Glück

[1] Sie dienten als Börse. — D.

für die rasenden oder stumpfsinnigen Tyrannen, die damals in Rom herrschten[1].

Die Löcher in den Bogen rühren daher, daß die Barbaren die eisernen Klammern zwischen den Blöcken herausbohrten. Herr Sterni machte uns darauf aufmerksam, daß mehrere dieser Blöcke von älteren Monumenten herrührten.

So tief der Verfall in den Dekorationen war, so fehlte es den Neuerern der Zeit des Septimius Severus doch an Kühnheit; denn die Gesamtanlage des Bogens ist noch für das Auge gefällig. Das Verhältnis von Höhe und Breite, von Baugliedern und leerem Raum ist gut. Die barbarischen Zinnen oben auf dem Bauwerk[2] stammen von den Frangipani, die es als Festung benutzten. Erst vor kurzem entfernte man die zehn bis zwölf Fuß Erde, von denen der Bogen halb verschüttet war.

Er lag auf dem Forum boarium, dem Rindermarkt. Die Viehhändler und Geldwechsler dieses Forums errichteten daneben einen Ehrenbogen für Septimius Severus mit viereckigem Tor. Die Inschrift und die Reliefs im Innern sind von schlechter Arbeit und haben durch die Zeit sehr gelitten: edax rerum... Doch was geht uns ein mittelmäßiges Bauwerk an, das einem verächtlichen Despoten errichtet ward? Reden wir lieber von wahrer Größe.

Der sagenhafte Herkules hatte sich selber unfern von hier die Ara maxima errichtet, nachdem er den Cacus erschlagen hatte. Dieser hatte ihm Rinder gestohlen und in einer Höhle des Aventins versteckt; doch ihr Gebrüll verriet den Raub. Wir lasen an Ort und Stelle mit Vergnügen nach, was Livius davon erzählt. Diese Geschichten waren für die Römer das gleiche, was die mittelalterlichen Heiligengeschichten für uns sind...

[1] Diese Neuerungen in der römischen Baukunst sind kleinasiatischen Ursprungs. — D.
[2] Jetzt entfernt. — D.

Hier am Fuße des Palatin war es, wo Romulus anfing, seine berühmte Furche zu ziehen, welche den Umfang seiner neuen Stadt bezeichnete; sein Pflug wurde von einem Stier und einer Kuh gezogen, wie es die Religion vorschrieb, die schon in jenen fernen Zeiten eine große Macht über die italienische Einbildungskraft besaß. Hängt das an der Menschenrasse oder ist es ein Ergebnis der zahlreichen Erdbeben und der Gewitter, die im Sommer wahrhaftig schreckenerregend sind? Sie flößen sogar uns Angst ein, zweifellos infolge der elektrischen Spannung, die unsere Nerven aufregt; wir ergreifen dann eine große Eisenstange, die unsere Bangigkeit mindert.

Der Mittelpunkt der Priestermacht lag in demselben Etrurien, das heute jeder Leidenschaft bar ist. Die Priester spielten dort die Rolle, welche später die Jesuiten anstrebten: sie ernannten die kleinen Könige des Landes, die ohne ihre Zustimmung machtlos waren. Ich kann mich nicht enthalten, in diesem Siege des Verstandes über die brutale Gewalt den ersten Schritt des menschlichen Geistes zu sehen ...

30. Juni. — Es gibt in Rom Tage, wo die Schönheit des Klimas allein zum Glücke genügt; so freuten wir uns heute des Lebens, indem wir die Umgebung der Villa Madama durchstreiften. Wir genossen die göttliche Architektur Raffaels. In unserer Begeisterung für diesen großen Mann besichtigten wir vor der Heimkehr seine kleine Kirche, die Navicella. Hier sieht man den gefälligen italienischen Stil, der vom Rokoko so weit entfernt ist[1] ...

1. Juli. — Wir besichtigten heute mehrere Paläste; zuerst den Palazzo Farnese, den schönsten von allen, von Sangallo und Michelangelo aus Steinen erbaut, die das Kolosseum und das Marcellustheater lieferten. Man gelangt zu diesem freiliegenden Palast über

[1] Später hat Stendhal dies Urteil gründlich revidiert. In einer handschriftlichen Anmerkung (Soirées du Stendhal-Club, II, 175) sagt er: „Ich weiß nicht, wo ich 1826 den Kopf hatte. Ich sah die Navicella in Gesellschaft der Signora Lampugnani und folglich schlecht. Die Navicella ist nicht hübsch, sie verdient keinerlei Lob. Die Seitenwände erdrücken die Säulen."

einen sehr schönen kleinen Platz von quadratischer Form. Der Palast ist noch immer eine Festung wie die Florentiner Paläste. Die Gefahr lauerte in den Straßen Roms noch wie im Trecento, wo die Päpste abgesetzt und ermordet wurden, wie heute die Beys von Algier; doch dank diesem eigenartigen, unkriegerischen Despotismus ist die Geschichte Roms viel wilder und interessanter als die von Bologna, Mailand oder Florenz.

Der Palazzo Farnese, bewundernswert durch die Architektur Michelangelos, würde heute als furchtbar düster gelten. Ich verstehe sehr gut, daß eine junge Französin, die an unsere von hundert Fenstern durchbrochenen Häuser gewöhnt ist, ihn am ersten Tage für ein Gefängnis hält. Ein auf vier Seiten geschlossener Hof ist stets ein Unding in einem Palast, der keine Festung ist, und dessen Herr für reich genug gilt, um alle erforderlichen Grundstücke zu kaufen, deren seine Prachtliebe bedarf.

Die Einfahrt, durch die man in dies majestätische Gebäude gelangt, ist mit zwölf dorischen Säulen aus ägyptischem Granit geschmückt. Drei Säulenordnungen, eine über der andern, zieren die vier Fassaden des düsteren quadratischen Hofes, der etwas vom Kolosseum hat. Die unterste bildet einen Portikus von wilder, wahrhaft römischer Majestät. In diesem Portikus hat man die große Graburne aus parischem Marmor aufgestellt, die aus dem Grabmal der Caecilia Metella stammt. In einem Winkel des Hofes halb verborgen, kommt diese Urne um alle Wirkung. Es war eine Geschmacksverirrung der Zeit Pauls III., sie aus dem Denkmal zu entfernen, dessen wichtigster Bestandteil sie war. Zwei Stunden lang hielten wir uns in der Galerie auf, die Annibale Carracci und seine Schüler mit mythologischen Szenen aus Ovid und Virgil in Freskomalerei ausgeschmückt haben. Die Mitte der Wölbung nimmt der Triumph des Bacchus und der Ariadne ein. Die Gesichter leiden an dem gleichen Fehler wie die Tizians: sie sind virtuos gemalt; doch vermißt man ein wenig die himmlische Seele und den Geist, den Raffael seinen Gesichtern stets gibt.

Palazzo Farnese

Digitized by Google

Die kleinen Fresken, die ringsum angeordnet sind, stellen Aurora, die den Cephalus entführt, den Triumph der Galathea und anderes dar. Vor allem fiel uns ein Gemälde voller Frische und Sinnlichkeit auf: Anchises hilft Venus sich einen Schuh ausziehen. Dies Bild ist eines Ariost würdig ... Carracci malte neun Jahre an der Wölbung der Galerie Farnese. Er war kein Höfling und mißfiel den Höflingen des Kardinals, der ihn beauftragt hatte. Er erfuhr das gleiche Schicksal wie in unseren Tagen Prud'hon. Im 19. Jahrhundert wird ein Künstler dem Journalisten den Hof machen müssen, der über die Meinung der reichen Leute verfügt, was ebenso schwierig ist, als das Gefallen eines alten, einfältigen, prunksüchtigen und geizigen Kardinals zu erregen. Annibale war ein großer Künstler, weil er kein schlauer Philosoph war. Er glaubte sich den Unterhalt für seine alten Tage zu sichern, als er dies große Werk ausführte; er wurde jedoch erbärmlich bezahlt und starb aus Kummer darüber[1].

Diese unsterblichen Fresken werden von den französischen Künstlern der Davidschule sehr verachtet. Die Gegenpartei, welche die schöne Form verachtet und das Häßliche anbetet, findet, daß sie viel zu wenig Ausdruck haben. Man wird sie aber, wenn sie kein Brand oder Erdbeben zerstört, noch mehrere Jahrhunderte bewundern, wenn die Namen beider Parteien längst vergessen sind.

Ich bemerke, daß diese Fresken sehr angeräuchert sind; sechsmal werden sie im Jahre durch die tausend Kerzen des Botschafters von Neapel erhitzt, der in dieser Galerie seine diplomatischen Feste gibt.

Eines Tages wurde Herr von Italinski, der russische Botschafter, mitten unter allen diesen mit drei oder vier grellen Ordensbändern geschmückten Menschen nachdenklich. Jeder von ihnen war damit beschäftigt, seinen Nachbar zu überzeugen, daß er auf die öffentliche Meinung und auf die Karbonari pfiffe, vor denen er doch Todesangst hatte. Italinski, der zu alt war, um ehrgeizig zu sein, sagte: „Ein Jahrhundert muß auf dem Gebiet hervorragen, das es besonders

[1] 500 Goldtaler waren die ganze Belohnung. — v. D. B.

pflegt. Unsere Aufgabe ist es, politische Gespräche zu führen. In diesem Sinne sprechen wir, Betrüger wie Betrogene, fortwährend vom Guten, vom Gerechten, vom Nützlichen. Der ganze Aufwand an Aufmerksamkeit und Vernunft, der heute nötig ist, um das Gute, Gerechte und so weiter zu suchen, stand bei den Menschen, die Annibale Carracci entzücken wollte, im Dienste der Kunst."

In einem Nebenraume der Galerie bewunderten wir den schönsten Caracallakopf, den uns die Antike geschenkt hat; er ist so schön wie der Aristides in Neapel oder der Vitellius in Genua.

„Auch wenn der Vogel geht, man merkt doch, er hat Flügel."

Die Bildhauer, denen wir diese erlesenen Büsten zu danken haben, verstanden es, Ideales zu schaffen; sie verstanden das Auswählen in der Natur und kopierten nichts geistlos nach irgendeiner bewunderten Statue.

Nach Verlassen der Galerie Carraccis besichtigten wir mehrere der achtunddreißig Paläste, deren Liste uns Herr Tambroni aufgesetzt hatte ... Wir haben uns vorgenommen, etwas mehr Methode in unsere Wanderungen zu bringen: sie waren bisher zu sehr von der Neigung des Augenblicks bestimmt. Die Mehrzahl dieser Paläste gemahnt an die Geschichte des Papstes, dessen Neffe sie erbaut hat. Fast alle sind sehenswert wegen ihrer Architektur, irgendeiner schönen antiken Statue oder Büste oder eines Meisterwerks der Malerei.

Die Trägheit der modernen Römer ist grenzenlos. Die geringste Anstrengung ist ihnen eine Qual. Trotzdem wir den Dienern eine Mancia versprochen hatten, behaupteten sie, in ihren Palästen sei nichts Besonderes zu sehen. Wir antworteten ihnen mit wichtiger Miene, wobei wir den Namen irgendeines bekannten Kardinals murmelten, daß wir die Anordnung der Räume durchaus sehen müßten.

Wir hatten so viel Mut, uns in jedem Palast nur ein bis zwei Dinge anzusehen; wir kommen ein andermal wieder, wenn die Erinnerung uns zusagt ...

Der Palast von Monte Citorio[1] hat einen großen Balkon, auf dem die Lottoziehungen verkündet werden. Das niedere Volk, das an solchen Tagen den Platz bedeckt, ist merkwürdiger als der Palast. Alle Nuancen der lebhaftesten Leidenschaften malen sich in rascher Folge auf diesen verbrannten Gesichtern. Hier findet der Künstler einen lebhaften, natürlichen Ausdruck, unverkümmert durch die Angst, den Nachbarn zu mißfallen; und jedenfalls wird ein jeder aus dieser Volksmasse sich anders benehmen, sobald er allein ist[2] ...

Der Palazzo Barberini würde im Norden durch seine herbe Schönheit auffallen; hier offenbart er den schlechten Geschmack Berninis. Das ungeheure Deckenbild gilt für das Meisterwerk eines andern Künstlers, Pietro da Cortona. Der Unglücksmann fand Raffael kalt; auch Seneca wollte ja die Schlichtheit Virgils ausschmücken ... Seine Zeit war für die bildenden Künste dasselbe, was das Zeitalter des Abbé Delille und Marmontels für die Literatur war.

Von dieser modernen Geziertheit angewidert, suchten wir reine Freude in der erhabenen Kirche S. Maria degli Angeli. Michelangelo, der sie aus dem Hauptsaal der Diokletiansthermen herstellte, hat die

[1] Jetzt das Abgeordnetenhaus. — v. O. B.

[2] Über den Auszug der Lotterie berichtet sehr anschaulich der schon mehrfach erwähnte Ferd. v. Kölle, S. 189ff.: „Der Auszug geschieht Sonnabends folgendermaßen. Der Balkon des Palastes von Monte Citorio wird festlich geschmückt, mit einer aufgespannten Leinewand gegen die Sonne geschützt; vor dem Obelisken zieht eine Wache auf. Nun erscheinen die Beamten, ein Prälat in violettem Gewande, die Notare und so weiter. Die neunzig Nummern werden verlesen und einzeln in ein silbernes Gefäß geworfen. Hierauf erscheint ein Waisenknabe im Chorrock, die Trompeter des Kapitols blasen Tusch, darauf schlägt der Junge ein Kreuz, zeigt seinen zugeknöpften Ärmel und holt die Nummer aus dem Gefäße, welches vorher während des Trompetenschalles tüchtig umgerüttelt wurde; so geht es fort, bis die fünfte Nummer heraus ist ... Weit das Interessanteste ist der Anblick des Volkes bei dieser Gelegenheit. Gespannte Hoffnung auf allen Gesichtern, eiliges unsinniges Fortrennen der Wenigen, welche gewonnen haben, und die getäuschte Hoffnung der Übrigen." — Über die Spielleidenschaft der Römer s. S. 403f. — v. O. B.

damals noch wohlerhaltene antike Gestalt kaum verdorben ... Diese Kirche, die wir wohl zum zwanzigsten Male besuchen, fand heute volles Verständnis. Ein einfacher antiker Bibliothekssaal ist also edler als eine moderne Kirche!

Das anstoßende Kartäuserkloster[1] ist Michelangelos würdig. Es ist ein großer viereckiger Kreuzgang mit hundert Travertinsäulen.

Da wir nach Verlassen des Klosters noch etwas Tageslicht hatten, kehrten wir zurück auf die reizende Piazza Barberini; der Springbrunnen stellt einen Faun dar, der aus einem Muschelhorn einen Wasserstrahl emporbläst, welcher auf seinen Kopf zurückfällt. Unsere Damen fanden ihn allerliebst. Dann stiegen wir zur Kapuzinerkirche hinan, die durch den reizenden Erzengel Michael von Guido Reni bekannt ist. Weiter dürfte das Reizvolle nicht gehen, sonst endete man bei der Modemalerei. Die Mode aber ging stets darauf aus, sich vom Nachbarn zu unterscheiden und neuen Sensationen nachzulaufen; und was der guten Gesellschaft eines Jahrhunderts als hervorragend galt, erscheint der guten Gesellschaft, die nach hundert Jahren ihren Platz einnimmt, als Gipfel der Geschmacklosigkeit ... Strenge Theologen finden Guidos Bild zu liebenswürdig für eine Kirche; man erzählt sich, daß junge Mädchen von der Art der Sophie in (Rousseaus) „Emile" in Liebe dafür entbrannt seien und stundenlang im Gebet davor verharrt hätten ...

In dem anstoßenden Kloster wohnt der strenge Kardinal Micara, ein verdienstvoller Mann, den seine Kapuziner verabscheuen. Es kam im Mai 1827 zu einer Revolte, wobei mehrere verwundet wurden. Nachfolgend eine komische Anekdote[2].

Die Familie eines jungen Mönchs bekam monatelang keine Nachricht von ihm und wandte sich an seinen Protektor, den Fürsten Santa Croce. Zunächst Ausflüchte, dann der Bescheid, er sei nach Neapel gesandt. Nachforschungen in Neapel: dort ist ein junger Kapuziner

[1] Jetzt Thermenmuseum. — v. D. B.
[2] Fehlt in der Erstausgabe. — v. D. B.

dieses Namens unbekannt. Monate vergehen. Endlich wird der Fürst Santa Croce böse und droht, mit dem Papste zu sprechen; da gesteht man ihm, daß der Kerker im Kapuzinerkloster an der Piazza Barberini, worin der junge Mönch schmachtet, Neapel heißt.

Heute abend hörten wir ein Konzert vor Leuten, die für Musik empfänglich sind. Unsere Sängerinnen waren ziemlich mäßig; trotzdem wirkten sie Wunder. Der geniale Sänger Tamburini sang bei leider schlechter Begleitung das berühmte Duett zwischen Vater und Sohn aus Mercadantes „Elisa und Claudio“. Bei der Stelle Ei vi ne waren alle Augen voller Tränen. Ach! In Paris kann man die besten Sänger bezahlen, aber nie findet man ein Publikum, das eines solchen Begeisterungstaumels fähig ist. Wir saßen in einem prachtvollen, düsteren Saale, der einst von den Schülern des Pietro da Cortona mit Fresken geschmückt und vierzig bis fünfzig Fuß hoch ist. Das leiht der Phantasie Flügel. Überall erblickten wir mythologische Gestalten, konnten aber das Gesamtbild nicht überschauen. Die Gesellschaft bestand aus ziemlich mitteilsamen Fremden: warum sollten sie auch die vierzehn Tage, die sie in Rom verweilen müssen, nicht fröhlich sein? Unsere Damen fanden die jungen Russen am liebenswürdigsten. Ihre Unterhaltung ist bisweilen etwas blaß, wegen der zahllosen Lügen, die in Paris entwertet sind, in St. Petersburg aber noch in Geltung stehen. Marmontels „Moralische Erzählungen“ finden sie reizend. Clara Gazul würde sie vermutlich langweilen: das ist zu einfach[1].

3. Juli 1828. — Unter den Bäumen des Pincio sitzend, die vom Zirpen der Grillen ertönen, genossen wir mit Wonne die frische Brise, die vom Meere wehte. Unsere gesättigten Augen schweiften über dieses Rom, das sie zu kennen beginnen. Uns zu Füßen lag die Porta del Popolo. Wir schwiegen lange still. Plötzlich erzählte uns Philipp, fließend wie ein Buch und mit reizendem Ernst:

[1] Le Théâtre de Clara Gazul, von Stendhals Freund Prosper Mérimée. — v. O. B.

„Am 31. Dezember 1494 zog Karl VIII. durch das Tal, das Sie vor sich haben, in Rom ein. Der junge König ritt an der Spitze seines Heeres, das auf Neapel marschierte. Italien krankt noch heute an diesem Jugendstreich. Ein Scheusal, Lodovico Sforza, der das Herzogtum Mailand seinem Neffen entreißen wollte, hatte Karl VIII. ins Land gerufen.

Am 31. Dezember 1494 sahen die Römer zum ersten Male die Kraft und die neue Organisation des Kriegswesens bei den Nordländern, und eine Art Schrecken erfaßte sie. Um drei Uhr nachmittags, erzählt ein Augenzeuge[1], erschien eine Vorhut an der Porta del Popolo; sie bestand aus Schweizern und Deutschen, die in Schlachthaufen mit wirbelnden Trommeln und fliegenden Fahnen marschierten; ihre Röcke waren kurz und buntscheckig. Sie waren mit zehn Fuß langen Lanzen aus Eschenholz bewaffnet, die schmale, scharfe Spitzen hatten. Das erste Glied jedes Schlachthaufens trug Helme und Panzer, welche die Brust bedeckten, also daß diese Soldaten, wenn sie in Schlachtordnung standen, dem Feinde drei Reihen eiserner Spitzen darboten, wovon die vorderste acht Fuß vor ihren Leibern war. Jedem Tausend Soldaten folgte eine Kompanie von hundert Füsilieren. (Das war der Anfang der modernen Infanterie.)

Hinter den Schweizern marschierten fünftausend Gascogner, fast durchweg Bogenschützen. Die Gewandtheit, womit sie ihre eisernen Bogen handhabten, war bemerkenswert. Im übrigen stachen sie durch ihren niedrigen Wuchs unvorteilhaft von den Schweizern ab. Die Römer hielten sie für arm, denn ihre Kleidung war schmucklos.

Alsdann kam die Reiterei, aus der Blüte des französischen Adels bestehend. Diese jungen Leute glänzten mit ihren seidenen Mänteln, ihren vergoldeten Helmen und Halsketten. Die Römer zählten an zweitausendfünfhundert Kürassiere. Diese jungen Franzosen trugen wie die italienischen Gendarmen eine Menge eiserner Waffen und

[1] Paolo Giovio, lib. II., p. 41; Memoiren von Louis de la Trémouille, Bd. XIV, S. 148.

eine starke Lanze mit kräftiger Spitze. Ihre Pferde waren groß und stark; doch hatte man ihnen nach französischem Brauche Schweif und Ohren gestutzt. Die Römer bemerkten, daß diese Pferde nicht wie bei den italienischen Gendarmen mit Harnischen aus gesottenem Leder bedeckt waren, die sie gegen Hiebe gefeit hätten.

Jedem Kürassier folgten drei Pferde; auf dem ersten ritt ein ebenso gerüsteter Page, auf den zwei andern Knappen, die man seitliche Hilfsmannen nannte, weil sie im Kampf ihren Herrn rechts und links deckten. Hinter den Kürassieren kamen fünftausend Leichtberittene, mit großen hölzernen Bogen bewaffnet, von denen sie, wie die englischen Soldaten, lange Pfeile schossen. Als Schutzwaffen trugen sie nur Helm und Küraß; etliche hatten auch kurze Piken, um die niedergerittenen Feinde zu durchbohren. Die Mäntel dieser Leichtberittenen waren mit silbernen Platten benäht, welche die Wappen ihrer Herren zeigten.

Endlich nahte das Geleit des jungen Königs. Vierhundert Bogenschützen, darunter hundert Schotten, bildeten um Karl VIII. Spalier; zweihundert französische Ritter vom edelsten Blute schritten zu Fuß neben dem König und trugen auf ihren Schultern eine Menge sehr schwerer eiserner Waffen. Aller Augen suchten den König; endlich erschien er. Die Kardinäle Ascanio Sforza und Giulio della Rovere schritten ihm zur Seite, die Kardinäle Colonna und Savelli unmittelbar hinter ihm; eine Menge französischer Edlen bildeten das Gefolge.

Kaum war der König vorüber, als ein dumpfes, seltsames Getöse die Aufmerksamkeit der Menge erregte. Mit Bestürzung sah man sechsunddreißig bronzene Kanonen, von starken Pferden gezogen, daherkommen; die Rohre waren acht Fuß lang und die Kugeln so groß wie ein Menschenkopf; man schätzte, daß jede Kanone sechstausend Pfund wiegen müsse. Nach den Kanonen kamen sechzehn Fuß lange Feldschlangen, hierauf Falkonette, welche nußgroße Kugeln schossen. Die Lafetten bestanden (wie heute) aus zwei schweren, durch Querhölzer verbundenen Holzbalken, die von zwei Rädern

getragen wurden; davor liefen zwei andere Räder, die man abnahm, wenn die Geschütze zum Gefecht auffuhren.

Die Vorhut des Heeres rückte um drei Uhr nachmittags durch die Porta del Popolo ein; als gegen halb fünf Uhr die Nacht hereinbrach, setzte es den Marsch bei Fackel- und Laternenschein fort; die glänzenden Waffen der Soldaten blitzten vom Widerschein und verliehen ihnen ein noch imposanteres Aussehen. Erst um neun Uhr hatte das französische Heer das Tor passiert. Der König nahm mit seiner Artillerie im Palazzo Venezia Quartier."

Nach Philipps Bericht diskutierten wir. Ohne Zweifel war dieser Zug ein toller Streich; er war nutzlos, aber schön. Weil Karl VIII. zweifellos ein Künstler war, wiederholten wir heute so oft seinen Namen.

Auch die napoleonischen Kriege waren außerordentlich schön und nicht ganz nutzlos. Daher ihr Ruhm, der ihnen Jahrtausende bleiben wird. Das Alter derer, die den Rückzug von Moskau gesehen, wird nicht lächerlich sein: es wird durch diese große Erinnerung verklärt werden, die nach 1850 heroisch erscheinen wird[1].

Heute abend die reizende komische Oper „La Contessa di Colle ombroso“[2], göttlich gesungen von der Liparini. Wir schlenderten um ein Uhr nachts durch die Straßen Roms. Helles, entzückendes Schlagen der Nachtigallen, die das römische Volk in Käfigen züchtet.

4. Juli. — Wir verbrachten den Tag in der berühmten Basilika San Paolo fuori le mura. Man glaubt, daß Konstantin sie über einem Teile des Friedhofs errichtete, in dem der Apostel Paulus nach seinem Martyrium begraben ward. Im Jahre 386 befahlen die Kaiser Valentinian II. und Theodosius den Neubau dieser

[1] Stendhal hat den russischen Feldzug selbst mitgemacht und sich auf dem fluchtartigen Rückzuge durch Umsicht und Kaltblütigkeit ausgezeichnet. — v. O. B.

[2] Von Generali. Vgl. „Reise in Italien“, 5. Juni 1817, wo Stendhal näher darauf eingeht. — v. O. B.

Inneres von San Paolo fuori le Mura

Digitized by Google

Basilika auf Grund eines größeren Planes. Sie wurde von Honorius vollendet; mehrere Päpste haben sie restauriert und ausgeschmückt.

Unter den Basiliken, deren Schiffe durch Säulenreihen getrennt sind, war vielleicht keine majestätischer und christlich erhabener als diese vor dem unglücklichen Brand vom 15. Juli 1823. Warum soll ich es verhehlen? In San Paolo waren wir echte Christen. Jetzt ist nichts schöner, malerischer und trauriger als die durch die Feuersbrunst entstandene Verwüstung. Durch die Glut der Flammen, die durch das gewaltige Balkendach genährt wurden, ist die Mehrzahl der Säulen von oben bis unten geplatzt.

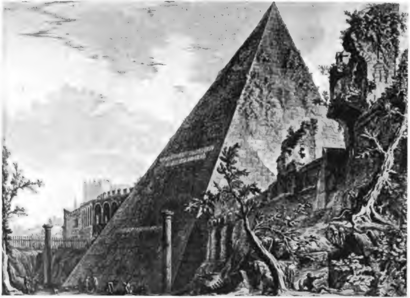
Während der fünfundzwanzig Jahre, die dem Brande vorausgingen, habe ich die Basilika so gesehen, wie sie die Reichtümer aller Könige der Erde nicht wieder herstellen könnten. Das Jahrhundert der Budgets und der Freiheit kann nicht das der schönsten Künste sein. Eine Eisenbahnlinie, ein Armenhaus sind hundertmal wichtiger als San Paolo. In Wirklichkeit machen diese so nützlichen Dinge nicht den Eindruck des Schönen, und ich schließe daraus, daß die Freiheit die Feindin der Künste ist. Der Bürger von Neuyork hat keine Zeit, das Schöne zu empfinden, doch er erhebt oft den Anspruch darauf. Ist nicht jener Anspruch eine Quelle von Zorn und Unglück? Ihr seht ein erzwungenes Gefühl an Stelle des Schönheitsgenusses; aber das hindert die Freiheit nicht, mehr wert zu sein, als alle Basiliken der Welt. Doch ich will niemandem schmeicheln[1].

[1] Bekanntlich ist die Basilika im Laufe von dreißig Jahren wieder aufgebaut worden. Die alte Basilika ist freilich nicht restlos auferstanden. „Die allzu salonartige Ausschmückung, das Abweichen in den Einzelheiten der Architektur vom alten Vorbild, die modernen Malereien, die Luxuszugaben, das moderne Renaissancetabernakel über dem edlen gotischen, die Kassettendecke des Mittelschiffs statt dem offenen und bemalten prächtigen Balkenhängewerk haben freilich den milden Ernst und die naive Anmut, die dem altehrwürdigen Bau eigen war, verwischt", sagt Gsell Fels („Rom und die Campagna"). S. auch die Abbildung der alten Basilika auf dem Stiche von Piranesi. — v. O. B.

Wer früher die Paulsbasilika betrat, der stand gleichsam inmitten eines Waldes von herrlichen Säulen; man zählte hundertzweiunddreißig, und alle waren alt: Gott weiß, wie viele heidnische Tempel beraubt wurden, um diese Kirche zu bauen! Vier Reihen von je zwanzig Säulen teilten die Kirche in fünf Schiffe. Unter den vierzig Säulen des Mittelschiffs waren vierundzwanzig korinthische Monolithen aus violettem Marmor, vom Mausoleum des Hadrian (der jetzigen Engelsburg) geraubt.

Leo XII. hat den Neubau von Sao Paolo begonnen. Von Zeit zu Zeit liest man in den Zeitungen die pomphafte Nachricht, daß eine Säule für die Basilika aus den Marmorbrüchen von Baveno am Lago Maggiore angelangt sei. Diese Säulen werden auf dem berühmten Kanal, den Leonardo da Vinci anlegte, bis Venedig gebracht, machen dann die Reise um ganz Italien herum und werden den Tiber aufwärts bis dicht vor Sao Paolo geschafft... Anscheinend fällt es dem Auge schwerer, die Säulen der Tempel in Sizilien zu bewundern, die aus einer ganzen Zahl von Säulentrommeln zusammengesetzt sind, wogegen eine Säule aus einem Stück Marmor oder Granit uns mit Bewunderung erfüllt. Es liegt etwas wie ohnmächtige Nachahmung in den so aufgeschichteten Säulen, wie zum Beispiel bei der Madeleine-Kirche in Paris... Einer der größten Genüsse, den ein großes Baudenkmal gewährt, ist vielleicht das Gefühl der Schöpfermacht. Nichts aber tut der Vorstellung von Macht mehr Abbruch, als eine unvollkommene Nachahmung. Aber Säulen aus einem Stück sind für uns zu teuer, und schließlich ist eine so entstandene Säule immer noch besser als gar keine.

Von außen macht die Basilika gar keinen Eindruck, und die Luft der Umgegend ist so ungesund, daß die Mönche, die diese Kirche unterhalten, alljährlich im Mai fortziehen müssen. Die fünf oder sechs Unglücklichen, die zurückbleiben, bekommen stets Fieber. — Sehenswert ist der Kreuzgang von 1220. Bei der Rückkehr besuchten wir die Cestiuspyramide und den Monte Testaccio.



Cestiuspyramide

Digitized by Google

Wieviel mehr hätte es für unseren Genuß im Jahre 1829 bedeutet, wenn diese Säulen im Mausoleum des Hadrian geblieben wären; es wäre dann die schönste Ruine der Welt. Doch was nützt es, die öffentliche Meinung vom Jahre 390 der Dummheit anzuklagen? Sie suchte nicht die gleichen Empfindungen wie wir; in den Augen der Menschen, die für eine so lange von den Mächtigen der Erde verachtete Religion begeistert waren, galt es vor allem, eine Kirche zu schmücken. Seit Jahrhunderten war aus der Gesellschaft der Christen das Gefühl der Sicherheit entschwunden, und an nur angenehme Dinge dachte man täglich weniger.

Was hauptsächlich an die ersten Zeiten der Kirche erinnerte und der Paulsbasilika das hervorragend urchristliche, das heißt strenge und schwermütige Aussehen gab, war das Fehlen einer Decke; der Beschauer erblickte über seinem Haupte den mächtigen offenen Dachstuhl. Von hier ist es ein weiter Weg bis zu den vergoldeten Kassettendecken von Sankt Peter und Santa Maria Maggiore ... Was den Eindruck tiefer hoffnungsloser Schwermut noch verstärkte, war, daß die Säulen durch Rundbogen und nicht durch einen gradlinigen Architrav wie bei griechischen Tempeln miteinander verbunden waren. Über diesen Bogenstellungen zog sich die lange Reihe der Papstmedaillons hin und vermehrte noch den tief katholischen Eindruck. Manche dieser Papstgesichter gemahnten an die Inquisition und die Bartholomäusnacht[1] ... Der Fußboden von San Paolo fuori bestand aus Marmorbruchstücken von antiken Monumenten.

Beim Eintritt in die Kirche wurde das Auge durch das große Mosaik mit gigantischen Figuren gefesselt, das man hinter dem Hochaltar jenseits des Säulenwalds erblickte. Es diente gleichsam als Inschrift für die ganze Umgebung und erklärte das Gefühl, das die Seele

[1] Leo der Große ließ die Bildnisse von Petrus bis auf sich selbst anfertigen (440); Papst Symmachus ließ die Sammlung erweitern (494); Benedikt XIV. (Lambertini) ließ die alten restaurieren und die seiner Vorgänger hinzufügen. Pius VII., der zweihundertundfünfundsiebzigste Papst, ließ sie vervollständigen. (Stendhal.)

bedrückte. Die riesigen Proportionen der vierundzwanzig Ältesten der Apokalypse und der Apostel Petrus und Paulus, die Christus umstanden, entsprachen den Worten: Schrecken und ewige Verdammnis. Dies Mosaik ließ Papst Leo IV. im Jahre 440 anfertigen; es hat bei dem Brande wenig gelitten.

Man betritt die Basilika durch drei große Tore. Der römische Konsul Graf Maurus Pantaleone ließ im Jahre 1070 die ehernen Bronzetüren in Konstantinopel gießen. Sie sind bei dem Brande von 1823 teilweise geschmolzen.

Die Kirche enthält mehrere Spuren der ersten Zeiten der Christenheit. Der Hochaltar ist wie der von Sankt Peter in großer Entfernung von der Tribuna (dem Chor) aufgestellt. Im Chor saßen die Priester hinter diesem Altar, den Gläubigen durch einen von fünf Eingängen durchbrochenen Lettner verborgen. Der Haupteingang war gegenüber dem Hochaltar, die übrigen an den Enden der vier Seitenschiffe, die durch die vier Säulenreihen und die Seitenmauern der Basilika entstanden. Man findet in San Paolo auch die Vorhalle, worin sich die Gläubigen aufhielten, denen ihre Glaubensstufe den Eintritt in die Kirche untersagte.

Im Empfinden der Römer ist der Brand von San Paolo mit einer mystischen Ursache verbunden, und die phantasievollen Leute dieses Landes sprechen davon mit der düsteren Freude, die der Melancholie eigen ist, dieser in Italien so seltenen, in Deutschland so häufigen Gemütsanlage. Im Hauptschiff befand sich an der Mauer oberhalb der Säulen die lange Reihe sämtlicher Papstbildnisse, und das römische Volk bemerkte mit Unruhe, daß für das Porträt des Nachfolgers Pius' VII. kein Platz mehr vorhanden war. Daher die Gerüchte von der Abschaffung des päpstlichen Stuhls. Der ehrwürdige Papst, der in den Augen seiner Untertanen fast ein Märtyrer war, lag in den letzten Zügen, als sich der Brand von San Paolo ereignete. Es war mitten in der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1823; in derselben Nacht wurde der sterbende Papst durch einen Traum geängstigt, der

ihm fortwährend ein großes Unglück ankündigte, das der römischen Kirche drohe. Er fuhr mehrmals empor und fragte, ob nichts geschehen sei. Tags darauf verheimlichte man ihm das Unglück, um seinen Zustand nicht zu verschlimmern, und er starb bald darauf, ohne es zu erfahren.

Einige alte Schriftsteller behaupten, daß für das Dach von San Paolo Zedern vom Libanon benutzt wurden. Am 15. Juli 1823 verursachten einige unselige Arbeiter, die an der von diesen Balken getragenen Bleidecke arbeiteten, den Brand durch das Kohlenbecken, das ihnen bei der Arbeit diente. Die riesigen Holzbalken, jahrhundertelang durch den Sonnenbrand ausgedörrt, stürzten brennend zwischen die Säulen und bildeten einen alles zerstörenden Brandherd, von dessen Glut die Säulen nach allen Richtungen sprangen. So ging die älteste Basilika von Rom, ja der ganzen Welt unter. Fünfzehn Jahrhunderten hatte sie getrotzt. Lord Byron behauptet, allerdings zu Unrecht, daß keine Religion länger als zwei Jahrtausende bestehe ...

Ich besuchte San Paolo am Tag nach dem Brande. Ich fand hier eine Schönheit von erhabener Strenge und erhielt den Eindruck eines Unglücks, von dem in den schönen Künsten nur Mozarts Musik eine Idee geben kann. Alles spiegelte den Schrecken und die Verwüstung dieses schicksalvollen Ereignisses; die Kirche war erfüllt von schwarzen, rauchenden und halbverbrannten Balken. Große, von oben bis unten gesprungene Säulenstücke drohten bei der geringsten Erschütterung herabzustürzen. Die Römer, welche die Kirche erfüllten, waren ratlos.

Es war eines der ergreifendsten Schauspiele, die ich je gesehen habe; schon deshalb lohnte sich die Reise nach Rom im Jahre 1823 und wog alle Frechheiten der Beamten auf. „Diese niedrigen, ungerechten Menschen", sagte sich der Reisende, „können solche erlesenen Schauspiele nicht genießen; ihnen fehlt die Seele dazu; außerdem hätten sie Angst, daß sich hinter einem Säulenstumpf ein Mörder versteckt hält."

5. Juli 1828. — Unser Verhältnis zu Rom hat sich völlig geändert; eine Art von Leidenschaft hat uns für diese berühmte Stadt erfaßt. Diese Leidenschaft, die ich voraussah und an der ich später verzweifelte, ist endlich da. Kein Detail ist uns zu schwierig oder zu klein. Wir dürsten nach allem, was zu dem Gegenstand gehört, den wir prüfen.

Vor sechs Monaten hätte es unsere Reisegefährten keine Stunde in San Giovanni in Laterano geduldet. Wir kamen heute morgens um neun Uhr hin und blieben bis fünf Uhr. Unsere Besichtigung wurde nur für die kurze Frist unterbrochen, die wir in der Villa Altieri verbrachten. Unter den großen Bäumen dieser naheliegenden Villa war ein einfaches Frühstück bereitet.

San Giovanni in Laterano ist die erste Kirche der Welt, ecclesiarum urbis et orbis mater et caput; sie ist der Sitz des Papstes als Bischof von Rom. Der Papst begibt sich nach seiner Wahl hierher, um von ihr Besitz zu ergreifen. (Es ist die Zeremonie der Possessio.)

Konstantin baute diese Basilika im Jahre 324 in seinen eigenen Palast ein und schenkte ihn dann den Päpsten. Sie wohnten hier während ihres römischen Aufenthaltes bis auf Gregor XI. (1370), der den Papstsitz von Avignon nach Rom zurückverlegte. Dieser Papst war der letzte der sieben französischen Päpste. Hätten die französischen Könige die Kraft und die nötige Voraussicht besessen, um die Päpste an die Ufer der Rhône zu fesseln, so wären unserm Lande alle die kirchlichen Streitigkeiten erspart geblieben, von denen wir noch im Jahre 1828 eine Probe erlebten. Als man dem Kardinal Rubeus die Nachricht von der Wahl des ersten französischen Papstes brachte (Clemens V., Erzbischof von Bordeaux), rief er in Gegenwart seines Nachbars, des Kardinals Napoleon Orsini: „Hodie fecistis caput mundi de gente sine capite.“ (Heute habt ihr das Haupt der Welt aus einem kopflosen Volk erwählt.) Clemens V. verdiente diesen Vorwurf nicht. Kaum war er Papst (1305), als er zwölf gascognische oder französische Kardinäle ernannte. Diese verfehlten nicht, die italienischen Kardinäle zu verachten, die bald in der Minderheit

waren. Petrarca beschrieb als Augenzeuge in mehreren Briefen die Sitten des Hofes von Avignon; ich empfehle sie dem Leser. Unglückseligerweise will Petrarca, der darin ganz einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts gleicht, vornehm schreiben und fürchtet, sich durch Angabe von Einzelheiten herabzuwürdigen. Der Leser möge den sechzehnten Brief ohne Überschrift nachlesen. Er findet darin die Geschichte eines stotternden Kardinals, der sich bei einer merkwürdigen Gelegenheit mit seinem roten Hute bedeckt...

Bekanntlich ist der König von Frankreich Kanonikus der Laterans-kirche[1]; sein Botschafter versäumt nicht, sich alljährlich, am Tage der heiligen Luzia, glaube ich, dorthin zu begeben. Sein Wagen, von mehreren andern begleitet, fährt in langsamem Tempo. Alle Franzosen sind bei dieser Gelegenheit eingeladen.

Diese heute lächerlichen Zeremonien bildeten die Beschäftigung der vornehmen Welt im Rom des 17. Jahrhunderts, als Spanien noch reich war. Die Spanier und selbst die Römer verschwendeten viel Geld und Zeit dafür. Was ist ein großer Herr ohne Goldtressen, Läufer, Karossen, ohne Prunk und alle die kostspielige Pracht, die ihm den Respekt seines Nachbars einträgt? Jetzt gibt es nur noch in England vornehme Herren; aber sie sind finster und heimtückisch und viel weniger galant als die römischen Großen des 17. Jahrhunderts.

6. Juli 1828. — Signora Lampugnani führte Friedrich und mich in das Konzert, das Signora Savelli gab. Die Musik war platt, was mich nicht überraschte; sie ist vom Maëstro Donizetti; dieser Mensch verfolgt mich überall. Immerhin muß man den guten Geschmack der Römer loben: sie fordern in den Konzerten stets neue Musik. In Paris finden wir in allen Salons die Arien aus Othello, Tankred und dem Barbier wieder, die wir seit zehn Jahren im Theater singen hören.

[1] Das überaus spottlustige römische Volk sagt, daß im Jahre 1796 die französische Republik Kanonikus der Laterankirche gewesen sei. (Stendhal.)

Da die Musik ekelhaft war, so plauderte ich mit meinem Freunde Monsignore N..., dem geistreichsten Reaktionär Roms. Er mokierte sich sehr über die ausgedehnte Freiheit, deren man sich vor der Revolution in Genua und Venedig erfreute. Ich bewies ihm mit Leichtigkeit, daß diese Freistaaten, wenn sie weiter bestanden hätten, heute eine Verfassung besäßen und daß sich dort alle reichen Italiener niederlassen würden...

Ein sehr liebenswürdiger Florentiner sagte zu Signora Lampugnani: „Der beste Kommentar über einen großen Poeten, etwa über Ariost, ist die Schilderung des Milieus, in dem er gelebt hat.

„Als Ariost, der am Hofe von Ferrara lebte und dort sozusagen Unterpräfekt war, dreißig Jahre alt war (1505), unternahm der Kardinal Hippolyt, den er gefeiert hat, folgendes: Er wollte einer Dame seiner Verwandtschaft gefallen, die Giulio d'Este, seinen natürlichen Bruder, zum Liebhaber hatte. Als ihr Hippolyt eines Tages vorwarf, daß sie seinen Nebenbuhler bevorzuge, entschuldigte sie sich mit dem Hinweis auf die Macht, die Don Giulios schöne Augen auf sie ausübten. Der Kardinal verläßt sie wütend; und da er erfährt, daß sein Bruder Don Giulio auf der Jagd sei, lauert er ihm in den Wäldern am Pouser auf, zwingt ihn, vom Pferde zu steigen, und läßt ihm in seiner Gegenwart durch seine Knappen die Augen ausstechen. Doch wiewohl der Kardinal seine Leute bei dieser grausamen Exekution überwachte, verlor Don Giulio die Sehkraft nicht ganz, wenn er auch entstellt war[1].

„Der liebenswürdige Alfons, Giulios und Hippolyts Bruder, der damals regierte, war nicht mächtig genug, um einen Kirchenfürsten zu strafen. Er verbrachte einen großen Teil seiner Zeit damit, das Gießen seiner bronzenen Kanonen zu beaufsichtigen. (Bekanntlich

[1] Guicciardini, VI, 357. — Diese Dame war Angela Borgia, eine Verwandte der Lucrezia Borgia, der Tochter Papst Alexanders VI. und Schwester Cäsar Borgias, die den Herzog von Ferrara geheiratet hatte. Diese Geschichte bildet den Gegenstand der Novelle „Angela Borgia" von Conrad Ferdinand Meyer. — v. O. B.

machte er sich in der Schlacht von Ravenna unsterblich durch den ersten großen Artilleriekampf auf offenem Felde, den die Geschichte erwähnt.) Ganze Vormittage verbrachte er in seiner Drechslerwerkstätte, wo er mit großer Geschicklichkeit Holzarbeiten ausführte. Er dachte an nichts als an ein heiteres Leben und zog die Männer von Geist, die in Ferrara lebten, in seinen Kreis, unter ihnen Ariost, Spaßmacher und Lebemänner. Alfons, der die großen Eigenschaften, die den Fürsten ausmachen, in sich fühlte, lebte ohne Ziererei und Pedanterie, und seine Untertanen hielten ihn des Thrones für wenig würdig.

„Maßloser Ehrgeiz trieb seinen zweiten Bruder, Don Ferrante, aus diesem Umstand Vorteil zu ziehen; Don Giulio, der jetzt ganz entstellt war, verfolgte brennender Rachedurst; beide suchten und fanden Mitverschworene, um die Regierung zu stürzen. Don Giulio wollte sich mit Dolch und Gift an Hippolyt und an Alfons, der diesen nicht strafte, rächen; Ferrante trachtete nur nach der Krone.

„Die Schwierigkeit dieser Verschwörung war die, sich der beiden Brüder gleichzeitig zu entledigen. Man sah sie nur bei großen Festlichkeiten beisammen, und dann waren sie von einer starken Leibwache umgeben; niemals speiste der eine mit dem andern; Alfons nahm seine Mahlzeiten in seinem fröhlichen Kreise frühzeitig ein; der Kardinal Hippolyt dehnte die seinen mit dem ganzen Prunk und der Verfeinerung eines Kirchenfürsten bis Mitternacht aus.

„Die Verschworenen warteten eine günstige Gelegenheit ab. Der eine von ihnen, Giani, ein berühmter Sänger, bereitete dem Herzog mit seinem Talent so viel Vergnügen, daß dieser mit ihm wie ein Schüler spielte. Oft hatte Giani bei den Spielen, die sie in den Gärten trieben, dem Fürsten die Hände gebunden und hätte ihn ermorden können. Doch Hippolyt vergaß seine Untat ganz und gar nicht; auf seinen Befehl ward jeder Schritt Don Giulios scharf überwacht, und schließlich im Juli 1506 kam der Kardinal hinter die Verschwörung. Der arme Don Giulio hatte Zeit, nach Mantua zu entfliehen, wurde jedoch von Franz II. Gonzaga ausgeliefert. Giani und den

anderen Verschworenen wurde das vollständige Geständnis des Planes der beiden Brüder durch die Folter abgepreßt. Sie wurden hingerichtet; Ferrante und Giulio, die zur gleichen Strafe verurteilt waren, wurden auf dem Schafott begnadigt; ihre Strafe wurde in lebenslänglichen Kerker verwandelt. Ferrante starb 1540 im Gefängnis. Giulio wurde 1559 nach dreiundfünfzigjähriger Gefangenschaft freigelassen. Wir sahen die Bildnisse aller dieser Männer in der Bibliothek von Ferrara."

Ich habe diese Anekdote berichtet, weil sie mehr oder weniger von allen Schriftstellern jener Zeit, die Alfons zu gefallen strebten, verschwiegen wurde. Ariost erwähnt die beiden unglücklichen Brüder unter den Schatten, die vor Bradamante erscheinen, und preist die Milde Alfonsos[1].

Um das Jahr 1500 begannen die Fürsten die Geschichte zu fürchten und die Geschichtschreiber zu bestechen... Guicciardini ist ein feiler Schurke und Paolo Giovio sagt nur dann die Wahrheit, wenn er für das Lügen nicht bezahlt ist, und brüstet sich damit.

7. Juli. — Heute früh bei bezaubernдem Wetter schlenderten wir auf dem Aventin umher und freuten uns unseres Daseins. Die Sonne stach nicht, und ein frischer Wind wehte stoßweise vom Meere her. Jedenfalls ist heute nacht ein Gewitter niedergegangen. Wir durchstreiften den Mons Coelius hinter der Maltеservilla. Über die Ausschmückung dieser Villa durch den Kardinal Rezzonico, die des Zeitalters Ludwigs XVI. durchaus würdig ist, zuckten wir die Achseln. Schließlich kamen wir an die Tür einer Vigne. Wir klopften lange; endlich erschien ein altes Weib in Begleitung eines knurrenden Hundes und öffnete. Sie beschwichtigte den Hund und erklärte sich in liebenswürdiger Weise bereit, uns zu führen.

Die eigenartige Rundkirche San Stefano Rotondo steht auf den Fundamenten einer großen Markthalle der späteren Kaiserzeit[2]...

[1] Orlando furioso, III. Gesang, Stanzen 60 und 62.
[2] Im Text berichtigt. Stendhal nennt das Fundament einen Tempel des Claudius. — v. O. B.

Im Innern ist sie mit den schrecklichen Malereien des Pomarancio und Tempesta ausgestattet, die bei den gewöhnlichen Menschen, die der Zufall nach Rom führt, so berühmt sind; sie sind für diese Herren so verständlich wie die Guillotine bei der Arbeit. Diese schauderhafte Wirklichkeit ist für gemeine Seelen das Erhabene. Raffael ist freilich kalt neben dem heiligen Erasmus, dem man die Eingeweide mit einer Winde herauszieht.

Beim Eintreten erblickte ich neben der Tür einen Heiligen, dessen Kopf zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt wird; das Auge quillt aus der Augenhöhle hervor... Der Rest ist zu furchtbar, um beschrieben zu werden.

Die schönen Verse Racines verhüllen den Schrecken eines grausamen Schauspiels, das sie beschreiben, durch ihre Eleganz. Die Fresken in San Stefano Rotondo sind durchaus nicht so schön, um die furchtbaren Martern, die sie kraß darstellen, erträglich zu machen. Der Anblick dieser Gemälde, welche die ganze innere Rundmauer der Kirche bedecken, war unsern Damen unerträglich; sie gingen daher nach der Navicella, um auf uns zu warten. Wir dagegen hatten den Mut, diese Fresken im einzelnen zu betrachten. Die Menschen des 19. Jahrhunderts fühlen die Leidenschaft nicht mehr, mit der die ersten Christen das Martyrium erduldeten. Unser Mitleiden flößt uns die Idee eines Schmerzes ein, der in Wirklichkeit gar nicht gefühlt wurde; der größte Teil der Märtyrer befand sich mehr oder weniger im Zustand der Ekstase. Zwischen 1820 und 1825 ließen sich sechshundert Witwen in Bengalen auf dem Grab ihrer ungeliebten Gatten verbrennen. Das ist ein wahrhaft gefühltes Opfer, ein wirklich grauenhafter Schmerz... Weitaus leichter ist es, man trotzt dem Tode um einer metaphysischen Theorie willen, die von klugen Leuten vertreten wird, die sich mit ihren Lehren Hochachtung und Unterhalt erwerben; sie überzeugen schöne Seelen leicht davon, daß sie um den Preis eines kurzen Schmerzes die ewige Seligkeit erlangen.

Die meisten Reisenden, die wir über die Märtyrer in Rom sprechen hörten, sind von vornherein geneigt, alles oder nichts zu glauben. Die Witwen, die sich in Indien täglich zu Ehren ihrer ungeliebten Männer verbrennen lassen, widerlegen den Haupteinwand der geringen Wahrscheinlichkeit. Diese jungen indischen Frauen lassen sich der Ehre wegen verbrennen, wie man sich in Europa duelliert.

Die Geschichte der Christenverfolgungen und der Märtyrer wurde von Gibbon geschrieben[1]; zweifellos sagt dieser Historiker immer, was er für wahr hält, aber er verabscheut die Einzelheiten, welche das 19. Jahrhundert mit Recht so sehr liebt. Hier eine Einzelheit:

„Die heilige Perpetua wurde im Jahre 204 unter der Regierung des Severus ihres Glaubens wegen in Karthago zum Tode verurteilt. Sie war erst zweiundzwanzig Jahre alt; und bis zum Vorabend ihres Martyriums schrieb sie selbst Tag für Tag nieder, was mit ihr selbst, mit ihrer Leidensgefährtin Felicitas und mehreren anderen Christinnen, die mit ihnen den Tod erlitten, im Gefängnis geschah. Der naive Bericht der Perpetua ist überaus ergreifend. Man ersieht daraus, daß es in Afrika im Jahre 204 Mode war, für den Glauben zu leiden, ebenso wie es im Jahre 1793 in Paris in dem Gefängnis, aus dem Madame Roland auf das Schafott stieg, Mode war, heiter zu sterben, ohne es für wert zu halten, an den Tod zu denken.

„Die Henker führten Perpetua und Felicitas in die Arena des Zirkus, der an diesem Tage mit Zuschauern gefüllt war; sie streiften den beiden jungen Mädchen alle Kleider ab und boten sie so in einem Netze den Blicken der Zuschauer dar. Das Volk war über diese Gemeinheit empört und zwang die Henker durch sein Geschrei, den beiden jungen Christinnen die Kleider wieder anzulegen. Sie ließen in den Zirkus eine wütende Kuh, deren Kraft und Raserei die Zuschauer kannten. Die Kuh stürzte sich auf Perpetua, nahm sie auf ihre Hörner und schleuderte sie zu Boden. Das Mädchen fiel auf den Rücken,

[1] In seiner „History of decline and fall of the Roman Empire“. — d. Ü. B.

stand wieder auf und raffte ihr Kleid, das an der Seite zerrissen war, mit großer Ruhe und Anstand zusammen.

„Hierdurch gerührt, gab das Volk abermals sein Mißfallen an dem Schauspiel kund, das man ihm darbot. Die Henker führten ihre Opfer nun hinaus bis zu einem der Stadttore namens Sana Vivaria. Vor dem Aufbruch steckte sich Perpetua ihre langen Haare, die sich gelöst hatten, wieder fest. ‚Es ist nicht nötig,‘ sagte sie, ‚daß ich während meines Triumphzuges Büßertracht trage.‘

„Bei der Ankunft am Tore Sana Vivaria schien Perpetua aus einem tiefen Schlaf zu erwachen. Sie war bis zu diesem Augenblick wie verzückt gewesen; nun begann sie sich umzuschauen wie jemand, der nicht weiß, wo er ist; und zum großen Erstaunen aller fragte sie, wann sie denn der Kuh preisgegeben würde, deren Raserei sie erdulden solle, wie man es ihr im Gefängnis gesagt habe.

„In diesem Augenblick verlangten einige eifernde Leute aus dem Volke, die offenbar von der Obrigkeit bezahlt waren, mit lautem Geschrei, daß die jungen Christinnen in den Zirkus zurückgeführt würden. Man dürfe, schrien sie, dem Volke das Vergnügen nicht rauben, sie mit dem Schwert in der Kehle röcheln zu sehen. Die Obrigkeit beeilte sich, die Christinnen in den Zirkus zurückzuführen.

„Alle empfingen den Todesstoß lautlos und regungslos; nur Perpetua, die vorher infolge der Ekstase nicht den geringsten Schrecken noch Schmerz empfunden hatte, schrie und jammerte. Sie fiel in die Hände eines Gladiators, der ungeschickt war oder sich scheute, ein Mädchen zu töten; er durchbohrte sie mit seinem Schwert, ohne sie zu töten, so daß sie furchtbar schrie.“ (Tertullian.)

Es scheint, daß solche Augenblicke tiefer Leidenschaft, Fühllosigkeit und Ekstase während der Begeisterungsepidemien, deren Spuren man häufig in der Geschichte findet, oft wiederkehren[1].

[1] Dr. Bertrand hat ein vielbeachtetes Werk über diesen ekstatischen Zustand geschrieben, dessen völlige Unempfindlichkeit durch Magnetismus (Hypnose) künstlich hervorgerufen werden kann. (Stendhal.)

Nach Verlassen von San Stefano Rotondo holten wir unsere Damen auf dem Mons Coelius ab und besichtigten einige Ausgrabungen in der Nähe, die der Kaserne der ersten Kohorte der Vigiles galten. Dann klopften wir am Tor der Villa Mattei. Hier hat man den schönen Hermes und die Köpfe des Sokrates und Seneca gefunden. Der wirkliche Seneca hatte ganz das Aussehen eines Diplomaten des 19. Jahrhunderts. Er wäre auch in unsern Tagen ein Genie und würde in unsern Akademien glänzen, wie der heilige Augustin, Hieronymus und alle Geister, die durch den schlechten Geschmack der römischen Verfallszeit verdorben wurden...

Jeden Tag entdeckt man auf seinen Wanderungen durch Rom irgendeinen herrlichen Blick. Wir verbrachten zwei Stunden am Ende einer der Alleen der Villa Mattei im Anblick der Campagna. Dieser Blick ist einzig, und niemand hatte uns etwas davon gesagt[1].

[1] Wie schon in der Einleitung betont, kommt Stendhal in diesem Buche über eine kurze Andeutung der Landschaft fast nie heraus. So möge denn hier ein Landschaftsbild folgen, das sich auf einer Wanderung zur Caecilia Metella ungezwungen einfügt; es ist aus dem schon mehrfach zitierten Buche von Ferd. v. Kölle („Rom im Jahre 1833", S. 151) entlehnt: „Die Campagna gleicht einer Einöde. Halb verfallene, schmutzige, unwohnliche Wirtschaftsgebäude, einzelne Gasthöfe und Posthäuser, von fieberkrankem Gesindel bewohnt, Türme des Mittelalters, zerstörte Gräber, zerbrochene Wasserleitungen — bis an die Tore nichts, was städtisches Leben und Wohlsein bewiese, bewaffnete Oberknechte, plump gearbeitete Wagen, halbwilde Herden und unbändige Hunde, an den Stadtmauern selbst eingeschrankte Schutzplätze, um den vorübergetriebenen Herden auszuweichen. Es scheint, daß Rom ohne die Folie der ausgebrannten Campagna nicht den ungeheuren Eindruck machen würde, den es jedem macht." — Bekanntlich wünschte auch W. v. Humboldt, der von 1802 bis 1808 als preußischer Gesandter in Rom weilte, daß die Campagna nicht angebaut und daß Rom nicht in eine zivilisierte Stadt verwandelt würde, in der kein Mensch mehr Messer trüge. „Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, um Rom eine so himmlische Wüstenei bleibt, ist für die Schatten Platz, deren einer mehr ist als dies ganze Geschlecht", schreibt er an Goethe. Ebenso auch Stendhal an R. Colomb: „Wenn je ein großer König, wie Napoleon, den Agro romano anbauen würde, so verlöre Rom Dreiviertel seiner Schönheit." (Brief vom 25. November 1825.) — Heute macht die Bebauung der Campagna große Fortschritte. — v. O. B.

Grabmal der Caecilia Metella

Google

Nachdem ich allein zum Grabmal der Cäcilia Metella gepilgert war und mich dort verzögert hatte, langte ich erst abends spät beim Wirtshaus Armellino an, als es eben geschlossen wurde. Die römische Trägheit hätte mich mitleidslos abgewiesen; doch ich wußte den ältesten Kellner durch Heiterkeit zu gewinnen. Er bediente mich gern und erzählte mir während der ganzen Mahlzeit spaßhafte Geschichten von den Machthabern. Natürlich glaube ich nicht die Hälfte von allem; aber ich sehe, wie das niedere Volk in Rom über Leo XII. und seine Minister urteilt. „E un vero leone", wiederholte mir dieser Mensch mit erstaunlicher Offenherzigkeit.

Niemand ist frecher und unerbittlicher gegen ungebetene Kunden als das römische Volk. Diese Frechheit reizt mich manchmal und macht mir dann doch wieder Spaß; ich sehe ein, daß ein großer König wie Friedrich II. aus diesen Leuten etwas machen könnte. Vom Wirtshaus ging ich zu den Marionetten im Palazzo Fiano, die mich eine Stunde lang zum Lachen brachten[1]. Die Improvisationen dieser kleinen Holzfiguren sind der Zensur nicht unterworfen. Die noch wenig geschulte römische Polizei begnügt sich, den Direktor ins Gefängnis zu schicken, wenn es zu ausgelassen hergeht. Doch versäumt dieser nicht, den zur Überwachung gesandten Spion vor Beginn der Vorstellung betrunken zu machen; und der ist als ehemaliger Kammerdiener des Kardinals N... unabsetzbar. Übrigens wird in diesem Lande selten abgesetzt; hat man daher einen Vorgesetzten und Wächter über sich, so besteht das einzige Problem des Daseins darin, ihn mit allen möglichen Mitteln für sich zu gewinnen.

[1] Eine sehr hübsche Darstellung des Puppenspiels gibt Stendhal in der „Reise in Italien", S. 304 ff. Zum Ersatz dafür sei hier Ferd. v. Kölles Darstellung wiedergegeben: „Der Hauptheld ist Cassandrino, ein alter, aber noch jungtuender Hagestolz in kleinem Hut und gestickten Kleidern, so voll von sich selbst, daß er aus allen seinen Unfällen, die ihm Dummheit und Vorlautheit zuziehen, ein Kompliment für sich ausfindet; sonst ein guter Geselle, witzig und fein, ohne daß es ihm frommt, und mit einer herrlich zusammenpassenden Stimme, welche sonderbarerweise die natürliche des Mannes ist, der für die Puppe spricht. Es ist der geschickteste Ziselier Roms." — v. O. B.

9. Juli. — Trotz unserer neuen Leidenschaft für alle Baudenkmäler scheint es uns, daß die nach dem Jahre 1560 erbauten oder restaurierten Kirchen einer Besichtigung nicht wert sind. Die schreckensvolle Plünderung Roms von 1527 zerstreute die Schüler Raffaels und versetzte sie in düstere Traurigkeit, von der sich die meisten nicht mehr erholten. Giulio Romano war nach Mantua geflohen und wollte nicht mehr nach Rom zurückkehren. So hörten die Schüler Raffaels auf, Schüler zu sein.

Die Villa Madama, der Palazzo Stoppani, der Damasushof im Vatikan und die andern Bauwerke Raffaels wurden zu ihrer Zeit nicht so bewundert wie heute. Man warf ihnen vor, daß sie frostig wirkten: der gleiche Vorwurf, den die Nachahmer Chateaubriands gegen Fénélon erheben[1].

Der Charakter Michelangelos war zu hochmütig und seine Verachtung für die Steinverderber, wie er die zeitgenössischen Architekten zu nennen pflegte, war zu aufrichtig, als daß er einen wirklichen Einfluß auf die jungen Künstler hätte ausüben können, die den reichen Greisen den Hof machten und von ihnen mit dem Bau von Kirchen beauftragt wurden. Trotzdem wähnten alle diese Künstler, die heute

[1] Hier fügt Stendhal die Namen von vierzehn Architekten bei, „die wegen ihres Stils Freude machen": Jacopo Sansovino aus Florenz († 1570), Baldassare Peruzzi aus Siena († 1536), Michele Sanmicheli aus Verona († 1554), Pirro Ligorio aus Neapel († 1583), Bartolomeo Ammanati aus Florenz († 1592), Andrea Palladio aus Vicenza, ein bewundernswerter Mann († 1580), Pellegrino Pellegrini gen. Tibaldi aus Bologna († 1596), Giovanni und Domenico Fontana aus Mili am Comer See († 1607 und 1614), Pietro Paolo Olivieri aus Rom († 1599), Vincenzo Scammozzi († 1616). Carlo Maderna aus Bissone bei Como († 1669, in demselben Jahre wie Pietro da Cortona) vollendete bekanntlich die Peterskirche. Man findet fünfzig mehr oder weniger bekannte Namen unter den damals in Rom tätigen Architekten; sie alle werden von dem berühmten Giovanni Lorenzo Bernini (1598—1680) ausgestochen. Der gefeierte Vignola, der wie fast alle großen Architekten aus Oberitalien stammte, starb 1573. (An anderer Stelle fügt Stendhal noch den berühmtesten Schüler Berninis, Carlo Fontana († 1714) hinzu.)

vergessen sind, Michelangelo nachzuahmen; er selbst sagte: „Mein Stil ist dazu bestimmt, große Toren zu machen." Ich rate jedermann, sich das Leben Michelangelos von seinem Schüler Condivi zu kaufen, das noch zu seinen Lebzeiten erschien. Er ist ein mittelmäßiger Skribent; doch seine Vorurteile sind von den unseren gänzlich verschieden und nicht ansteckend; und seine Ideen sind wahrscheinlich ein schwacher Abklatsch der Gedanken des Meisters[1].

Bekanntlich trägt jeder Kardinal den Titel einer Kirche; und bis zur Revolution, die diese Herren ihrer Reichtümer beraubt hat, ereignete es sich oft, daß ein Kardinal die Kirche, die ihm seinen offiziellen Titel gab, restaurieren und ausschmücken ließ...

Der äußere Portikus von Santa Maria della Pace, der wie jener des Jesuitennoviziates einen Halbkreis bildet, stammt von Pietro da Cortona. Sixtus IV. und Alexander VII. ließen diese Kirche erbauen. Da sie im Jahre 1487 eingeweiht wurde, so bemerkt man an den Grabmälern, die in großer Zahl vorhanden sind, noch Spuren vom guten Geschmack der Zeit Raffaels.

Rechts vom Eingang erblickt man einen grünen Vorhang; der Kustode erscheint mit gefälliger Miene, zieht den Vorhang auf, und man erblickt die „Vier Sibyllen", die berühmte Freske Raffaels. Obwohl die Malerei sehr gelitten hat, ja sogar restauriert wurde, ist sie doch einer aufmerksamen Betrachtung wert; man findet hier alle hervorragenden Seiten von Raffaels Talent. Niemals war sein Stil größer, und dennoch datieren diese Sibyllen aus den ersten Jahren seines römischen Aufenthalts[2]. Was sollen da die Versicherungen des Vasari und der florentinischen Partei, wonach Raffael seinen großen Stil erst gefunden haben soll, nachdem er die Fresken Michelangelos in der Sixtina sah?...

[1] Für den modernen Leser kommt vor allem Hermann Grimms Michelangelo in Betracht. Aber auch „Das Leben Michelangelos" in Stendhals „Geschichte der italienischen Malerei" ist noch heute von Wert und liest sich wie ein spannender Roman. — v. O. B.

[2] Raffael war seit 1508 in Rom und malte die Sibyllen 1541. — D.

Man widme auch der Kirche San Giovanni de' Fiorentini einen kurzen Besuch, da sie nach den Entwürfen Michelangelos begonnen wurde. „Wenn ihr diesen Plan ausführt", sagte dieser große Mann, der damals vor seinem Lebensende stand, zu seinen Landsleuten, „so werdet ihr die schönste Kirche von Rom haben." Nach seinem Tode ließ man seinen Entwurf als zu kostspielig fallen, und mittelmäßige Architekten vollendeten diese dreischiffige Kirche. Im rechten Seitenschiff sahen wir ein Gemälde des originellen Salvator Rosa: Die Heiligen Cosmas und Damianus auf dem Scheiterhaufen[1]...

10. Juli 1828. — Die Kirche Sant' Agostino wurde von dem französischen Kardinal d'Estouteville im Jahre 1483 erbaut. Die Fassade ist schlicht und vornehm; das Innere hat drei Schiffe mit Kapellenreihen an den Seiten, die reich mit Marmor geschmückt sind. Leider wurde im letzten Jahrhundert manches im Innern von Vanvitelli „restauriert"...

Die Kapelle des heiligen Augustinus ist mit Säulen und drei Gemälden Guercinos geschmückt, die eine unserer Reisegefährtinnen besonders interessierten. In einer anderen Kapelle bemerkt man Werke von Lanfranco, dem berühmten Intriganten, einem Schüler der Carracci; man schätzt besonders seinen heiligen Augustinus, der am Meeresufer stehend über das Mysterium der heiligen Dreieinigkeit nachsinnt. Denselben Vorwurf führte Raffael auf einer der Sockelwände in den Vatikanischen Stanzen aus. Man vergleiche beide Manieren, um zu sehen, wie sich die Malerei, gleich der Musik von Pergolese bis Rossini, vom Einfachen zum Komplizierten entwickelt hat.

In der ersten Kapelle links vom Eingang findet man großartige Werke des Michelangelo da Caravaggio. Dieser Mann war ein

[1] Es ist das letzte große Bild des Malers, das er kurz vor seinem Tode († 1673) malte. Rosa war — übrigens ohne Grund — besonders stolz darauf, weil es sein erstes Altargemälde war. „Michelangelo soll kommen und die nackte Figur besser malen, wenn er es vermag", rief er aus. Das Bild ist in Wahrheit ein Zugeständnis an die damalige angesehene akademische Richtung, mit der Salvator Rosa sonst nichts gemein hatte. — D.

Mörder; die Energie seines Charakters hinderte ihn daran, in die dumme elegante Manier zu verfallen, die zu seiner Zeit den Ruhm des Cavaliere d'Arpino ausmachte. Caravaggio wollte ihn töten. Aus Abscheu vor dem konventionellen Ideal verbesserte Caravaggio keinen Fehler seiner Modelle, die er auf der Straße auflas[1]. Ich sah in Berlin[2] Gemälde von ihm, welche von den Auftraggebern als zu häßlich zurückgewiesen worden waren. Die Herrschaft des Häßlichen hatte noch nicht begonnen.

Die Mehrzahl der Fremden übersieht alle diese Bilder, um sofort zum dritten Pfeiler links im Hauptschiff zu eilen, wo man den Propheten Jesaias, eine Freske Raffaels, bewundern kann. Hier ähnelt dieser große Maler Michelangelo am meisten, ja er übertrifft ihn nach meinem Geschmack. Raffael hat nichts Großartigeres geschaffen als diese Einzelfigur; nach Vasari entstand das Bild im Jahre 1511.

Die Kirche Sant' Agostino liegt auf dem Wege von der Via Condotti nach St. Peter. Ich empfehle, sie recht oft zu besuchen und diese Freske Raffaels in verschiedenen Gemütsstimmungen zu betrachten; denn das ist das einzige Mittel, um eine wirkliche Vorstellung vom Stil eines berühmten Bildes zu erlangen.

Leute, die Italien noch nicht gesehen haben und Reisebeschreibungen lesen, sind stets über die außerordentliche Wichtigkeit erstaunt, die der Autor den Kirchen beilegt. Bedenke aber, werter Leser, daß wir ohne die ungeheuern, erst der Frömmigkeit und dann der Eitelkeit geopferten Summen nicht den vierten Teil der großen Meisterwerke

[1] Stendhal, der für den französischen Naturalismus seiner Zeit wenig Verständnis hatte, erkennt hier sehr deutlich die Entstehung des italienischen Naturalismus als Gegenschlag gegen den erstarrten Klassizismus. — v. O. B.

[2] Der heilige Matthäus, dem ein Engel das Evangelium diktiert. Dies Bild wurde mit zwei anderen Matthäusbildern um 1591 für S. Luigi de Francesi gemalt, aber der vulgären Gestalt und Haltung des Apostels wegen aus der Kirche verwiesen und durch eine andere Komposition Caravaggios ersetzt. Das Bild kam mit der Sammlung Giustiniani 1815 in die Berliner Galerie. — D.

der Kunst besäßen. Maler mit frostiger Seele wie Tizian oder Guercino hätten vielleicht einen anderen Beruf ergriffen. „So sind Sie also fromm geworden!" sagten zwei- oder dreimal Fremde, denen ich die Liste der sehenswertesten Kirchen einhändigte[1].

11. Juli. — Santa Maria sopra Minerva liegt gegenüber einem Elefanten, der einen Obelisken trägt. Die Dominikaner haben es zuwege gebracht, dieser Kirche ein furchtbares Aussehen zu geben, und sie erinnert an die Inquisition. Sie glaubten ihre Zuflucht zum gotischen Stil nehmen zu müssen[2]. Diese Kirche hat drei Schiffe und eine Menge von Kapellen und Grabmälern, unter denen ich zu meiner Freude das des liebenswürdigen Leo X. entdeckte, das zu dieser traurigen Stätte so wenig paßt. Clemens XII., der den Niedergang Italiens verschuldet hat, liegt ganz nahe bei seinem Vetter Leo X. Links vom Hochaltar erblickt man den Christus von Michelangelo. Er ist nur ein Mensch, und zwar einer, der durch körperliche Kraft hervorragt. Die Kirche besitzt eine Menge beachtenswerter Bilder (die Verkündigung von Beato Angelico von Fiesole, die Himmelfahrt von Filippo Lippi, das Abendmahl von Baroccio usw.).

Sie ist ebenso bemerkenswert durch die Menge von Grabmälern, die das Datum 1560 tragen. Das war die gute Zeit für die Grabmäler, wenn auch nicht so gut wie die von 1512 bis 1520, als Raffael lebte. Glücklich die Toten, die damals begraben wurden. Die Formenschönheit des Grabmals verherrlicht ihr Andenken, während alle Toten um 1750 durch ihre Grabmäler lächerlich gemacht wurden. Tritt man vor ein Grabmal, so betrachte man zuerst die letzte Zeile der Grabschrift; liest man dort: „Obiit an. D. MDLIII", so lohnt es

[1] Weiterhin folgt im Original eine Liste von 99 sehenswerten Kirchen, die durch Angaben über Baugeschichte und eingeflochtene Anekdoten und Bemerkungen nicht uninteressant ist, sich aber ihrer Länge wegen nicht zur Wiedergabe eignet. Zwei besonders markante Stellen daraus — über die Gräber in der Minerva und die Geißelung Christi in San Pietro in Montorio — folgen oben. — v. O. B.

[2] Santa Maria sopra Minerva ist die einzige gotische Kirche Roms. — D.

aufzublicken. Raffaels Tradition erhielt sich in Rom bis gegen 1600. Dann begannen die Abscheulichkeiten des Bernini und besonders seiner Schüler. Von 1650 bis Canova ist das Grabmal gleichsam eine Schmähschrift gegen den Toten...

12. Juli. — Wir waren heute morgen von der prachtvollen Aussicht überrascht, die man von San Pietro in Montorio genießt; von hier aus hat man den schönsten und besten Blick auf Rom. Man muß einen sonnigen Tag wählen, wenn die Wolken vom Winde gejagt werden; dann sind alle Kuppeln der Stadt abwechselnd mit Licht übergossen und in Schatten getaucht. Auch die Albanerberge, Frascati, das Grabmal der Cäcilia Metella und vieles andere erblickt man[1].

In der Kirche enthält die erste Kapelle rechts die Geißelung Christi von Sebastiano del Piombo, der das Bild, der Überlieferung zufolge, nach einer Zeichnung von Michelangelo ausführte.

Nichts beweist besser, wie sehr wir alle, Durchschnittsmenschen und Genies, in unseren Eindrücken befangen sind, und noch mehr in den Schlüssen, die wir daraus ziehen. Ein Geist wie Michelangelo konnte wähnen, mit seinen Lastträgergestalten dem Ruhme Raffaels die Wage zu halten, der doch in der Darstellung der höchsten Frömmigkeit, Zartheit und Keuschheit und der edelsten Gefühle des Menschenherzens triumphierte. Sebastiano del Piombo, der nach Michelangelos Zeichnungen arbeitete, war bestenfalls imstande, die Soldaten einer Schlacht zu malen, deren Offiziere Caravaggio und deren Generäle Raffael hätte malen müssen.

13. Juli. — San Carlo, die große Kirche am Korso, interessiert die Damen sehr, weil ihre Kuppel, wenn man auf dem Pincio spazieren geht, unter den Augen der Spaziergänger liegt und mit ihrer kühnen Form fast so hoch erscheint wie die Kuppel der Peterskirche. Die Bewohner der Lombardei errichteten diese Kirche im Jahre 1612

[1] Vgl. die prachtvolle Schilderung dieser Aussicht in Bd. VII der deutschen Stendhal-Ausgabe, am Anfang der Autobiographie „Das Leben des Henri Brulard". (In Vorbereitung.) — v. D. B.

zu Ehren des Mannes, der auf ihren Charakter einen ähnlichen Einfluß ausgeübt hat wie Ludwig XIV. auf den der Franzosen.

Der heilige Karl Borromäus (1538—84) nahm den Mailändern die wilde Energie, die ihnen im Mittelalter so viel Ruhm eintrug und die einmal ganz Italien fast unter das Zepter eines ihrer Fürsten gebracht hätte. Der heilige Karl gab den Mailändern statt ihrer wilden Tapferkeit den Kultus des Rosenkranzes ...

Die Kuppel von San Carlo hat nur eine Wölbungsschale, gleich denen von Sant' Andrea della Valle und von Sant' Agnese auf der Piazza Navona. Die äußere Form dieser Kuppeln ist schön, doch erscheinen sie innen zu spitz und zu eng. Die Innenwirkung hat etwas vom Düsteren und Schreckhaften einer gotischen Kirche. Die Kuppeln des Pantheon und der Kirche Il Gesù, wo das Äußere dem Innern geopfert wurde, wie im Baustil der Pariser Häuser, erscheinen von außen gesehen zu gedrückt[1] ... Der berühmte Fontana hat in der Kuppel des Collegio Clementino ein Mittelding zu finden gesucht.

Wer sich über die Peterskirche und die Kirchenbaukunst näher unterrichten will, möge das treffliche Buch von Fontana lesen. Wie alle Schriften handelnder Menschen ist es voller Gedanken und der Autor denkt nicht an den Stil.

15. Juli. — Heute abend war ich so unbesonnen, in Gegenwart eines mit meinen Reisegefährten befreundeten Dominikanermönches die Römische Zeitung zu tadeln; er erwiderte mir in ernster, sachlicher Weise und bewies mir überzeugend, daß nichts in der Welt schwieriger herzustellen sei als die offizielle Zeitung von Rom. Sie erscheint fünfmal in der Woche unter zwei Titeln: Diario di Roma und Notizie del Giorno.

Man denke einen Augenblick an die Fülle von Albernheiten, die diese Zeitung ernst nehmen muß. Sie zieht sich sehr gut aus der Sache; sie berichtet klar und deutlich in offiziellen, doch nicht zu

[1] Diese feine Beobachtung Stendhals verdient besondere Beachtung und regt zu weiteren Vergleichen an. — D.

hochtrabenden Worten. Diese Zeitung, die man nach ihrem Eigentümer den Cracas nennt, spricht überaus vernünftig und mit großer Selbstachtung über die verschwindende Zahl von Dingen, die sie frei besprechen darf; die Artikel über die Altertümer sind glänzend. Der übelste Farbenklecker oder der unbedeutendste Bildhauer schenkt in Rom irgendein Werk einer Kardinalskirche; er darf dann das Bildnis des Kammerdieners, der Geliebten oder des Beichtvaters des Kardinals malen. Überdies schickt der Sekretär des Kardinals an dem Tage, wo der Farbenklecker ein Bild ausstellt, einen Artikel an die unglückliche Zeitung, den Herr Cracas nicht sehr zu kürzen wagt. Doch die übrigen Artikel über Malerei sind gedankenreich; man fühlt, daß es dem Schreiber an Raum fehlt. Sie bilden einen Gegensatz zu den kläglichen Aufsätzen über Kunst, die wir in Paris lesen; wir haben völlige Freiheit, aber gleichzeitig völlige Gefühlsarmut. Wird das nicht das Ergebnis jeder zu weit vorgeschrittenen Kultur sein? Sie erschöpft das Leben. Die politischen Diskussionen ertöten die Träumerei und die holden Mußestunden, ohne die Cimarosa oder Canova keine richtige Beurteilung finden können...

16. Juli. — Ich habe soeben den Cicerone gespielt. Sehr wider Willen und nur auf höheren Befehl erklärte ich den Moses von Michelangelo Herrn R..., einem sehr geistreichen Franzosen, der das zu sagen wagt, was er empfindet, und wäre es auch, daß Raffael ein schlechter Maler sei. Er sagte zu mir: „Haben Sie vielleicht eine der zahlreichen Sammlungen von politischen Reden und Flugschriften gelesen, die im Jahre 1792 gedruckt wurden? Schlagen Sie nun eine Zusammenstellung von Meinungen und politischen Flugschriften von 1829 auf, so werden Sie vom Unterschied überrascht sein; die Sammlung von 1792 hat etwas Markloses und Unbestimmtes und Sie klappen sie gähnend zu. In den Flugschriften von 1829 dagegen finden Sie einen bestimmten Ton und deutliche Gedanken. Wollen Sie daraus folgern, daß unsere politischen Artikelschreiber mehr Geist besitzen als Barnave oder Mirabeau?" — Dieser Vergleich,

entgegnete ich, wird Ihnen den gewaltigen Unterschied klar machen, der darin lag, ob ein junger Maler des Cinquecento sich der Schule Raffaels oder Tizians anschloß. Die Wichtigkeit der Schule wird in den Diskussionen der Italiener über die Künste immerfort betont. Sie ist gleichsam der Punkt, von dem sich der junge Adler mit kräftigem Flügelschlag aufschwingt. Bei gleichem Talent wird ein junger Maler ganz andere Wege einschlagen, je nachdem er in Venedig zur Schule Tizians oder in Rom zu der Raffaels gehört. In dem einen Falle wird er in einer jungen Mutter, die mit ihrem Kinde spielt, nur das Kolorit sehen, im anderen den Ausdruck und den Adel der Konturen. Wäre Giotto, der im Jahre 1300 jene barbarischen Malereien gemacht hat, die Sie in Florenz sahen, im Jahre 1520 ein Schüler Correggios geworden, so hätte er die Welt in Erstaunen gesetzt...

Heute abend in der Menschenmenge, die sich beim Konzert der Signora D... drängte, schob ein junger Mann alle Gäste flegelhaft beiseite, um zum Klavier zu gelangen. Ein alter Abbé sagte zu mir: „Das ist Herr Soundso, der Sänger. Es wird ihm nie gelingen, das Rohe in seiner Stimme zu bemeistern; Sie sehen, es liegt auch in seinem Charakter. Neulich fuhr er mit mehreren jungen Malern nach Tivoli; zehn Schritt vor der Herberge begann er zu laufen, um das beste Bett zu ergattern. Solche Seelen bringen es zu Vermögen, aber nicht dazu, gut zu singen."

1. Oktober 1828. — Wir waren fünfundsiebzig Tage fern von Rom. Auf Maultieren haben wir den Teil Afrikas durchstreift, der Sizilien heißt[1]. Ein ziemlich sauberes Dampfschiff brachte uns in fünfundzwanzig Stunden nach Neapel. Die schönste Zeit unserer Reise verbrachten wir in einer Villa bei Furia auf der Insel Ischia. Das Merkwürdigste, was wir in Italien sahen, war Pompeji; doch ohne die römischen Erinnerungen hätte es uns keinen Eindruck gemacht..

[1] Stendhal ist nie in Sizilien gewesen. Doch war er im Sommer 1827 auf Ischia, in Neapel und Rom. (Corr. II, 475.) — v. O. B.

Und wie oft haben wir in diesen fünfundsiebzig Tagen uns nach Rom zurückgesehnt; als wir das Kolosseum, die Villa Ludovisi, die Peterskirche usw. wiedersahen, waren wir begeistert. Diese Baudenkmäler sprechen zu unserer Seele; und wir begreifen nicht, daß es eine Zeit gab, wo wir sie nicht liebten.

2. Oktober 1828. — Heute früh gingen wir, ehe es heiß wurde, zum Kloster San Onofrio am Fuße des Janiculus. Als Tasso sein Ende nahen fühlte, ließ er sich hierher bringen. Er hatte recht: dies ist sicherlich eine der schönsten Stätten auf Erden, um zu sterben. Der umfassende, herrliche Blick über Rom, die Stadt der Gräber und Erinnerungen, erleichtert gewiß den letzten schweren Schritt, den Dingen der Welt Valet zu sagen, wenn anders er schwer ist.

Der Blick von diesem Kloster aus ist sicherlich einer der schönsten auf Erden; wir kehren von Neapel und Syrakus zurück, und es scheint uns in diesem Augenblick nicht, daß ihm irgendein anderer vorzuziehen sei. Wir setzten uns im Garten unter eine alte Eiche[1]. Hier soll Tasso, als er sein Ende nahen fühlte, gesessen haben, um den Himmel noch einmal zu schauen (1595). Man brachte uns sein Schreibzeug und ein eingerahmtes Sonett, das er geschrieben hat. Mit Rührung betrachteten wir diese Zeilen voll wahrer Empfindung und dunklem Platonismus, der damals die Philosophie der zarten Seelen war.

Wir wünschten auch die Büste zu sehen, die nach der wächsernen Totenmaske angefertigt wurde; sie befindet sich in der Klosterbibliothek. Der Mönch, der uns begleitete, gab uns zur Antwort, er könne unsern Wunsch nicht erfüllen, da der Prior abwesend sei. Von Tasso sagte er: Era uomo buono, ma non è santo (Er war ein guter Mensch, doch er ist kein Heiliger.)

Zweihundert Jahre lang wurde diese Büste jedermann gezeigt; doch Papst Leo XII. hat verboten, an den Stätten des Glaubens die Bilder derer zu zeigen, die dieser Glaube nicht geheiligt hat... Wir

[1] Die Tassoeiche wurde 1841 durch Blitzschlag und 1891 durch Sturm fast zerstört. — D.

gingen in die Kirche, um das kleine Grabmal Tassos nahe am Eingang zur Linken zu sehen. Hier liest man die rührende Inschrift — vielleicht die schönste moderne, die es gibt:

Torquati Tassi
ossa hic jacent:
ne nescius esses hospes
fratres hujus ecclesiae posuere[1].

Diese Grabschrift ergreift edle Seelen, weil sie aus der Notwendigkeit und nicht aus dem Geiste geboren ist. Die Mönche des Klosters wurden durch die Fragen der Fremden belästigt, die aus allen Teilen Italiens zu ihnen kamen; sie liebten Tasso und ließen diese Inschrift anbringen.

Die reichen Leute in Rom veranstalten gegenwärtig eine Subskription, um diesem Großen ein Denkmal zu setzen. Diese Absicht und vor allem die Art ihrer Ausführung wird fast als revolutionär angesehen ... Ich weiß nicht, woher man einen Bildhauer nehmen will, der die Mittelmäßigkeit überragt; man sollte Rauch aus Berlin zu einem Entwurf auffordern[2] ...

In unsrer Erbitterung über die Abweisung, die man uns erteilte, hatten wir keine rechte Stimmung für eine Madonna von Leonardo da Vinci, die rechts von der Tür zur Galerie zu sehen ist[3]. Auch

[1] „Hier ruhen die Gebeine des Torquato Tasso. Damit du es weißt, Fremdling, haben die Mönche dieser Kirche diese Worte hergesetzt."

[2] Dieser Anregung Stendhals ist leider nicht entsprochen worden. Pius IX. ließ Tasso im Jahre 1859 ein mäßiges Denkmal auf seinem Grabe errichten. — v. O. B.

[3] Später ist Stendhal auf diese Madonna zurückgekommen. In einem handschriftlichen Nachtrag (s. Soirées du Stendhal-Club, II, 175) sagt er: „Die Madonna Leonardos da Vinci in San Onofrio hat eine Stirn, die zwischen Augen und Haar um einen Finger breit zu groß ist, was zu unserm heutigen Geschmack nicht paßt. Diese Eigentümlichkeit gibt ihr den Ausdruck tiefen Nachsinnens im Gegensatz zur mediceischen Venus, die nur an die Wollust zu denken vermag. Ich für meinen Teil liebe diesen Fehler Leonardos ..." (Sie wird heute für ein Werk Beltraffios angesehen; s. Burckhardt, „Cicerone", 720.) — v. O. B.

die Fresken von Domenichino, bewundernswert durch ihre Schlichtheit, die sich in der Vorhalle vor dem Kloster befinden, fanden nur zornige Betrachter; besonders unsre Damen waren außer sich. Umsonst stellten wir ihnen vor, daß wir morgen zwanzig Empfehlungsbriefe haben könnten und daß dies Mönchsvolk ihnen dann zu Füßen läge; sie sind nun auf Leo XII. für immerdar erbittert.

Ich las heute nacht Teile aus dem „Befreiten Jerusalem" wieder. Im vergangenen Jahr besichtigte ich bei meiner Durchfahrt durch Ferrara den kellerartigen Raum, worin ein großer Fürst, ein Schirmherr der Künste (wie der Priester Eustace versichert), Tasso sieben Jahre und einige Monate gefangen hielt; offenbar zu seinem Wohl. Ein anderer Priester (Leo XII.) verbietet seine Büste zu zeigen. Wohlan! Das Andenken Tassos ist mir um so teurer geworden!

Welch göttlicher Dichter, wenn er nachzuahmen vergißt. Er war als Mensch seinem Werke weit überlegen. Welche Zartheit! Welche kriegerische Melancholie! Das ist wahrhaftig die Blüte des Rittertums; wie nahe ist das unsern Seelen und wie veraltet sind daneben die gefühlsarmen und boshaften Helden Homers! Ich habe ein Exemplar des „Befreiten Jerusalem" für meinen Gebrauch zurecht gemacht, indem ich alle Wortspiele ausstrich, die mich verletzen und die den raschen Erfolg des Gedichts im Jahre 1581 ausmachten.

Solche Menschen werden wir nicht mehr erleben. Lord Byron hätte das Herz eines Dichters gehabt, doch die Eitelkeit des Aristokraten und Dandy riß den größten Teil davon an sich. Wie wäre es auch möglich, daß die zarte und tolle Seele eines Dichters nicht von einer ansteckenden Leidenschaft erfaßt wird, in der man sie mit so viel Sorgfalt aufzieht? Und wie seinen Leidenschaften widerstehen? Wenn er das zuwege bringt, ist er nicht mehr Dichter. Der Großherzog von Toskana bezahlte jüngst viertausend Franken für ein in Pergament gebundenes Büchlein, in das Tasso seine Sonette schrieb; die Schrift ist sehr grob. Man sieht, daß er mehrere aufgegeben hat, nachdem er versucht hatte, sie auf zwei oder drei verschiedene Arten zu wenden.

Ich sah dies reizende kleine Buch in der Bibliothek des Palazzo Pitti; es war vorzüglich erhalten.

Meine Bekannten waren wütend über das an die Mönche ergangene Verbot, Tassos Büste zu zeigen; es war das erstemal seit dreizehn Monaten. Ich sagte zu ihnen: „In Italien müßt ihr Beschützer, Titel, Orden usw. haben, oder ein Herz, das solche Schikanen verachtet — bis zu dem Tage, wo ihr ein Heer von hunderttausend Menschen in eurer Gewalt habt."

In ihrer Entrüstung fanden sie das folgende Sonett Alfieris sehr treffend:

Alla Tomba di Torquato Tasso

Del sublime cantore, epico solo,
Che in moderno sermon l'antica tromba
Fea risuonar dall' uno all' altro polo,
Qui giaccion l'ossa in si negletta tomba?

Ahi Roma! e un' urna a chi spiegò tal volo
Nieghi, mentre il gran nome al ciel rimbomba.
Mentre il tuo maggior tempio al vile stuolo
De' tuoi Vescovi Re fai catacomba?

Turba di morti che non fur mai vivi,
Esci sù dunque, e sia di te purgato
Il Vatican, cui di fetore empivi!

Là nel bello centro d'esso ci sia locato:
Degno d'entrambi il monumento quivi
Michel-Angelo ergeva al gran Torquato[1].

5. Oktober 1828. Der Katholizismus zeigt in Lissabon und in Spanien, daß er die parlamentarische Regierungsform verabscheut, die doch gerade die einzige Leidenschaft des 19. Jahrhunderts ist. Es ist daher möglich, daß vor dem Ende dieses Jahrhunderts viele verständige Menschen ein neue Form für die Verehrung des allmächtigen, belohnenden und strafenden Gottes finden.

[1] Deutsch s. Anm. 10 im Anhang dieses Bandes.

Solange der Mensch Einbildungskraft besitzt, solange er der Tröstung bedarf, wird er gern mit Gott reden; und je nach seiner Charakteranlage wird er lieber zu ihm reden unter den prachtvollen Wölbungen der Peterskirche zu Rom oder in der kleinen halbzerfallenen gotischen Kirche seines Dorfes. Ist die religiöse Empfindung tief, dann ist ihm die Pracht lästig, und er zieht eine verlassene Kapelle im Walde vor, besonders wenn Gewitterregen darauf herniederprasselt und sie so einsam liegt, daß man aus der Ferne kaum noch den Glockenklang einer anderen Kirche vernimmt.

Wir Nordländer finden in den Kirchen Roms nicht jenes Gefühl von Verlassenheit und Schwermut; sie sind zu schön. Uns erscheint diese Architektur, die Bramante der griechischen nachgeahmt hat, stets als festlich. Aber die Römer finden jenes Gefühl in verschiedenen kleinen Kirchen, wie z. B. in Santa Sabina auf dem Aventin. Die meisten Kirchen wurden von Leuten erbaut, die halb und halb verfolgt wurden, etwa so, wie heutzutage der Italienreisende, der für liberal gilt. Diese Kirchen wurden nicht mit Hilfe des Budgets und gegen den Willen der überwiegenden Mehrheit erbaut, die in Frankreich statt der Kirchen lieber Volksschulen sähe. Die römischen Kirchen wurden von Privatleuten oder mittels Subskription errichtet und waren bis gegen 1700 der überwiegenden Mehrheit die angenehmsten Denkmäler. So spricht sich in ihnen die Gesinnung ihrer Zeit aus.

Die Päpste haben die Liebe zum Schönen verhundertfacht, indem sie ihr die Furcht vor der Hölle zur Helferin gaben. Von 1200—1700 war diese Furcht für die reichen alten Leute ausschlaggebend. Bei zarten Gemüten offenbart sich die Furcht vor Gottes Gerichten durch die Liebe zur Madonna. Sie lieben diese schmerzensreiche Mutter, die für all ihr Unglück so überraschenden Trost fand (durch die Auferstehung ihres Sohnes, die Entdeckung, daß er Gott sei usw.). Es gibt in Rom sechsundzwanzig Marienkirchen ...

Selbst die Existenz der Inquisition wird die zarten Seelen nie daran hindern, die Erhabenheit der Lehren Jesu zu empfinden; — wieviel

weniger also die Existenz der Heuchler, denen das Christentum Staatskarossen einbrachte, und der ernsten und moralischen Menschen, die ihm ihr Ansehen und ihre Macht verdanken...

10. Oktober. — Etwas verstimmt mich in Rom: das ist der Geruch von faulem Kohl, der den prächtigen Korso erfüllt. Als ich gestern vor der Türe des Café Ruspoli Eis aß, sah ich in die Kirche San Lorenzo in Lucina, die von Häusern umgeben ist, drei Leichenzüge eintreten. Es fanden an diesem Tage zwölf Beerdigungen statt. Die Leichen werden in einem kleinen Innenhofe der Kirche begraben, und es weht heute ein sehr heißer, feuchter Scirocco. Dieser Gedanke vermehrt, ob mit Recht oder Unrecht, den Widerwillen, den mir der schlechte Geruch auf den Straßen und die Verwaltung dieses Landes einflößt. Den Vorschlag, außerhalb der Stadt einen Friedhof anzulegen, würde man als große Gottlosigkeit ansehen. Selbst der Kardinal Consalvi wagte es nicht. In Bologna, wo die Regierung Napoleons den Friedhof eine halbe Meile vor die Stadt verlegt hatte, schauderte man nach dem Sturz der Franzosen vor dem Gedanken, ihn wieder mitten in die bewohnte Stadt zu legen. Man sieht, wie sehr die Zivilisation von Bologna bis Rom abnimmt.

11. Oktober. — Die reichen jungen Franzosen, die hier sind, sehr wohl erzogen, sehr sanft, sehr liebenswürdig usw., aber zu mystisch oder zu ungesellig, um in die römische Gesellschaft zu gehen, kommen abends in einem großen Hotelzimmer zusammen, um Ecarté zu spielen und über Italien zu schimpfen...

Ein junger Pariser von 1829 ist nur für die sauberen Gravüren der englischen Almanache empfänglich, desgleichen für die Gemälde der lebenden Maler, die ihm sechs Monate lang von den Zeitungen erklärt wurden. Das Hauptverdienst dieser Gemälde sind die frischen Farben. Der junge Franzose vertauscht das Bois de Boulogne und die Pariser Gesellschaft mit Rom, wo er sich einbildet, alle Vergnügungen zu finden, und wo er in der Tat die unhöflichste Langweile findet. Einige Wochen nach seiner Ankunft bewundert er, wenn ihm

der Himmel Kunstgefühl gab, bis zu einem gewissen Grad einige Gemälde der großen Meister, welche die Frische der Farbe bewahrt haben und zufällig hübsch sind; die Galerie Doria bietet ihm mehreres dieser Art. Er bemerkt flüchtig die Vorzüge Canovas; und die „saubere" Architektur von Sankt Peter, die etwas Prunkhaftes hat, sagt ihm zu. Einige junge Pariser lernen sogar den Zauber der Ruinen erfassen — dank den Phrasen unserer großen Prosaschriftsteller, die sie erklären. Um höflich zu sein, will ich nicht unbedingt ableugnen, daß einer unter hundert so weit kommt, daß er den antiken Statuen, und einer von tausend den Fresken Michelangelos Geschmack abgewinnt.

Alle Welt tut so, als betete sie das alles an. Die Hauptsache ist, Phrasen zu wählen, die neu genug sind, um nicht schon Gemeinplätze zu sein. Nichts ist spaßhafter, als all den gelangweilten Gesichtern in Rom zu begegnen, die leidenschaftliche Bewunderung zur Schau tragen.

Die jungen Engländer sind aufrichtiger als die Franzosen; sie gestehen unerträgliche Langeweile zu; doch ihre Väter zwingen sie, ein Jahr in Italien zu verbringen.

Will man der Langeweile entgehen, wenn man nach Rom kommt, so habe man den Mut, ehe man Paris verläßt, eine Kunstgeschichte zu lesen[1]. Auch könnte man sich einen Kunstgeschichtslehrer nehmen, der einen an der Hand der Gemälde im Louvre den Stil der fünf italienischen Schulen (der Florentiner, venezianischen, römischen, lombardischen und Bologneser Schule) unterscheiden lehrt.

Die Darstellung der edlen tragischen Leidenschaften, die Gottergebenheit eines Märtyrers, die zarte Ehrerbietung der Maria vor

[1] Stendhal empfiehlt zu diesem Zweck „das ausgezeichnete Wörterbuch der italienischen Malerei des Jesuiten Lanzi" (1797) und verschweigt bescheiden, daß er selbst eine zweibändige Geschichte der italienischen Malerei geschrieben hatte (1817), die Lanzi, Vasari und andere Quellen geschickt benutzt und deshalb noch heute ein brauchbares Mittel zur Vorbereitung auf Rom ist. Näheres in der Einleitung des vorliegenden Bandes, S. XV. — v. O. B.

ihrem Sohne, der zugleich ihr Gott ist, machen den Ruhm Raffaels und der römischen Schule aus. Die Florentiner Schule zeichnet sich durch sorgfältige Zeichnung aus, die venezianische durch die Vollendung des Kolorits; niemand ist darin dem Giorgione, dem Tizian und dem berühmten Porträtmaler Morone vergleichbar. Der süße und melancholische Ausdruck der Tochter des Herodias von Leonardo da Vinci[1] und der göttliche Blick der Madonnen Correggios sind das seelische Kennzeichen der lombardischen Schule; ihr technisches Kennzeichen ist die Kunst des Helldunkels. Die Schule von Bologna, die erst um 1590, siebzig Jahre nach Raffaels Tode, erblühte, suchte sich das Beste von allen anderen anzueignen. Sie studierte besonders Raffael, Correggio und Tizian. Guido Reni studierte die Köpfe der Niobiden, und die Malerei ahmte zum ersten Male die antike Schönheit nach. Nach dem Tode der Carracci, Domenichinos und Guercinos findet man in der Geschichte der italienischen Malerei nur noch einige verstreute Individualitäten: Poussin, Caravaggio, Tiepolo usw.

Bevor man Paris verläßt, muß man auf den ersten Blick unterscheiden können, ob ein mittelmäßiges Bild im Stil Raffaels oder von einem Nachahmer des Correggio gemacht ist. Man muß für den großen Stilunterschied zwischen Pontormo und Tintoretto empfänglich sein. Wenn man sich dies Talent nicht aneignet, wozu es eines dreimonatlichen Studiums im Museum bedarf, so wird man in Rom nichts als unerträgliche Langeweile empfinden, zumal man glaubt, daß der Nachbar sich unterhält. Was würde man von einem jungen Ausländer sagen, der im Januar nach Paris käme, um sich in der Gesellschaft zu amüsieren, ohne tanzen zu können?...

12. Oktober. — Vor einigen Jahren sah man auf den Straßen Roms einen Bettler, der der Polizei wegen seines Hanges zum Vergiften bekannt war. Zwei oder drei Personen hatte er so umgebracht; ein- oder zweimal hatte man ihn ins Gefängnis gesperrt, doch wurde

[1] Heute als ein Bild seines Schülers Luini erkannt. — d. Ü. B.

er dank der Protektion irgendeines Fratone wieder in Freiheit gesetzt. Dieser Spitzbube tat sich mit einer armen Spanierin zusammen, die gleichfalls Bettlerin war und die er nach wenigen Monaten mit Arsenik vergiftete. Die arme Frau erhob ein Zetergeschrei; kaum war sie jedoch durch die Hilfe eines fürsorglichen Arztes wieder hergestellt, so beteuerte sie, daß sie sich selbst vergiftet habe und daß ihr Mann nichts dafür könne.

Durch die Wirkung des Arseniks entstellt, sah man sie wieder auf den Straßen Roms; sie liebte jedoch ihren Genossen mehr denn je, und dieser kam einige Monate später von neuem auf den Gedanken, sie zu vergiften. Diesmal starb die arme Spanierin. Der Bettler begab sich in ein anderes Viertel von Rom; doch damals befand sich beim Heiligen Stuhl als spanischer Botschafter ein unbequemer Mann, Herr de Vargas, der den Mörder bestraft sehen wollte.

Der Gouverneur von Rom gab ihm die schönste Antwort der Welt voller Humanitätsgefühl; er fügte hinzu, daß der Mann, den man des Verbrechens verdächtigen könne, verschwunden sei. Herr de Vargas gab den Gendarmen der Gegend einige Louisdors; sie erwiesen dem Staate den schlechten Dienst, den Mörder zu verhaften. Nachdem dies geschehen, wurden die Vorstellungen des Botschafters dringlicher und die Antworten des Gouverneurs noch verlegener. Man wechselte eine große Zahl von Noten. Herr de Vargas erkannte, daß die Beschützer des Bettlers Zeit gewinnen und die Sache in die Länge ziehen wollten, um den Mörder in Freiheit zu setzen, sobald de Vargas Rom verlassen hätte.

Aufs äußerste erbittert, ging er zum Kardinalstaatssekretär und ließ sich, um Eindruck zu machen, hinreißen, mit der Faust auf den Schreibtisch dieser hohen Persönlichkeit zu schlagen. Ein derartiger Exzeß brachte den ganzen Palast in Aufruhr: „Die Fremden sind ärger als der Teufel", hieß es am päpstlichen Hofe. Und endlich, als der Zorn des Botschafters trotz der klügsten Vorstellungen und aller Verschleppung nicht wich, ereignete sich in Rom etwas Unerhörtes:

Ein Mörder ward öffentlich hingerichtet. Aber Herr de Vargas bekam seitdem in der guten Gesellschaft den Ruf eines grausamen und abscheulichen Menschen.

Die Beschützer des Giftmischers waren nur humane Menschen, die gar keinen Grund hatten, diesen Gauner zu beschützen. Wäre die arme Vergiftete eine Römerin gewesen, so wäre er niemals hingerichtet worden. Dazu war ein grober Botschafter nötig, ein Halbwilder, der seinen Zorn monatelang bewahrte.

Das römische Volk ist nicht gerade bösartig, aber leidenschaftlich und wild in seinem Zorne. Das Fehlen der Kriminalpolizei bringt es mit sich, daß es den ersten Regungen nachgibt, wie immer diese auch seien. Geht man allein mit einer hübschen Dame spazieren, so kann es sehr leicht passieren, daß sie belästigt oder mindestens in sehr peinlicher Weise angesehen wird.

Einzelhaft und Dunkelhaft wäre eine genügende Strafe für die Römer wegen ihrer starken Einbildungskraft. Die Mönche müßten ihnen schreckliche Dinge davon erzählen. Ich bin kein Anhänger zu strenger Strafen, doch keine Frechheit und kein Mordversuch dürfte ungeahndet bleiben. Hier hat jeder einflußreiche Priester ein bis zwei Familien, die er beschützt; die Richter sind auch Priester, und in Rom vergißt man nichts. So war es möglich, daß im Konklave von 1823, aus dem Leo XII. als Papst hervorging, die Wahl eines Kardinals unterblieb, weil er in der Lepriaffäre[1] eine ungünstige Äußerung getan hatte.

Ich habe nicht die Absicht, dieses Buch mit fünf oder sechs Anekdoten wie die von der armen Spanierin zu füllen; auch fehlt es mir an dem notwendigen puritanischen Schwulst, um bei ernsten Leuten Glauben zu finden. Was man hier die Galeere nennt, ist ein sehr hartes Gefängnis, in Spoleto oder anderswo. Doch ein cholerischer Mensch, der sich einen Messerstich erlaubt, hat immer drei Arten von Hoffnung. Und diesem phantasievollen Volk genügt ein Fünkchen von Hoffnung, um die

[1] Über diese Affäre s. S. 160.

stärksten Einwände zu entkräften und den Leidenschaften zum Sieg zu verhelfen.

Der cholerische Mensch hofft:

1. Nicht erwischt zu werden.

2. Durch Verwendung eines Fratone nicht verurteilt zu werden.

3. Wenn auch verurteilt, dennoch freigelassen zu werden, und zwar wieder durch die Gunst eines Mönchs, was freilich unter der Verwaltung des Generals Miollis[1] nicht vorkam.

Was wird die deutsche Empfindsamkeit dazu sagen? Ich habe zehn Jahre in Italien zugebracht; ich habe dort kleine Truppenabteilungen befehligt, und ich wage zu behaupten: es wäre für dies Land besser, wenn irgendein Unschuldiger verurteilt würde und niemals ein Schuldiger die Hoffnung hätte, zu entwischen. Gegen 1801 hatte Napoleon durch etwa tausend Hinrichtungen den Meuchelmord in Piemont ausgerottet, und von 1801—1814 haben fünftausend Menschen gelebt, die sonst durch das Messer umgekommen wären.

Aber hat der Mensch das Recht, seinen Nebenmenschen zum Tode zu verurteilen? Hat der fieberkranke Mensch das Recht, Chinin zu nehmen? Heißt das nicht, sich offen gegen Gottes Willen auflehnen? Man gilt für einen großen Moralisten, wenn man über diesen Gegenstand vag diskutiert. Das Beispiel von Piemont zeigt aber, daß man in Italien ohne rücksichtslose Todesstrafe den Meuchelmord nie ausrotten wird.

15. Oktober 1828. — Wir begannen unseren heutigen Rundgang bei der Kirche San Clemente hinter dem Kolosseum, die schon im Jahre 417 bestand. Ihre bauliche Gliederung gibt eine gute Anschauung vom Christentum vor vierzehnhundert Jahren.

Man sollte sich dieser Kirche erinnern, wenn einen die Wißbegier antreibt, sich in das Studium des großen Mechanismus der Zivilisation und des Seelenheils, der sich Christentum nennt, zu versenken. Die Kirche San Clemente ist in dieser Hinsicht die merkwürdigste in Rom.

---

[1] Gouverneur von Rom zur Franzosenzeit. — v. O. B.

Wir haben nicht die geringste Vorstellung vom Urchristentum. Vom heiligen Paulus, diesem Genie, das dem Moses vergleichbar ist, bis zu Leo XII., dem glücklich Regierenden, wie man in Rom sagt, hat die christliche Religion, den großen Strömen vergleichbar, deren Windungen durch die Hindernisse bestimmt werden, die sich ihnen entgegenstellen, alle zwei- bis dreihundert Jahre ihre Richtung verändert.

So wurde beispielsweise die jetzige Religion, von der das Volk glaubt, sie sei alt, durch die Päpste geschaffen, die seit dem Konzil von Trient regiert haben. Aber diese Tatsachen sind unseren Augen durch die Leute entrückt, die ihnen ihre schönen Equipagen oder das herrliche Machtgefühl verdanken. (Man lese das Leben des heiligen Karl Borromäus, der die Staatskarossen verachtete.) . . .

Nachdem wir die Architektur besichtigt hatten, bemerkten wir einige reizvolle Kunstwerke; sie waren eine Erholung nach dem ermüdenden Studium der ersten Zeiten des Christentums.

Das Grabmal des Kardinal Rovarella ist sehr gut. Die Skulptur des 15. Jahrhunderts ist alles andere als ausdruckslos; gut oder schlecht, hat sie immer etwas zu sagen, wie die Verse von Boileau.

Masaccio, ein genialer Florentiner Maler, der 1428 in Rom gestorben ist, noch ehe die Malerei die stoffliche Vollendung erreicht hatte, malte in der Kapelle links vom Eingang einige Szenen aus der Passion Christi und dem Martyrium der heiligen Katharina. Später war man so töricht, sie zu übermalen, so daß nur noch wenige des großen Masaccio würdige Spuren zu sehen sind[1]. (Sein Hauptwerk befindet sich in Santa Maria del Carmine in Florenz.) Das Verdienst dieses Künstlers begreift man erst nach zweijährigem Aufenthalt in Italien. Sein früher Tod ist einer der größten Verluste, welche die Künste betroffen haben. Wäre er hundert Jahre später geboren, inmitten einer Schule, die schon große Vorbilder hatte, so

[1] Sie wurden mehrmals, zuletzt 1825, restauriert; Stendhal sah sie also in demselben Zustand wie heute. — D.

wäre er ein Nebenbuhler Raffaels geworden; er besaß das gleiche Genie.

16. Oktober. — Man findet vielleicht, daß die folgenden Zeilen der Zurückhaltung ermangeln, die ich mir zur Regel gemacht habe. Der nachfolgende Brief stammt aus einer ernsten Zeitschrift, der Revue britannique, die ihn aus einer englischen Zeitschrift[1] frei übersetzt hat. Alle Welt versichert uns in Rom, daß die Tatsachen stimmen und mit sehr viel Rücksicht gegen gewisse Persönlichkeiten wiedergegeben sind.

An Sir William D*** in London

Rom, den 25. Dezember 1824.

Sie wünschen, lieber William, daß ich Ihnen die Geschichte des letzten Konklaves erzähle. Die anekdotenhaften Geschichten des Gregorio Leti[2] und ein neues Konklave haben Ihre Neugierde erweckt, und Sie wünschen die Intrigen zu erfahren, die der Papstwahl Leos XII. vorausgingen.

Die Aufgabe, die Sie mir stellen, ist sehr schwierig. Die römische Polizei ist wohl organisiert, ihre Agenten werden von den Beichtvätern mächtig unterstützt. Jeder macht bei der Beichte Anspielungen auf gewisse Vorkommnisse, die hier nur den Toren unbekannt sind. Aber niemand möchte es auf sich nehmen, einen Fremden in diese Mysterien einzuführen. Es ist mir nicht ohne Anstrengung gelungen, die Daten für diesen Bericht zu sammeln, den ich Ihnen hiermit übermittle.

Nach dem Sturze Napoleons im Jahre 1814 schickte Pius VII. einen Kardinal[3] mit unbeschränkter Machtbefugnis nach Rom. Dieser Kardinal hob in seinem wilden und blinden Eifer alle von den Franzosen eingeführten Gesetze und Verwaltungsmaßregeln auf und

[1] London Magazine, Juli 1825, S. 321—332. „History of the last Conclave from 3 to 26 September 1823", Rom, 3. Mai 1825. Unterzeichnet R. P. — v. O. B.

[2] Gregorio Leti schrieb ein anekdotenhaft ausgeschmücktes „Leben Sixtus V." (Lausanne 1669, 2 Bde.). — v. O. B.

[3] Albani. S. S. 288. — v. O. B.

widerrief die Machtbefugnisse sämtlicher von den Ketzern eingesetzten Behörden. In weniger als einer Stunde war Rom ohne Regierung, ohne Polizei, ohne jegliches Mittel, Verbrechen zu verhindern. Die Partei der Fanatiker hoffte, daß der fürchterliche Pöbel, der früher den General Duphot ermordet hatte, zumal das Volk von Trastevere, das am andern Tiberufer haust, die zwei- oder dreihundert tüchtigen Leute, denen Napoleon die Verwaltung Roms anvertraut hatte, ermorden würde. Der Pöbel schien geneigt, diesen Plan auszuführen; und wenn er es wirklich gewollt hätte, so hätte man ihn nicht daran hindern können. Einige humane Menschen waren jedoch so geschickt, die Aufmerksamkeit des Volkes durch große Festlichkeiten zu Ehren der Wiedereinsetzung der päpstlichen Herrschaft abzulenken. Das Ende dieser Festlichkeiten sollte die Ausrottung der „Philosophen" sein; und man griff dabei bis auf den letzten armen Chirurgen herab, der in einem französischen Krankenhause monatlich fünfzig Franken bezog.

Nach Beendigung der Feste fanden einige beherzte Bürger noch andere Mittel, um die Aufmerksamkeit der Menge zu beschäftigen und sie von dem geplanten Blutbade abzulenken. Über eine Woche schwebten die Opfer der Volkswut in beständiger Gefahr. Pius VII. erfuhr bei seiner Ankunft in Rom von diesen Vorgängen und bereute es sehr, den genannten Kardinal vorausgeschickt zu haben. Er zitterte bei dem Gedanken, daß durch diese Wahl mehrere hundert sündige Seelen ohne Empfang der Sterbesakramente hätten in die Ewigkeit befördert werden können, wo ihnen die Himmelspforte verschlossen geblieben wäre. An diesem Tag übertrug der treffliche Mann seine weltliche Gewalt dem Kardinal Consalvi. Sich selbst behielt er nur die Ernennung der Bischöfe und das Vergnügen vor, einige Monumentalbauten aufzuführen, da er wie die meisten seiner Landsleute die Baukunst leidenschaftlich liebte.

Es gibt in Rom vier große Ämter, deren man nur enthoben wird, um Kardinal zu werden; darunter der Posten des Gouverneurs von

Rom und des Schatzmeisters oder Finanzministers. Vier andere Ämter haben dieses Privilegium beinahe erworben: so bekommt der Vorsitzende der Rota fast immer den Kardinalshut. (Die Rota ist der oberste Gerichtshof des Kirchenstaates.)

Als der Kardinal Consalvi von seiner Macht Besitz ergriff, fand er diese Posten von unbeugsamen Priestern besetzt, die auf die Privilegien ihrer Ämter pochten. Dieser geistvolle Mann mußte ihrer Herr werden, um den Kirchenstaat wiederherzustellen. Er befreite sich von diesen subalternen Staarköpfen, indem er sie zu Kardinälen ernannte. Sie waren die einzigen, die ihm manchmal Widerstand zu leisten wagten.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts umgaben sich die Kardinäle mit gleichem Prunk wie die Fürsten von Geblüt an den weltlichen Höfen und hielten sich für die natürlichen Ratgeber des Papstes. Consalvi zwang diese hohen Würdenträger zu der passiven Rolle der napoleonischen Senatoren. Er war gewissermaßen der Richelieu des Kirchenstaates; nur wandte er niemals Gewaltmittel an. Während seiner Diktatur von 1814—1823 genossen die Kardinäle nach wie vor die größten Ehren in Rom. Kommt ein Mitglied des heiligen Kollegiums an einer Wache vorbei, so tritt diese ins Gewehr, und der Tambour schlägt Generalmarsch. Doch seit der Herrschaft des Kardinals Consalvi hat ein Kardinal auf die Regierung des Papstes ebensowenig Einfluß als auf die des Königs von Frankreich.

Die Politik des Kardinals Consalvi war stets darauf gerichtet, das heilige Kollegium mit Männern von beschränkter Fähigkeit und schüchternem Charakter zu besetzen, so daß es unmöglich wurde, ihm einen Nachfolger zu geben, falls er durch seine Feinde die Gunst von Pius VII. verlor.

Nach dem Tode dieses Papstes wäre es unmöglich gewesen, unter den Beamten der verschiedenen italienischen Staaten unfähigere Menschen zu finden als die Mehrzahl der Kardinäle, die ihn überlebten. Eine Ausnahme machten höchstens der Kardinal Spina, Erzbischof von Genua, Kardinal Fesch, der Onkel Napoleons, und ein

paar andere, die fast durchwegs in vorgerücktem Alter standen; Kardinal Spina war zweiundsiebzig Jahre alt.

Diese einleitenden Worte waren unerläßlich, damit Sie meinen folgenden Bericht verstehen können; sonst hätten Sie mich jeden Augenblick unterbrechen müssen, um Erklärungen zu fordern, die ich Ihnen ohne viele Worte und Zeit nicht hätte geben können. Ich komme jetzt zur eigentlichen Geschichte des Konklaves von 1823.

Pius VII. starb am 20. August 1823. Während der vier bis fünf letzten Wochen hatte er sich in einem kindischen Zustand befunden. Der Kardinal Consalvi, dessen Machtbefugnis nach dem Brauche des päpstlichen Hofes in dem Augenblick hätte erlöschen müssen, wo der Zustand des Papstes bekannt wurde, besaß die unglaubliche Kühnheit, die Großwürdenträger unter den Kardinälen nicht in das Schlafzimmer des Papstes zu lassen.

Er plante, den neuen Papst zu ernennen und Minister zu bleiben. So überspannt diese Hoffnung erschien, sie wäre beinahe in Erfüllung gegangen; so gewöhnt war das heilige Kollegium, seinem Einfluß zu gehorchen. Überdies wäre bei seinem herrschsüchtigen, aber gemäßigten und klugen Charakter die Fortdauer seiner Macht für die Christenheit nützlich gewesen.

Zwölf Tage nach dem Tode des Papstes zogen die Kardinäle nach altem Brauch ins Konklave ein. Am nächsten Tage, dem 3. Dezember, wurde es geschlossen. Ich will Ihnen die Beschreibung des Zeremoniells ersparen; Sie finden sie in allen Zeitungen jener Tage. Meine Absicht geht nur dahin, Ihnen das mitzuteilen, was die Verfasser dieser Artikel nicht zu sagen wagten. Der Palast am Monte Cavallo mußte während des Konklaves geschlossen bleiben, und niemand durfte heraus oder herein. Der Fürst Chigi bewachte mit seiner Garde die erlauchte Versammlung und verhinderte den Verkehr mit der Außenwelt; ein erbliches, aber verderbliches Recht seiner Familie.

Das Konklave fand auf dem Monte Cavallo und nicht im Vatikan statt, weil zu jener Jahreszeit in der Umgebung des Vatikans Fieber

herrschte. Der französische Botschafter, ein sehr ängstliches Gemüt, hätte um keinen Preis die Sünde begangen, mit dem heiligen Kollegium in Verbindung zu bleiben; doch der ketzerische Gesandte von Rußland, ein alter Schlaukopf, der keine Skrupel kannte, erhielt zweimal am Tage Nachrichten von drinnen. In Orangen oder gebratenen Hühnern eingeschlossene Briefchen waren das gewöhnliche Verkehrsmittel. Die Garden des Fürsten Chigi untersuchten die Diener, die hinein- und herausgingen, sehr sorgfältig; doch der Fürst wollte sich nicht mit den Eminenzen verfeinden, indem er das Geflügel und die für die Mahlzeiten bestimmten Früchte untersuchen ließ. Auch der österreichische Botschafter unterhielt, nach dem Muster seines russischen Kollegen, täglichen Briefwechsel mit dem Konklave.

Die Kardinäle schritten täglich zweimal, abends und morgens, zur Urne. Da kein Kardinal die Stimmenmehrheit erlangte, so wurden die Wahlzettel jedesmal in einem Kamin verbrannt, der vom Quirinalsplatz aus sichtbar war. Dieser Platz wimmelte den ganzen Tag über von Menschen. Wenn das römische Volk aus dem Schornstein, auf den aller Augen gerichtet waren, am Abend die kleine Rauchwolke aufsteigen sah, so zerstreute es sich mit den Worten: „Gehen wir! wir kriegen heute noch keinen Papst!" Die Regierung des Kirchenstaates ist ein unverhüllter Despotismus, und so ist für das römische Volk nichts wichtiger als eine Papstwahl . . .

Ein Umstand, der damals die Römer, ein ebenso geistreiches wie abergläubisches und wildes Volk, sehr beschäftigte, war die ausdrückliche und genau eingetroffene Vorhersage vom Tode Pius' VII. im „Casa mia", einem sehr berühmten Almanach.

Kein Papst hatte seit dem heiligen Petrus fünfundzwanzig Jahre lang auf dem päpstlichen Throne gesessen, daher das Sprichwort: Non videbis annos Petri. Hätte der gute Pius VII. bis zum 14. März 1825 gelebt, so hätte er die Kirche so lange regiert, wie der Apostelfürst, und man war überzeugt, daß Rom gleich darauf völlig zerstört worden wäre. Sie lachen in London über derartige Ideen; aber hier

herrschen sie unbedingt. Die römischen Fürsten sind im allgemeinen von Lakaien oder armen Priestern erzogen, die den unsinnigsten Aberglauben als Grundlage der Religion betrachten. Alle Welt glaubt hier mehr an Vorzeichen als an das Evangelium. Beiläufig gesagt, scheint das Evangelium in Rom keinen sehr großen Glauben zu finden. Man hält es offenbar absichtlich im Hintertreffen, und Sie würden in Rom vergeblich nach Bibelgesellschaften suchen, wie sie in London, Paris, Berlin usw. existieren. Man scheut sich davor. In Rom glaubt man an die Heiligen und an die Madonna; nach Gott fragt man nicht viel.

Ein Gefühl beherrschte das heilige Kollegium, als sich ihm am 3. September die Pforten des Monte Cavallo öffneten. Das war das Gefühl des Hasses gegen Consalvi, der die Kardinäle neun Jahre lang mit eiserner Hand regiert hatte. Während seines Ministeriums hatte er das Ansehen des römischen Purpurs bedeutend geschwächt, und obwohl drei Viertel der Kardinäle ihm ihre Ernennung verdankten, so verziehen sie ihm die Verletzung ihrer Würde nicht. Überdies konnte Consalvi trotz seiner natürlichen Höflichkeit und seiner Lebensweisheit die Verachtung nicht verbergen, die ihm die Unfähigkeit vieler seiner Kollegen einflößte.

Da Rom und der Kardinalsrang ohne Religion nichts sind und da die Religion von Frankreich alles zu fürchten hat, wie die sprichwörtliche Phrase bei den Eminenzen lautet, so betraten die Kardinäle das Konklave mit dem Entschluß, nur einen mutigen und charakterfesten Mann zu wählen, der imstande wäre, die Interessen der Kirche zu verteidigen. Selbst in Rom hatten die neuen Ideen bemerkenswerte Fortschritte gemacht, noch vielmehr aber in Ravenna, Bologna und jenseits des Apennins. Sie glaubten daher die rechte Wahl mit Cavalchini, dem früheren Gouverneur von Rom, zu treffen. Dieser Kardinal wird vom Volke noch oft wegen der Energie gerühmt, mit der er alle Mordanfälle auf offener Straße unterdrückt hatte, als er Gouverneur war. Cavalchini sollte also gewählt werden, als man zu

seinem Unglück französische Zeitungen erhielt, die eine gemäßigte Proklamation Sr. Königlichen Hoheit des Herzogs von Angoulême enthielten, die er nach seinen ersten Erfolgen in Spanien erlassen hatte.

Diese Proklamation warf den Entschluß der schwachen Greise um: sie nahmen an, daß der Friedensstifter von Andujar genau nach den Instruktionen der Minister seines Onkels gehandelt hätte, und schlossen daraus, daß die französische Regierung gemäßigt sei und daß man, um mit dem Pariser Kabinett in Einvernehmen zu kommen, einen Papst von biegsamerem Charakter wählen müsse. Der arme Cavalchini, dem man nichts anderes vorwerfen konnte, als daß er ein gutes Polizeiregiment geführt und einige Mörder hatte aufknüpfen lassen, verlor infolgedessen die Stimmenmehrheit.

Man einigte sich nunmehr auf einen Kardinal, dessen Namen ich verschweigen muß; doch einer seiner Kollegen, der, wie man sagt, sein Busenfreund war, erinnerte die Eminenzen daran, daß dieser Mann unter Pius VI., als er noch Monsignore war, in der berüchtigten Lepri-Affäre sich des Meineids schuldig gemacht habe; diese Sache hatte damals viel Staub aufgewirbelt[1] ...

Bedenken anderer und weniger schwerwiegender Art verhinderten die Wahl des Kardinals N..., zu dessen Gunsten sich die Mehrzahl der Stimmen zu vereinigen schien. Am fünfzehnten Tage des Konklave, am 17. September 1823, entschieden dreiunddreißig Stimmen die Wahl, und der Kardinal hatte achtundzwanzig Stimmen für sich. Aber man wußte, daß er an einem Fasttage eine Tasse Schokolade getrunken hatte, und diese unglückliche Tasse kostete ihm die Tiara: so wenigstens erzählte man es sich in Rom nach dem Konklave.

Nun dachte man an den Kardinal della Somaglia, einen Greis von vornehmer Geburt, der früher wegen seiner Sittenlosigkeit bekannt war, sich jedoch geändert hatte und seit dreißig Jahren in großer Frömmigkeit lebte. Bei seinem hohen Alter (er war damals achtzig

[1] Über die Lepri-Affäre s. S. 160.

Digitized by Google

Jahre alt) war die Hauptfrage die, wen er zum Staatssekretär nehmen würde. Man fühlte ihm auf den Zahn, und er nannte den Kardinal Albani. „Den Kardinal Albani!" riefen die Eminenzen voller Entsetzen. „Dieser Mann wiegt mindestens zwei Consalvis auf, und wir wissen, wie sauer einer uns das Leben gemacht hat."

Der Kardinal Albani, dessen Bruder eine dumme Heirat gemacht hatte, besaß ein Einkommen von zwölftausend Pfund Sterling. Obwohl seit langer Zeit Kardinal, hatte er sich erst kurz vor dem Konklave von 1823 entschlossen, die Priesterweihe zu empfangen. Albani hatte von drei zu drei Jahren Dispens erhalten; doch ein Laie darf das Konklave nicht betreten. Man klagte ihn in Rom zweifellos mit Unrecht an, daß der Plan des Blutbades, das man im Jahre 1814 veranstalten wollte, um die Brut der französischen Philosophen auszurotten, von ihm ausgegangen sei. Seine Feinde warfen ihm vor, daß er seine liederlichen Sitten mit grausamer Unduldsamkeit vereinige, ein bei den römischen Prälaten des 16. Jahrhunderts sehr häufiges, doch heute glücklicherweise sehr selten gewordenes Amalgam. Einen Teil seines großen Einkommens verwendete er, so hieß es, um seinen Lüsten zu frönen. Noch ärger war der Vorwurf, daß er einer der Anstifter des Komplotts gegen Basseville und den General Duphot gewesen sei[1].

Die Partei der Zelanti (Eiferer) hatte in ihrem Haß gegen Consalvi vom ersten Augenblick an für Albani gestimmt. Als der Kardinal Somaglia seine Wahl durch seine falsche Vertrauensseligkeit verscherzt hatte, dachten die Zelanti an den Kardinal Severoli. Er galt in ihren Augen als ein Heiliger, weil er seinen Leuten verboten hatte, mehr als drei Gänge zu servieren, als er das reiche Bistum von Viterbo erhielt.

Dieser Kardinal war von angeborener Milde und Einfalt. Er war noch ganz von den Ideen des Mittelalters erfüllt und glaubte ernstlich, sein Seelenheil zu gefährden, wenn er ein Buch aufschlug. Er

[1] S. S. 184, Anm. 1.

hatte sich mit dem Kaiser Franz II. im Jahre 1809 überworfen, als er die Nuntiatur in Wien bekleidete. Als Napoleon sich erkühnte, um die Hand einer österreichischen Erzherzogin anzuhalten, schätzte sich Franz II. sehr glücklich, einen dritten Besuch der Franzosen in Wien hierdurch zu verhindern. Severoli war unfähig, sich dieser weltlichen Politik zu fügen, und machte dem Kaiser mit aller Kühnheit eines Apostels Vorstellungen, daß er seine Tochter unmöglich einem Mann zur Ehe geben könne, dessen Frau noch lebe, daß dies eine Sanktionierung des Ehebruchs wäre und so weiter. Dieser Akt der Entschlossenheit lenkte die Aufmerksamkeit der fünfzehn bis zwanzig ältesten Kardinäle auf ihn. Die Mehrzahl von ihnen war von Napoleon aus Paris verbannt worden, weil sie seiner Heirat nicht beiwohnen wollten.

Um den Knoten dieses Konklaves zu verstehen, muß man wissen, daß vier Mächte das Vetorecht gegen die Wahl eines Papstes besitzen. Es sind dies Österreich, Frankreich, Spanien und Portugal. Aber von diesem Vorrecht dürfen sie nur einmal während der Dauer des Konklaves Gebrauch machen. Eines Tages vereinigten sich sechsundzwanzig Stimmen auf Severoli; dreiunddreißig mußte er haben, und die neun übrigen hatte man sich bereits gesichert. Als man auseinander ging, fehlte ihm nur eine Stimme, um über seine Nebenbuhler zu siegen.

Von seiten Frankreichs, Spaniens und Portugals war kein Veto zu befürchten. Der König von Spanien war in der Hand der Cortes und mit wichtigeren Dingen beschäftigt als mit denen des Konklaves. Man rechnete damit, daß das Veto Portugals nicht zur richtigen Zeit einträfe, und die Kardinäle, die Frankreich vertraten, fürchtete man wenig. Die italienischen Kardinäle überzeugten diese Herren, daß sie den Ausschlag im Konklave gäben, während sie in Wirklichkeit nicht ahnten, um was es sich handelte. Die französischen Kardinäle hielten es nicht für passend, die Eingebungen des heiligen Geistes zu kontrollieren, und erklärten, daß der französische Hof nur bei der Wahl

des Erzherzogs Rudolf oder des Kardinals Fesch Widerspruch erheben würde.

Die Kardinäle, die an der Spitze der Partei Severoli standen, wollten die Stellung Österreichs gegen ihren Kandidaten ergründen. Das ist der einzige Teil der Geschichte des letzten Konklaves, der mir nicht ganz durchsichtig erscheint. Eines Abends, als sieben oder acht Parteigänger Severolis versammelt waren, schickten sie einen Spion ab, um den Kardinal Albani zu überwachen, der das Geheimnis Österreichs besaß, das heißt der beauftragt war, dessen Veto auszusprechen. Plötzlich erfuhren sie, daß Albani seine Schritte nach dem Korridor lenkte, der zu der Tür ihrer Zelle führte; sie horchten und hörten Albani wie einen schleichenden Wolf durch den Korridor schreiten. Da rief der Kardinal Palotta, dessen Stimme seinem hohen Wuchs entspricht, im Tone des Widerspruches: „Im Grunde ist es gleichgültig, ob Eure Eminenzen es wollen oder nicht; vierunddreißig Stimmen sind uns sicher, und morgen wird Severoli Papst sein!" Nach diesen Worten verließ er raschen Schrittes die Zelle und stand dem Kardinal Albani gegenüber. Dieser war bleich wie der Tod; Palotta heuchelte größte Verwirrung.

Am Abend schickte der Kardinal Albani einen Vertrauensmann zum österreichischen Botschafter. Dieser Mann verstand es, die Wachsamkeit des Fürsten Chigi und seiner Garden zu täuschen, und am nächsten Morgen, als man zum Skrutinium schreiten wollte, verkündigte der Kardinal Albani mit der erregten Stimme eines, der sich bewußt ist, daß der Erfolg seiner ehrgeizigen Pläne durch diesen Schritt entschieden wird, in dem Augenblick, als man den Kardinal Severoli zum Papst machen wollte, daß Österreich gegen den Bischof von Viterbo das Veto einlege.

Aller Augen richteten sich nun auf Severoli. Er ertrug den unerwarteten Schlag mit Mut und Ergebung. Eingedenk seiner Priesterpflicht erhob er sich von seinem Platze, ging auf den Kardinal Albani zu, umarmte ihn herzlich und sagte: „Wie danke ich Eurer Eminenz,

daß Ihre glückliche Intervention mich von einer Last befreit, die mich erdrückt hätte!"

Auf seinen Platz zurückgekehrt, verlangte Severoli, daß der Sekretär seine Ausschließung zu Protokoll nähme: seine Kollegen wollten ihm diese Demütigung ersparen, doch er blieb fest. Da das Vetorecht von jeder Macht nur einmal ausgeübt werden darf, so erschien sein Wunsch sehr vernünftig; und selbst seine Gegner waren von seiner Seelengröße gerührt. Das Veto Österreichs, das nun schriftlich festgelegt war, verhinderte ein zweites für den Fall, daß sich die Stimmen von neuem auf einen Kardinal vereinigten, der diesem Staate nicht genehm war und der zur Partei des Bischofs von Viterbo gehörte.

Severoli konnte seine Heldenrolle jedoch nicht weiterspielen; als seine Ausschließung offiziell festgestellt war, fühlte er die ganze Bitterkeit seines Sturzes. Er mußte den Saal des Konklaves verlassen, sich in seine Zelle zurückziehen und sich zu Bette legen. Von diesem Augenblick an bis zu seinem Tode, der wenige Monate später erfolgte, war seine Gesundheit stets schwankend.

Nachdem er den Saal verlassen, schritt man zum Skrutinium, einer völlig nebensächlichen Formalität, die jedoch dem heiligen Kollegium den Vorteil einer kurzen Frist verschaffte, um über den Vorfall nachzudenken und weitere Schritte zu überlegen. Mehrere Kardinäle von hohem Alter und reinster Frömmigkeit waren überzeugt, daß sie einer Eingebung des heiligen Geistes gefolgt waren, als sie ihre Stimmen dem Bischof von Viterbo gaben; sie kamen überein, Severoli um Rat zu fragen, bevor sie zu einer neuen Wahl schritten. Am nächsten Morgen versammelten sich diese Kardinäle bei ihm und sagten: „Wir vertrauen uns vollständig der Leitung Eurer Eminenz an und bitten Sie, uns anzugeben, wen wir auf den Thron des heiligen Petrus setzen sollen." Der Kardinal Severoli erwiderte: „Ich würde den Kardinal Annibale della Genga oder den Kardinal de Gregorio wählen."

Der Kardinal della Genga war durch seinen Haß gegen den Kardinal Consalvi empfohlen. Der Kardinal Quarantini[1], der Onkel dieses Ministers, war der ständige Verfolger des Monsignore della Genga gewesen. Dieser Prälat war in seiner Jugend wegen seiner Schönheit berühmt gewesen, und man nahm an, daß er den Verführungen nicht immer widerstanden habe, denen er hierdurch ausgesetzt war. Seine Feinde verstiegen sich sogar zu der Behauptung, er habe mehrere Kinder von Frau P[feifer][2] in Rom und einer sehr hochstehenden Dame in München gehabt. Diese Gerüchte waren in Rom, das zugleich eine große Hauptstadt und ein kleines Nest ist, sehr verbreitet. Wie dem auch sei, seit mehreren Jahren hatte er diese Jugendsünden, wenn er sie je begangen hatte, durch tiefe Frömmigkeit wettgemacht. Ein Umstand, der ihm zahlreiche Stimmen sicherte, war die Tatsache, daß er bereits siebzehnmal die Sterbesakramente empfangen hatte und jedes Jahr nahe daran war, an einer Blutung zu sterben.

Sein Nebenbuhler, der Kardinal de Gregorio, hatte dem französischen Botschafter seit 1814 immer wieder gesagt: „Ich bin ein Bourbon, und nichts wäre für Seine allerchristlichste Majestät günstiger, als einen Blutsverwandten auf dem Papstthron zu sehen.“ Der Kardinal hatte recht: er war der natürliche Sohn Karls III. und somit der Bruder der beiden letzten Könige von Neapel und Spanien. Er ist eine sehr vornehme Erscheinung und sein Gesichtsausdruck ist offen und angenehm, obwohl er eine riesige Nase hat. Er wäre ein ausgezeichneter Papst geworden. Als sich der Kardinal de Gregorio an den österreichischen Botschafter wandte, sagte er zu ihm: „Früher oder später werden Sie wünschen, daß der Erzherzog Rudolf gewählt wird. Die andern Mächte werden versuchen, sich zu widersetzen,

[1] In dem Aufsatz „Abenteuer Leos XII.“ in der „Reise in Italien“ (Bd. V dieser Ausgabe), S. 450 ff., heißt er richtig Collini. — v. O. B.

[2] S. den oben genannten Aufsatz, wo der Name richtiggestellt ist und nähere Angaben erfolgen. Die Genannte war die Gaitin des Generals der päpstlichen Schweizergarde. — v. O. B.

weil er ein geborener Prinz ist. Was könnten Sie Besseres tun, als meine Wahl zu fördern. — Ich bin königlicher Herkunft und beinahe ein Prinz. Ich werde Ihrem Erzherzog den Weg ebnen."

Als die Kardinäle Severoli verlassen hatten, begaben sie sich in die Capella Paolina, um abzustimmen. Die Stimmenzählung ergab vierunddreißig Stimmen für den Kardinal della Genga; man setzte die Prüfung nicht weiter fort und warf sich dem neuen Papste zu Füßen.

Der Kardinal della Genga wußte seine Freude ebensogut zu beherrschen wie Severoli seinen Schmerz. Er hob sein langes Purpurkleid auf und zeigte den Kardinälen seine geschwollenen Beine: „Wie könnt ihr glauben," rief er, „daß ich die Bürde auf mich nehmen werde, die ihr mir übertragt? Sie ist zu schwer für mich: was soll aus der Kirche in diesen schweren Zeiten werden, wenn sie einen Papst bekommt, der, wie ihr seht, mit großen Gebrechen behaftet ist?" Die Kardinäle gaben eine passende Antwort, und man schritt sofort zu den ersten Zeremonien, welche die Wahl eines Papstes begleiten. Die Ehrungen, die man ihm darbringt, sind genau die gleichen, die man Gott darbringt; doch die Katholiken rechtfertigen sich damit, daß diese Ehrungen dem Stellvertreter Christi zugedacht seien.

Während des Konklaves von 1823, das dreiundzwanzig Tage dauerte, befand sich Rom in großer Erregung. Die Wahl sollte entscheiden, ob die liberale Partei, die Consalvi vertrat, oder die Reaktionäre, an deren Spitze der Kardinal Pacca stand, die Vorherrschaft erlangte. Consalvi war kein Mann von solcher Geistes- und Charaktergröße, um dem römischen Volke freiheitliche Einrichtungen zu geben und die Revolution zu verhindern, die Rom und alle Throne Italiens bedroht. Er wagte es nicht, aus dem heiligen Kollegium eine aufgeklärte Vereinigung zu machen, die imstande war, die Kirche dem Geiste des 19. Jahrhunderts anzupassen. Er war nur ein Mann von verständigen gemäßigten Ansichten, festem Willen und großer Geschicklichkeit. Sein Liberalismus war jedoch ausgeprägt genug,

um die Römer zu bestürzen, die zwei Jahrhunderte hinter England und Frankreich zurück sind; aber in Bologna, in Forli und in anderen Städten der Romagna, wo mehr Aufklärung herrscht, wurde seine Verwaltung weniger günstig beurteilt. Jetzt wünscht man ihn zurück.

Während des Konklaves war die Aufmerksamkeit des römischen Volkes merkwürdig geteilt: die Römer wähnten einen Augenblick, daß sie von den Österreichern besiegt seien. Nichts beweist die Unpopularität des Priesterregiments mehr als die Genugtuung, womit diese Nachricht aufgenommen wurde, trotz der bekannten Habsucht Österreichs, den Verfolgungen gegen die Karbonari und der Abneigung der Italiener gegen die Fremdherrschaft. Folgendes war der Anlaß zu dieser befremdenden Aufregung:

Ein österreichischer Hauptmann, der mit 150 Rekruten zur Okkupationsarmee nach Neapel marschierte, rückte am 15. September in Viterbo ein. Entzückt über die Billigkeit des Weines, hatte er sich an diesem Tage berauscht, und seine Leute desgleichen. Während dieser Ausschreitung erfuhr er, daß der Papst gestorben und der päpstliche Thron frei sei. Diese Nachricht stieg ihm derart zu Kopfe, daß er der Torwache von Viterbo auf ihren Ruf „Wer da!" antwortete, er käme, um den Kirchenstaat im Namen Sr. Majestät Franz II., des römischen Kaisers, zu besetzen. Die päpstlichen Soldaten hüteten sich wohl, Widerstand zu leisten, und der Hauptmann marschierte mit seinen Leuten auf den Exerzierplatz von Viterbo. Er erhielt die üblichen Quartierzettel; die Soldaten berauschten sich bei ihren Wirten noch mehr und dachten nicht mehr an ihre Eroberung. Der Gouverneur von Viterbo aber schickte einen Kurier nach Rom, um diese Nachricht zu überbringen. Binnen einer Stunde verbreitete sie sich in der ganzen Stadt und die Bewohner glaubten, daß Rom wieder zum Sitze des Kaiserreichs würde. Als der österreichische Hauptmann um vier Uhr nachmittags mit seiner kleinen Truppe durch die Porta del Popolo in Rom einrückte, hatte sich trotz der

Beschwichtigungen des österreichischen Botschafters eine ungeheure Menschenmenge angesammelt. Sogar innerhalb des Konklaves hatte diese Nachricht Glauben gefunden, und man ist überzeugt, daß der Erzherzog Rudolf an diesem Tage gewählt worden wäre, wenn der österreichische Botschafter die Situation geschickt ausgenutzt hätte; zum mindesten hätte er ohne Mühe die Wahl eines deutschen oder lombardischen Kardinals durchsetzen können. Der neue Papst hätte sogleich dreißig österreichisch gesinnte Kardinäle ernannt, und die Wahl des Erzherzogs wäre für das nächste Konklave gesichert gewesen. Das Seltsamste an diesem Siege wäre die Tatsache gewesen, daß er durch das Gerede eines Subalternoffiziers und einiger Soldaten in betrunkenem Zustand errungen worden wäre. Dieser Hauptmann, der einen Papst gemacht hätte, wenn der Botschafter seines Herrschers ihn unterstützt hätte, wäre in Arrest gesteckt worden.

Ich sagte Ihnen bereits, daß die französischen Kardinäle, die den Ausschlag zu geben glaubten und darauf sehr stolz waren, in Wirklichkeit völlig zum Narren gehalten wurden. So erfuhren sie beispielsweise nicht früher, daß die Stimmenmehrheit auf Kardinal Severoli gefallen sei, als bis der Kardinal Albani das Veto Österreichs verkündete. Ihre Leichtfertigkeit hatte übrigens den Stolz der italienischen Mitglieder des heiligen Kollegiums schwer beleidigt.

Da ein Geburtstag im Hause Bourbon in die Mitte des September fällt, so sagte einer der französischen Kardinäle am Morgen dieses Tages zum heiligen Kollegium: „Wenn Eure Eminenzen den Papst heute wählen wollen, so wäre das dem König, meinem Herrn, besonders angenehm." Sie können sich nicht vorstellen, welche Entrüstung dieser Vorschlag hervorrief. Die Macht der Tiara ist zwar sehr gesunken, aber die äußeren Formen sind am römischen Hofe ewig und die Formen offenbaren die ganze Überlegenheit, die er sich vor den anderen Höfen anmaßt. Dieser seltsame Vorschlag verletzte den Stolz des römischen Purpurs tief, zumal in dem Augenblick, wo er sein größtes Vorrecht ausübte: der Christenheit ein

Oberhaupt zu geben. Noch heute ist dieser Vorschlag in Rom nicht vergessen, und ich hörte mehr als einmal davon sprechen.

Dies ist, lieber Freund, die Geschichte der Erhebung des Kardinals Annibale della Genga auf den päpstlichen Thron. Papst Leo X., der mitten in seinem großartigen Wirken für die italienische Kultur starb, schenkte den Vorfahren des Marchese della Genga, die bis dahin einfache Edelleute der kleinen Stadt Spoleto waren, ein Lehen. Der Name Leo XII., den der Kardinal della Genga annahm, ist ein Zeichen der Dankbarkeit gegen die Medici, die Urheber des Reichtums seiner Familie. Papst Leo XI. war wie Leo X. ein Medici; er ist jedoch wenig bekannt, da er nur siebenundzwanzig Tage regiert hat.

In Ihrer protestantischen Sittenreinheit sind Sie sicher erstaunt über die Menge von Intrigen in einer Versammlung, die unter der Eingebung des heiligen Geistes zu handeln behauptet. Wenn man darüber mit den Katholiken spricht, so antworten sie, daß Gottes Wege unerforschlich sind und daß er zur Erfüllung seiner großen Pläne auch die menschlichen Schwächen und Leidenschaften benutzt.

Leo XII. ist ein Mann von großem Geist und hat die Manieren eines Diplomaten. Er erwarb sich mit Recht die Hochachtung seiner Zeitgenossen durch die Weisheit, mit der er die Wirren der französischen Kirche im Keime erstickt hat. So klug dieser Fürst jedoch in seinen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten war, so unpolitisch reaktionär war er meines Erachtens in der inneren Verwaltung. Während des Jubiläumsjahres verbot er Theater und andere Vergnügungen und machte Rom zur Einöde. Ich hatte damals eine große und herrliche Wohnung, die mir monatlich zwanzig Scudi kostete und für die ich jetzt achtundvierzig Scudi bezahle. Das Geld, das die armen Römer durch die Vermietung ihrer Häuser verdienen, ist beinahe ihre einzige Einnahmequelle. Infolgedessen machte diese Maßnahme die Herrschaft Leos XII. anfangs sehr unpopulär. Ich bin überzeugt, daß Franz I., König von Neapel, der in Rom sehr beliebt ist, sich

damals der Stadt mit oder ohne Zustimmung des heiligen Stuhles und ohne Kanonenschuß hätte bemächtigen können. „Alb. Rub.“

17. Oktober 1828. — Unser Hauptgenuß seit unserer Rückkehr aus Neapel lag darin, daß wir in jedem Monument des päpstlichen Rom Spuren eines der Ereignisse sehen, von denen ich mit wenigen Worten berichten will.

Einer der größten Unglücksfälle, die Italien und vielleicht die Welt betroffen haben, ist der Tod des Lorenzo von Medici, dieses Vorbildes der Usurpatoren und Könige. Er starb in Florenz im Jahre 1492, kaum vierundvierzig Jahre alt. Er war ein großer Fürst, ein glücklicher und liebenswürdiger Mensch. Er wußte den unruhigen Geist der Republikaner in Florenz mehr durch Klugheit als durch Unterdrückung des Nationalcharakters zu zügeln. Als Mann von Geist verachtete er seichte Höflinge, die er wie ein Monarch hätte belohnen müssen. Er betete die Antike an; alles an ihr schien ihm bewundernswert, selbst ihre Irrtümer und ihre Fehler. Das war die Geistesverfassung aller hervorragenden Männer Italiens von Petrarca und Dante bis zur spanischen Invasion im Jahre 1530. Lorenzo von Medici verbrachte sein Leben mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit in seinen schönen Landhäusern in der Umgebung von Florenz. Er liebte den jungen Michelangelo, nahm ihn in seinen Palast auf und zog ihn an seine Tafel; oft ließ er ihn rufen, um sich an seiner Begeisterung zu erfreuen und ihn die antiken Statuen und Münzen, die er aus Griechenland und Kalabrien erhielt, bewundern zu sehen. Diese erste Erziehung erklärt den stolzen Charakter, den man im Leben und in den Werken des Michelangelo bewundert.

Leo X. war der Sohn des Lorenzo il Magnifico, aber sein zweiter Sohn Piero, der ihm nachfolgte, war ein Dummkopf und ließ sich aus Florenz vertreiben. Von diesem Augenblick an wandte sich das Trachten der Florentiner der Wahrung ihrer Freiheit zu, und Rom wurde die Hauptstadt der Künste, wie Paris heute die Hauptstadt der europäischen Zivilisation ist.

Die Päpste, die um ihre Autorität nicht zu zittern brauchten, ließen die großartigsten Werke der Malerei, der Skulptur und der Architektur der neueren Zeit ausführen. Wir finden unter ihnen drei so hervorragende Männer, daß ihr Leben selbst dann bemerkenswert wäre, wenn sie im unbekanntesten Winkel Europas regiert hätten: ich meine Alexander VI., Julius II. und Leo X.

Im Cinquecento ging das Hauptbestreben der Päpste dahin, die großen Feudalgeschlechter Roms mit Feuer und Schwert auszurotten: das gleiche, was Richelieu später in Frankreich getan hat. Rom hatte während des Mittelalters eine eigene Regierung; nach Alexander VI. hatte es nur noch eine städtische Verwaltung. Da man über Rom nirgends die Wahrheit findet, darf ich hoffen, daß mir der Leser einige flüchtige Bemerkungen nachsehen wird, die ihn vor den Lügen bewahren sollen, welche sich in allen Geschichten des 16. Jahrhunderts breitmachen.

Nachdem Innocenz VIII. sein ganzes Leben lang dem Vergnügen gefrönt hatte, starb er im selben Jahre wie Lorenzo il Magnifico, am 14. Juli 1492. Am 16. August vereinigten sich die Kardinäle im Konklave; es waren nur dreiundzwanzig. Sie erkannten die Vorteile ihrer kleinen Anzahl so gut, daß jeder von ihnen den Schwur ablegte, falls er Papst würde, ohne die Zustimmung aller übrigen keinen neuen Kardinal zu ernennen. Diese dreiundzwanzig Kardinäle erfreuten sich ungeheurer Reichtümer und großer Macht; fast alle entstammten vornehmen Häusern. Die Frömmigkeit war im heiligen Kollegium selten, der Atheismus die Regel.

Unter den Kardinälen, die sich im Konklave von 1492 vereinigten, zeichneten sich zwei durch seltene Talente aus, Giulio della Rovere, der spätere Papst Julius II., und der unsterbliche Roderigo Borgia, die vollkommenste Inkarnation des Teufels auf Erden. Dieser große Mann war der Sohn einer Schwester von Calixtus III. (Borgia), einem Spanier, der ihn bewogen hatte, seinen Namen Lenzuoli mit dem eines Borgia zu vertauschen. Papst Calixtus hatte auf das Haupt

seines jungen Neffen alle Würden gehäuft, über die er verfügte. Er trat ihm sein Erzbistum Valencia in Spanien ab, machte ihn 1456 zum Kardinaldiakon und übertrug ihm gleichzeitig den damals sehr einträglichen Posten des Vizekanzlers der Kirche. Die Nachfolger des Calixtus vertrauten dem Kardinal Borgia die heikelsten Missionen an; er führte sie fast stets mit Erfolg durch.

Im Jahre 1493, beim Betreten des Konklaves, vereinigt Borgia die Einkünfte von drei Erzbistümern und mehreren Bistümern sowie einer großen Anzahl von kirchlichen Pfründen. Das war ein Mittel zum Erfolg, denn ein neuer Papst pflegte bei seiner Thronbesteigung alle Pfründen, die er als Kardinal besessen, seinen früheren Kollegen abzutreten. Die Sitten des Kardinals Borgia waren seiner Wahl hinderlich, seine galanten Abenteuer hatten ihm früher öffentlichen Tadel eingebracht; er lebte jetzt mit der berühmten Vanozza, die er an einen reichen Römer verheiratet hatte, und die ihm vier Söhne und eine Tochter geboren hatte[1]. Dieser Skandal wäre in unseren Tagen viel ärger, als er damals erschien; man war der Zeit noch viel näher, wo die Priester Konkubinen und sogar Ehefrauen hatten. Innocenz VIII., der Papst, für den man einen Nachfolger finden sollte, war wegen seiner Ausschweifungen berühmt gewesen; und die Liebe war damals in Italien das gleiche, was heutzutage in Frankreich die Eitelkeit ist: die Allerweltsünde.

Borgia hatte zwei Rivalen, die Kardinäle Giulio della Rovere und Sforza. Dieser war der Onkel des Herzogs von Mailand und Bruder Ludwigs des Mohren; er besaß ungeheure Reichtümer; nach einigen Kraftproben seiner Partei verkaufte er sich an Borgia, der sich verpflichtete, ihm, wenn er Papst würde, das Amt des Vizekanzlers zu verleihen. Die minder reichen Kardinäle wurden durch Geld gekauft (so erhielt zum Beispiel der Patriarch von Venedig fünftausend Dukaten), und so bestieg Alexander VI. nach fünftägigem Konklave den päpstlichen Thron. Sogleich übertrug er dem Kardinal Sforza das Amt

[1] S. Bd. III dieser Ausgabe, S. 477 ff. — v. O. B.

des Vizekanzlers; er schenkte dem Kardinal Orsini seinen vollständig eingerichteten Palast in Rom und die beiden Schlösser von Soriano und Monticello; der Kardinal Colonna wurde zum Abt von Subiaco ernannt. Der Kardinal von Sant' Angelo erhielt das Bistum von Porto und den Keller Borgias, der mit den erlesensten Weinen gefüllt war.

Nur Giuliano della Rovere und vier andere Kardinäle hatten sich nicht verkauft. Als Giuliano seinen Rivalen auf dem Thron sah, zog er sich in sein Kastell zu Ostia zurück und entfernte sich bald noch weiter. In Rom herrschte größte Gesetzlosigkeit; zweihundertzwanzig Bürger waren während des langsamen Hinsterbens Innocenz' VIII. ermordet worden. Alexander VI. stellte die Sicherheit auf den Straßen seiner Residenz wieder her; er verstand zu regieren. Damals war am päpstlichen Hofe ein wackerer Deutscher, namens Burchard, der, wie der Marquis Dangeau über Ludwig XIV., Tag für Tag über alles Buch führte, was der Papst tat. Man muß bei Burchard[1] die Einzelheiten der unzüchtigen Feste lesen, mit denen Alexander VI. in seinem eigenen Palaste die Heirat seiner Tochter Lucrezia mit Giovanni von Pesaro feierte.

Dieser und so viele andere Skandale beschworen einen Savonarola herauf. Er war ein Mann von großem Charakter und scharfem Geiste, der in Italien die Rolle Luthers zu spielen versuchte. Er wurde im Jahre 1498 auf Befehl Alexanders VI. verbrannt.

Dem sterbenden Lorenzo Medici hatte Savonarola die Absolution verweigert, wofern er seiner Vaterstadt nicht die Freiheit wiedergäbe. Als er mit zwei Freunden an den Pfahl des Scheiterhaufens angebunden wurde, verkündete ihnen der Bischof von Florenz die

[1] Das lateinische Tagebuch von Burchard ist abgedruckt im Corpus historicum medii aevi a G. Eccardo, Lipsiae, 1732, Bd. II, Spalten 2134 und 2149. (Stendhal.) Die anstößigsten Stücke daraus zitiert Stendhal in seiner „Geschichte der italienischen Malerei" (deutsch München 1922). Ein guter Auszug aus Burchards Diarium mit Vorrede von Ludwig Geiger erschien neuerdings in Stuttgart (o. J.). — v. O. B.

Ausstoßung aus der Kirche. Savonarola antwortete milde: „Aus der streitenden." Er meinte damit, daß er als Märtyrer fortan zur triumphierenden Kirche gehörte. Weiter sagte er nichts; er starb, noch nicht sechsundvierzig Jahre alt. Michelangelo war mit ihm befreundet.

Lange Zeit verging, bevor die Päpste wirklich Angst bekamen und ernstlich daran dachten, ein weniger lasterhaftes Leben zu führen. Doch schließlich folgte Luther auf Savonarola; ihn konnte man nicht verbrennen lassen, und er beschwor das Konzil von Trient herauf. Dies etwas demokratische Konzil handelte im Zorn und riß einen noch größeren Abgrund zwischen dem Protestantismus oder der Religion der Gewissensfreiheit und der Religion des Papstes auf. Es hat die Religion so umgestaltet, wie wir sie heute sehen. Die Päpste begannen das Ärgernis zu fürchten, das die Kardinäle erregten, und beriefen in das heilige Kollegium fast nur noch Dummköpfe von hoher Geburt.

Alexander VI. mußte den Durchzug Karls VIII. von Frankreich dulden, eines jungen Fürsten ohne besonderen Geist, aber voller Mut. Auf Anstiften des Kardinals Giuliano della Rovere hätte er Alexander VI. bei dieser Gelegenheit gern abgesetzt; doch der Papst war in der Engelsburg geborgen. Alexander VI. erklärte den Orsini und Vitelli, zwei großen Vasallen des Kirchenstaates, den Krieg und setzte sich in diesem Kriege persönlicher Gefahr aus. Er nahm eine neue Mätresse, Giulia Farnese, genannt Giulia Bella, mit der er gesittet lebte, wie Ludwig XIV. mit Frau von Montespan. Sie schenkte ihm im April des Jahres 1497 einen Sohn. Zwei Monate später wurde Francesco Borgia, Herzog von Gandia, der älteste Sohn des Papstes, auf der Straße ermordet, als er von einem Gastmahl heimkehrte. Man entdeckte bald, daß sein eigener Bruder Cesare Borgia, Kardinal von Valencia, der Urheber dieses Verbrechens war. Sie waren Nebenbuhler und liebten beide die schöne Lucrezia, ihre Schwester.

Dieser Streich war für das Herz Alexanders zu stark; man ersieht daraus, daß er kein völliger Verbrecher war. Er beichtete dem

versammelten Konsistorium unter Tränen die Ausschreitungen seines verflossenen Lebens und erkannte an, daß er diese gerechte Strafe Gottes verdient hätte. In Frankreich herrschte damals der gute Ludwig XII., der die Schwäche hatte, in Italien Eroberungen machen zu wollen. Er überhäufte Cesare Borgia, den mächtigen Sohn Alexanders, mit Gunstbezeigungen; Cesare nahm Leonardo da Vinci in seinen Dienst und ernannte ihn zu seinem Oberingenieur.

Die römische Campagna gehörte fast ausschließlich den beiden mächtigen Familien Orsini und Colonna. Die Orsini besaßen die Ländereien westlich vom Tiber, die Colonna die im Süden und Osten des Flusses. In diesen Zeiten der Tapferkeit und der Gewalttat waren die Orsini, die Colonna, die Savelli, die Conti, die Santa Croce und so weiter durchweg Condottieri; jeder von ihnen stand an der Spitze eines kleines Heeres; je mehr bewaffnete Leute ein Feudalgeschlecht in Rom hatte, desto angesehener war es. Jede dieser Familien verhandelte selbständig mit dem Papste, dem König von Neapel, dem König von Frankreich oder der Republik von Florenz. Die heute unter dem Namen Legitimität, Rebellion und so weiter geläufigen Begriffe kannte damals niemand.

Die erbitterten Kriege zwischen den Colonna und den Orsini (1499) vertrieben die letzten Bauern aus der Campagna, die schon seit dem Sturze des weströmischen Reiches durch die Barbaren fast entvölkert war. Daher die Einöde der Umgebung von Rom, die so viel zu seiner Schönheit beiträgt und das Staunen der Reisenden erregt. Die Soldaten der Orsini töteten nicht nur die Menschen und Tiere, die sie auf den Ländereien der Colonna fanden; sie zerstörten auch die Weinberge und verbrannten die Olivenhaine. Im folgenden Jahre pflegten die Colonna auf den Ländereien der Orsini Vergeltung zu üben.

Alexander VI. war nicht stark genug, um diese Kriege zu unterdrücken. Die Umstände geboten ihm, sich mit den Orsini zu verbinden, und die Kämpfe setzten sich oft bis in die Straßen Roms fort; glücklicherweise besaß Cesare Borgia viel Mut und Talent für den Krieg.

Es würde zu weit führen, die kluge Politik Alexanders VI. zu erklären; ich wollte nur den Sittenzustand des Landes andeuten, in dessen Mitte der junge Raffael aufwuchs. Er war damals sechzehn Jahre alt und arbeitete in Perugia in der Werkstätte des Perugino. Michelangelo war fünfundzwanzig Jahre alt, und der Feuertod seines Freundes Savonarola hatte ihn derart mit Schrecken erfüllt, daß er längere Zeit nichts schaffen konnte.

Am 4. September 1501 heiratete Lucrezia Borgia, des Papstes Tochter, die noch mehr durch ihren Geist als durch ihre seltene Schönheit hervorragte, Alfons, den ältesten Sohn des Herzogs von Ferrara. Der Herzog von Pesaro, dessen Hochzeit Burchard berichtet, war ihr zweiter Gatte gewesen, nachdem ihre erste Ehe geschieden war. Nach abermaliger Scheidung, die ihr Vater aussprach, hatte sie Alfons von Arragon, einen natürlichen Sohn des Königs Alfons II. von Neapel, geehelicht; doch die Franzosen eroberten Neapel, und Alfonsos Stern war gesunken. Am 15. Juli 1501 erdolchte ihn ein Unbekannter auf der Treppe der Peterskirche, und da er seinen Wunden nicht rasch genug erlag, so ward er am 18. August in seinem Bette erdrosselt. So war es möglich, daß Lucrezia Erbprinzessin von Ferrara wurde.

Sie führte fortan einen geregelten Wandel; die galanten Abenteuer, die sie gehabt hatte, entziehen sich der Wiedergabe[1]; doch für ihre Ehescheidungen darf man nur die Politik ihres Vaters verantwortlich machen; auch muß man nicht vergessen, daß Cesare Borgia, ihr Bruder, der Held des „Fürsten" von Machiavelli war[2]. Cesare hätte sich zum König von Italien aufgeschwungen, wenn er nicht sterbenskrank gewesen wäre, als er am 18. August 1503 seinen Vater verlor.

Paolo Giovio, Bischof von Como, war ein lügenhafter Geschichtschreiber, so oft er für seine Lügen gut bezahlt wurde; er versichert dies selbst. Doch er war ein geistreicher Mann und ein Zeitgenosse dieser

---

[1] Anspielung auf ihr Liebesverhältnis mit ihrem Bruder Cesare Borgia. — d. D. B.

[2] S. Band V dieser Ausgabe, S. 481. — d. D. B.

Ereignisse. Ich gebe im folgenden seine Erzählung vom Tode des Papstes und der Krankheit Cesares wieder.

Der Papst hatte den Kardinal Hadrian von Corneto in seiner Vigne auf dem Belvedere des Vatikan zum Abendessen eingeladen, mit der Absicht, ihn zu vergiften. Das gleiche Schicksal hatte er bereits den Kardinälen von Sant' Angelo, Capua und Modena bereitet, die früher seine eifrigsten Diener gewesen, jedoch sehr reich geworden waren. Der Papst wollte sie beerben.

Cesare Borgia hatte für jenen Abend vergifteten Wein an den Mundschenk des Papstes geschickt, ohne ihn ins Vertrauen zu ziehen. Er hatte ihm nur befohlen, diesen Wein nur auf seinen ausdrücklichen Befehl auszuschenken. Während des Abendessens entfernte sich der Mundschenk für einige Augenblicke, und während seiner Abwesenheit schenkte ein Diener, der nicht Bescheid wußte, dem Papste, Cesare Borgia und dem Kardinal von Corneto von diesem Wein ein. Der letztere erzählte später dem Paolo Giovio selbst, daß er in dem Augenblick, wo er diesen Trank zu sich genommen, ein heftiges Feuer in seinem Magen verspürt hätte; er sah nichts mehr und verlor bald die Besinnung. Er genas erst nach langer Krankheit, nachdem sich seine Haut völlig geschält hatte. Alexander VI. starb nach wenigen Stunden des Leidens; sein Sohn Cesare lag schwerkrank zu Bette und war außerstande, zu handeln[1].

Alexander VI. hatte dreiundvierzig Kardinäle ernannt; die meisten dieser Eminenzen hatten ihm zehntausend Gulden eingebracht. Unter andern sehr klugen Maßregeln, die heute noch Gesetze der Kirche sind, hatte dieser Papst, der die ganze Tragweite des Aufruhrs von

[1] Paolo Giovio, „Vita di Leone X", II, 82. — „Vita del Cardinal Pompeo Colonna", 358. — Dies Gift war ein weißes Pulver von angenehmem Geschmack. Die Wirkung war tödlich und trat, wenn man wollte, erst nach mehreren Tagen ein. S. den Tod des Prinzen Dschem, des Bruders des Sultans Bajazet. (Stendhal.) — Prinz Dschem, der sich unter Alexander VI. nach Rom geflüchtet hatte, wurde dort vergiftet. — v. O. B.

Savonarola erkannte, den Buchdruckern unter Androhung der Exkommunikation verboten, ohne Erlaubnis der Erzbischöfe ein Buch zu drucken. (Breve vom 1. Juni 1501.) Er schrieb den Erzbischöfen vor, alle Bücher verbrennen zu lassen, die ketzerische, gottlose und falsche Lehren enthielten.

Cesare Borgia sagte später zu Machiavell, er glaubte alles bedacht zu haben, was beim Tode seines Vaters hätte geschehen können, und er hätte für alles Abhilfe gefunden. Doch nie hätte er geträumt, daß er in diesem Augenblick selbst mit furchtbaren Schmerzen darniederliegen könnte. Er glaubte den Nachfolger seines Vaters bestimmen zu können; er rechnete auf die achtzehn spanischen Kardinäle, die er in das heilige Kollegium gebracht hatte. So sehr er auch durch die Wirkung des Giftes geschwächt war, so gab er sich selbst doch nicht auf. In Rom und in der Romagna waren alle befestigten Plätze von seinen Soldaten besetzt. Er war Herr des Vatikans und schloß mit den Colonna Frieden.

Sobald sich die Nachricht vom Tode des Papstes in Rom verbreitete, strömte das Volk in Scharen nach Sankt Peter. Die Römer kamen, um die Leiche des furchtbaren Mannes zu sehen, der sie neun Jahre lang im Banne der Furcht gehalten hatte.

George d'Amboise, der ehrgeizige Minister des guten Ludwig XII., eilte nach Rom, um sich zum Papste wählen zu lassen. Man machte ihm die schönsten Versprechungen, die Kardinäle wählten jedoch einen tugendhaften Greis, der schon mit einem Fuß im Grabe stand und der als Pius III. nicht länger als sechsundzwanzig Tage regierte; man nimmt überdies an, daß er vergiftet wurde.

George d'Amboise, der seine eigenen Hoffnungen begraben hatte, trat nun für den Kardinal Giuliano della Rovere ein. Dieser große Mann, von Alexander VI. verbannt, hatte fast die ganze Zeit des Pontifikats seines Feindes am französischen Hofe verbracht. Alexander sagte von ihm, daß er an ihm nur eine Tugend kenne: die Ehrlichkeit.

Giuliano besaß ungeheure Reichtümer und zahlreiche Pfründen. Alle seine Anhänger stellten ihm ihre eigenen Pfründen und ihr Vermögen zu Diensten, damit er im Konklave die Stimmen kaufen könne. Man erkennt hier so recht die Gemütsart der Italiener, bei denen auch die Gewöhnung an die klügste Politik die leidenschaftlichen Empfindungen nicht zu unterdrücken vermag.

Cesare Borgia, der noch immer schwerkrank war, sah sich gezwungen, seine spanischen Kardinäle an seinen alten Feind Giuliano zu verkaufen; schon am Tage des Zusammentritts des Konklaves, am 31. Oktober 1503, wurde der Kardinal della Rovere zum Papst ausgerufen. Er nannte sich Julius II. Bekannt ist sein herrliches Bildnis von Raffael in Florenz.

Willenskraft und soldatisches Talent bstiegen mit Julius II. den Thron. Einige Tage lang erforschte er seine Lage; dann ließ er Cesare Borgia verhaften, der [jedoch entkam und] in Spanien bei der Belagerung einer kleinen Festung völlig vergessen fiel.

Bekanntlich war Julius II. einer der Schöpfer der berühmten Liga von Cambrai, die Venedig an den Rand des Verderbens brachte und die in Europa jene Republik von Fürsten schuf, deren Satzungen man das Völkerrecht nennt. Während der ganzen Regierung des Papstes führten die Franzosen in Italien Krieg.

Kaum saß Julius auf dem Throne, als er Michelangelo zu sich berief. Der war damals dreißig Jahre alt und stand in der Vollkraft seines Genius. Diese beiden außerordentlichen Menschen, beide gleich stolz und heftig, liebten und überwarfen sich abwechselnd.

Im Jahre 1503 war Raffael im Begriff, nach Florenz zu gehen, das er noch nicht kannte. Während seiner Studienzeit in Perugia hatte er inmitten von Kriegsrüstungen gelebt. Die Bürger, damals sehr tapfer, übten sich im Waffengebrauch und nahmen den größten Anteil an den politischen Unternehmungen des Giovanni Paolo Baglioni, des kleinen, sehr geschickten Tyrannen, der ihre Stadt beherrschte. Baglioni hatte sich die absolute Macht gesichert, indem er

mehrere seiner Vettern und Neffen ermorden ließ. Seine eigene Schwester war seine Geliebte, von der er mehrere Kinder hatte. Die Güter der reichen Bürger von Perugia zog er zu seinem eigenen Vorteil ein, und die Beraubten entflohen. Einige Zeit vor der Schlacht am Garigliano (1503) gelang es ihm, den Franzosen eine bedeutende Summe Geldes abzulisten.

Dieser kleine, schurkische Tyrann mit seinem Heer von tausend Mann in seiner Stadt Perugia, die auf dem Gipfel eines Berges liegt, bot mit dem Beistand seiner Untertanen aller Welt Trotz. Doch Julius II. war schlauer als er und brachte ihn ohne Kampf zu einem Vertrage, durch den Baglioni seine Macht verlor.

Dieser Handel fand im Jahre 1505 statt. Während Baglioni sich zum Widerstand gegen den Papststuhl rüstete, malte Raffael die Fresken der Kapelle San Severo in Perugia. Im Jahre 1508 berief Julius II. Raffael nach Rom. Ludwig XIV. protegierte die gefügigsten unter den großen Dichtern, deren Charakter durch Richelieu und die Sitten der Fronde gebildet war. Julius II. dagegen hatte das Bedürfnis, mit den großen Künstlern seiner Zeit zu leben. Er erhob sie zu seinen Vertrauten und war ein leidenschaftlicher Bewunderer ihrer Werke. In der Tat ist die Malerei nur dann aufrührerisch, wenn sie es durchaus sein will, wohingegen es fast unmöglich ist, gut zu schreiben, ohne wenigstens indirekt Wahrheiten zu berühren, welche die Machthaber tödlich beleidigen.

Ich will hier nicht die Eroberungen und die großen Pläne Julius' II. verfolgen. Endlich fühlte er, daß sein Leben zu Ende ging, und er war beim Nahen des Todes vielleicht größer denn je. Bis zum letzten Atemzuge bewahrte er die Festigkeit und Beständigkeit, durch die jeder Augenblick einer der schönsten Regierungen der Weltgeschichte ausgezeichnet war. Er starb am 21. Februar 1513. Sein glühendster Wunsch war stets, Italien vom Joche der Barbaren zu befreien; so pflegte er alle Ultramontanen zu nennen. Er hatte ehrliche Hochachtung vor der Freiheit. Die Schweizer liebte er, weil er bei ihnen

Freiheit und Mut gepaart fand. Er starb glücklich, weil ihm seine Pläne gelungen waren und er die Grenzen des Kirchenstaates mehr als irgendeiner seiner Vorgänger erweitert hatte. Julius II. hatte eine Tochter, die aber in der Verborgenheit lebte und sich keiner Gunst erfreute.

Kindischer Sinn ist das Merkmal der Völker, wenn man sie als Individuen betrachtet; so wünschte in Rom jedermann, daß der Nachfolger Julius' II. ihm nicht gliche. Er war im Alter von achtundfünfzig Jahren Papst geworden; man wollte einen jüngeren Papst. Er war ungestüm, ungeduldig, jähzornig; nunmehr richtete man sein Augenmerk auf einen, der sich durch Liebe zu den Wissenschaften, durch Vergnügungslust und epikuräisches Leben der Stadt Rom und dem Hofe als ruhiger Herrscher empfahl.

Als die Leichenfeier des Papstes beendet war, schlossen sich vierundzwanzig Kardinäle ins Konklave ein. Giovanni Medici hatte auf die erste Kunde vom Tode Julius' II. Florenz verlassen; doch eine schmerzhafte Krankheit zwang ihn, langsam in der Sänfte zu reisen, so langte er erst am 6. März in Rom an und erschien als letzter im Konklave. Giovanni Medici war damals neununddreißig Jahre alt. Am 11. März wurde er selbst beauftragt, die Stimmen zu zählen, die ihn zum Papst erklärten: er wählte den Namen Leo X.

Da er nur Diakon war, so wurde er am 15. März zum Priester geweiht und am 19. in Sankt Peter gekrönt. Leo X. ließ sich im Lateran, der Kathedrale des Bischofs von Rom, nochmals krönen. Für diese Zeremonie wählte er den 11. April: den Tag, an dem er ein Jahr zuvor in der berühmten Schlacht bei Ravenna von den Franzosen gefangen genommen worden war. Leo X. ritt dasselbe Pferd, das ihn in dieser Schlacht getragen hatte. Der Pomp dieser Zeremonien zeigte den Römern, daß die strenge und peinliche Sparsamkeit Julius' II. für immer vorüber war. Leo X. gab allein für die Krönungsfestlichkeiten hunderttausend Gulden aus. Er begann seine Regierung mit der Verleihung des Erzbistums von Florenz und des Kardinalhutes

an seinen Vetter Giulio von Medici, der damals Rhodiser Ritter und noch sehr jung war. Er war ein natürlicher Sohn des Giuliano, der einst von den Pazzi bei der berühmten Verschwörung im Dome von Florenz ermordet wurde. Dieser Rhodiser Ritter gelangte später als Clemens VII. auf den Thron und machte nichts als Dummheiten.

Unter der Herrschaft des liebenswürdigen Sohnes des Lorenzo Magnifico war der römische Hof der glänzendste auf Erden und erstrahlte wieder im höchsten Glanze, den die Welt damals kannte. Leo X. besaß die Sorglosigkeit eines Lebemannes. Michelangelo wußte er nicht zu beschäftigen; aber Raffael arbeitete an den Fresken in den Stanzen des Vatikans weiter, und der Papst war von der Sanftmut seines Charakters entzückt.

Die Franzosen und Spanier setzten ihr Ringen um den Besitz Italiens fort. Im Jahre 1515, zwei Jahre nach der Wahl Leos X., machte sich Franz I. durch die Schlacht von Marignano unsterblich, indem er den Schweizern, die seit dem Untergang Karls des Kühnen in Europa so angesehen waren, eine blutige Niederlage bereitete.

War Leo X. ungleich liebenswürdiger als der große Mann, dem er folgte, so war seine Politik weniger fest und viel treuloser. Italien wurde unter seiner Herrschaft verheert und verwüstet. Als Kirchenfürst feierte er jedoch einen großen Triumph. Alle Welt kennt die Geschichte seiner berühmten Zusammenkunft mit Franz I. in Bologna. Der Papst unterdrückte die Freiheiten der gallikanischen Kirche, die sich erst unter Ludwig XIV. wieder erheben konnte.

Alfonso Petrucci, ein junger Kardinal, hatte bei der Wahl Leos X. großen Eifer gezeigt und sie hernach dem Volke begeistert verkündet mit dem Ausruf: „Es lebe die Jugend!" Er war ein Sohn Petruccis, des Tyrannen von Siena; später jedoch gefiel es der Politik Leos X., die Brüder des Kardinals aus Siena zu vertreiben. Der Kardinal war über dies Verfahren außer sich und erklärte mehrmals, daß er Lust hätte, den Papst vor versammeltem Konsistorium zu erdolchen. Er plante, den Leibarzt des Papstes zu bestechen, damit dieser ein

Geschwür vergiftete, an dem Leo X. täglich behandelt wurde. Man fing Briefe des Kardinals Petrucci an seinen Sekretär auf, die furchtbare Rachepläne enthielten. Leo entschloß sich, gegen diesen gefährlichen Feind einen Kriminalprozeß anzustrengen; er war jedoch nicht in Rom. Der Papst schrieb ihm nicht nur einen liebenswürdigen Brief, in dem er ihm sicheres Geleit anbot; sondern er gab auch dem spanischen Gesandten sein Wort, daß der Kardinal, wenn er nach Rom zurückkehrte, keiner Gefahr ausgesetzt sein werde. Petrucci war dumm genug, diesem Worte zu glauben; er kehrte nach Rom zurück und ward unmittelbar in die Engelsburg abgeführt. Die Justiz jener Zeit war weit unvollkommener als die unsere; nd wo sieht man selbst in unseren Tagen, ausgenommen in England, daß die Angeklagten, auf welche die Regierung erbost ist, freigesprochen werden? Leo X., ein absolutistischer Herrscher, schreckte vor allem zurück, was der angenehmen Sorglosigkeit seines genußreichen Lebens gefährlich werden konnte. Er sah sich von einem jungen Manne voller Mut und Tatkraft mit Gift bedroht. Dieser junge Mann wurde im Gefängnis am 21. Juni 1517 erdrosselt. (Raffael vollendete damals die letzten Stanzen im Vatikan.) Mehrere Kardinäle wurden mit Petrucci verurteilt und kauften sich mit ungeheuren Geldsummen los. Das heilige Kollegium zählte nur noch zwölf Kardinäle. Leo X. nutzte ihren Schreck aus und gab ihnen auf einmal einunddreißig Kollegen.

Um die öffentliche Meinung Roms für diese außerordentliche Maßnahme zu gewinnen, mußte Leo viele Leute von Verdienst an dieser Beförderung teilnehmen lassen. Er verlieh mehreren Mitgliedern der mächtigsten Familien Roms den Kardinalshut. Alle Kardinäle bezahlten dem Papst ihren Hut, und man bemerkte, daß der geforderte Preis um so höher war, je geringer die Verdienste des neuen Kardinals waren.

Leo X. war zu einer Zeit auf den Thron gelangt, wo alle Gebiete des Geisteslebens von Genies beherrscht wurden. In den bildenden Künsten fand er Michelangelo, Raffael, Leonardo da Vinci, Correggio,

Tizian, Andrea del Sarto, Sebastian del Piombo, Giulio Romano; die Literatur zierten Ariost, Machiavelli, Guicciardini und eine Menge von Dichtern, die uns heute langweilig erscheinen, damals aber gefielen. Aretino übernahm es, aller Welt unangenehme Wahrheiten zu sagen; er verkörperte die Opposition des Zeitalters und galt daher als ehrlos.

Alle diese Großen, die leuchtenden Blüten glücklicher Umstände, hatten sich, wie wir es bei Raffael und Michelangelo sahen, bereits Geltung verschafft, bevor Leo X. den Thron bestieg; doch es bereitete ihm lebhaftes Vergnügen, an all diese höheren Menschen, die in Rom lebten und seinem Hofe zur Zierde gereichten, die reichen Pfründen auszuteilen, über die er in der ganzen Christenheit verfügte, und die fabelhaften Summen, die ihm der Ablaßhandel einbrachte. Im Todesjahre des Kardinals Petrucci trat Martin Luther in Deutschland auf; aber Leo X. und Luther selbst hatten keine Ahnung von den ungeheuren Folgen, die dies Ereignis zeitigen sollte; sonst wäre Luther entweder bestochen oder vergiftet worden.

Leo X. besaß für die Wunder der Kunst die lebhafte Empfänglichkeit eines Künstlers. Was ihn vor all den eigenartigen Männern auszeichnete, die der Zufall auf den Thron gesetzt hat, war, daß er das Leben als geistreicher Mann zu genießen wußte, was die trübsinnigen Pedanten von jeher sehr erbittert hat. Er war ein eifriger Jäger; bei seinen Mahlzeiten sorgten Spaßmacher für die Erheiterung; sie gehörten damals noch zum Inventar aller Höfe. Weit entfernt, gelangweilte Würde zu zeigen, belustigte sich Leo X. an der Eitelkeit der Tröpfe, die an seinem Hofe lebten, und machte sich den Spaß, sie zum besten zu halten, was die ernsten Geschichtschreiber baß empört hat. Bisweilen ließ er sich auch dazu herbei, einem Dummkopf auf seine Bitten phantastische Würden zu verleihen, so daß sich Stadt und Hof an dessen triumphierender Eitelkeit weideten. Das stets spottlustige Rom war vom Witz seines Herrschers entzückt; aber es lachte über einige genasführte Tröpfe so viel, daß diese vor Ärger starben.

Die Sitten des Papstes waren nicht besser noch schlechter als die der andern großen Herren seiner Zeit. Man darf nie vergessen, daß seit dem Auftreten Luthers.die Schicklichkeit alle fünfzig Jahre einen großen Schritt vorwärts getan hat. Damals war in Rom alles heiter und voller Humor; Leo X. liebte es, lachende Gesichter um sich zu sehen. An einem erfolgreichen Jagdtage überhäufte er alle Teilnehmer mit Begünstigungen. Hält man sich den ursprünglichen Geist und die Talente der Italiener der Renaissance vor Augen und bedenkt man ferner, daß miliärische Pedanterie diesen Hof nicht entstellte, so wird man wahrscheinlich zugeben, daß niemals etwas gleich Liebenswürdiges existiert hatt.

Wenn es in der Politik Leos X. an Machiavellismus nicht fehlte, so merkte man davon doch in Rom nichts. Man wirft diesem Papst sein Verhalten gegenüber dem Herzog Alfons von Ferrara vor. Gambara, der apostolische Protonotar und spätere Kardinal, war beauftragt, Rudolf Hello, einen Deutschen, den Hauptmann der Leibgarde des liebenswürdigen Alfons, zu bestechen. Rudolf erhielt tatsächlich zweitausend Dukaten und versprarch, Alfons zu ermorden und das Kastell Tealdo, die Zitadelle Ferrahas, den päpstlichen Truppen zu übergeben. Der Tag der Ausfürung war gekommen, und schon hatte der Geschichtschreiber Guicciardini, der in Modena kommandierte, die päpstlichen Truppen gegen Ferrara vorgeschoben. Doch Rudolf Hello hatte seinem Herrn alles verraten. Dieser wollte einen Skandal vermeiden und begnügte sich damit, die Briefe des Gambara im Hausarchiv der Este niederlegen zu lassen. Hier hat der Abbate Muratori, der beste Kenner der italienischen Geschichte, sie gefunden. Guicciardini hütete sich, in seiner Geschichte jenen Mordplan zu erwähnen; diese Zurückhaltung genügte einem armen englischen Lobhudler (Roscoe, Das Leben Leos X.), um ihn zu leugnen. Man sieht also, daß man die Originale lesen muß, um die Wahrheit zu erfahren.

Im Jahre 1520, als dieser feige Anschlag auf Ferrara gemacht ward, starb Raffael. Der Papst vergoß über den Tod dieses großen

Mannes aufrichtige Tränen. Leo X. sagte öffentlich, daß sein Hof mit ihm die schönste Zierde verlöre. An einem militärischen Hofe sind solche Zeichen der Zuneigung von seiten des Herrschers dem kriegerischen Verdienst vorbehalten, das allem anderen vorgeht, solange es lebt.

Am 24. November 1521 erfuhr Leo X. die Eroberung Mailands durch die Spanier; er war auf dem Gipfel der Freude; er hoffte Italien vom Joche der Barbaren befreit zu sehen. Zu Ehren dieses Sieges wurden die Kanonen der Engelsburg den ganzen Tag lang gelöst. Der Papst, der sich im Garten seiner Villa Magliana befand, plante ein Konsistorium einzuberufen, um dies große Ereignis den Kardinälen feierlich zu verkünden und Danksagungen in allen Kirchen anzuordnen. Er zog sich in sein Schlafgemach zurück und verspürte bald darauf ein leichtes Unwohlsein; er ließ sich nach Rom bringen; das Leiden erschien erst gering, nahm jedoch plötzlich an Heftigkeit zu, und am 1. Dezember ereilte den liebenswürdigen Fürsten der Tod. Er war erst siebenundvierzig Jahre alt; er hatte acht Jahre acht Monate und neunzehn Tage geherrscht.

Während seiner Krankheit erhielt Leo X. die Nachricht von der Einnahme von Piacenza durch die Spanier, und noch an seinem Todestage war es ihm vergönnt, von der Einnahme Parmas zu hören. Dies Ereignis hatte er am meisten gewünscht. Er hatte zu seinem Vetter, dem Kardinal Medici, oft gesagt, daß er die Einnahme Parmas gern mit seinem Leben bezahlen wolle.

Am Tage vor seiner Krankheit hatte ihm sein Mundschenk Malaspina einen Becher Wein kredenzt; als der Papst getrunken hatte, drehte er sich mit zorniger Miene um und fragte ihn, woher er denn einen so bitteren Wein habe. Als Leo X. in der Nacht des 1. Dezember gestorben war, versuchte Malaspina bei Tagesanbruch Rom zu verlassen. Er führte Hunde an der Leine, als ginge er auf die Jagd; die Torwache von Sankt Peter war erstaunt, daß ein Angestellter des päpstlichen Hofes am Morgen nach dem Tode des Herrn dem

Jagdvergnügen frönen wollte, und nahm den Mundschenk fest. Doch der Kardinal Giuliano Medici ließ ihn frei, wie Giovio behauptet, aus Furcht, daß der Name eines großen Fürsten genannt werden könne, wenn sich das Gerücht von der Vergiftung verbreitete, so daß die Familie Medici Gefahr liefe, sich einen unversöhnlichen Feind zu machen.

Die schönen Künste hatten drei Unglückstage, die noch schicksalvoller erscheinen würden, wenn ich mich über ihre Folgen verbreiten könnte. Es waren dies Raffaels Tod im Alter von siebenunddreißig Jahren, der des Lorenzo Magnifico im Alter von vierundvierzig und endlich der Leos X. im Alter von siebenundvierzig Jahren, während die Mehrzahl der Päpste ein Alter von siebzig Jahren erreicht hat. Ohne von der politischen Lage Italiens zu sprechen, die sich ganz anders gestaltet hätte, muß man die Frage aufwerfen, zu welchem Glanz sich die Künste noch emporgeschwungen hätten, wenn Leo X. zwanzig Jahre länger regiert hätte. Herzog Alfons von Ferrara war aufs äußerste bedroht; die Belagerung seiner Hauptstadt stand bevor, und er bereitete sich darauf vor, sein Leben teuer zu verkaufen, als er die Nachricht vom Tode Leos X. erhielt. War er daran beteiligt? In seiner Freude ließ er Silbermünzen prägen, auf denen man einen Hirten sieht, der ein Lamm den Pranken eines Löwen entreißt, darüber die aus dem Buche der Könige entnommene Aufschrift: „De manu leonis."

18. Oktober. — Will mir der Leser gestatten, einige Worte über den schwachen Clemens VII. hinzuzufügen, unter dessen Herrschaft noch Michelangelo, Tizian, Correggio und fast alle großen Künstler lebten, nach deren Tode man die Malerei besser verboten hätte?

Die Konklaven Alexanders VI., Julius' II. und Leos X. waren sehr kurz gewesen; die Geschichte dieses Konklaves jedoch, das den Nachfolger des großen Leo wählte, ist verwickelter. Es begann am 26. Dezember. Alle Welt lobte den Kardinal Giulio von Medici, welcher der erste und tätigste Minister seines Vetters gewesen war. (Auf dem

berühmten Bildnis Leos X. von Raffael ist Giulio der Kardinal mit den großen Gesichtszügen gegenüber dem Papste.)

Dem Minister Leos X. erstand im Kardinal Pompeo Colonna ein gefährlicher Nebenbuhler. Diese beiden in Ränken erfahrenen Höflinge, die sich um die höchste Macht stritten, boten die raffiniertesten Mittel der Politik auf. Die Kardinäle, die keine Aussichten hatten, wurden der unbequemen Gefangenschaft im Konklave bald überdrüssig. Einer von ihnen schlug eines Tages Spaßes halber den Kardinal Hadrian Florent vor, den man nie in Italien gesehen hatte. Dieser Kardinal, der Sohn eines Bierbrauers, war der Erzieher Karls V. gewesen. Und wirklich gaben alle Kardinäle, des Konklaves überdrüssig, ihre Stimmen ohne weiteres diesem Unbekannten; er wurde aus Zufall Papst und nannte sich Hadrian VI. Er konnte nicht Italienisch, und als er nach Rom kam und man ihm die antiken Statuen zeigte, die Leo X. mit so großem Kostenaufwand gesammelt hatte, rief er entsetzt aus: „Sunt idola anticorum — Das sind ja Götzenbilder!" Dieser Papst, ein ehrenhafter Mann, galt den Römern als Barbar; er aber war über ihre Sittenlosigkeit empört. Er starb am 14. September 1523.

Kein Unglück kam in den Augen der Römer dem gleich, an Stelle des liebenswürdigen Leo X. einen Barbaren zu sehen, der ihre Sprache nicht beherrschte und Poesie und Künste haßte. Die Nachricht vom Tode Hadrians rief einen ungeheuren Freudentaumel hervor, und am nächsten Tage fand man die Tür seines Arztes Giovanni Antracino mit Blumengewinden geschmückt und mit der Inschrift versehen: „Senat und Volk Roms dem Befreier des Vaterlandes." Unter dem Pontifikat Hadrians wurden die Juden und die bekehrten Mauren aus Spanien vertrieben und strömten mit ungeheuren Schätzen beladen nach Rom. Hadrian schickte sich an, sie zu verfolgen, doch sein Tod hinderte ihn daran. Leo XII. zwang die Nachkommen dieser reichen Juden, sich in Livorno anzusiedeln.

Am 1. Oktober 1523 betraten sechsunddreißig Kardinäle das Konklave; Giulio Medici traf abermals mit seinem Rivalen Pompeo Colonna zusammen. Der Kardinal Wolsey, dessen Fall und Tod Shakespeare so trefflich geschildert hat[1], schlug wie früher George d'Amboise zur Wahl vor. Doch die Römer wollten um keinen Preis einen „Barbaren" haben. Lange Zeit konnte Giulio Medici nicht mehr als einundzwanzig Stimmen gewinnen; er brauchte aber vierundzwanzig, d. h. die Zweidrittelmehrheit aller anwesenden Kardinäle. Pompeo Colonna bot gegen seine Wahl alles auf. Man versuchte Stimmen zu kaufen, aber ohne sich dem Vorwurf der Simonie auszusetzen. Der beliebteste Ausweg in diesem Konklave war die Wette. So boten die Parteigänger Giulios jedem Kardinal der Gegenseite eine Wette von zwölftausend Dukaten gegen hundert an, daß Medici nicht gewählt würde.

Der Kampf zwischen den beiden Parteien zog sich mit solcher Erbitterung und so wenig Aussicht auf Einigung hin, daß die Römer fürchteten, die beiden Parteien würden, um einen Ausweg zu finden, zwei Päpste wählen. Lateinische Distichen, die überall angeschlagen wurden, klagten den neuen Julius und Pompejus an, sie wollten Rom durch ihren Zwiespalt ein zweites Mal zugrunde richten. Damals äußerte sich in Rom der Esprit in lateinischer Sprache, und historische Anspielungen galten, wie man sieht, als geistreich.

Aber das Mittel, dessen sich der heilige Geist zu bedienen pflegte, um allzulangen Konklaven ein Ende zu machen, wirkte schließlich auch hier. Ein furchtbarer Geruch verbreitete sich in den Zellen der Kardinäle und machte eine längere Dauer des Konklaves unmöglich. Mehrere Kardinäle wurden krank; die ältesten fühlten ihr Ende nahen. Einer von ihnen schlug den Kardinal Orsini vor, und Medici erklärte sich bereit, ihm seine einundzwanzig Stimmen zu geben, welche die Wahl entschieden hätten. Da erschrak Pompeo Colonna, daß die

[1] Gemeint ist Fletchers „Heinrich VIII.", zu dem Shakespeare ein paar Szenen beigesteuert hat. — v. O. B.

päpstliche Macht einem Hause zufallen könnte, das mit dem seinen erblich verfeindet war. Er einigte sich mit Medici und bot ihm seine Hilfe unter der Bedingung an, daß er ihn, Pompeo, zum Vizekanzler ernannte und ihm den prächtigen Palast anwies, den er bisher selbst bewohnt hatte. In derselben Nacht empfing Medici von der großen Mehrheit der Kardinäle die Huldigung, und am folgenden Tage, am 18. November, dem zweiten Jahrestag seines siegreichen Einzugs in Mailand, wurde er zum Papst ausgerufen. Er nahm den Namen Clemens an, zum Zeichen des Gelöbnisses, all seinen Feinden zu verzeihen.

Wenige Fürsten haben den Thron mit größerem Ansehen bestiegen. In seiner Jugend Soldat, später Premierminister Leos X., hatte er es verstanden, die besondere Zuneigung seiner Landsleute, der Florentiner, zu erwerben, die er seit mehreren Jahren mit fast absoluter Gewalt regierte. Man kannte seinen Fleiß und seine Arbeitskraft, und man wußte, daß er keiner der kostbaren Liebhabereien seines Vetters huldigte. Rom feierte seine Wahl mit großem Jubel; fünf Jahre später (1527) wurde es durch eine siebenmonatliche Plünderung an den Rand des Elends gebracht[1]. Clemens VII. besaß viel Geist, aber gar keinen Charakter. Nun haben wir während der (französischen) Revolution die Erfahrung gemacht, daß in einer politisch schwierigen Lage der Geist lächerlich wird und die Charakterstärke alles entscheidet.

Unter der Regierung Clemens' VII. hörte in Italien der Krieg endlich auf, nachdem er dreißig Jahre gewütet hatte. Diese fruchtbaren Gefilde hatten sich Spanier und Franzosen auserkoren, um ihre Streitigkeiten auszutragen. Von nun an wurde der Kampfplatz Europas nach den Niederlanden verlegt. Italien hätte die Verheerungen des Krieges leicht verwunden, aber Karl V. raubte ihm im Jahre 1530 alle Freiheit. Die Monarchie, aber nicht die edle und

[1] S. die Schilderung des Sacco di Roma, S. 176ff.

schöne Monarchie, deren wir uns dank der Verfassung Ludwigs XVIII. erfreuen, sondern eine höchst eifersüchtige, engherzige, alles erniedrigende Monarchie hatte sich in Florenz, Mailand und Neapel befestigt. In den Augen der kleinen italienischen Fürsten, die von 1530 bis 1796 regierten, war ein Mann von Verdienst der ärgste Feind. Nur die parteilose Musik fand vor ihren Augen Gnade.

An Stelle der kleinen Tyrannen vom Schlage Baglionis, der in Perugia regierte, als Raffael bei Perugino studierte, traten Fürsten wie die letzten Mediceer. Diese schändlichen Kreaturen, die sich auf die ungeheure Macht Karls V. stützten, hatten weder diplomatisches noch kriegerisches Talent nötig. Ihre einzige Arbeit bestand darin, die Männer von Geist zu verfolgen. Sie wurden von Rom aus unterstützt, das endlich die Gefahr der Gewissensfreiheit und der lutherischen Lehren begriffen hatte.

Seit 1530 und der Eroberung von Florenz durch die Truppen Clemens' VII. verfiel jeder, der ein halbwegs kräftiges Talent zeigte, früher oder später dem Tod oder dem Kerker: Giannone, Cimarosa[1] und so weiter. Selbst die jesuitische Biographie von Michaud[2] bestätigt die platte Gemeinheit der Mediceer, die bis 1730 diese berühmte Stadt entwürdigt haben, die beim Regierungsantritt Clemens' VII. als die geistreichste Italiens galt.

Die Einsetzung geordneter Regierungen brachte der Gesellschaft einen Überfluß an Muße. Die Städter, die sich nicht mehr um das Wohl und Wehe des Vaterlandes bekümmern durften, wurden reiche Müßiggänger, die nur auf ihr Vergnügen bedacht waren. Jeder edle Ehrgeiz war dem Reichen und Vornehmen genommen. Der Arme

[1] Pietro Giannone (1676—1748), antiklerikaler neapolitanischer Historiker, wurde exkommuniziert und endete nach langem Wanderleben in der Zitadelle von Turin. Domenico Cimarosa (1749—1801), dessen Oper Il matrimonio segreto zu Stendhals Lieblingsopern gehörte, starb in Neapel an den Folgen der Kerkerhaft, die er sich als Anhänger der Parthenopäischen Republik zugezogen hatte. — d. Ü. B.

[2] Eine französische „Allgemeine Biographie". — d. Ü. B.

suchte sich zu bereichern, der Reiche Marchese zu werden; der Künstler bemühte sich, Meisterwerke zu schaffen; aber welcher Ansporn blieb dem reichen Edelmann? Aus jener Zeit datiert das Sinken dieser Klasse[1]. Clemens VII. starb endlich im Jahre 1534, nachdem er den Samen zu all diesem Unglück gestreut hatte. Er hatte sein Ansehen überlebt und empfand sehr tief die Verachtung, die Rom, Florenz und ganz Italien gegen ihn hegte. Er verstand es nicht, die Verachtung zu verachten, und starb daran.

Alexander Farnese, der den Namen Paul III. annahm, wurde am 12. Oktober 1534 gewählt. Man kennt sein prächtiges Grabmal in Sankt Peter[2]. Dieser Fürst wollte seinen Kindern einen Thron verschaffen; seine Familie war ziemlich berühmt. Aus ihrem Kastell von Farneto im Gebiet von Orvieto waren im fünfzehnten Jahrhundert mehrere ausgezeichnete Condottieri hervorgegangen. Paul III. hatte einen natürlichen Sohn Pier Luigi, der durch seine Ausschweifungen und durch den Tod des jungen Bischofs von Fano berüchtigt war[3]. Dieser ehrlose Mensch regierte in Piacenza und wurde am 10 September 1547 durch Edelleute der Stadt, die über seine Exzesse aufgebracht waren, in seinem Lehnstuhl ermordet.

Paul III. starb am 10. November 1549 infolge eines neuen Kummers, den ihm seine Familie bereitet hatte. Er hatte mehr als siebzig Kardinäle ernannt; diese Vorsicht kam ihm sehr zustatten. Aus Dankbarkeit gab sein Nachfolger Julius III. Parma dem Ottavio Farnese zurück, dessen Sohn, Alexander Farnese, jener große Heerführer und würdige Gegner Heinrichs IV. war.

[1] Den Charakter des römischen Marchese findet man im Ajo nell' imbarazzo (Der Hofmeister in Verlegenheit) des Grafen Giraud und in den Komödien des Gherardo de' Rossi. (Stendhal.)
[2] S. S. 73 sowie die Darstellung der Jugend Pauls III. in Bd. III der deutschen Stendhal-Ausgabe, S. 475. — v. O. B.
[3] Diese Skandalgeschichte gibt Stendhal in der Vorrede seiner „Geschichte der italienischen Malerei" (München 1922) nach Varchis Bericht wieder. — v. O. B.

Paul III. war der letzte ehrgeizige Papst, sein Nachfolger dachte nur mehr an das Vergnügen. Er liebte einen jungen Mann, der mit siebzehn Jahren unter dem Namen Innocenzio del Monte Kardinal wurde.

19. Oktober. — Die Päpste nach dem Konzil von Trient[1]. Auf Julius III., der 1555 starb, und auf Marcellus II., der nur zweiundzwanzig Tage regierte, folgte Giovanni Pietro Carafa, ein Neapolitaner. Im Alter von sechzig Jahren gewählt, nahm er den Namen Paul IV. an. Er erkannte die Gefahr, in welche Luther die Kirche gestürzt hatte. Dieser große Mann war 1546 gestorben, aber nicht auf dem Scheiterhaufen wie Savonarola. Man sieht von nun an auf dem Throne Petri keine vergnügungssüchtigen Päpste mehr, wie Leo X., noch solche, die für das weltliche Interesse der Kirche sorgten, wie Julius II. Von jetzt ab findet man in Rom nur noch Fanatismus und je nach Bedarf Grausamkeit, noch mehr aber Ärgernis.

Paul IV. ist einer der stürmischesten und eigenartigsten Fanatiker, die je gelebt haben. Seit er Papst geworden, hielt er sich für unfehlbar und trug sich unablässig mit den Gedanken an die Verbrennung irgendeines Ketzers. Er fürchtete seine Verdammnis, wenn er nicht seinem unfehlbaren Gewissen gehorche. Er war Großinquisitor gewesen. Durch einen wunderlichen Zufall, wie gemacht für fatalistische Geschichtschreiber, in deren Augen die Menschen nichts als Produkte der Notwendigkeit sind, kamen Philipp II. und Paul IV. zur selben Zeit zur Regierung[2].

Auf diesen merkwürdigen Greis folgte 1559 Pius IV. aus der mailändischen Linie der Mediceer. Pius V. und Gregor XIII., die diesem folgten, dachten wie Pius IV. nur an die Unterdrückung der Ketzer.

[1] Wenn dem Leser diese Chronik zu viel wird, so überschlage er die folgenden Seiten bis zum Artikel „Brigantentum". Ich wollte den Romreisenden nur langweilige Geschichtsstudien ersparen. (Stendhal.)

[2] Näheres über die Regierungszeit Pauls IV. s. in Bd. III der deutschen Stendhal-Ausgabe (in der Novelle „Die Herzogin von Palliano"). — v. O. B.

Gregor XIII. erlebte die Freude der Bartholomäusnacht und veranstaltete dafür eine Danksagung an Gott[1].

Die protestantischen Bücher jener Zeit wimmeln von eigenartigen Untersuchungen über das Urchristentum und den Ursprung der päpstlichen Gewalt. Die Protestanten zitieren oft den Vers:

„Accipe, cape, rape,
Sunt tria verba papae."

Ihre Bücher sind hervorragend durch gesundes Urteil und übertreffen die papistischen weitaus. Die jetzigen Liberalen sind die Protestanten des neunzehnten Jahrhunderts. Derselbe Geist herrscht in den Schriften beider Epochen: mehr oder weniger geistreicher Spott über die Mißbräuche, die man abschaffen will, Appell an den gesunden Menschenverstand, Zorn der Schwachen in der Partei gegen die Starken, die zu weit gehen, usw.

Felix Peretti (Sixtus V.) ist der einzige überlegene Geist, der auf dem Throne Petri saß, seit Luther die Päpste das Fürchten gelehrt hatte. Was dieser Fürst in den fünf Jahren seiner Regierung geleistet hat, ist unglaublich. Es war nur möglich, weil er aus dem Volke emporgestiegen war. Man entsinnt sich des prächtigen Gemäldes von Schnetz im Luxembourg-Museum zu Paris: „Eine Wahrsagerin verkündet der Mutter des Felix Peretti, der damals die Schweine hütete, daß er einst Papst sein werde[2]." Er regierte vom 24. April 1585 bis zum 20. August 1590.

Sixtus V. begann mit der Unterdrückung der Briganten. Nach seinem Tode jedoch bemächtigten sich die Briganten abermals der römischen Campagna. Wie alle Fürsten, die ihrer obersten Pflicht

[1] S. die Darstellung der Bartholomäusnacht in der Sala regia des Vatikan, S. 133. — v. O. B.

[2] Daß Sixtus V. die Schweine gehütet habe, ist legendarische Ausschmückung; doch ging er aus ganz ärmlichen Verhältnissen hervor. Vgl. Ranke, Geschichte der Päpste, und die Familientragödie des Hauses Peretti in Bd. III dieser Ausgabe (in der Novelle „Vittoria Accoramboni"). — v. O. B.

gemäß vor allem für die **Gerechtigkeit** sorgten, wurde er von seinen Untertanen verwünscht. Er hatte erkannt, daß ein leidenschaftliches Volk nur gebändigt werden kann, wenn man durch rasche Justiz auf seine Einbildungskraft wirkt. Ein Mensch, der sechs Monate nach dem Verbrechen gerichtet wird, erscheint den Italienern stets als Opfer. (Ich werde hierfür in Genf allerdings als grausam und barbarisch verschrien werden.)

Man ist auf seinen Wanderungen durch Rom überrascht von der Pracht und der Fülle der von Sixtus V. errichteten Bauwerke. Man vergesse nicht, daß er es war, der die Kuppelwölbung von Sankt Peter in zweiundzwanzig Monaten erbauen ließ.

Ihm sind die zwei oder drei Gesetze zu verdanken, welche dem moralischen Verfall des Kirchenstaates Einhalt geboten. Er bestimmte, daß in Zukunft nie mehr als siebzig Kardinäle ernannt werden dürften, und daß vier von diesen den Mönchsorden entstammen müßten. Diese Einrichtung hat während des achtzehnten Jahrhunderts das Verblassen und die zunehmende Schwäche des italienischen Adels gefördert. Sie hat der Kirche Ganganelli und Pius VII. geschenkt, den einzigen Herrscher, der Napoleon Widerstand zu leisten verstand.

Gegenwärtig sind die Kardinäle, die dem heiligen Kollegium am meisten zur Ehre gereichen, Mönche. „Indem ich die Intrigen der Kleinbürger meines Stadtviertels verfolgte, habe ich Politik gelernt," sagte der Kardinal d'Ossat. „Es fiel mir schwerer, Provinzial meines Ordens zu werden, als auf den päpstlichen Thron zu gelangen," erklärte ein Mönch, der Papst geworden war.

Die Charakterstärke Sixtus' V. und die Großzügigkeit seiner Unternehmungen machen sogar die Lektüre seiner Lebensbeschreibung von einem Tropf wie Cicarelli genußreich.

Urban VII., Gregor XIV. und Innocenz IX. regierten nur einige Monate und dachten nur an die Unterdrückung der Ketzer. Sie hatten recht, denn die Gefahr war aufs höchste gestiegen. Alle Arten von Elend, die durch eine sinnlose Verwaltung mutwillig heraufbeschworen

waren, richteten die Bevölkerung des Kirchenstaates jählings zugrunde. Die drückendsten Steuern und verderblichsten Monopole bewirkten, daß man die Arbeit als die größte Dummheit betrachtete.

Es gab keine Industrie mehr, die Staatsgewalt unterdrückte die Untertanen, ohne sie zu fördern. Die Verwaltung wollte sich in den Getreidehandel mischen, und bald war die Hungersnot da und in ihrem Gefolge, wie gewöhnlich, ein mörderischer Typhus. In den Jahren 1590 und 1591 raffte die Pest in Rom sechzigtausend Einwohner hinweg. Mehrere Dörfer des Kirchenstaats blieben seither völlig verlassen. Da triumphierten denn die Briganten, und die päpstlichen Soldaten wagten nicht mehr, ihnen Widerstand zu leisten; das Rom von 1595 glich schon ganz dem von 1795. Im ersten Jahrhundert dieses lächerlichen Beginnens, von 1595 bis 1695, haben die Päpste sich in Widersinnigkeiten überboten; als das Übel erkannt war, von 1695 bis 1795, hatten sie nicht mehr die nötige Kraft, ihm zu steuern.

20. Oktober. — Das Brigantentum[1]. Das Brigantentum hat folgenden Ursprung. Um 1550 erinnerten sich die Bewohner des Kirchenstaats noch der italienischen Freistaaten und der durch sie geschaffenen Sitten, nach denen jedermann seine Rechte mit allen Mitteln verfocht. (Diese Freiheit war erst vor zwanzig Jahren von Karl V. unterdrückt worden.) Die Unzufriedenen hatten sich in die Wälder geflüchtet: um zu leben, mußten sie rauben. Sie besetzten die ganze Berglinie von Ancona bis Terracina und rühmten sich, die verachtete Regierung zu bekämpfen, welche die Städte bedrückte. Ihr Handwerk betrachteten sie als überaus ehrenwert, und es ist ebenso seltsam wie bezeichnend, daß dies Volk voller List und Feuer, das von den Briganten ausgeplündert ward, ihre Mannhaftigkeit bewunderte. Der Bauernjunge, der Brigant wurde, stand bei den jungen Mädchen

[1] Vgl. den Aufsatz „Die Briganten“ (Nr. 3 im Anhang dieses Bandes), wo das Thema, teils mit den gleichen Wendungen, ausführlich behandelt ist. Sehr ähnlich lautet auch die Darstellung im Anfang der „Äbtissin von Castro“ (Bd. IV dieser Ausgabe, S. 8f.).

des Dorfes in viel höherem Ansehen, als einer, der den Sold des Papstes nahm. Diese öffentliche Meinung zugunsten der Briganten, welche die armen, kranken, methodistischen Engländer, wie Eustace, so empört, war die Folge der unsinnigen Verwaltung der Päpste, die seit dem Konzil von Trient regierten. Im Jahre 1600 bildeten die Briganten die einzige Opposition.

Ihr Abenteurerleben gefiel der italienischen Einbildungskraft. Der Sohn einer verschuldeten Familie, der heruntergekommene Edelmann rechnete es sich zur Ehre an, mit den Briganten, welche die Campagna durchstreiften, gemeinsame Sache zu machen. Zu einer Zeit, da es keine Tugend gab und unfähige Schurken sich in alle Vorteile der Gesellschaft teilten, zeigten *sie* wenigstens Tapferkeit.

Die Operationslinie der Briganten erstreckte sich von Ravenna bis Neapel und ging mitten durch die Gebirge bis Aquila und Aquino östlich von Rom. Diese waren wie heute mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt und von zahlreichen Ziegenherden bevölkert, die den Briganten als Grundlage ihres Unterhalts dienten[1]. Seit 1826 sind die Briganten dank den Bemühungen des Kardinals Benvenuti verschwunden. Aber vor dieser Zeit ging jeder Bauer aus der Umgebung Roms, dem ein Feudalherr oder ein mächtiger Priester ein schreiendes Unrecht zugefügt hatte, in die Macchia (in den Wald), d. h. er wurde Brigant.

Unter den bigotten Päpsten, deren Herrschaft ich kurz skizziert habe — sie war noch viel unsinniger als die der damaligen Könige — geschah es bisweilen, daß sich große Feudalherren an die Spitze der Briganten stellten und mit den päpstlichen Truppen regelrecht Krieg führten. Das Volk war in seinem Herzen auf ihrer Seite. Alfons Piccolomini und Marco Sciarra waren die gewandtesten und furchtbarsten von diesen Führern der Opposition. Piccolomini verwüstete die Romagna, Sciarra die Abruzzen und die römische Campagna.

[1] S. das Bild von Schnetz: „Ermordung eines Pecorajo, der den Briganten eine Ziege verweigert." — Sitten von 1820. (Stendhal.)

Beide kommandierten mehrere tausend Mann, die sich schlugen, weil es ihnen Spaß machte und weil ihnen das Brigantenleben einträglicher dünkte als das eines Bauern. Sciarra und Piccolomini lieferten den reichen Leuten zur Ausführung ihrer Racheakte gedungene Mörder. Häufig war ein Vasall des Papstes mit ihnen heimlich im Bunde, während er offiziell zur päpstlichen Regierung hielt[1].

Für den Neapolitaner ist der Eindruck des Augenblicks alles; die Religion besteht in Neapel nur aus äußerlichen Bräuchen und hat mit der Moral noch weniger zu tun als in Rom. So findet man in Neapel denn auch schon seit 1495 eine Organisation berufsmäßiger Meuchelmörder, welche die Regierung in großen Notlagen anwarb und im übrigen schonte. Da die Briganten der römischen Campagna ihr tägliches Brot von den Bauern nahmen, so ward es bald unmöglich, entlegene Pachthöfe zu bewohnen. Die Briganten überfielen die Dörfer und kleinen Städte und plünderten sie[2]. Ja, sie rückten selbst vor die größeren Städte und erhoben von ihnen hohes Lösegeld, gewöhnlich durch Vermittelung eines Mönches. Wollten die Städte nicht zahlen, so konnten die Bewohner von ihren Fenstern aus zusehen, wie ihre Ernten und Villen in Flammen aufgingen[3]. So ward die Entvölkerung der römischen Campagna, die mit den

[1] S. auch die ausführlichere Darstellung in Bd. III dieser Ausgabe in der Novelle „Die Äbtissin von Castro". — v. D. B.

[2] S. die Darstellung des Schreckens in einer kleinen Stadt im Kirchenstaat in den „Three months passed in the Mountains East of Rome" von Mrs. Graham. In der Reise des Lord Craven in der Umgebung Neapels findet man die Verträge, die die Regierung mit den Briganten machte, genau wiedergegeben. S. auch die ausgezeichnete Reise von Forsyth. Dieser Engländer hatte viele Gedanken und hat nur einen kleinen Band geschrieben. (Stendhal.)

[3] „Vita di Gregorio XIII." von Cicarelli, S. 300. — Galluzzi, Geschichte Toskanas, Buch IV, Bd. III, S. 273. (Stendhal.) — Cicarellis Papstbiographien „Vite de Pontefici" erschienen in Rom 1588. Über Galluzzi s. das Literaturverzeichnis im Anhang. — v. D. B.

Raubzügen der Barbaren begann und durch die Bürgerkriege der Colonna und Orsini unter Alexander VI. große Fortschritte machte, durch die Herrschaft der Briganten von 1550 bis 1826 vollendet.

Aus dem tiefen Haß aller Bevölkerungsschichten gegen den spanischen Despotismus, den Karl V. im Lande der Freiheit aufgerichtet hatte, entsprang das Ansehen des Brigantentums, das so tief im Herzen der italienischen Bauern wurzelte.

Infolge des Klimas und des Mißtrauens ist die Liebe in diesem Lande allmächtig. In den Augen eines jungen Mädchens aus der Umgebung Roms, besonders aus den Bergen bei Aquila, ist es für einen jungen Burschen das schönste Lob, wenn er eine Zeitlang bei den Briganten war[1]. Diese Gesinnung macht es begreiflich, daß ein Bauer, der wirtschaftliches Unglück gehabt hat oder einer Schlägerei wegen von den Carabinieri verfolgt wird, ohne Bedenken zum Straßenräuber und Mörder wird. Die Ideen der Ordnung und Gerechtigkeit, die seit dem Verkauf der Nationalgüter im Herzen des französischen Bauern wurzeln, würden dem Bewohner der Sabinerberge unsinnig erscheinen.

Die Spanier importierten in Italien auch einen Brauch, der neben dem Brigantentum die mürrischen Reisenden, die England über den Kontinent ausschüttet, am meisten verletzt. Ich meine den Cavaliere servente oder Cicisbeo.

Um 1540, unmittelbar nach den Sitten, die Bandello, der Bischof von Agen, geschildert hat, fand man, daß jede reiche Frau einen Begleiter (bracciere) haben müßte, dem sie öffentlich den Arm reichen konnte, wenn ihr Gemahl durch seine Beamten- oder Soldatenpflichten abgehalten wurde. Je vornehmer und angesehener die Familie des Bracciere war, desto mehr wuchs das Ansehen der Dame und ihres Gatten.

[1] Selbst einem Künstler wie Salvator Rosa hat man ein vorübergehendes Abenteurerleben bei den Abruzzenbriganten angedichtet. Als Fra Diavolo wurde der Brigant schließlich eine beliebte Bühnenfigur. — D.

Bald fanden es die Bürgerfrauen viel vornehmer, sich zur Messe oder ins Theater von einem anderen als von ihrem Manne begleiten zu lassen[1]. Die Mächtigen bezahlten diesen Bracciere, indem sie für sein Fortkommen sorgten; wie aber sollte ihn der Bürgersmann entlohnen? So kamen denn zwei Freunde, wenn sie heirateten, häufig überein, daß jeder der Bracciere der Frau des anderen sein sollte.

Um 1650 hatte die spanische Eifersucht den italienischen Ehegatten alle ihre verstiegenen Ehrbegriffe eingeimpft. Die Reisenden jener Zeit berichten, daß man niemals Frauen auf der Straße sähe. Spanien hat Italien in jeder Richtung geschadet, und Karl V. ist einer jener Menschen, deren Dasein für die Menschheit verhängnisvoll war. Sein Despotismus bezähmte den Geist der Kühnheit, den das Mittelalter erzeugt hatte.

Die Liebe bemächtigte sich der Sitte der Cicisbei oder Cavalieri serventi sehr bald, und diese Sitte dauerte bis auf Napoleon. Dieser gründete in Mailand und Verona große Erziehungsinstitute für junge Mädchen nach dem Muster derer der Madame Campan. Seine Schwester Karoline, Königin von Neapel, gründete ein ähnliches Haus in Aversa. Viele junge Damen in Neapel und in der Lombardei wurden französisch erzogen und denken nun in erster Linie an das,

---

[1] Humorvoller ist die gleiche Darstellung in Mélanges d'Art et de Littérature, S. 257. „Die Spanier führten die Sitte der Cavalieri Serventi ein. Bei diesem Volke von so seltsamem Hochmute galt es für feststehend, daß der Ehemann stets zu beschäftigt sei, um seiner Frau öffentlich den Arm zu reichen. Infolgedessen kam ein italienischer Schneider von 1650 mit seinem Freunde, dem Schuhmacher, überein, daß der Schneider die Schuhmachergattin zur Kirche oder auf der Promenade begleitete, während der Schuhmacher den Ritter der Schneidersgattin spielte. Später machten die glühenden Leidenschaften des schönen Italiens sich diesen Brauch zunutze. Erst Napoleon unterdrückte ihn in Mailand, Neapel und den anderen Ländern, in denen er Zeit fand, sich mit der Frauenerziehung zu befassen. Er vermehrte dadurch das Quantum an Verdruß und Unglück, das auf unserem trübsinnigen Jahrhundert lastet. Er war unwissentlich der erste, welcher der seichten Religion der sogenannten Konvenienz die Pforte auftat." (Stendhal.)

was die Welt von ihnen sagen könnte. Die Liebschaften sind jetzt bei weitem weniger skandalös als vor 1805. Schlechte Beispiele geben nur noch die alten Frauen.

Die Sitte des Cavaliere servente existiert nur mehr in ganz entlegenen Ortschaften, in die Napoleons Einfluß nicht gedrungen ist, und wahrscheinlich wird sie ganz verschwinden. In Neapel langweilen sich die jungen Damen von Geburt und Vermögen beinahe ebenso wie in Paris. Die Jesuiten, die von den anderen Mönchen verabscheut werden, haben keinen Einfluß auf sie.

So waren es also die Spanier, die dem italienischen Volkscharakter zwei bezeichnende Züge aufgeprägt haben: die Nachsicht gegen die Briganten und die Rücksicht des Ehegatten auf die Rechte des Cicisbeo. Die Kanonen von Lodi (Mai 1796) haben Italien aufgeweckt. Die hochherzigen Seelen konnten nun die Liebe und die Künste vergessen: neue Ideen beschäftigten ihre Phantasie[1].

21. Oktober 1828. — Fortsetzung der Papstgeschichte. Seit der Angst vor Luther hinterließen die Päpste keine andere Erinnerung in Rom, als den von ihrer Familie errichteten Palast.

Nach Innocenz IX. (Facchinetti aus Bologna) finden wir Clemens VIII. (Aldobrandini aus Fano); man erinnert sich der schönen Villa Aldobrandini in Frascati. Er regierte von 1592 bis 1605, zur selben Zeit wie Heinrich IV.

Leo XI., dessen Grabmal in Sankt Peter bekannt ist, regierte nur einige Tage; sein Nachfolger war der Kardinal Camillo Borghese, der den Namen Paul V. annahm und den Ruhm beansprucht, Sankt Peter vergrößert und vollendet zu haben. Auf seine Anordnung wurden die drei dem Eingang zunächst gelegenen Gewölbejoche angebaut.

Das Hauptaugenmerk richtete Paul V. während seiner fünfzehnjährigen Regierung auf die Bereicherung seiner Nepoten; er schenkte ihnen einen ansehnlichen Teil der römischen Campagna. Die wenigen

[1] S. den Anfang des Romans „Die Kartause von Parma" (Bd. II dieser Ausgabe). — v. O. B.

Bauern, welche die Briganten übrig gelassen hatten, verschwanden gänzlich. Die Borghese waren zu wohlhabend, um ernstlich an ihre Geschäfte zu denken, und kümmerten sich nicht um die Bebauung der großen Ländereien, die ihnen zugefallen waren. Sie begnügten sich mit dem, was die Natur freiwillig spendete, und verpachteten die Grundstücke als Weideland, indem sie für jedes Stück Vieh einen bestimmten Weidezins forderten.

Paul V. erbaute auch den Palazzo Borghese; man hat uns einige der kostbaren Möbel gezeigt, die dieser Papst besessen hat. Der jetzige Fürst Borghese führt die Titel von vier Fürstentümern und genießt als großer Herr seine Einkünfte, die sich auf etwa eine Million zweihunderttausend Franken belaufen und die sich verzehnfachen würden, wenn Rom jemals eine vernünftige Regierung bekäme. Die Titel dieser Fürstentümer werden eines Tages von jungen Franzosen geführt werden, die vielleicht auf die Idee kommen, die römische Campagna zu kultivieren. Hier könnte man sich Ruhm erwerben[1].

Auf Gregor XV. (Ludovisi), dessen Regierung bedeutungslos ist, folgte am 6. August 1623 der berühmte Urban VIII. (Barberini), dessen großer Palast bekannt ist. Urban VIII. hatte während seiner einundzwanzigjährigen Regierungszeit die Leitung seiner Geschäfte ganz seinen Nepoten anvertraut. Diese begnügten sich nicht damit, die Untertanen ihres Onkels auszubeuten, sondern sie bekriegten auch (1641) die farnesischen Herzöge von Parma und Piacenza, um die Herzogtümer Castro und Ronciglione, die zwischen Rom und Toskana liegen, an sich zu reißen.

Dieser Krieg war während des ganzen 17. Jahrhunderts der einzige italienischen Ursprungs. Taddeo Barberini, General des Kirchenstaats,

[1] Die Borghese sind heute bekanntlich eines der verarmten römischen Adelsgeschlechter. Der Palast ist vermietet, der berühmte Park mit dem Kasino und der Galerie ist Staatseigentum. Auch den Wiederanbau der Campagna hat der Staat in die Hand genommen. Die Familie Borghese hat neuerdings versucht, durch eine Verbindung mit dem Hause Torlonia ihre Verhältnisse wieder aufzubessern. — D.

stand eines Tages mit achtzehntausend Mann in der Umgebung Bolognas; Edoardo Farnese kam ihm mit dreitausend Reitern entgegen. Das päpstliche Heer bekam eine solche Angst, daß es ohne einen Schuß floh und sich vollständig zerstreute.

Das Grabmal Urbans VIII., das sich in der Peterskirche gegenüber dem Pauls III. (Farnese) befindet, ist bekanntlich ein Hauptwerk des schlechten Geschmacks. Es ist ein Werk Berninis, den dieser Papst ebensoviel beschäftigte wie den berühmten Maler Pietro da Cortona, dessen Hauptwerk, eine Deckenfreske, der Palast Barberini enthält.

Auf Innocenz X. (Pamfili) folgte 1655 Alexander VII. (Chigi). Unter seiner Regierung geschah es, daß Ludwig XIV. auch in Rom jene Rechte zur Geltung brachte, die er sich durch den Respekt ganz Europas erworben hatte. Dieser große König, der jede Situation sofort richtig auszunutzen verstand und der dem Namen Frankreichs so großes Ansehen verschaffte, benutzte das lächerliche Privileg der Freistätten, um den Papst erzittern zu machen[1].

Clemens IX. (Rospigliosi) regierte drei, Clemens X. (Altieri) sechs Jahre. Diese Päpste sind nur durch die Fürstentitel bekannt, die sie, wie üblich, ihren Familien hinterließen. Innocenz XI. (Odescalchi aus Mailand) bestieg 1676 den Thron. Empört über den furchtbaren Mißbrauch, den die Mörder mit dem Asylrecht trieben, zwang er alle Botschafter, mit Ausnahme des französischen, zur Abschaffung dieses Rechts in ihren Palästen. Als aber der Herzog von Estrées am 30. Januar 1687 in Rom starb, beging der Papst die Ungeschicklichkeit, diese Freiheit auch für den französischen Palast aufzuheben, noch ehe der König einen Nachfolger ernannt hatte. Diese Beleidigung ertrug der eitle König jedoch nicht. Er war zwar klug genug, diese Dummheit nicht zum Anlaß von Krieg und Exkommunikation zu machen; doch jagte er dem Papst durch den Einmarsch des Marquis Lavardin mit achthundert Mann genügenden Schrecken ein.

[1] Über das Asylrecht s. den Schluß des Aufsatzes „Die Briganten" (Nr. 3 im Anhang dieses Bandes).

Alexander VIII. (Ottoboni) wurde 1689 gewählt. Ihm folgte Innocenz XII. (Pignatelli).

Clemens XI. (Albani), der vom 24. November 1700 bis 19. März 1721 regierte, wurde, ohne es zu wollen, der Urheber der Verfolgungen, die in Frankreich gegen die Jansenisten betrieben wurden. Die berühmte Bulle Unigenitus war die größte Tat seiner Regierung. Sie wurde ihm mittels Intrigen entlockt; und der arme Papst war unglücklich, weil Ludwig XIV. die Schwäche hatte, sich von Madame de Maintenon lenken zu lassen.

Die Geschichte des 18. Jahrhunderts ist voll von ehrenwerten Namen, deren Träger arme Herrscher waren.

Lambertini, Ganganelli und Pius VII. hatten jenes tiefe Gerechtigkeitsgefühl, das man jetzt mit dem Namen Liberalismus bezeichnet. Aber diesen so würdigen Päpsten fehlte die notwendige Charakterstärke, die sie befähigt hätte, den furchtbaren Niedergang des Kirchenstaates aufzuhalten. Rom, Civitavecchia, Perugia, Velletri waren im Jahre 1809, als sie unter die Verwaltung Napoleons kamen, viel elender als 1700 beim Regierungsantritt Clemens XI. Die Gerechtigkeit, dieser größte Vorteil, den die Völker von einem despotischen Herrscher verlangen, war fast immer käuflich. Auch seit dem Sturze Napoleons soll es für einen Großen wieder recht schwierig sein, einen Prozeß zu verlieren. Dieser Mißbrauch ist in Italien allgemein. So ungern die Italiener den Namen des Fürsten Metternich hören mögen, so müssen sie doch zugeben, daß die Justiz in der Lombardei weniger bestechlich ist; dort gehen die Priester nicht politischen Intrigen, sondern ihrem Berufe nach.

Auf Clemens XI. (Albani), der von 1700 bis 1721 regierte, folgte Innocenz XIII. (Conti). Dieser arme Papst hat mit Ausnahme der Ernennung eines Kardinals, des Abbé Dubois, nichts vollbracht und starb aus Schmerz darüber.

Ihm folgte Benedikt XIII. (Orsini) von 1724 bis 1730. Durch sein hohes Alter geschwächt, brachte er nichts zustande, was seinen

frommen Absichten entsprochen hätte. Und so konnten unter der Herrschaft eines Papstes voller Milde, Demut und Mildtätigkeit die skandalösesten Schurkereien vorkommen. Die Habsucht und die ungeheuren Veruntreuungen des Kardinals Coscia, des Ministers Benedikts XIII., bewirkten in den Einnahmen der päpstlichen Kammer ein Defizit von hundertzwanzigtausend römischen Scudi.

Kaum hatte Benedikt XIII. den letzten Seufzer getan, als in Rom eine furchtbare Erregung ausbrach. Das Volk wollte den Kardinal Coscia und seine Günstlinge, die fünf Jahre lang die Ämter, die kirchlichen Heilsmittel, ja selbst die Gerechtigkeit an Privatleute verkauft hatten, in Stücke reißen. Coscia verbrachte neun Jahre im Kerker der Engelsburg und erfreute sich, nachdem er sie wieder verlassen hatte, der größten Hochachtung, da er sehr reich war. Das Papsttum und die absolute Macht in den Händen eines sterbenden Greises haben das römische Volk derartig korrumpiert, daß es an der Macht nichts anderes mehr schätzt als den materiellen Nutzen, das Geld, das sie einbringt. In Rom würdigt man einen Fremden nach seinem Aufwand; wenn er Geld hat, wird er keinesfalls verachtet. In England ist außerdem hohe Geburt nötig. Wenn ihnen die Briganten keine Furcht einflößten, so zögen alle reichgewordenen Schurken Europas nach Rom; in Paris verachtet man sie und die Zeitungen verhehlen es ihnen nicht.

Lorenzo Corsini aus Florenz bestieg 1730 den Thron als Clemens XII. (Seine prächtige Kapelle im Lateran ist bekannt.) Dieser achtundsiebzigjährige Greis regierte neun Jahre. Man erkennt nun die Gründe des Verfalls des Kirchenstaates; mag der Herrscher von den besten Absichten beseelt sein, er erreicht die Möglichkeit, sie zu verwirklichen, erst in einem Alter, wo er besser täte, sich zur Ruhe zu setzen. Clemens XII. überwarf sich mit den Höfen von Portugal, Frankreich, Wien und Madrid. Er konnte den zweifelnden, prüfenden Geist nicht begreifen, der den Charakter des 18. Jahrhunderts bestimmte. Deutsche und spanische Truppen plünderten den Kirchenstaat.

Mit Mühe widerstehe ich der Versuchung, einen langen Brief zu zitieren, worin der Präsident de Brosses einem seiner Freunde in Dijon die Geschichte des Konklaves erzählte, aus dem Prosper Lambertini als Papst Benedikt XIV. hervorging. Prosper Lambertini war Schriftsteller. Er wurde der tugendhafteste, der aufgeklärteste und liebenswürdigste Papst. Geboren im Jahre 1675, wurde er durch Zufall im Jahre 1740 gewählt. Lange war er Erzbischof von Bologna gewesen, das noch immer voller Erinnerungen an seine Bonmots und an seine edlen Handlungen ist. Lambertini wird dort geliebt, wie niemals irgendein Herrscher geliebt wurde. Benedikt XIV. verstand sein Jahrhundert; er ließ die allzu lächerlichen Ansprüche des römischen Hofes mit Würde fallen und brachte die jansenistischen Streitigkeiten zur Ruhe. Unter seiner Regierung fand in Velletri eine große Schlacht statt und die Stadt wurde zerstört[1].

Die Religion veränderte sich sozusagen in Rom um das Jahr 1750. Die orthodoxesten Theologen verfochten Theorien, die ihnen um 1650 lebenslänglichen Kerker eingebracht hätten. Im vergangenen Jahre sagte uns der Graf Frayssinous, Bischof von Hermopolis, daß Titus und Mark Aurel nicht verdammt seien. Dasselbe hatte schon Voltaire behauptet, und die Sorbonne schnaubte darob vor Wut.

Clemens XIII. (Rezzonico) ist den Ausländern besser als jeder andere Papst bekannt. Diesen Ruhm verdankt er seinem Grabmal, einem Meisterwerke Canovas. Er folgte am 6. Juli 1758 dem unvergeßlichen Lambertini; er hatte gute Absichten, aber kein Talent. Die Jesuiten geben dies allerdings nicht zu und pflegen sein Andenken mit besonderer Fürsorge, weil Clemens ihre Privilegien durch die Bulle Apostolicum bestätigte, als ihr Orden aus Portugal und Frankreich vertrieben wurde; er pries darin mit pomphaften Worten die Verdienste, die diese tüchtigen Patres der Kirche erwiesen haben.

[1] Don Carlos von Bourbon, Sohn Philipps V. von Spanien, eroberte 1734 das Königreich Neapel, das im Frieden von Utrecht (1713) Österreich zugesprochen war, und schlug die Österreicher 1744 bei Velletri. — v. O. B.

Lorenzo Ganganelli, der sich Clemens XIV. nannte, folgte auf Clemens XIII. im Jahre 1769. Er war ein Mönch von niedriger Herkunft und gab Beweise von Talenten und Charakterstärke. Niemals zweifelte er daran, daß er sich durch die Unterdrückung der Jesuiten einem sicheren Tod weihte, und trotzdem hob er durch das berühmte Breve vom 21. Juli 1773 diesen Orden auf. Bald darauf machte ihn das Gift schwachsinnig. Dieser überaus kluge Mann unterhielt sich seither damit, von einem Fenster seines Palastes am Monte Cavallo die Vorübergehenden mit einem Spiegel zu blenden. Er starb im Jahre 1774.

Ich nehme es als gute Vorbedeutung für das Menschengeschlecht, daß sich in jedem Jahrhundert Herrscher gefunden haben, die das Gute aus Überzeugung wollten; so zum Beispiel Ganganelli und Josef II. Diese Ehrenmänner wußten bisher nicht, wie sie durchdringen sollten. Wer ist aber heute noch derart beschränkt, nicht einzusehen, daß die Preßfreiheit und das Zweikammersystem es verhindern, daß ein Dummkopf Minister wird, und daß sie eine vernünftige Regierung gewährleisten, welche die Mittel zur eigenen Vervollkommnung besitzt? Nach jeder fünften bis sechsten Regierung bekommt ein Land seinen Ganganelli oder Josef II.

Angelo Braschi, der schönste der Kardinäle, folgte im Jahre 1775 dem Philosophen Ganganelli als Pius VI. Josef II. von Österreich hob die Klöster auf und legte so den Grund zu jener weisen, vernünftigen, unbeugsamen Politik, die der Wiener Hof noch heute gegen Rom übt. Pius VI. irrte sich im Jahrhundert und glaubte, nach Wien gehen zu müssen (1781); Josef II. empfing ihn respektvoll, gab aber in nichts nach. Nach der Rückkehr in den Kirchenstaat ließ Pius VI. großartige Arbeiten in den Pontinischen Sümpfen ausführen. Es gelang ihm, weite Strecken trocken zu legen. Da er aber nicht die geringste Idee von Nationalökonomie hatte, so machte er aus diesem dem Wasser entrissenen Gebiet einen einzigen unteilbaren Besitz, statt es in kleinen Parzellen an Bauern zu verteilen, die sich dort angesiedelt

Piazza Navona

Digitized by Google

hätten. Der Papst schenkte diese ausgedehnten Ländereien seinem Neffen, dem Herzog von Braschi, und sie blieben daher fast ebenso wüst und ungesund wie früher. Der Herzog, der auf der Piazza Navona einen prächtigen Palast erbauen ließ, erhielt auch verschiedene Monopole für den Getreidehandel. Das Elend der Armen und der Ruin der Landwirtschaft wurden dadurch noch ärger.

Pius VI. war sehr eitel. Er hörte es gern, wenn man ihn den schönsten Mann seines Staates nannte. Als er älter wurde, verlegte man sich darauf, seine Gelehrsamkeit zu preisen, und er unternahm eine Arbeit über die Bistümer Deutschlands. Er kam auf den Gedanken, diese neue Beschäftigung seinen Ministern zu verbergen, und wählte zum Sekretär, der ihm auch die wissenschaftlichen Vorarbeiten besorgen mußte, einen jungen Monsignore (Annibale della Genga), mit dem er stets in größter Heimlichkeit zusammenkam. Monsignore Consalvi, der damals gleichfalls sehr jung war, wurde von seinem Onkel, dem Kardinal Consalvi, beauftragt, den Günstling des Papstes zu belauern. Pius VI. glaubte wohl, sein junger Gehilfe habe das Geheimnis nicht gewahrt, und entließ ihn. Nach Ablauf eines Jahres führte der überaus traurige Ausdruck, den Pius VI. in den Augen des jungen Mannes gewahrte, zu einer Aussprache zwischen beiden, in der sich Annibale della Genga ohne Mühe rechtfertigte. So kam er wieder in Gunst. Man wollte ihn verderben, indem man das Gerücht verbreitete, er mache der Signora P[feifer] den Hof[1]. Da bemerkte der Papst eines Tages bei einer Mahlzeit, an der auch Annibale teilnahm: „Diese Rebhühner sehen sehr lecker aus; man bringe sie der Signora P[feifer] als Geschenk von mir." Diese Gunstbezeigung brachte die Höflinge, die den künftigen Leo XII. verleumdet hatten, zum Schweigen.

Pius VI., der sich im Glück ziemlich gewöhnlich benahm, besaß jenen passiven Mut, den das Volk zu bewundern pflegt, und war

[1] Vgl. S. 292, Anm. 2. — v. O. B.

groß im Unglück. Er starb in Valence im Dauphiné[1] im Besitz der Hochachtung aller ehrbaren Leute. Die Bauern liefen ihm nach und beteten ihn als neuen Christus an.

Ich wage es nicht, gewisse Anekdoten zu erzählen, die in Rom in aller Leute Munde sind. Man wird hierzulande rasch vergessen, denn gewöhnlich liebt kein Papst seinen Vorgänger. Höchst-spaßhaft war es, wenn der verstorbene russische Botschafter, Herr von Italinsky, Anekdoten über die Prinzessin Santa Croce und den Kardinal de Bernis erzählte. Ich habe die einst so schöne Prinzessin Giustiniani noch bei Torlonia gesehen. Sie war über den Untergang ihrer Familie gar nicht bekümmert und erzählte von den Abenteuern ihrer Jugendzeit mit seltener Harmlosigkeit.

Der Pater Chiaramonti war ein guter Mönch, der wie Pius VI. aus Cesena stammte. Er war sehr ehrbar und durchaus nicht galant. Von der Herzogin Braschi, der Nichte des Papstes, konnte man das letztere nicht behaupten. Sie kam auf den Einfall, den Pater Chiaramonti zum Beichtvater zu nehmen; und bald zwang sie den Papst, ihn zum Bischof zu machen.

Pius VI. spielte sehr gern mit dem kleinen Sohn seiner Nichte, einem Kind von ein bis zwei Jahren. Eines Tages befand sich die junge Herzogin mit ihrem Kind auf den Armen beim Papst, als Monsignore Chiaramonti gemeldet wurde. Pius VI. runzelte die Stirn; der schlichte Mönch trat auf ihn zu; da begann das Kind plötzlich mit einer roten Mütze zu spielen und setzte sie wie zufällig auf das Haupt des Bischofs, der sich zum Fußkuß gebückt hatte. „Ah! Ich sehe, wo das hinaus will,“ rief der Papst zornig. „Meinetwegen! Um der Sache ein Ende zu machen, Monsignore Chiaramonti, gehen Sie hinaus; ich mache Sie zum Kardinal.“

Im Jahre 1800, nach dem Tode Pius VI., fand das Konklave in Venedig im Kloster San Giorgio statt[2]. Zwei mächtige Rivalen, die

[1] Er wurde 1798 von den Franzosen gefangen fortgeführt und starb 1799 in der Zitadelle von Valence. — v. O. B.

[2] Da Rom damals Republik war. — v. O. B.

Kardinäle Mattei und Albani, teilten sich in die Stimmen. Eines Tages begegneten sie sich im Klostergarten. Obwohl sie Feinde waren, sprachen sie mit einer gewissen Höflichkeit zueinander, als sie am Ende der Allee den guten Chiaramonti, in sein Brevier vertieft, auftauchen sahen. Sogleich sagte Mattei zu Albani: „Weder Sie noch ich werden Papst werden, Sie werden niemals über mich die Oberhand gewinnen, und ebensowenig ich über Sie. Machen wir doch diesen braven Mönch zum Papst, der auch Bonaparte gefällt und der uns Frankreich wiedergewinnen kann." — „Ausgezeichnet," erwiderte Albani, „doch er hat keinerlei Geschäftskenntnis; er müßte den jungen Consalvi, den Sekretär des Konklaves, zum Minister nehmen." Man machte dem Kardinal Chiaramonti Mitteilung davon, und er versprach, dem Monsignore Consalvi sein Vertrauen zu schenken; am nächsten Tage huldigte man ihm.

Bekannt ist die bewundernswerte Festigkeit, die Pius VII. während seiner Gefangenschaft in Fontainebleau bewies[1]. Er war ein großer Freund der Künste. Einen Mann von so hohem Geiste wird man in diesem Stande außerhalb Italiens niemals finden. Der Kardinal Malvasia sagte in meiner Gegenwart mit bezeichnender Gebärde, Pius VII. besitze für alle, die er nicht liebte, ein Herz von Erz: „Un cuore di tanto di pelo".

Ich weiß mir nicht zu erklären, wie Pius VII. einer kirchlichen Partei angehören und die Gegenpartei verachten konnte. In seiner Jugend war er liberal gewesen; man lese den berühmten Hirtenbrief des Cittadino Cardinale Chiaramonti, Vescovo d'Imola. Dieser Hirtenbrief trug ihm das Lob Bonapartes und die Tiara ein.

15. November 1828. — Heute abend bei der Heimkehr philosophierten wir über unsere Stellung in der römischen Gesellschaft. Wir

[1] S. die Memoiren des Herzogs von Rovigo. (Stendhal.) Pius VII. wurde 1809 verhaftet und nach Savona, 1812 nach Fontainebleau gebracht. Er kehrte 1814 nach Rom zurück. Vgl. die „Erinnerungen eines römischen Edelmanns" in Bd. III dieser Ausgabe. — v. O. B.

haben das Glück, in mehreren römischen Familien als intime Freunde aufgenommen zu sein; ein Vertrauen, das seit den fünfzehn Monaten unserer Anwesenheit keinem Fremden entgegengebracht wurde. Die römische Vorsicht ist bekannt; ich glaube daher, daß wir wahrhaft gute Menschen sind: senza nessun secondo fine (ohne jegliche Hintergedanken).

In der reizenden komischen Oper „I pretendenti delusi" [von Mosca] kommt jemand nach Vicenza, einer wegen der Neugier seiner Bewohner berühmten Stadt. Alle Welt umringt ihn und fragt, woher er käme: die Antwort lautet: „Vengo adesso di Cosmopoli" (Ich komme von Kosmopolis).

Das ist vielleicht der wahre Grund des Zutrauens, das man uns entgegenbringt. Wir sind vom engherzigen Patriotismus der Engländer weit entfernt; die Welt teilt sich für uns in zwei sehr ungleiche Hälften: in die Dummen und Spitzbuben einerseits und in die höheren Menschen andererseits, denen der Zufall eine edle Seele und etwas Geist verliehen hat. Wir fühlen uns als ihre Landsleute, ob sie nun aus Velletri oder aus Saint Omer stammen.

Die Italiener beginnen zu ihrem und der Welt Unglück ihren Nationalcharakter zu verlieren. Sie haben viel Respekt vor dem undefinierbaren Etwas, das man in Montesquieus Lettres persanes, in Voltaires Candide und in den Pamphleten von Paul Louis Courier findet, doch nie in den Werken, die außerhalb Frankreichs entstanden sind. Der Esprit aber, den ein Fremder absichtslos in sein Gespräch einflicht, ist ihnen zur Last; wenn sie ihm nicht im gleichen Ton antworten können, fürchten sie, verachtet zu werden.

Diese Leute sind so scharfsinnig und durchschauen alle Masken; allerdings dauert das ein Weilchen; aber man hat nichts davon, denn sie schließen sich erst auf, wenn sie das, was ihren Verdacht erregt, völlig ergründet haben. Gerade das, was den Reiz der französischen Freundschaften ausmacht, wäre für sie eine Qual.

Es ist ganz wie in der Liebe: der Geist einer jungen Französin hängt sich an das, was ihr zu entfliehen droht; eine Römerin fühlt sich zu

einem Manne erst dann hingezogen, wenn sie gewiß ist, daß er es ehrlich mit ihr meint. Die Verstellung scheint ihr auf diesem Gebiet als Gipfel der Unehrenhaftigkeit. Wir sahen öfters sehr hübsche, wohlgesittete Leute, die in der römischen Gesellschaft völlig ausgespielt hatten, weil man ihnen vorwarf, Leidenschaft geheuchelt zu haben, wo nur eine flüchtige Neigung sie beseelte. Diese Leute machen schönen Ausländerinnen den Hof und opfern sie dann, wie wir es bei Lady M... erlebten, der ersten besten Römerin, die sie in die Gesellschaft einzuführen vermag. Die Liebschaften dauern hier jahrelang. Bevor die jungen Mädchen in Anstalten nach französischem Muster in Aversa, Verona und Mailand erzogen wurden, war Italien das Land der Beständigkeit.

Friedrich meint, daß es bei den römischen Damen nicht nötig sei, bei jedem Besuch zwischen nahen Bekannten erst das Eis zu brechen, wie es häufig bei uns der Fall ist. Das ist die Wirkung der italienischen Gemütlichkeit — ein fremdes Wort in Paris. Die Italiener sind nur in wichtigen Angelegenheiten diplomatisch. Der Kardinal Consalvi, dieser berühmte Diplomat, trieb die Freimütigkeit bis zur liebenswürdigen Naivität. Er log nur, wenn es unbedingt nötig war. Die Schlauheit eines französischen Diplomaten setzt niemals aus.

In Frankreich bricht man das Eis in dem Augenblick, wo man den Grad der Intimität für den betreffenden Tag bestimmt. Es dünkt uns, daß man in Rom niemals sagt: „Madame Soundso war heute reizend gegen mich." Außer in den Stürmen der Leidenschaft bleibt man zehn Jahre lang stets der gleiche, bis man sich überwirft. „Und gerade darum", rief Paul, der uns zuhörte, „würde mich die römische Gesellschaft bald langweilen. Die Überwindung oder Veränderung dieser kleinen Nuancen des Alltags macht das Vergnügen und die Beschäftigung des intimen Verkehrs aus."

„Die Römer," erwiderte Friedrich, „sind selbst in ihren Beziehungen zu bloßen Bekannten zu leidenschaftlich und lassen sich zu sehr gehen, um sich gern mit diesen Nuancen zu befassen. Sie merken sie nicht

mal; daher ihr Unvermögen zu jener Art von Esprit, der die Gelegenheit ausnützt."

Der Zwang, in den gesellschaftlichen Beziehungen jedes Tages eine verschiedene Nuance zu beachten, wäre gerade das, was man in Rom als seccatura (Langeweile) bezeichnet. Dies Wort ist offenbar ein Grundwort der Sprache wie das Goddam Figaros, so oft hört man es, und stets mit scharfer Betonung. Es drückt jenen in Frankreich seltenen Grad von Langeweile aus, wenn ein Dummkopf eine leidenschaftliche Seele gewaltsam aus ihrer Träumerei aufweckt, um sie mit irgend etwas Nichtssagendem zu belästigen.

Hier berühren wir den Gemütszustand, der die römische Logik so schön und glänzend macht; niemals bemerkt man hier in den Gesprächen jene Zerstreutheit, die irgendeiner Pointe oder einer pikanten Anspielung nachläuft. Die Leidenschaften sind tief und beständig, und es gilt vor allem, sich nicht zu täuschen.

Wir sind oft damit beschäftigt, unseren italienischen Freunden, die ein Jahr in Paris verbringen wollen, Auskunft zu geben. Wir verhehlen ihnen nichts aus Nationalstolz. Für eine schöne Römerin, die in ihrem Benehmen schlicht ist, und das sind sie fast alle, ist nichts schwieriger, als in einem Pariser Salon halbwegs gut aufgenommen zu werden. Die Schlichtheit des Benehmens, die plötzlichen Bewegungen, die Antworten, die mehr mit dem Gesichtsausdruck als mit Worten gegeben werden, gelten in Paris, namentlich wenn dies Benehmen mit großer Schönheit gepaart ist, fast für schlechten Ton. Die Gebärden einer Römerin sind ebenso schlicht wie lebhaft, mag sie nun im Theater im Vordergrund einer hellerleuchteten Loge sitzen oder im Hintergrund eines Salons, dessen Portieren geschlossen sind. In Rom kennt sich alle Welt; wozu sich also genieren? Überdies ist Zwang etwas Unerträgliches für diese Seelen, die stets tief mit etwas beschäftigt sind, und wäre es nur eine Nichtigkeit.

Der Abbate del Greco, der eben aus Majorca kommt, erzählte uns heute abend, daß man dort alljährlich am Gründonnerstag an der

Straßenecke neben dem Dom jeder Stadt und jedes Marktfleckens eine lederne, mit Stroh ausgestopfte Puppe in Lebensgröße aufhängt, die Judas Ischariot darstellt.

Am Gründonnerstage predigen die Pfarrer in den Kirchen gegen den Verräter, der den Erlöser verkaufte, und nach der Predigt gibt jeder, alt und jung, dem verfluchten Judas einen Dolchstoß und schmäht ihn. Vor Zorn stehen ihnen die Tränen in den Augen. Am Karfreitag knüpft man den Judas ab und schleift ihn durch den Straßenschmutz bis vor die Kirche. Der Priester erklärt den Frommen, daß Judas ein Verräter, ein Freimaurer und Liberaler gewesen sei; diese Rede endet unter dem Schluchzen der Anwesenden, und das Volk schwört auf die besudelte Gestalt ewigen Haß gegen die Verräter, die Freimaurer und Liberalen; sodann wird Judas in ein großes Feuer geworfen...

20. November 1828. — Montaigne, der geistreiche, merkwürdige Montaigne, reiste um 1580 nach Italien, um eine Kur zu gebrauchen und sich zu zerstreuen[1]. Des Abends schrieb er manchmal nieder, was ihm bemerkenswert erschienen war; er bediente sich dabei unterschiedslos der französischen und italienischen Sprache, als ein Mann, dessen Trägheit kaum dem Schreibbedürfnis nachgibt und der deshalb des kleinen Vergnügens bedarf, das die Überwindung einer fremden Sprache bereitet.

Im Jahre 1580, als Montaigne durch Florenz kam, waren erst siebzehn Jahre seit Michelangelos Tode verflossen, und der Ruhm seiner Werke war noch in aller Munde. Die herrlichen Fresken von Andrea del Sarto, Raffael und Correggio waren noch frisch. Montaigne aber, dieser geistvolle, wißbegierige, unbeschäftigte Mann, sagt kein Wort darüber. Die Leidenschaft eines ganzen Volkes für die Meisterwerke der Kunst hat ihn sicherlich bewogen, sie zu besichtigen,

[1] Montaignes Reisetagebuch, eine der wertvollsten Schriften der Reiseliteratur, erschien 1908 deutsch in München (Bd. VII seiner „Gesammelten Schriften"). — v. O. B.

denn sein Genie besteht darin, die Anlagen der Völker zu ergründen und sie eifrig zu studieren; aber die Fresken Correggios, Michelangelos Leonardos und Raffaels machten ihm keine Freude.

Zu diesem Beispiel füge man die Art, wie Voltaire von der bildenden Kunst spricht. Mehr noch: wenn man die Gabe hat, das Leben zu beobachten, so blicke man seinen Nachbarn in die Augen und höre, was sie sagen, und man wird sehen, daß der französische Esprit, dies göttliche Feuer, das in La Bruyères „Charakteren", in Voltaires „Candide", in den Pamphleten von Paul Louis Courier sprüht, ein sicheres Schutzmittel gegen das Kunstgefühl ist.

Das ist eine bittere Wahrheit, zu der wir durch die Beobachtung der französischen Reisenden gelangt sind, die wir in den Galerien Doria und Borghese trafen. Je mehr Feinheit, Grazie und Pikanterie des Geistes wir an einem Menschen im Salon entdeckt haben, um so weniger versteht er die Gemälde. Die französischen Reisenden, die mit glänzendem Geist jenen Mut verbinden, der vornehmen Menschen eignet, bekennen offen, daß ihnen nichts langweiliger sei als Gemälde und Statuen. Einer von ihnen bemerkte beim Anhören eines wundervollen Duetts von Cimarosa, das von Tamburini und Signora Boccabadati gesungen wurde: „Ich würde es ebenso gern hören, wenn man mit einem Schlüssel auf eine Zange klopfnt."

Die letzte Bemerkung wird dem Autor seinen Ruf koste, ein guter Franzose zu sein. Doch es handelt sich darum, niemandem zu schmeicheln, auch dem Volke nicht. Die Geister, die nach Ruhm trachten und nur von Schmeicheleien leben, werden sagen, daß nur ein Mensch von bösartigem Charakter einem Montaigne, Voltaire, Courier und La Bruyère das Kunstgefühl abstreiten kann.

Diese Bösartigkeit, die gute und zarte Seelen, wie Madame Roland, Fräulein von Lespinasse und so weiter, für die man doch allein schreibt, zurückstößt, wird durch folgende einfache Erklärung von neuem bewiesen. Der französische Esprit kann nicht ohne die Gewohnheit existieren, die Eindrücke der anderen zu beobachten. Das Kunstgefühl

hingegen setzt den Hang zur Träumerei voraus. Das Erscheinen eines Fremden, der diese zu stören kommt, ist stets ein unangenehmes Ereignis für einen melancholischen und träumerischen Charakter. Auch wenn diese Leute nicht Egoisten, ja nicht einmal Egotisten sind, so sind doch die tiefen Eindrücke für sie große Ereignisse, die ihre Seele aus dem Gleichgewicht bringen. Sie beobachten diese Eindrücke aufmerksam, weil ihre geringsten Nuancen bei ihnen ein Lust- oder Unlustgefühl auslösen. Wer sich derart selbst beobachtet, denkt aber nicht daran, seinen Gedanken eine geistreiche Wendung zu geben; er denkt überhaupt nicht an andere. Das Kunstgefühl aber kann nur in solchen Seelen entstehen, deren Träumerei eben geschildert ward.

Selbst im Überschwang seiner Leidenschaft dachte Voltaire an den Effekt, den er mit der Fassung seiner Gedanken erzielte. Ein Jäger aus der Umgebung von Ferney hatte ihm einen jungen Adler geschenkt. Voltaire ließ ihn aufziehen und hängte sein Herz an den Vogel, der aber, von Dienerhand gepflegt, von Tag zu Tag mehr zurückkam und schließlich furchtbar abmagerte. Eines Morgens wollte Voltaire den armen Adler besuchen; eine Magd kam ihm entgegen und rief: „Gnädiger Herr, er ist diese Nacht gestorben; er war so furchtbar mager!" — „Was sagst du Lügenmaul," erwiderte Voltaire verzweifelt; „er starb, weil er so mager war! Du willst wohl, daß ich auch sterbe; ich bin auch so mager!"

Ein Mensch, den ein tiefes Gefühl beherrscht, greift auf gut Glück nach dem klarsten, einfachsten Ausdruck und gebraucht oft einen mit Doppelsinn. Er redet mit der ernstesten Miene achtlos das lächerlichste Zeug. Und da er es klar und deutlich ausdrückt, so bietet er damit allen Witzen eine Zielscheibe dar.

Ein Mensch, der sich durch derartiges Mißgeschick ein- oder zweimal lächerlich gemacht hat, kann in dem Salon, wo es ihm passiert ist, nicht mehr auf das Wohlwollen rechnen, ohne das seine geistreichen Bemerkungen keinen Anklang finden, vielmehr ihre Wirkung verfehlen. Da er nun zum Unglück noch eine zartfühlende Seele besitzt,

so bedarf er der Ermunterung, um geistreiche Worte zu finden. Aber die Dummköpfe in diesem Salon werden ihm nie wieder Gehör schenken, nachdem er das Pech gehabt hat, in aller Unschuld ein paar Doppelsinnigkeiten zu sagen.

Ich schließe kurzweg damit, daß die Franzosen nördlich der Loire die Theorie der bildenden Kunst erlernen können; da sie an Geist allen jetzt lebenden Völkern überlegen sind, so ist das Verstehen ihre starke Seite. Sie würden die Deutschen und Italiener durch die feinen und tiefen Bemerkungen in Erstaunen setzen, die sie über das Abendmahl von Leonardo da Vinci sagen können. Gibt man ihnen aber die geringste Miniatur zur Beurteilung, wo es gilt, sich eine eigene Meinung zu bilden, oder mit anderen Worten, eine Seele zu haben und darin zu lesen, so versagen sie völlig. Dieser beredte Mann tischt uns eine auswendig gelernte Phrase in verkehrtem Sinn auf. Dieser feine Geist wird ebenso sprechen wie Herr Müller über Racine.

Fünfzehn Millionen Franzosen wohnen zwischen der Loire, der Maas und dem Meere; unter einer so großen Zahl kann es Ausnahmen geben. Poussin ist in Andelys geboren, und ich will auch nicht leugnen, daß mancher deutsche Gelehrte Geist hat ...

21. November. — Wir gehen oft in die kleinen Kirchen, die um 400 vor dem völligen Untergang des Heidentums gegründet wurden, oder im 9. Jahrhundert, in den wildesten Zeiten des Mittelalters. Der weiße Marmorchor inmitten von San Clemente hat uns besonders gerührt; denn wir fanden an ihm das Monogramm Johanns VIII., der im Jahre 885 lebte und von dem ich weiterhin reden will. Wer hätte uns das vor Jahresfrist gesagt? Die christlichen Altertümer des mittelalterlichen Rom sind für uns voller Reize, und doch fehlt es ihnen oft an Schönheit. Schön ist nur der Charakter einiger Männer, die in Rom um das Jahr 1000 lebten. Die ungefügen Mauern, die sie errichteten, erinnern uns lebhaft an sie.

Geschichte Roms von 891 bis 1073. — Die Leidenschaft, die Rom uns einflößt, wurde durch folgende Darstellung belebt.

Während des ganzen Mittelalters ließen die deutschen Kaiser die Päpste ernennen; dafür krönte der Papst den Kaiser. Von beiden Machthabern hatte der die Oberhand, der mehr Charakter und Schlauheit besaß. Der Kampf entschied sich gewissermaßen erst durch den großen Mann, der als Hildebrand oder Gregor VII. bekannt ist und als solcher fortwährend die Zielscheibe der Schmähungen Voltaires und der ganzen liberalen Partei bildete. Gregors großes Unrecht besteht darin, seinen Vorteil erkannt und gewahrt zu haben. Die Halbgelehrten verlangen stets, daß ein Mann aus dem Jahre 1200 ebenso sanftmütig und verständig sei wie der reiche Finanzmann, bei dem sie zur Mahlzeit eingeladen sind.

Im Jahr 1073 dachte man nicht so geschwind wie im Jahr 1829. Die klarsten Dinge brauchten Monate, um begriffen zu werden. Dafür gab die fast stets drohende Gefahr den Menschen große Charakterstärke. Im Jahr 1829 wird ein Minister hinreichend bestraft, wenn er verabschiedet und ins Herrenhaus geschickt wird. Unter Ludwig XV. wurde der Herzog von Choiseul verbannt. Ludwig XIV. bestrafte seinen Günstling, den Herzog von Lauzun, und den Minister Fouquet mit dem Kerker. In älteren Zeiten knüpfte man die Minister auf, und Ludwig XIII. konnte sich des Marschalls d'Ancre nur entledigen, indem er ihn vor dem Louvre ermorden ließ. Trotz dieser uns noch so nahe liegenden Beispiele schreit ein liberaler Schriftsteller, der die Papstgeschichte geschrieben hat, über die entsetzliche Grausamkeit des 10. Jahrhunderts, wo man seinen Nebenbuhler umbrachte. Ich frage ihn: welche Behandlung hat England, die Heimat der Tugendheuchelei (cant), in unseren Tagen dem größten lebenden Manne [Napoleon] zuteil werden lassen?

Die erste Gestalt der zahlreichen Papsttragödien, deren Schauplatz Rom im Mittelalter bildete, war der Papst Formosus. Er war Bischof von Porto und begann seine Laufbahn mit Ränken, um die Fremden ins Land zu rufen. Er wollte die Sarazenen zu Herren Roms machen. Johann VIII. exkommunizierte ihn; acht Jahre später (891) gelangte

Formosus durch eine der beiden Parteien, die Rom zersplitterten, auf den Papstthron. Er hatte den Adel und die hervorragenden Geister für sich und vertrieb die Gegenpartei in dem Augenblick, wo sie ihrem Papst die Weihe geben wollte. Die Einzelheiten stehen bei Liutprand; sie sind malerisch, würden hier aber zu viel Raum beanspruchen. Nach Formosus' Tod brachte die Gegenpartei Stephan VI. auf den Papstthron. Der ließ 896 die Leiche des Papstes Formosus ausgraben, ihr päpstliche Gewänder anlegen und sie in eine Versammlung von Bischöfen bringen, wo sie gefragt wurde, aus welchem vermessenen Ehrgeiz sie ihren Sitz in Porto mit Rom vertauscht habe.

Da Formosus die Antwort schuldig blieb, wurde er verurteilt. Die Leiche wurde ihrer Gewänder schimpflich entkleidet, die drei Finger der rechten Hand wurden ihr abgeschlagen und sie ward sodann in den Tiber geworfen. Wie Liutprand hinzusetzt, fingen Fischer sie wieder auf, und als sie die verstümmelten Überreste in die Peterskirche brachten, verneigten sich die Heiligenbilder ehrfürchtig vor dem unglücklichen Papste.

Als die Römer der Ausschweifungen Stephans VI. überdrüssig waren, nahmen sie ihn gefangen und erdrosselten ihn im Kerker. Sergius III. ward sein Nachfolger, aber, von einem erfolgreichen Nebenbuhler vertrieben, zog er sich zum Markgrafen Adalbert II. von Tuscien zurück, dem Vater der schönen Marozia, die seine Geliebte war. In seiner Abwesenheit folgte Benedikt IV. auf Johann IX., der durch Leo V. ersetzt ward. Dessen Kapellan Christoph ließ ihn sich seiner Würde nicht lange erfreuen. Er kerkerte ihn 903 ein und bestieg selbst den Papstthron. Einige Monate danach riefen die Römer, seiner überdrüssig, Sergius III. aus Tuscien zurück, wo er mit seiner Geliebten in Frieden lebte. Von Adalberts Kriegern unterstützt, vertrieb Sergius den Christoph ohne Mühe und herrschte sieben Jahre lang ungestört.

Rom wurde von einer Frau regiert, und gut regiert; Theodora gehörte einer der mächtigsten und reichsten römischen Familien an.

Sie besaß Geist und Charakter; man warf ihr nur das eine vor, daß sie ihre Liebhaber leidenschaftlich liebte. Marozia, die Geliebte des Papstes Sergius, war ihre Tochter. Theodora verliebte sich in einen jungen Priester Johannes, den der Erzbischof von Ravenna zur Wahrnehmung seiner Interessen nach Rom geschickt hatte. Sie machte ihn zum Bischof von Bologna und bald zum Erzbischof von Ravenna. Da ihr die Trennung aber unerträglich war, benutzte sie ihren Einfluß auf die römischen Großen, um ihn zurückzurufen, und machte ihn zum Papst.

Johann X. regierte vierzehn Jahre, aber die Tochter seiner Geliebten machte ihm viel Kummer. Marozia bemächtigte sich der Engelsburg, herrschte mehrfach in Rom und heiratete schließlich den Herzog Veit von Tuscien. Der Papst vermochte dem Herzog und seiner Gattin nicht zu widerstehen. Im Jahre 928 ließen sie den Bruder des unglücklichen Johannes töten und kerkerten ihn selbst ein; er wurde alsbald in Kissen erstickt.

Nach der vorübergehenden Herrschaft zweier untergeordneter Streber machte Marozia ihren Sohn, den sie von Sergius III. hatte, zum Papst. Dieser Papstsohn und Papst nannte sich Johann XI. Marozia herrschte. Sie verlor ihren Gatten, und da sie einen Kriegsmann zum Gatten brauchte, nahm sie ihren Schwager Hugo, König von Italien und leiblichen Bruder Veits, Herzogs von Tuscien, zum Gatten.

König Hugo hatte einen Sohn seiner Gattin, namens Alberich, tödlich beleidigt. Der stellte sich an die Spitze der Gegner, vertrieb Hugo, riß die Herrschaft an sich, kerkerte seine Mutter ein, jagte seinem Bruder, Papst Johann XI., Furcht ein und regierte tatsächlich. Johann XI. starb bald. Alberich, der den Titel Patrizier führte, herrschte in Rom und machte einen Priester seines Hofes zum Papste. Im Jahre 954 überließ er das Herzogtum Rom seinem Sohn Oktavian. Zwei Jahre darauf, als der letzte Papst von Alberichs Gnaden gestorben war, machte sich der achtzehnjährige Oktavian, statt einen Nachfolger zu ernennen, selbst zum Papste und nahm den

Namen Johann XII. an. Indessen benutzte er diesen Namen nur für seine geistlichen Angelegenheiten.

Oktavian oder Johann XII. fürchtete sich vor dem Langobardenkönig Adalbert; er rief den deutschen König Otto I., einen großen Mann, ins Land und krönte ihn (963) zum Kaiser. Johann schwor Otto Treue. Da dieser noch mehr zu tun hatte, verließ er Rom, aber die Römer schickten bald eine Abordnung an ihn, um über Johanns ausschweifendes Leben Klage zu führen. Die Gesandten nannten die Frauen bei Namen, um derentwillen Papst Johann XII. Sakrilegien, Morde und Inzeste begangen hatte. Sie sagten, alle schönen Römerinnen müßten aus ihrer Vaterstadt fliehen, um nicht den gleichen Vergewaltigungen ausgesetzt zu sein, denen schon so viele Frauen, Witwen und Jungfrauen zum Opfer gefallen waren. Sie fügten hinzu, der Lateran, einst der Wohnsitz der Heiligen, sei eine Stätte der Unzucht geworden, in der Johann unter anderen liederlichen Weibern auch die Schwester der Konkubine seines Vaters wie seine Ehefrau hielt. Otto antwortete den empörten Bürgern: „Der Papst ist noch ein Kind. Er wird sich bessern, und ich werde ihm eine väterliche Lehre geben."

Johann XII. tat Abbitte; sein Gesandter sagte zum Kaiser, er habe im Feuer der Jugend freilich ein paar Jugendstreiche begangen, werde aber ein anderes Leben führen. Bald darauf erfuhr Otto, Johann XII. habe in Rom den Langobardenkönig Adalbert, seinen alten Feind, empfangen. Otto rückte auf Rom. Adalbert und der Papst ergriffen die Flucht, was den guten Kaiser sehr in Verlegenheit brachte. Seine Art, mit dem Papste, dem Haupt der Gläubigen, umzugehen, konnte ihn mit seinen eigenen Untertanen entzweien. Er fand keinen besseren Ausweg, als in der Peterskirche ein großes Konzil abzuhalten.

Viele sächsische, französische, toskanische und ligurische Bischöfe und eine Unzahl von Priestern und Herren wohnten dem Konzil bei. Otto fragte die Versammlung nach ihrer Meinung. Die Väter des Konzils

dankten dem Kaiser für seine Demut, und man schritt zur Prüfung der Anklage gegen Johann XII.

Der Kardinal Petrus versicherte, er habe ihn die Messe lesen sehen, ohne zu kommunizieren. Der Kardinal Johannes warf ihm vor, er habe einen Diakon in einem Stalle geweiht. Andere Kardinäle gaben an, er verkaufte die Bischofsstellen, und nannten einen zehnjährigen Bischof, der vom Papste geweiht war. Dann ging man zur Skandalchronik seiner Ehebrüche und Sakrilegien über. Man berichtete von einem Kardinal, den der Papst hatte entmannen lassen und der dabei gestorben war. Man bezichtigte den unglücklichen Johann XII., auf das Wohl des Teufels getrunken und die Teufel Jupiter und Venus angerufen zu haben, um im Glücksspiel zu gewinnen. Die schlimmste Beschuldigung aber war, daß er öffentlich auf Jagd gegangen war.

Ich nehme an, daß die anderen Herrscher um 960 nicht mehr taugten als Johann XII. Im Mittelalter hüllt sich der Krieger in seine Rüstung, der Priester in seine Heuchelei; d. h. in seine Macht über das Volk. Man könnte sie leicht die Rollen vertauschen lassen; was auch Voltaire und alle kindischen Geschichtschreiber sagen mögen: einer ist nicht besser als der andere.

Schließlich wurde der Kardinal Benedikt beauftragt, vor den Vätern des Konzils die Anklage gegen Johann XII. zu verlesen. Die Bischöfe, Priester, Diakone und das Volk beschworen die volle Wahrheit der Anklage und erklärten sich zur ewigen Verdammnis bereit, wenn sie die geringste Unwahrheit gesagt hätten. Nach feierlicher Beratung bat das Konzil den Kaiser, den Papst vorzuladen[1].

Otto, der stets vor der Dummheit seiner Deutschen Angst hatte, wollte Milde üben. Er schrieb an Johann XII., er habe in Rom Nachrichten über ihn eingezogen und solche Greuel erfahren, daß sie selbst den erbärmlichsten Gaukler mit Schande bedeckten. Er schloß mit der Bitte, Se. Heiligkeit möge sich vor dem Konzil selbst verantworten.

[1] Liutprand, Hist., lib. VI, Kap. 7, 8; Duchesne, Bd. III, S. 630.

Auch die Bischöfe schrieben an den Papst. Er antwortete: „Wie wir hören, wollt Ihr einen anderen Papst wählen. Wenn Ihr das tut, exkommunizieren wir Euch im Namen Gottes und nehmen Euch das Recht, die heiligen Gebote zu erteilen.“ Leider enthielt Johanns XII. Drohbrief einen argen lateinischen Schnitzer, der der päpstlichen Zensur alle Macht nahm. Das Konzil lachte gewaltig darüber[1].

Die Väter sandten an Johann XII. einen scherzhaften Brief, worin sie ihm drohten, ihn zu exkommunizieren, falls er nicht unverzüglich vor ihnen erschiene. Nach mehreren komischen Schritten, deren Wiedergabe hier zu weit führen würde, wählten die Väter Leo, den Protonotar von Rom, zum Papste. Der Kardinal Baronius und alle Geschichtschreiber, die ihre Beförderung vom römischen Hofe erhofften, haben sich mit äußerster Festigkeit gegen dies Konzil und dessen Wahl erklärt. Trotzdem war nichts gerechtfertigter, ja nichts rechtmäßiger.

Währenddessen blieb Johann XII. nicht müßig. Um der Stadt Rom weniger zur Last zu fallen, war Kaiser Otto so unklug gewesen, einen Teil seiner deutschen Truppen heimzuschicken. Johann XII. bestach den römischen Pöbel mit Geld, und dieser suchte den Kaiser und den neuen Papst Leo VIII. zu ermorden. Das Volk ward durch kaiserliche Leibgarde gebändigt, die viele Römer erschlug. Das Blutbad endete erst, als Leos VIII. Tränen den Kaiser rührten. Otto verließ Rom. Sobald Leo VIII. nicht mehr durch die Deutschen gehalten wurde, erhob sich das ganze Volk gegen ihn und rief Johann XII. zurück. Dieser begann seinen Einzug in Rom mit den damals üblichen Grausamkeiten. Er ließ dem unglücklichen Leo VIII. die Zungenspitze, zwei Finger und die Nase abschneiden, berief sofort ein Konzil, das das Konzil des Kaisers verdammte, und legte dem Papst die Titel Allerheiligster, Allerfrömmster, Allergütigster und Allergnädigster zu.

[1] Johann XII. schrieb, er nähme den Bischöfen ihre Macht, ut non habeant licentiam nullum ordinare.

Dem unglücklichen verstümmelten Leo VIII. gelang es, zu entfliehen. Er begab sich zu Kaiser Otto, der entrüstet war. Otto rückte sofort auf Rom, inzwischen aber war der allerheiligste Johann XII., als er eines Abends zu seiner Liebsten ging, derart mißhandelt — von bösen Geistern, sagt der Bischof von Cremona —, daß er acht Tage darauf starb. Sofort wählten die Römer den Kardinal Benedikt zum Papste, der als Benedikt V. den Kaiser exkommunizierte. Dieser erschien mit seinem Heere vor Rom und begann die Belagerung. Benedikt erschien auf den Mauern und zeigte sich den deutschen Kriegern, aber sie spotteten seiner. Rom wurde erobert, Leo VIII. wiedereingesetzt und Benedikt V. gezwungen, vor einem Konzil zu erscheinen, das ihn richten sollte.

Der gefangene Papst ward in den Lateranspalast geführt. Ein Kardinal fragte ihn im Auftrag des Konzils, warum er gewagt habe, den Stuhl Petri einzunehmen, solange Papst Leo lebte. Benedikt antwortete nur: „Habe ich gesündigt, so habt Erbarmen mit mir." Der gute Kaiser Otto konnte bei diesem Anblick die Tränen nicht zurückhalten und bat inständigst, Benedikt kein Leids anzutun. Das Merkwürdige ist, daß Benedikt durch solche Güte gleichfalls gerührt ward, sich dem Kaiser und Papst Leo zu Füßen warf, seine Sünde bekannte, sein päpstliches Ornat ablegte und es dem Papst übergab. Die Gegenwart, die die geringste Zeremonie mit schönen Phrasen umkleidet, hat einer solchen Rührszene nichts gegenüberzustellen.

Kaiser Otto verließ Italien, und die Wirren fingen von neuem an. Nach Leos VIII. Tode wählten die Römer mit Einwilligung des Kaisers Johann XIII. zum Papst. Der behandelte die römischen Großen so hochmütig, daß sie sich gegen ihn verschworen, ihn gefangen nahmen und in einen Kerker nach Kampanien schickten. Bei dieser Nachricht riß dem guten Kaiser Otto die Geduld. Er zog wieder nach Italien, und obschon die Römer bei seinem Nahen den Papst wieder eingesetzt hatten, ließ er dreizehn Häupter der Gegenpartei

aufknüpfen. Johann XIII. ließ sich den Präfekten von Rom ausliefern und ihn unter den furchtbarsten Martern langsam sterben.

Otto der Große starb 973. Auf Johann XIII. folgte Benedikt VI. Der Kardinal Bonifazius bemächtigte sich des Papstes, ließ ihn im Kerker vergiften und machte sich selbst zum Papste. Kaum aber hatte er einen Monat regiert, so merkte er, daß er sich nicht halten konnte. Er entfloh mit den Schätzen des Vatikans nach Konstantinopel. Sein Nachfolger war Benedikt VII. Bei seinem Tode kehrte Bonifazius aus Konstantinopel zurück, um in Rom nochmals sein Glück zu versuchen. Er fand einen neuen Papst, Johann XIV., vor. Bonifazius siegte; das erste, was er tat, war, daß er Johann XIV. in die Engelsburg einkerkerte und ihn dort verhungern ließ. Um dessen Anhänger einzuschüchtern, wurde Johanns Leiche öffentlich ausgestellt. Bald darauf kam Bonifazius um. Sein Leichnam wurde, mit Ruten geschlagen und mit Stichen durchbohrt, vom Volke bis zum Standbild Mark Aurels geschleift.

Die Wahl eines Herrschers war für dies barbarische Zeitalter durchaus vernünftig. Inmitten der römischen Wirren bildete sich einer der eigenartigsten und edelsten Charaktere, die die neuere Geschichte schildern kann. Der junge Crescentius war von glühender Freiheitsliebe erfüllt, aber wie unsere Girondisten und Riego in Spanien schätzte er das Volk zu hoch.

Im Jahre 985, zu dem wir jetzt kommen, genoß Crescentius in Rom das höchste Ansehen. Alle Geschichtschreiber haben diesen großen Mann mit Schmähungen überhäuft, und er hat sie verdient, denn anscheinend wollte er sein Vaterland vom Joche der deutschen Kaiser und von der weltlichen Macht der Priester befreien. Nach seinem Willen sollte der Papst nur Bischof von Rom sein. Durch die Verleumdungen der Geschichtschreiber hindurch erkennt man, daß er die alten Behörden der Römischen Republik wieder einsetzen wollte. Aber nur eins paßte für die rohen, von Gold und Macht berauschten Gemüter der damaligen Römer: die Diktatur.

Crescentius hatte zu der blutigen Absetzung Benedikts VI. beigetragen, denn es war äußerst wichtig, einen machtlosen Papst an Stelle eines kaisertreuen zu setzen, der sich durch die Furcht vor den deutschen Kriegern behauptete. Der Tod Johanns XIV. hatte die gleiche Ursache gehabt. Als Johann XV. auf Bonifazius folgte, wollte Crescentius Gewalt anwenden, um ihn seinen Plänen geneigt zu machen. Aber der Papst entfloh nach Tuscien, von wo aus er Otto III. um Hilfe rief. Die Ankunft Ottos mit seinem Heere hätte die Sache der Freiheit vernichtet. Der Konsul Crescentius söhnte sich also mit dem Papst aus, der zum Glück nur eine Leidenschaft — das Geld — hatte. Crescentius machte ihn reich, und Johann XV. ward sein bester Freund.

Aber der Konsul besaß nicht die Macht, Otto III. zu hindern, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Was Crescentius auch tun mochte, Otto rückte geradeswegs auf Rom (996). Er hatte es beinahe erreicht, als er die Nachricht vom Tod des Papstes erhielt. Er vermochte die Römer, seinen Vetter Bruno, der damals vierundzwanzig Jahre zählte, zum Papst zu wählen. Dieser nahm den Namen Gregor V. an und beeilte sich, Otto zu krönen. Der ließ den Crescentius als „Patricius“ sofort absetzen und verbannte ihn. Aber der junge Papst, der die Anhänger des Crescentius fürchtete, ließ den zweiten Teil des Urteils widerrufen.

Immerhin waren alle hochherzigen Pläne dieses Freiheitsträumers durch die Erhebung eines Fürsten, der über die deutsche Kriegsmacht verfügte, zum Scheitern bestimmt. Es blieb dem Crescentius nur ein Mittel: er vertrieb Gregor V. sofort nach dem Abzug Ottos III. und rief in Rom die Herrschaft der byzantinischen Kaiser aus. Zum Papste, doch nur für das Geistliche, erhob er Johannes Philagathes, Erzbischof von Piacenza, einen Untertan der byzantinischen Kaiser. Philagathes nahm den Namen Johann XVI. an.

Aber es fehlte den Römern an Mut. Sie waren leichtfertig und neuerungssüchtig. Die Byzantiner hatten weder die Macht noch

den Willen, die Regierung des Crescentius zu unterstützen. Wie gewöhnlich, rückte der deutsche Kaiser, von seinem Papste begleitet, auf Rom. Die Römer bekamen Angst; sie ergriffen Johann XVI., und um sich dem Kaiser treu zu erzeigen, rissen sie dem Unglücklichen die Augen aus und schnitten ihm die Zunge und Nase ab. Aus solchen Menschen wollte Crescentius freie Bürger machen!

Bei der Kunde von diesen Vorgängen in Rom hatte der griechische Abt Nilus, der Begründer des Klosters von Grottaferrata (wo Domenichino ihn durch seine herrlichen Fresken verewigt hat) trotz seines hohen Alters den Mut, aus Gaëta, wo er weilte, herbeizueilen, um den Kaiser um Gnade für den verstümmelten Johann XVI. zu bitten. Der Kaiser war bewegt, aber Gregor V. ließ seinen unglücklichen Nebenbuhler ergreifen, ihn nackt ausziehen, und so ward er, auf einem Esel sitzend, den Schmähungen des Pöbels ausgesetzt. In diesem Zustand mußte Johann XVI., dem man offenbar nur die Zungenspitze ausgerissen, vor dem Volke die Schmähungen gegen sich selbst, die man ihm vorsagte, absingen. Unter anderem, sagt der zeitgenössische Geschichtschreiber, mußte er mehrfach wiederholen, die Strafe, die er erlitte, gebühre jedem, der sich den Stuhl Petri anzumaßen suchte. Inmitten all dieser Greuel starb Johann XVI. Nilus drohte dem Kaiser und dem Papst mit dem himmlischen Zorne.

Beim Nahen Ottos III. mit seinem Heere 998 hatte sich Crescentius in die Engelsburg geworfen, die ihm gehörte. Die Belagerung, die er darin ausstehen mußte, und die traurige Katastrophe, die seinem Leben und seinen hochfliegenden Plänen ein Ende machte, gaben dieser Festung seinen Namen. Sie war uneinnehmbar, aber sein romantischer Geist und sein Optimismus verriet ihn zum letzten Male. Der Unglückliche glaubte an eine Kapitulation, die von dem beleidigten Absolutismus angeboten ward, genau wie die Neapler Patrioten im Jahre 1800[1]. Kaiser Otto sandte seinen Günstling Tamnus zu ihm, der ihm schwor, wenn er sich der Gnade des Kaisers überließe, würde

[1] S. „Reise in Italien" (Bd. V dieser Ausgabe), S. 246 ff. — v. O. B.

ihm kein Leids geschehen. Otto bestätigte diesen Eid und bewilligte dem Crescentius sogar freies Geleit. Der hochherzige Römer verließ seine Festung und ward sofort mit zwölf seiner hervorragendsten Anhänger zur Hinrichtung geführt (998).

Tamnus, der dem Crescentius sein Wort verpfändet hatte, empfand angesichts seiner Hinrichtung Reue. Der berühmte Romuald hatte den Camaldulenserorden gegründet; Tamnus trat in ihn ein. Stephania, des Crescentius Witwe, war wegen ihrer Schönheit und ihres großen Charakters berühmt; Otto machte sie zu seiner Geliebten. Er erkrankte, und Stephania benutzte einen günstigen Augenblick, um ihn zu vergiften[1].

Aus dieser Geschichte vom Schicksal des Crescentius, des Tamnus und des Kaisers Otto ersieht man, wie stets, daß die starken, kalten Seelen nur durch Reue bestraft werden, wenn sie Reue empfinden, wogegen die zarten, hochherzigen Seelen allen Mißgeschicken preisgegeben sind. Sie sollten sich nur der Künste befleißigen.

Ein Franzose namens Gebert, ein äußerst geistvoller Mann, den der berühmte Hugo Capet[2] zum Erzbischof von Reims gemacht hatte, wurde Papst unter dem Namen Sylvester II. Die Zeitgenossen dieses höheren Menschen wunderten sich über seine Erfolge und hielten ihn für einen geschickten Zauberer. Man verbreitete, er sei durch Hilfe eines Teufels zum Papsttum gelangt, und ernste Geistliche haben geschrieben, Gebert sei durch böse Geister umgekommen. Aber glücklicher als Faust, bereute er vor seinem Tode, sich dem Teufel ergeben zu haben, und bekannte seine Sünde vor dem ganzen römischen Volke in der Kirche S. Croce in Gerusalemme (dicht beim Lateran). Geberts Grab, das unter der Säulenhalle der Laterankirche errichtet ward, hat immerfort geschwitzt, bis gewisse Umbauten der Kirche zu seiner Versetzung zwangen. Dies Wunder fand selbst bei bestem

[1] Das Obige ist Legende. Otto III. starb 1002 in Paternò bei Viterbo im Alter von 22 Jahren am Fieber. — d. Ü. B.

[2] Der Stammvater der französischen Könige. — d. Ü. B.

Wetter statt. Muratori, der Vater der italienischen Geschichte des Mittelalters, berichtet in seiner achtundfünfzigsten Abhandlung, daß die Gräber mehrerer Heiliger Öl oder Manna ausschieden, und wundert sich allen Ernstes, daß diese Wunder um 1740 nicht mehr stattfanden.

Etwa zwanzig Jahre hatte die römische Kirche Ruhe. Im Jahre 1024 starb Papst Benedikt VIII., und sein Bruder, Johann XIX., der noch Laie war, erkaufte die Papstwürde mit Geld. Neun Jahre später kaufte der Bruder dieser Päpste sie sehr teuer für seinen Sohn, der damals erst zehn Jahre alt war.

Das Schicksal dieses Kindes ist seltsam. Benedikt IX., so lautet sein Name, war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als er von den römischen Großen zum erstenmal vertrieben ward. Er wandte sich wie gewöhnlich an den deutschen Kaiser (Heinrich II.), der ihn mit Gewalt auf seinen Thron zurückführte (1014). Aber dieser sechzehnjährige Papst war ein Wüstling; er ließ die Männer umbringen, deren Frauen ihm gefielen. Die römischen Großen beschlossen, einen anderen Papst zu wählen. Ein Bischof, der den Namen Sylvester III. annahm, bezahlte ihnen viel Geld und ward gewählt.

Ein Vierteljahr darauf kehrte Benedikt IX., von seinen Verwandten unterstützt, zurück. Da er aber an ein ausschweifendes Leben gewöhnt war, machte er sich mächtige Feinde. Er beschloß, die Papstwürde an einen römischen Priester zu verkaufen, der mehr Kriegsmann als Geistlicher war und den Namen Gregor VI. annahm. Gregor nahm sich einen Gehilfen namens Clemens. Auf die Weise gab es drei, ja fünf Päpste, wenn man Benedikt IX. und Sylvester III. mitzählt, die noch nicht tot waren. Gregor VI., Sylvester III. und Benedikt IX. hatten sich in die Stadt Rom geteilt. Gregor thronte in Sankt Peter, Sylvester in S. Maria Maggiore und Benedikt im Lateran.

Kaiser Heinrich III. hielt 1046 eine Synode in Sutri ab. Die Väter erklärten die Wahl der drei genannten Päpste für ungültig, und der Kaiser verlangte von den Römern, einen Papst zu ernennen. Sie

weigerten sich. Heinrich berief die Bischöfe, die die Synode von Sutri gebildet hatten, in Rom zusammen. Schließlich fiel, wie leicht vorherzusehen, die Wahl auf einen Deutschen.

Kaum war ein Jahr verflossen, so ward der Ärmste auf Anstiften Benedikts IX. vergiftet, und so gelangte dieser zum drittenmal auf den Papstthron. Dieser Erfolg setzte die Zeitgenossen in Erstaunen. Sie bezichtigten den schönen Jüngling der Zauberei. Wie der Kardinal Benno berichtet, brachte es Benedikt IX. in dieser Kunst so weit, daß er die schönsten Frauen in die Wälder lockte, indem er sie durch Zauberei in sich verliebt machte. Er ward schwer dafür gestraft, freilich erst nach seinem Tode. Wie die ernstesten Schriftsteller berichten, sah man ihn in den Kloaken Roms umgehen, und zwar in Gestalt eines scheußlichen Bären mit Eselsohren und Schwanz. Als ein heiliger Priester ihn über diese seltsame Verwandlung zur Rede stellte, antwortete er, er sei verdammt, bis zum Jüngsten Gericht in dieser Schreckensgestalt umherzuwandeln.

Bald darauf, im Jahre 1054, sehen wir den berühmten Hildebrand von den Römern nach Deutschland entsandt, um sich mit dem Kaiser über die Wahl eines Papstes zu verständigen. Man erwählte den Günstling des Kaisers[1], der den Namen Viktor II. annahm. Seine strengen Sitten entsetzten die Römer, die sich seiner durch Gift zu entledigen suchten. Nikolaus II., der letzte der unbedeutenden Päpste, starb. Der Kardinal Hildebrand war unumschränkter Herr in Rom; er ließ einen dem Kaiser unbekannten Papst wählen, dessen er sicher war. So regierte er zwölf Jahre lang unter dem Namen Alexanders II. und bestieg nach dessen Tode (1073) selbst den Thron. Ich überlasse anderen die Aufgabe, zu sagen, wer Gregor VII. war. Ein bekannter Schriftsteller läßt uns auf die Geschichte dieses großen Mannes hoffen[2].

---

[1] Bischof Suidger aus Bamberg. Auch die drei folgenden waren deutsche Bischöfe. — v. O. B.

[2] Villemain von der Akademie. (Stendhal.) Villemains Histoire de Grégoire VII (2 Bde.) erschien erst 1873 nach seinem Tode. Der deutsche Leser

23. November. — Wir kennen einen jungen, sehr vornehmen und ungeheuer reichen Russen. Er ist so wenig geziert, daß er an seinem Benehmen nichts zu ändern hätte, wenn er morgen arm würde und einen obskuren Namen trüge. Das mag wie eine Übertreibung klingen. Der Unglaube würde jedoch grenzenlos werden, wenn ich hinzufüge, daß er sehr schön ist. Er gab uns gestern ein köstliches Konzert; wir konnten uns die Stücke aussuchen und verlangten nichts als ein neues Duett von Paccini. Tamburini, gegenwärtig einer der ersten Sänger der Welt, sang uns auf unsere Bitte mehrere Stücke alter Musik vor. Pergolese, Buranello und der göttliche Cimarosa erklangen der Reihe nach. Um auch Musik mit kunstvollen Dissonanzen zu hören, baten wir um eine Sinfonie von Beethoven; sie wurde aber miserabel gespielt. Eine Dame der Gesellschaft sang wundervoll die Arie aus der Oper „Abrahams Opfer" von Metastasio, Musik von Cimarosa . . .

Unsere italienischen Freunde waren vom Genie Cimarosas hingerissen. In der Malerei gibt es etwas Ähnliches. Die Caracci sind in manchem kunstvoller als Correggio; ihre Werke bereiten viel Genuß; doch nachdem man sie bewundert hat, kehrt die Seele stets zu dem göttlichen Correggio zurück. Er ist ein Gott, während die anderen nur mehr oder weniger ausgezeichnete Menschen sind . . .

Der Ball begann; die Italiener sind dieser Art von Vergnügen wenig geneigt. Sie waren von der Musik hingerissen und sprachen alle durcheinander.

Das meiste Verständnis für eine Oper besitzt (im Jahre 1829) ohne Zweifel das Neapler Publikum, und zwar an den Tagen, wo die jungen Leute vom mezzo ceto (Mittelstand) das Theater besuchen.

wird sich für diesen ganzen Abschnitt an Pastors „Geschichte der Päpste", Gregorovius' „Geschichte Roms im Mittelalter" und Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" halten. Eine Berichtigung der historischen Unrichtigkeiten von Stendhals Darstellung würde hier zu weit führen. Sie ist weniger wegen der angeführten Tatsachen als wegen Stendhals Anschauung (z. B. über Crescentius) von Wert. — v. O. B.

Nach Neapel kommen Rom und Bologna ... Der Geschmack der Römer hat vielleicht mehr Größe, wogegen der Geschmack von Bologna mehr technisches Verständnis und mehr Nachsicht gegen die kleinen Modetorheiten zeigt. Eine Arie der Verzweiflung, die eine junge Frau singt, deren Geliebter erschossen werden soll, in der schlicht-vornehmen Weise der Boccabadati vorgetragen, würde in Rom mehr gefallen. In Bologna hätte man mehr Nachsicht gegen die überladene Ornamentik des Gesanges der Malibran.

Ganz Italien ist auf Mailand eifersüchtig. In Venedig, dieser heiteren Stadt, liebt man die komische Musik vor allem, und Turin hat viel Verständnis für die große Oper. Im Theater von Turin könnte ein Bürgerlicher unter seinem eigenen Namen keine Loge mieten; einer seiner adligen Freunde muß ihm die seine leihen.

Nachdem man über Cimarosa und Mozart bis ein Uhr morgens diskutiert hatte, kam man auf die Leidenschaft zu sprechen, welche die Seelen für den Gesang empfänglich macht. Ich weiß, daß die Liebe in Frankreich wenig in Mode ist, besonders in den oberen Klassen. Die jungen Leute von zwanzig Jahren denken schon daran, Deputierter zu werden, und fürchten dem Ruf ihrer ernsten Lebensführung zu schaden, wenn sie mehrmals hintereinander von derselben Frau sprechen ...

Es gibt in Frankreich viel weniger Liebe als in Deutschland, England oder Italien. Mitten in den hundert kleinen Zierereien, die sich uns jeden Morgen darbieten und mit denen man sich abfinden muß, wenn man von der Zivilisation des 19. Jahrhunderts nicht verleugnet werden will, darf man nach meiner Meinung nur dann an eine Leidenschaft glauben, wenn sie sich durch Lächerlichkeiten verrät. Die Annalen der Aristokratie weisen in Frankreich viel weniger romantische Heiraten auf als in England oder Deutschland.

Alle Europäer, die mehr Eitelkeit und Esprit als seelisches Feuer haben, nehmen die französische Denkweise an. Das konnten wir heute abend wieder gut beobachten; der größte Teil unserer Reisegenossen

hat keinen Begriff von der Art, wie die schönen Römerinnen lieben. Hier gibt es keinen Zwang, keine Zurückhaltung, keine jener konventionellen Formen, die für weltmännisch oder gar für „gesittet und tugendhaft gelten.

Eine Römerin, der ein junger Ausländer gefällt, betrachtet ihn mit Wohlgefallen, und so oft sie ihn in Gesellschaft sieht, kümmert sie sich nur um ihn. Sie wird einem Freunde des Mannes, den sie zu lieben beginnt, offen sagen: „Dite a W*** che mi piace". Teilt der bevorzugte Mann das Gefühl, das er einflößt, und fragt er die schöne Römerin: „Mi volete bene?" so wird sie ganz einfach sagen: „Si, caro." In dieser einfachen Weise knüpfen sich hier Verhältnisse, die Jahre lang dauern; und wenn sie ein Ende haben, so ist stets der Mann der Verzweifelte. Der Marchese Gatti hat sich erst kürzlich nach seiner Rückkehr aus Paris erschossen, weil er seine Geliebte untreu fand.

Die geringste Gefallsucht, Indiskretion oder Bevorzugung einer anderen Frau erstickt sofort die Liebe, die das Herz einer Italienerin schlagen macht. Das konnte Paul vor einem Jahre nicht begreifen. „Das menschliche Herz ist überall gleich", meint er. Nichts ist falscher, wenn es sich um Liebe handelt; bei Ehrgeiz, Haß oder Heuchelei mag es stimmen ...

26. November. — Es hat wenige Menschen gegeben, die für Musik so empfänglich waren wie der Kardinal Consalvi. Er ging abends sehr häufig zur Botschafterin von ***; dort traf er einen reizenden jungen Mann, der einige zwanzig der schönsten Arien des unsterblichen Cimarosa auswendig konnte. Rossini, denn er war es, sang die, welche der Kardinal zu hören wünschte, während seine Eminenz es sich in einem großen Fauteuil in einer dunklen Ecke bequem machte. Nachdem Rossini einige Minuten gesungen hatte, sah man eine stille Träne aus dem Auge des Ministers quellen und langsam über seine Wange rollen. Diesen Effekt machten Arien aus komischen Opern; der Kardinal hatte Cimarosa zärtlich geliebt und ließ im Jahre 1817

seine Büste von Canova anfertigen. Die Reaktionspartei hat diese Büste in ein kleines dunkles Zimmer im Kapitol verbannt; früher stand sie im Pantheon mit folgender Inschrift:

A Domenico Cimarosa
Ercole Cardinale Consalvi.

Ischia, 12. September 1828. (Ausgelassener Artikel.) — Eine unserer Reisegefährtinnen gestattet mir erst heute, von der starken Abneigung zu sprechen, die ihr das italienische Klima einflößt. „Diese stets wolkenlose Sonne versengt mir die Augen; dies ewig blaue Meer verursacht mir Heimweh nach der Meeresküste der Normandie."

Solche Geständnisse sind sehr belehrend. Für mein Gefühl besteht der Vorzug des italienischen Klimas nicht darin, warm zu haben, sondern die Kühle zu genießen. In Paris macht man oft noch im Juni Feuer. In Italien wird man vom April bis zum Oktober niemals vom Nordwestwind belästigt, der mir stets die Stimmung verdirbt. Ich begreife gewisse Temperamente, denen die frische Seebrise Unbehagen verursacht, die uns unter einem Jasminstrauch im Garten des Pizzo Falcone in Neapel aufsucht. Das unsagbare Vergnügen, das ich beim Niederschreiben dieser Worte empfinde, gleicht dem, das mir die Musik Cimarosas und die Madonna Correggios in Parma bereiten.

Infolge des Wechsels von Ebbe und Flut hat der Ozean die Normandie mit einem Gürtel von Sand und Schlamm umzogen, der eine halbe Meile breit ist, wo die Küste nicht steil abfällt. Und den halben Tag hindurch bleibt dieser ekelhafte Schlamm unbedeckt. Die furchtbaren Seestürme vernichten alle Vegetation an der Küste. In Albaro bei Genua wohnten wir in einem Garten am Meeresufer. Die Orangenbäume badeten ihre Äste in der See, wenn die Brandung stark war. Das alles löscht die neblige Landschaft der normännischen Küste nicht aus.

Unsere Reisegefährtin zieht die kleine, halbverfallene Kirche ihres Dorfes dem prächtigen Petersdom vor. Diese Gefühlsweise begreife

ich eher; aber ich muß bekennen, daß mich die obigen Vorwürfe gegen das italienische Klima ärgern. Die gleiche Wirkung wird das vorliegende Reisebuch vermutlich auf gewisse Leute ausüben. „Ihr Tagebuch erscheint mir als die fortgesetzte Übertreibung eines Lügners, der um so unerträglicher wird, je mehr er die Tatsachen verdreht, die mir als wahr bekannt sind. Ich kann darin nur einige Sätze über die Moral und Politik anerkennen." So lautet der Zusatz meiner Reisegefährtin zu ihrer Meinung über das italienische Klima, die ich in ihrer Gegenwart niederschrieb.

27. November. — Wir verbrachten den Morgen im Atelier Canovas, mitten unter den Modellen seiner Statuen. Canova war dreimal in Paris; das letztemal als Packer. Er kam, um die Statuen zurückzuholen, die man im Vertrag von Tolentino an Frankreich abgetreten hatte, ohne daß die Sieger von Arcole und Rivoli Rom besetzt hätten. Man hat uns also das geraubt, was wir vertragsmäßig erworben hatten. Canova begriff diese Folgerung nicht. In Venedig zur Zeit des ancien régime groß geworden, kannte er nur ein Recht, das der Gewalt; Verträge erschienen ihm nur als leere Formeln.

Er erzählte uns, daß er während seines ersten Aufenthalts in Paris im Jahre 1803 das Glück hatte, in Villers seine Gruppe Amor und Psyche wiederzufinden[1]. „Die Gewänder waren furchtbar schlecht gearbeitet", fügte er hinzu, „und ganz formlos. Das kommt daher, weil ich damals die falsche Idee hatte, daß eine nachlässige Gewandbehandlung den menschlichen Körper besser zur Geltung bringt. Ich borgte mir Hammer und Meißel und fuhr acht Tage lang mit einem gemieteten Wagen nach Villers, wo ich die schlechten Gewänder nach Möglichkeit verbesserte."

Canova sagte, daß ihm nichts einen so großartigen Gesamteindruck gemacht habe wie der Tuilerienpalast, der Tuileriengarten, die Place Louis XIV.[2], die große Allee der Champs-Elysées, die Barrière de

[1] Jetzt in der Villa Carlotta am Comer See. — v. D. B.
[2] Jetzt Konkordienplatz. — v. D. B.

l'Etoile, die Brücke von Neuilly und die ansteigende Straße dahinter bis zum Rondel. „Der große Obelisk, der hier emporragt, der Triumphbogen der Etoile, die Statuen auf dem Pont de Neuilly und andere architektonische Zierstücke rechts und links von der Straße zwischen dem Triumphbogen und Neuilly — das alles vereinigt sich zu einem Ganzen, das meiner Ansicht nach weder in Griechenland noch in Rom existiert hat. Allerdings", fügte er hinzu, „müßten die Privathäuser fehlen, die in Paris fast durchweg ärmlich und unbedeutend sind."

Ich hatte oft die Ehre, mit Canova über die Frage der Gebärden zu diskutieren, die für die Skulptur so überaus wichtig sind, daß sie ohne Gebärden nichts vermag[1]. Die moderne Zivilisation verachtet sie jedoch. Wird Italien, wenn es die gleiche Kulturstufe erreicht hat wie Frankreich, keine Gebärden mehr haben? Es steht fest, daß man in Neapel, ja selbst in Rom, häufig eine Gebärde dem Worte vorzieht. Hängt das mit einer gewissen Ermattung bei psychischer Erregung zusammen, oder ist Furcht vor Spionen oder irgendeine uralte Gewohnheit mit im Spiel?

Canova erzählte mir, er sei eines Tages in die Kirche des heiligen Januarius in Neapel gegangen, um die mit roten Damaststreifen, Kronleuchtern und Festons reich geschmückte Kapelle des Schutzheiligen anzusehen. Er fand das alles so geschmacklos, daß sich seine Geringschätzung unbewußt in seinem Gesicht ausprägte. Ein Neapolitaner bemerkte das, trat auf ihn zu, die Arme über der Brust gekreuzt und ahmte mit seinen Händen die Bewegung der Eselsohren nach. Er wollte zu Canova sagen: „Erschrick nicht, Fremdling; die, welche die Ausschmückung der Kapelle besorgen, sind Esel."

Soll ich ein paar kleine Ateliergeheimnisse verraten? Die zweite Replik der Magdalena Canovas wurde aus dem Marmorstück gefertigt, das zwischen den Beinen der Napoleonstatue herausgemeißelt war, die heute im Vorzimmer des Herzogs von Wellington steht.

[1] S. auch S. 204.

Eine Büste Pius' VII. entstand aus einem Stück, das unterhalb des Armes entfernt wurde. Als man diese Statue Napoleons, die auf dem Seeweg nach Frankreich gebracht wurde, am Tiber einschiffte, brachte man auf dem Schiff eine Falltüre an, um sie in wenigen Minuten ins Meer versenken zu können, falls man durch englische Schiffe verfolgt würde.

28. November 1828. — Eine unserer Reisegefährtinnen, die für Mozart schwärmt, vertraute mir heute abend folgendes an: „Der erste Anblick der Peterskirche hat mich verwirrt, ohne mir den geringsten Genuß zu bereiten. Ich mußte das völlig andere Bild, das ich mir in meiner Phantasie geschaffen hatte, auslöschen, um die Peterskirche, wie sie wirklich ist, zu sehen und in mich aufzunehmen. Auch jetzt bewunderte ich dieses Bauwerk nicht. Mein Gefühl war noch von jener Peterskirche beherrscht, deren Bild ich mir nach Ihrer Darstellung gemacht hatte, bevor ich nach Rom kam. Erst jetzt, nach einem Jahre, beginne ich diese alte Vorstellung loszuwerden und mich an die Idee des wirklichen Petersdomes zu gewöhnen." Der Cicerone muß sich hüten, diese schöne Arbeit der Seele durch irgendeinen Hinweis zu stören.

Heute abend bei schönem Mondlicht besuchten wir das Kolosseum. Ich hatte geglaubt, wir würden dort eine Stimmung von süßer Schwermut finden. Was uns jedoch Herr Isimbardi gesagt hat, ist richtig: Dies Klima ist so schön und atmet solche Wollust, daß selbst der Mondschein seine Schwermut völlig verliert. Das schöne Mondlicht mit seiner zarten Traumhaftigkeit findet man an den Ufern des Sees von Windermere im Norden Englands. Es schlug Mitternacht; der Kustode war benachrichtigt und öffnete uns. Er wollte uns durchaus begleiten; das ist seine Pflicht. Wir baten ihn, uns aus der nächsten Osteria einige Flaschen Vino buono zu holen.

Das Schauspiel, das wir genossen, als wir in diesem ungeheuren Bauwerk allein standen, war gewaltig, doch ohne jede Schwermut. Es war eine große, erhabene Tragödie, aber keine Elegie ... Das

Mondlicht war so hell, daß wir einige Verse von Lord Byron lesen konnten:

I see before me the Gladiator lie:
He leans upon his hand. — His manly brow
Consents to death, but conquers agony,
And his droop'd head sinks gradually low. —
And through his side the last drops, ebbing slow
From the read gash, fall heavy, one by one,
Like the first of a thunder-shower; and now
The arena swims around him. — He is gone,
Ere ceased the inhuman shout which hail'd the wretch who won.
He heard it, but he heeded not. — His eyes
Were with his heart; and that was far away.
He reck'd not of the life, he lost no prize,
But when his rude hut by the Danub lay,
There where his young barbarians all at play,
There was their Dacian mother. — He, their sire,
Butchered to make a Roman holiday. —
All this rushed with his blood. — Shall he expire
And unavenged? — Arise! ye Goths, and glut your ire[1].

3. Dezember. — ... Welchen Ingrimm wir auch entwickeln mögen, die Regierung wird in zwanzig Jahren ungefähr dasselbe sein, was sie heute ist. Die Memoiren von Horace Walpole sind mir eine deutliche Prophezeiung dafür, welche Intrigen wir in zwanzig Jahren erleben werden. Aber dann werden viele unter uns am Ende ihres Lebens stehen. Es hat also keinen Sinn, die Freuden, die uns Kunst und Naturgenuß schenken können, so lange aufzuschieben, bis wir eine vollkommene Regierungsform besitzen. In dieser Hinsicht wird es stets Anlaß zu Zorn geben, und der ohnmächtige Zorn ist nach meiner Ansicht eine traurige Beschäftigung. Ich rate den ganz Wenigen, die sich viele lächerliche Handlungen aus Anlaß zärtlicher Leidenschaften vorzuwerfen haben, sich dem Studium der schönen Künste zu widmen. Man wird bald innewerden, daß man nur mit sehr wenigen Menschen über diesen Gegenstand reden kann.

[1] Childe Harold, C. IV, st. 140. Deutsch s. Anm. 11 im Anhang dieses Bandes.

Die soziale Stellung spricht dabei nicht mit; in Paris läßt ein Vater, der in der Malerei Ruf hat, seinen Sohn Maler werden. Mancher tritt zehn Jahre lang als Künstler auf und empfängt uns in einem Atelier, das mit größter Koketterie und viel Geist arrangiert ist; aber ein armer Teufel, der wegen Schulden im Gefängnis sitzt, hat mehr Talent als er. Ich habe diesen Vergleich absichtlich gezogen. Nichts erscheint mir den Künsten mehr zuwider als die Gewohnheiten, kraft deren ein Mensch zu Wohlstand gelangt. Nächst dem Gelderwerb ist alles, was in der Rangliste steht, dem Kult des Schönen am feindlichsten. Zu dritt kommen Schlagfertigkeit und Esprit. Die Künste bedürfen schwermütiger, etwas unglücklicher Menschen.

Auch der Sinn für Ordnung, der das Fehlen jener Träumerei verrät, die nichts so hold findet als sich selbst und die notwendige Maßnahmen stets auf die nächste Minute verschiebt, erscheint mir als starkes Indizium für den Mangel an dem, was zur Voraussetzung des Schönheitsgefühls gehört.

4. Dezember 1828. — Ich vergaß zu erwähnen, daß wir seit den ersten Monaten unseres römischen Aufenthaltes die Wappen der Päpste, welche die Künste förderten, auswendig gelernt haben; man findet sie auf der kleinsten Mauer, die sie aufführen ließen. Die fünf Bälle oder Kugeln der Medici sind weltbekannt. Eine Eiche (robur) bedeutet Julius II., der della Rovere (von der Eiche) hieß. Ein Adler und ein Drache bilden das Wappen Pauls V. Borghese; Urban VIII. Barbarini hatte in seinem Wappen Bienen, die, wie die geistreichen Leute seiner Zeit sagten, nicht ohne Stacheln waren.

Wir sind oft erstaunt, wie wenig Witz das 16. Jahrhundert besaß. Die Schriftsteller jener Zeit waren ihren Werken sehr überlegen. Der Witz fordert eine Dosis Überraschung, also etwas Unbekanntes. Voiture und Benserade bildeten das Entzücken eines der liebenswürdigsten Höfe der Welt[1]; was wäre heute abgeschmackter? ...

[1] Voiture (1598—1648), Akademiker und Schöngeist; Benserade (1612—91), Hofdichter. Beide am Hofe Ludwigs XIV. — D.

5. Dezember 1828. — Herr Ghirlanda erzählte uns von dem Mißgeschick, das Rossini bei der Erstaufführung des „Barbiers von Sevilla" in Rom hatte (1816 im Teatro Argentina).

Zunächst hatte Rossini einen baumwollenen Rock an, dessen Farbe, als er im Orchester erschien, allgemeine Heiterkeit erregte. Garcia, der den Almaviva spielte, erschien mit seiner Gitarre, um unter Rosines Fenster zu singen. Beim ersten Akkord sprangen alle Saiten. Das Hohngelächter des Parterres begann von neuem; an diesem Tage waren viele Abbati im Theater. Nun erschien Zamboni als Figaro mit seiner Mandoline; kaum hatte er sie angerührt, als alle Saiten sprangen. Basilio trat auf und fiel auf die Nase. Das Blut strömte über seinen weißen Kragen. Der unglückliche Schauspieler, der den Basilio gab, kam auf den Einfall, sein Blut mit dem Kleid abzuwischen. Bei diesem Anblick übertönte das Stampfen, das Gejohle und Pfeifen Musik und Gesang; Rossini verließ das Klavier und lief nach Hause, um sich einzuschließen.

Am nächsten Tage hatte das Stück einen Riesenerfolg; Rossini hatte nicht gewagt, im Theater oder im Café zu erscheinen; er hielt sich in seinem Zimmer verborgen. Um Mitternacht hörte er einen furchtbaren Tumult auf der Straße; der Lärm näherte sich; schließlich hörte er laute Rufe: Rossini! Rossini! „Ah! nichts ist klarer", sagte er sich, „meine arme Oper ist heute noch ärger ausgepfiffen worden als gestern, und nun kommen die Abbati, um mich zu verprügeln." Man behauptet, der Maëstro sei in dem berechtigten Schrecken, den ihm seine wilden Richter einjagten, unters Bett gekrochen, denn der Tumult hatte nicht auf der Straße haltgemacht: er hörte Schritte die Treppe heraufkommen. Alsbald klopfte es an seine Türe; man wollte sie eindrücken; man rief „Rossini", als wollte man Tote erwecken. Er zitterte am ganzen Leibe und hütete sich wohl, zu antworten. Endlich kam einer aus der Schar auf den guten Einfall, der arme Maëstro könnte Angst haben. Er kniete nieder, bückte sich und rief durch das Katzenloch, indem er ihn in seiner Begeisterung duzte:

„Rossini! wach auf! Dein Stück hatte einen Bombenerfolg. Wir kommen, um dich im Triumph umherzutragen."

Rossini traute dieser Versicherung wenig und fürchtete noch immer einen schlechten Scherz seitens der römischen Abbati; dennoch entschloß er sich, so zu tun, als ob er aufwachte, und die Türe zu öffnen. Man ergriff ihn und trug ihn mehr tot als lebendig in das Theater, wo er sich nun tatsächlich überzeugte, daß der „Barbier" einen ungeheuren Erfolg gehabt hatte. Während dieser Huldigung war die Via Argentina mit brennenden Fackeln erfüllt; man trug Rossini in eine Osteria, wo man in der Eile ein großes Souper vorbereitet hatte; der Taumel dauerte bis zum nächsten Morgen. Die Römer, diese ernsten und scheinbar so verständigen Leute, werden toll, wenn ihre Zügel gelockert sind, wie wir es im vergangenen Karneval beobachten konnten...

6. Dezember. — Ich war heute abend bei Mylady N... unter Italienern aus Venedig, Florenz und Neapel. Diese Herren sind Philosophen und der englische Punsch machte uns freimütig. Rom war durch zwei Männer von seltenstem Verdienst vertreten: könnte ich doch ihre Namen nennen! Die Fremden, die diesen Reisebericht lesen, wüßten dann, in welche Häuser man sich einführen lassen muß, um den vollkommensten Verein von gesundem Verstand und Seelenglut zu finden, der für die schönen Künste erforderlich ist. Im Jahre 1828 traf ich diese Herren bei einer französischen Dame, die das höchste Genie zu begreifen vermochte. Umsonst wohnte sie im entlegensten Stadtviertel Roms; wir gingen jeden Abend eine Meile weit durch menschenleere Straßen: wohin wären wir nicht gegangen, um den lebendigsten und überraschendsten Geist, die vollste Freimütigkeit und die liebenswürdigste Heiterkeit zu finden?

Diese Art von Heiterkeit fanden wir heute abend beim Konzert der Mylady N... freilich nicht; aber immerhin waren wir in unserem kleinen italienischen Kreise durchaus nicht traurig: der englische cant konnte nicht bis zu uns dringen.

Don F[ilippo] G[aëtani][1] erzählte uns: Ein römischer Principe, der reich, jung und galant ist und sich in die Frau eines Tischlers oder eines Tuchhändlers verliebt, hat Angst vor dem Gatten. Dieser Gatte wird, wenn er sich ärgert, dem Principe einen tödlichen Dolchstoß versetzen.

Das ist der Grund, weshalb Rom dem übrigen Italien den Rang abläuft. In den anderen Städten wird ein junger, verschwenderischer Principe, der seinen Liebschaften nachgeht, den Tischler bestechen, dessen Frau ihm gefällt; dem Tuchhändler wird er eine sehr nützliche Protektion bezeigen, und alles läuft in friedlichster Weise ab. Ist der Gatte zufällig störrisch, so läßt er seinen Zorn an seiner Frau aus und kommt sich wie ein Held vor, wenn er dem Principe ein unfreundliches Gesicht macht. In manchen Städten ohne jede Vorurteile oder Leidenschaften ist der Gatte der beste Freund des Principe und bestellt die Diners in der Osteria. In Rom, ich wiederhole es, wird der Gatte den Principe ohne weiteres töten.

Im Jahre 1824 gab ein Engländer einem Waffenschmied auf der Piazza di Spagna ein Jagdgewehr zum Ausbessern; am nächsten Tage brachte ein Arbeiter das Gewehr zurück und verlangte dafür zwei Scudi; dieser Preis erschien dem Engländer unverschämt und er gab ihm nur einen. „Ich kann Ihnen das Gewehr nicht hier lassen", sagte der Arbeiter, „mein Meister würde mich schön anfahren. Erlauben Sie, daß ich den Ladestock mitnehme; Sie können ihn im Laden abholen und mit dem Meister sprechen."

Der junge Engländer kam in den Laden und verlangte seinen Ladestock; es kam zu einem Wortwechsel. Die Römer behaupteten, der Engländer hätte dem Waffenschmied einen Schlag mit der Reitpeitsche versetzt. Tatsache ist, daß sich der Engländer und der Meister prügelten, als ein junger Arbeiter infolge des Lärms in den Laden kam. Als er sah, daß sein Meister geprügelt wurde, ergriff er eine

[1] Der Bruder des Herzogs von Sermoneta. S. Corr. III, 119, Anm.

alte Degenklinge, die auf dem Boden herumlag, und stieß sie dem Engländer ins Bein; er wäre fast daran gestorben[1].

Die englische Kolonie spie Feuer und Flammen. Der Kardinal Cavalchini sagte sehr kaltblütig: „Es scheint, daß die Herren Engländer gewohnt sind, die Handwerker in England und Frankreich zu prügeln. Warum kommen sie nach Rom? Kennen sie das alte Sprichwort nicht: ‚Si vivis Romae, romano vivito more‘?"

Ich zweifle nicht, daß der große Name des Römers viel dazu beigetragen hat, dem Volke diese Charaktergröße zu geben. Im Jahre 1798, als die römische Republik proklamiert ward, wurden einige Handwerker Soldaten und bewiesen vom ersten Tage an heroische Tapferkeit. Aber der Römer kämpft nur, wenn er zornig ist. Er verachtet den Nachbar oder denkt nur an ihn, um ihn zu hassen. Die Achtung vor den Mitmenschen, die eitle Völker Ehre nennen, kennt er nicht. Man versuche es in Paris, London und Rom, einen Arbeiter zu prügeln, und man wird die Erfahrung machen, daß der Römer „boshaft" genug ist, sich zu rächen.

Gegen Ende der Gesellschaft erschien Herr Savarelli, einer unserer Freunde, der aus Norditalien kommt. Er ist von Mailand entzückt: es ist die Stadt des Vergnügens; keine kann sich mit ihr auf diesem Gebiet messen; Turin und Genua sehen aus wie Gefängnisse.

Herr von Metternich hat sein System gegenüber den Mailändern gewechselt; er will sie durch Vergnügungen verführen. „Mir war es", sagte Savarelli, „als hätten alle hübschen Husarenoffiziere des österreichischen Heeres sich in Mailand ein Stelldichein gegeben. Der Adel grollte und sparte seit der Schlacht von Marengo, das ist nun neunundzwanzig Jahre her. Heute hört man von nichts anderm sprechen, als von Bällen und Festlichkeiten. Der Luxus mit englischen Pferden hat unglaublich zugenommen."

---

[1] Etwas anders in dem Briefe „Die Engländer in Rom" im Anhang dieses Bandes. — v. D. B.

Volpine, der Generalsekretär der Polizei, ein junger, sehr liebenswürdiger Mann, sagte zu Savarelli, man habe seit zwei Jahren nur drei Franzosen ausgewiesen; H. B. war einer von ihnen[1]. Lorenzani-Langfeld, der Polizeipräsident, erklärte Herrn Savarelli, die vielen Patrouillen seien nötig gegen die zahlreichen Räuber, die Mailand unsicher machen. Savarelli glaubt nicht an diese Räuber; er sieht in dieser Äußerung nur eine Aufmerksamkeit Langfelds, der nicht will, daß die Patrouillen, die diese „Kolonie" im Zaume halten sollen, die Vergnügungen stören. Kurzum, die Sinnenlust ist die Königin dieses liebenswürdigen Landes. Mailand ist im Begriff, die Franzosenzeit zu vergessen und allmählich wieder die Stadt zu werden, die es im Jahre 1760 war, als Beccaria schrieb: „Wir sind hundertundzwanzigtausend Einwohner, und kein Dutzend darunter denkt an etwas anderes als an das Vergnügen" ...

Mailand ist augenblicklich zweifellos eine der glücklichsten Städte der Welt. Die österreichischen Kommandanten sind geistreiche Leute. Und nachdem sie mit ihrer Strenge gescheitert sind, wollen sie es mit der Verführung versuchen[2]. Der politischen Stellung Mailands

[1] Henry Beyle, der Verfasser dieses Buches, wurde Anfang 1828 aus Mailand ausgewiesen, weil die Polizei erfahren hatte, daß Beyle und Stendhal Synonyme seien. (Brief vom 17. Januar 1828, Correspondance II, 481.) Metternich hatte an Stendhals Reisewerk „Rome, Naples et Florence" Anstoß genommen. Vgl. die Einleitung. — v. O. B.

[2] Am 5. April 1828 hatte Stendhal über Mailand wie folgt geschrieben: „Mailand ist eine Kolonie, vor der das Haus Österreich Angst hat; die Strenge seiner Polizei ist weltberühmt. Trotzdem werden dort viele Bücher gedruckt. Florenz erfreut sich anständiger Freiheit, und doch bringt die Presse dort nichts Neues hervor. So groß ist die Kraft des Sauerteigs der Kultur, den Napoleon und die zwei-, dreitausend höheren Menschen, die er anstellte, in der Lombardei zurückließen. Der Mailänder Nobile, mag er durch seine soziale Stellung noch so reaktionär sein, ist, wenn er im Jahre 1790 geboren wurde, in einer Stadt aufgewachsen, die voller Begeisterung für einen großen Mann war, der Italien aus dem Nichts emporgehoben hat. Der Privilegierte, der, wie ich annehme, um 1790 geboren wurde, ist jetzt 38 Jahre alt und wird bald die Erbschaft seiner Familie antreten. Das ist der Grund, weshalb der Buchhandel in Mailand jetzt mehr floriert als in Florenz."

nachzutrauern, das unter Napoleon die Hauptstadt Italiens war, wird bald ein Zeichen von Altersschwäche und unerträglicher Sentimentalität sein.

10. Dezember 1828. — Wir kamen eben von einer Besichtigung jenes unvollendeten Christus von Michelangelo, der in einer Torhalle am Korso steht, als wir lautes Geschrei vernahmen und einen Menschen sahen, der Reißaus nahm. Man sagte uns, es sei ein Tischlergehilfe, der eben einen reichen Getreidehändler ermordet habe, weil er der Liebhaber seiner Frau war.

Da wir zu Fuß gingen, verfolgten wir den eifersüchtigen Gatten trotz des Schreckens unserer Reisegefährtinnen aus der Entfernung. Er stürzte auf den Stufen von Santa Maria Maggiore nieder, nachdem er fast eine halbe Stunde gelaufen war. Die Polizei stellte sofort einen Posten auf, um den Mörder zu überwachen, während man die nötige Erlaubnis einholte, um ihn auf den Stufen der Kirche zu verhaften. Das Volk des Stadtviertels der Monti umringte den Mörder und den Posten, die sich gegenseitig beobachteten. Wir stellten uns an ein benachbartes Fenster, das wir für den Augenblick mieteten, um das Ende dieses Ereignisses abzuwarten, als wir plötzlich sahen, daß sich das Volk zwischen den Posten und den Tischlergehilfen drängte, der sofort verschwand.

Auf dem Korso, als er aus dem Hause des reichen Getreidehändlers herausstürzte, rief das Volk: „Poveretto!“ Wir dachten, dies Mitgefühl gälte dem Sterbenden. Mit nichten: es galt dem Rächer.

11. Dezember. — Die Tramontana, der lästige Nordwind, reizt ohne Zweifel zum Morde. Folgendes geschah heute nacht in der Via Giulia hinter dem Palazzo Farnese. Ein junger Mann, angeblich Uhrmacher, machte seit mehreren Jahren einer gewissen Mathilde Gallina den Hof. Er hatte ihre Eltern um ihre Hand gebeten, wurde jedoch zurückgewiesen, weil er zu arm war. Mathilde war nicht beherzt genug, um mit ihm zu fliehen. Man verheiratete sie an einen reichen Kaufmann, und die Trauung fand gestern statt.

Während des Hochzeitsmahles wurden die Eltern Mathildes von heftigen Schmerzen befallen. Sie waren vergiftet und starben gegen Mitternacht. Der junge Mann schlich indessen, als Musiker verkleidet, im Speisesaal umher; er trat auf Mathilde zu und sagte zu ihr: „Jetzt kommen wir dran!" Er tötete sie mit einem Dolchstich und entleibte sich dann selbst. Unmittelbar nach dem Tode der Eltern ergriff der Gatte, der den Zusammenhang erriet, die Flucht.

12. Dezember. — Was gäbe ich darum, könnte ich dem Leser, der die Güte hatte, mir bis hierher zu folgen, den ruhigen Gesichtsausdruck einer schönen Römerin schildern! Ich bin überzeugt, daß ein Mensch, der Frankreich nie verlassen hat, sich keinen Begriff davon macht. In Paris bewirkt die Lebensart und eine gewisse Gefallsucht eine ganz leise Bewegung der Augen und Mundwinkel, die bald zur Gewohnheit wird.

Eine Römerin blickt einen Menschen, der mit ihr spricht, an, wie man am Morgen in der Campagna einen Berg anschaut. Sie fände es höchst töricht, eine lächelnde Miene aufzusetzen, bevor man ihr etwas sagt, das des Lachens wert ist. Diese völlige Unbeweglichkeit ihrer Gesichtszüge macht das geringste Zeichen von Teilnahme überaus schmeichelhaft. Ich habe auf dem Lande manchmal tagelang den Gesichtsausdruck einer jungen Römerin beobachtet. Er blieb unbeweglich und nichts konnte ihn verändern. Er verriet weder Laune noch Strenge und Unnahbarkeit oder dergleichen — nur Unbeweglichkeit. Der kühlste Mann muß sich sagen: „Welches Glück, solch eine Frau liebestoll zu machen!" Alles in allem ist nichts schwieriger, als sich mit einer Römerin gut zu stehen. Der Stolz kämpft fortwährend mit der geringen Zuneigung, die man ihr einflößen kann. Man muß den Dummen spielen und seinen Geist verbergen; sie fürchtet beherrscht zu werden[1].

[1] Die zwei letzten Sätze stammen aus dem in der Einleitung erwähnten handschriftlichen Exemplar (datiert 5. August 1832). S. Soriées du Stendhal-Club II, 171. — v. O. B.

18. Dezember. — Rom hat gar nichts von der Heiterkeit, dem lauten Treiben und dem Geschrei einer Großstadt wie Neapel. Die ersten Tage glaubt man in der Provinz zu sein. Bald aber gewinnt man dem ruhigen Leben, das man hier findet, Geschmack ab. Es hat einen Reiz, der die unruhigen Leidenschaften erstickt. Ein Franzose von natürlichem, gesundem und tiefem Geiste sagte gestern zu mir: „Ich möchte wirklich, daß mich der Papst zum Monsignore mache. Ich würde hier mein Leben im Betrachten und Erforschen der Denkmäler zubringen."

Zur Zeit des Kardinals Consalvi hätte ich diesen Wunsch geteilt: Rom wäre ein sehr guter Zufluchtsort vor der Welt, ihren Ränken und Leidenschaften, and their sea of troubles, wie Hamlet sagt. Dies Gefühl bevölkerte die Klöster im 13. Jahrhundert.

20. Dezember 1828. — Hierzulande mischt sich die Regierung in alles; der Privatmann kann ohne Erlaubnis nichts tun, jedermann sucht ein Privileg zu erlangen. Trotzdem fühlt der Fremde den Wunsch, sich eine Idee von dieser Regierung zu bilden, deren Wirkungen er überall spürt; nichts ist jedoch schwieriger. Die Mehrzahl der päpstlichen Regierungsmaßregeln sind Verstöße gegen die Regel, die durch eine hübsche Frau oder einen einflußreichen Mönch durchgesetzt sind.

Man findet in den Briefen Gregors V. häufig den Titel Kardinal; dies Wort bezeichnet hier aber nur das Haupt einer Kirche. In jenen Zeiten, wo der Despotismus selten war, weil es noch persönlichen Mut gab und die Regierenden weniger Lockmittel hatten, regierten die Priester und die Diakone der römischen Kirche mit dem Papste, der durchaus kein Despot war. Während der Sedisvakanzen leiteten sie die Diözese Rom und sogar die gesamte Kirche. Die Priester und Diakone der römischen Kirche wählten den Papst gewöhnlich aus ihrer Mitte. Die Akten der Konzile vor dem Jahre 1000 zeigen, daß die Bischöfe höher standen, als die Kardinäle. Die Kardinaldiakone standen weit unter den Diakonen. Erst auf dem dritten lateranischen

Konzil (1179) bestimmte Alexander III., daß die Stimmen von zwei Dritteln aller Kardinäle für die Papstwahl genügten. Innocenz IV. verlieh ihnen im Jahre 1244 den roten Hut. Diese Farbe wurde gewählt, um den Kardinälen zu zeigen, daß sie stets bereit sein sollten, ihr Blut für die Kirche zu opfern. Im Jahre 1277 gab es nur sieben Kardinäle, 1331 schon zwanzig. Unter Leo X. zählte man ihrer sechzig. Sixtus V. erhöhte ihre Zahl im Jahre 1586 auf siebzig, da Christus ebensoviele Schüler gehabt habe. Aber dieser kluge Fürst bestimmte auch, daß stets vier von ihnen aus den Mönchsorden hervorgehen sollten.

Von den siebzig Kardinälen sind sechs Bischöfe, fünfzig führen den Titel Kardinalpriester, und vierzehn sind Kardinaldiakone. Der liebenswürdige Kardinal Consalvi ist stets Diakon geblieben und hat sich nie als Priester betrachtet. Albani wurde 1801 Kardinal und war 1823 noch nicht einmal Subdiakon; er empfing die Weihen nur, um das Konklave betreten zu können, zu dem kein Laie Zutritt hat.

Die Posten des Camerlengo, des Vizekanzlers, des Vikars und des Staatssekretärs sind von Kardinälen besetzt.

Vor hundertundfünfzig Jahren war der Posten des Staatssekretärs fast bedeutungslos; heute ist er der erste Minister für die weltlichen Geschäfte des Kirchenstaats, und da er mit dem Papste oft zu tun hat, so übt er auch auf die kirchlichen Angelegenheiten großen Einfluß aus.

Der Kardinal Camerlengo heißt so, weil er an der Spitze der Apostolischen Kammer oder Finanzverwaltung steht. Am Todestage des Papstes erhält er die höchste Autorität. Die Schweizergarde untersteht ihm, man schlägt Münzen mit seinem Namen und Wappen. Er zieht den Fischerring vom Finger des verstorbenen Papstes und ergreift Besitz vom Vatikan. Zu der Zeit, wo die Kardinalnepoten die Macht hatten, waren sie meist Camerlenghi; der Präsident de Brosses beschreibt sehr anschaulich das Benehmen des furchtbaren Kardinals Albani, der im Jahre 1740 beim Tode Clemens XII. Camerlengo war.

Rom, 10. Februar 1740

„Der treue Pernet trat heute früh in mein Zimmer, um mir zu melden, daß der Statthalter Christi verblichen sei; er ist zwischen sieben und acht Uhr morgens gestorben. Schon höre ich die Glocke des Kapitols läuten und in unserem Stadtviertel die Trommel schlagen. Ich verlasse Sie.

Ich kehre soeben vom Palast von Monte Cavallo zurück, wo ich ein trauriges Bild menschlicher Größe sah. Alle Gemächer waren offen und verlassen; ich durchschritt sie, ohne einer Katze zu begegnen, bis zum Zimmer des Papstes, dessen Leichnam im Bette lag und von vier Jesuiten bewacht wurde, die Gebete murmelten oder wenigstens so taten. Der Kardinal Camerlengo (Annibale Albani) war um neun Uhr gekommen, um seine Funktionen zu erfüllen. Er klopfte mehrere Male mit einem kleinen Hammer auf die Stirn des Toten und rief ihn beim Namen: „Lorenzo Corsini!“ Und als ihm keine Antwort ward, sagte er: „So ist also Eure Tochter verstummt.“ Und nachdem er ihm den Ring vom Finger gezogen hatte, zerbrach er ihn, wie es Brauch ist. Alle Anwesenden folgten ihm, als er sich entfernte. Gleich darauf wurde das Gesicht des Toten rasiert und etwas geschminkt, so daß die erhabene Blässe des Todes gemildert wird; denn der Leichnam des Papstes muß lange Zeit öffentlich ausgestellt bleiben. Ich versichere Ihnen, daß der Papst in diesem Zustand besser aussah, als während seiner Krankheit. Er hat sehr regelmäßige Gesichtszüge; er ist ein sehr schöner Greis. Der Körper soll abends einbalsamiert werden. Augenblicklich beschäftigt man sich mit vielen Dingen, welche die Stadt in Aufregung versetzen, der Leichenfeier, dem Katafalk, der Vorbereitung zum Konklave. Der Camerlengo regiert während der papstlosen Zeit wie ein Herrscher. Er hat das Recht, während einiger Tage Geld mit seinem Namen und zu seinem Nutzen prägen zu lassen. Er ließ dem Direktor der Münze sagen, daß er ihn hängen ließe, wenn er im Laufe der drei nächsten Tage nicht eine bestimmte, sehr bedeutende Summe Geld prägen lasse. Der Direktor wird sich das

gesagt sein lassen. Dieser furchtbare Camerlengo ist ein Mann, der Wort hält."

22. Dezember.—Ich habe mich einer Art Lüge zu zeihen: die Sitten in Ferrara sind nicht die gleichen wie in Bologna oder in Padua. In Italien ist auf jede zehn Meilen Entfernung alles verändert; und doch mußte ich, um nicht indiskret zu sein, den Schauplatz der folgenden Anekdote verändern.

Auf einem großen Ball im Adelskasino von Brescia ging der junge Vitaliani aus Cremona mit müßiger, ja verlegener Miene herum. Das machten seine neunzehn Jahre. Ein älterer Mann, der ihm als einer der patiti der hübschen und glänzenden Contessa Pescara bekannt war, redete ihn an: „Mein junger Freund, ich weiß, Sie wünschen der Contessa vorgestellt zu werden; kommen Sie mit, sie ist hier; ich übernehme die Zeremonie." — „Wie? Ich? Der Contessa Pescara?" erwiderte der junge Mann errötend. „O nein! ich denke gar nicht daran!" — „Wie kindisch! Ich bin sicher, daß das Gegenteil der Fall ist. Sie sehnen sich halbtot nach ihr. Vorwärts, kommen Sie mit."

Der junge Mann weigert sich aus Schüchternheit und geht fort. Der arme patito erstattet Bericht über seine Mission und muß sich sagen lassen, daß er ein Tölpel und ein Dummkopf sei.

Kurz darauf im Gedränge beim Durchschreiten einer Tür gibt die Contessa Pescara dem Vitaliani einen kleinen Schlag mit dem Fächer auf die Schulter und sagt mit reizendem Lächeln: „Sie sind vorgestellt!" — „Wie, Signora!" ruft Vitaliani errötend. „Ich wünsche Sie in meiner Gesellschaft zu sehen, kommen Sie morgen um zwei Uhr zu mir."

Der junge Mann wird blutrot, findet kein Wort der Entgegnung, grüßt linkisch und geht. Die Nacht verbringt er schlaflos und geht am nächsten Tage mehr tot als lebendig zum Stelldichein. Man ahnt das Weitere: Vitaliani war nie im Leben glücklicher. Am Abend, trunken vor Glück und Freude, trifft er die Contessa im Theater; er will sie anreden, sie gibt ihm kaum eine Antwort und sagt nur oberflächliche

Dinge. Am Tage darauf trifft er sie in großer Gesellschaft wieder; sie scheint ihn nicht mehr zu kennen. Am übernächsten Tage kennt sie ihn wirklich nicht mehr und fragt ganz laut: „Wer ist denn der lange blonde junge Mensch, der mich immerfort anstarrt? Ich habe ihn noch nirgends gesehen; er kommt wohl gerade von der Schulbank?"

Der Fürst Don C... P... meint, daß derartige Züge in Rom äußerst selten seien und auch dem Ruf einer Frau schaden würden...

23. Dezember 1828. — Wir kommen aus der Archäologischen Akademie, die ihre Sitzungen in der Nähe des Palazzo Farnese abhält. Diese Leute sind nicht ränkesüchtig; man sieht, daß sie an ihren Werken und nicht an ihrem Erfolg arbeiten. Was sie sagen, haben sie sorgfältig studiert, jeder nach besten Kräften. Die römischen Gelehrten leben einsam; doch da sie sich durch ihr einsames Leben dem Spott entziehen, so betrachten sie eine Sache für erwiesen, sobald sie davon überzeugt sind. Ich traue ihnen ein sehr feines Stilgefühl in architektonischen Dingen zu. Die Buchstabenform einer Inschrift sagt ihnen sofort, aus welchem Jahrhundert sie stammt.

Tag für Tag macht man hier irgendeine Entdeckung. So fand man gestern beim Grabmal der Cäcilia Metella den Grabstein eines Reiteroffiziers aus der ersten Kaiserzeit, der im Alter von neunzehn Jahren gestorben ist. Drei Mitglieder der Akademie begaben sich heute morgen nach der Ausgrabung, und am Abend erstatteten sie einen zwar geschmacklosen, aber sehr inhaltreichen Bericht. Einer oder zwei von den Gelehrten, hinter denen wir saßen, hatten die Miene von Pfuschern, ein Fehler, der beispielsweise bei Zahnärzten die große Geschicklichkeit nicht ausschließt...

Der Aufenthalt in Rom erzeugt den Geschmack für die Kunst; aber die natürlichen Anlagen oder der Oppositionsgeist lenken ihn oft in ganz eigene Bahnen. So sind drei von unserer Gesellschaft, die sich vor ihrer italienischen Reise kein Bild ansahen, nunmehr für Rubens

begeistert, den sie für den größten Maler halten, ebenso wie sie überzeugt sind, daß Thomas Lawrence ein besserer Porträtmaler sei als Morone, Giorgione, Paris Bordone, Tizian usw.

Sir Thomas Lawrence weiß den Augen einen erhabenen Ausdruck zu geben, aber es ist immer der gleiche. Das Fleisch seiner Gesichter ist weich und schlaff. Lächerlich ist auch seine Manier, die Schultern seiner Bildnisse zu zeichnen. Nach meinem Dafürhalten gibt niemand eine bessere Vorstellung von einem Menschen als Holbein. Man sehe sich im Louvre das einfache Profil des Erasmus an.

Man spricht in Rom viel von den Einfällen der Barbaren, die Rom verwüstet und die römischen Denkmäler zerstört haben. Diese Idee regt wie alles Unklare die Phantasie auf. Ich gebe im folgenden den Anfang einer Aufzeichnung über die Barbaren. Die meisten besaßen Tapferkeit und Freiheitsliebe und die Überbleibsel der Sitten, die Tacitus in seiner Germania beschrieben hat.

1. Alarich, König der Goten, erobert Rom im Jahre 410 (Paulus Diaconus l. XII). Sein Heer bleibt nur drei Tage in Rom. Die Verwüstungen waren in der Campagna ärger als in Rom selbst. Alarich schlug sein Lager in der Nähe der Porta Salara auf; die Verwüstung erstreckte sich bis gegen Baccano und Monterotondo.

Nach Alarichs Tod in Cosenza kamen die Goten unter ihrem neuen König Athaulf von neuem nach Rom. Das ganze Land an der Straße von Terracina nach Rom durch die Berge wurde verwüstet.

2. Im Jahre 424 zog Genserich, der Vandalenkönig, in Rom ein, das keinen Widerstand wagte. Er blieb nur vierzehn Tage (Paulus Diaconus l. XV). Genserich schleppte, soviel er konnte, an Statuen und Kunstwerken fort. Die Bitten des Papstes Leo machten großen Eindruck auf ihn; doch das ganze Flachland zwischen Rom, Neapel und dem Meer wurde mit Feuer und Schwert überzogen.

3. Im Jahre 472 kam Ricimer, König der Goten[1], nach Rom und plünderte es. Zahlreiche Häuser wurden niedergebrannt

[1] Er war aus svevischem Königsgeschlecht und römischer Heerführer. — v. d. B.

(Paulus Diaconus l. XVI). Ricimer rückte über Civita Castellana und Sutri an.

4. Von 520 bis 530 verheerte Odoaker, König der Heruler, zweimal die römische Campagna. Zum erstenmal, als er nach der Abdankung des Augustulus Besitz von Rom ergriff; dann, als er vor Theodorich, dem König der Ostgoten, floh, der ihn bei Aquileja und Verona geschlagen hatte, und Rom sich weigerte, ihm die Tore zu öffnen (Paulus Diaconus l. XVI).

5. Im Jahre 527 belagerte Vitiges, König der Goten, Rom. Es wurde von Belisar ein Jahr lang verteidigt, und der Barbar vermochte es nicht einzunehmen. Er rächte sich, indem er in der römischen Campagna jede Spur von Zivilisation vernichtete. Er ließ sogar die Denkmäler und Aquädukte an der Via Appia von Rom bis Terracina zerstören (Paulus Diaconus l. XVII).

6. Von 546 bis 556 vollendete Totila, der König der Ostgoten, die Zerstörung der Umgebung Roms. Nach mehrmonatlicher Belagerung zog er durch die Porta Ostiensis in Rom ein; er war über Palestrina und Frascati gekommen und wollte Rom dem Erdboden gleichmachen (Muratori, Band III; Procop l. II; Paulus Diaconus l. XVII).

7. Endlich vollendeten die Langobarden die Verwüstung der Campagna und richteten, wie die zeitgenössischen Schriftsteller berichten, mehr Unheil an als alle Barbaren, die vor ihnen gekommen waren. Sie erschienen zuerst im Jahre 593 und zum zweitenmal viel später im Jahre 755 unter ihrem König Aistulph (s. Muratori, Band II, 96, 117; Baronius, Band X).

Es folgen die verwickelten Einfälle von Kaiser Heinrich IV., Robert Guiscard und den Sarazenen usw.

25. Dezember 1828. — Wir sind heute früh vielleicht zum zehntenmal zur Papstmesse gegangen; sie wird in der Sixtinischen Kapelle zelebriert, wenn der Papst im Vatikan wohnt, dagegen in der Capella Paolina, wenn Seine Heiligkeit im Quirinal wohnt. Diese Messe findet jeden Sonn- und Festtag statt und fällt nie aus, solange der

Papst sich wohl befindet. Michelangelos Jüngstes Gericht, das die ganze Rückwand der Sixtinischen Kapelle einnimmt, wird an solchen Tagen mit einem Wandteppich nach der Verkündigung von Baroccio verhängt. Vor diesem Wandteppich steht der Altar. In Frankreich kommt etwas so Barbarisches sicher nicht vor. Der Papst tritt durch die Rückwand der Kapelle ein und setzt sich zur Linken der Zuschauer auf einen Lehnstuhl mit sehr hoher Rückenlehne. Dieser Thron ist mit einem Baldachin überdacht. Zur Linken sitzen längs der Wand, mit ihren roten Gewändern bekleidet, die Kardinalbischöfe und -Priester. Die Kardinaldiakone, deren es wenige gibt, sitzen rechts von den Zuschauern dem Papst gegenüber. Die Papstmesse ist das Stelldichein sämtlicher Höflinge. Eine große Menge von Mönchen hat das Recht, ihr beizuwohnen, und fehlt nie. Es sind die Ordensgeneräle, die Prokuratoren, Provinzialen und so weiter. Diese sind vom Publikum nur durch eine niedere Holzschranke getrennt. Es ist für einen gewandten Ausländer durchaus nicht schwierig, mit ihnen eine Unterhaltung anzuknüpfen. Macht der Fremde sich den Spaß, eine grenzenlose Bewunderung für die Jesuiten vorzuspiegeln, so wird er es erleben, daß die meisten Mönche, und besonders die weißgekleideten, eine sehr entschiedene Antipathie gegen die Jünger Loyolas an den Tag legen.

Diese Unterhaltungen finden vor Beginn der Messe statt und während man den Papst erwartet. Der Reihe nach sieht man alle Kardinäle ankommen. Jeder kniet nach Betreten der Kapelle an einem vor dem Altar aufgestellten Betschemel nieder und verweilt hier drei oder vier Minuten, wie in brünstiges Gebet versunken; die meisten Kardinäle erheben sich von diesem Akt mit großer Würde und höchst salbungsvoll ...

Wir bemerkten unter den Höflingen zwei weiße Mönche von großer Eleganz. Sie hatten die Güte, uns die Namen der eintretenden Kardinäle zu nennen. Es ist wichtig, sehr sorgfältig gekleidet zu sein; diese braven Mönche mustern die Orden und Ehrenzeichen sehr neugierig und beurteilen einen Menschen nur nach dem Anzug.

30. Dezember 1828. — Wir machten Abschiedsbesuche bei einigen Denkmälern, die ich zu erwähnen vergaß. Heute früh gingen wir bei ziemlicher Kälte nach der Kirche Sant' Agnese fuori le mura; sie ist eines der schönsten Wanderungsziele.

Ungefähr eine Miglie vor der Porta Pia sieht man eine kleine Kirche, zu der man auf einer herrlichen Treppe von fünfundvierzig Stufen hinabsteigt; an ihren Seitenmauern erblickt man rechts und links mehrere Grabinschriften. Diese Art, eine Kirche zu betreten, gemahnt auffallend an das Ende der Christenverfolgungen und das Zeitalter Konstantins, der sie erbaut hat. Wir empfanden wieder jene Ehrfurcht vor den christlichen Altertümern, die unsere Seelen oft überkommt, trotz der Erinnerung an das, was die Christen verbrochen haben, als sie die Stärkeren waren ...

In dieser reizenden Kirche ist alles kostbar. Die Tribuna ist mit einem alten Mosaik aus der Zeit Honorius' I. geschmückt. Man liest darauf den Namen der heiligen Agnes. Auf dem Madonnenaltar bemerkten wir einen Kopf des Erlösers, der von Michelangelo sein könnte. In derselben Kapelle steht ein schöner antiker Kandelaber. Sant' Agnese nähert sich sehr der Form der antiken Basiliken, die im täglichen Leben der Römer eine so große Rolle spielten.

Der Bibliothekar Anastasius, jener indiskrete Autor, der die Geschichte der Päpstin Johanna erzählt, sagt, daß Konstantin der Große, nachdem er die Kirche Sant' Agnese erbaut hatte, daneben ein rundes Baptisterium anlegte, worin die beiden Konstanzen, seine Schwester und seine Tochter, die Taufe empfingen. Man fand in diesem Baptisterium, das heute Santa Costanza heißt, einen Porphyrsarkophag, auf dem Genien und Weintrauben in Flachrelief dargestellt sind. Im Jahre 1256 erkannte Papst Alexander IV., daß die Leiche, die in diesem Sarkophage lag, die der heiligen Costanza war; er ließ sie unter dem Hauptaltar beisetzen und verwandelte das Gebäude in eine Kirche. Pius VI. ließ den Sarkophag in den Vatikan bringen ...

Bei der Rückkehr nach Rom besichtigten wir noch einmal die malerische Ruine, die den Namen Tempel der Minerva Medica trägt... Man fand hier nämlich die berühmte Statue der Minerva mit einer Schlange zu ihren Füßen, die Pius VII. von Lucien Bonaparte erwarb und die sich jetzt im Vatikan befindet; daher stammt der Name Minerva Medica.

Es scheint mir, daß dies Bauwerk einfach ein Pavillon war[1], den ein reicher Römer inmitten seiner Gärten errichtete. Der Stil der Wölbung und der Mauern, die sie tragen, deutet auf das Zeitalter Diokletians. Außer der Statue der Minerva fand man hier unter Julius III. die Statuen des Äskulap, der Pomona, des Adonis, der Venus, des Faun, Herkules und Antinous. Die Ziegelwölbung, welcher die Ruine ihre malerische Wirkung verdankt, wurde unter Leo XII. restauriert.

Die Thermen des Titus, Domitian, Trajan und Hadrian sind wahrscheinlich nur verschiedene Teile einer ungeheuren Anlage, in der die Römer Gärten, Bäder und Bibliotheken fanden und vor allem die Freude der Unterhaltung. Sie erstreckten sich vom Kolosseum bis zur Kirche San Martino. Man müßte eine zwanzig Seiten lange Beschreibung machen, um einen annähernden Begriff von diesen Ruinen zu geben; das wäre kaum der Mühe wert[2]...

31. Dezember. — Wir stiegen in das Tal zwischen Palatin und Aventin hinab, das in alter Zeit Murcia hieß. Hier veranstaltete Romulus prachtvolle Spiele zu Ehren des Neptunus Consus. Hier spielte auch der Raub der Sabinerinnen. Tarquinius legte hier den Zirkus Maximus an. Dionys von Halikarnaß sah diesen Zirkus, nachdem ihn Cäsar restauriert und vergrößert hatte; er hat uns eine

[1] Es war ein großes Wasserwerk, wie die Aufdeckung der Röhrenleitung bewiesen hat, wahrscheinlich das Nymphaeum Alexandri. — v. O. B.
[2] Trotzdem läßt Stendhal hier eine längere archäologische — jetzt veraltete — Beschreibung der Titusthermen, der Sotto Sale, der Diokletiansthermen usw. folgen, denen sich noch ein Besuch des Amphitheatrum Castrense und der Porta Maggiore anschließt. — v. O. B.

Beschreibung davon hinterlassen. Als er von Trajan und Konstantin abermals vergrößert war, konnte er vierhundertundfünftausend Zuschauer fassen.

Dieser Zirkus hatte, wie alle anderen, die Form eines Trapezes. Eine der Schmalseiten bildete einen Halbkreis; die andere war kaum merklich ausgebogen. Das große Eingangstor befand sich im Halbkreis. Ihm gegenüber standen die Wagen, die sich am Rennen beteiligten; die Stelle, wo sich Pferde und Wagen bis zum Zeichen der Abfahrt befanden, hieß Carceres. Im Zirkus Maximus lagen die Carceres auf der Seite des Tiber und das Eingangstor auf der Seite der Via Appia.

Die lange schmale Erhebung in der Mitte der Arena, welche die Wagen siebenmal umfahren mußten, hieß Spina. Kleine Altäre, Statuen und Säulen, zwei ägyptische Obelisken standen auf der Spina des Zirkus Maximus. An den beiden Enden standen die Prellsteine, Metae[1].

Mit Ausnahme der Seite der Carceres war die Arena des Zirkus Maximus von zweistöckigen Säulenhallen umgeben. Vor diesen befanden sich abgestufte Sitzreihen. Hier spielte sich die bekannte Geschichte des Androkles ab, die uns im Gymnasium so viel Vergnügen machte. Aulus Gellius erzählt, daß Androkles, als er den wilden Tieren ausgesetzt wurde, um zerrissen zu werden, plötzlich von einem Löwen, der sich schon auf ihn gestürzt hatte, erkannt wurde. Er hatte ihm einmal in Afrika einen Dorn aus der Pranke gezogen. Der Löwe begann ihn zu liebkosen . . .

Nicht weit von hier, an der Via San Gregorio, befand sich das berühmte Septizonium des Kaisers Septimius Severus. Wie sah dieser prächtige Portikus aus? Alles, was wir darüber wissen, ist, daß er drei Stockwerke hatte und daß Sixtus V. ihn abbrechen ließ, um die Säulen in der Peterskirche zu verwenden . . .

[1] Metaque fervidis evitata rotis (die mit glühenden Achsen umfahrenen Prellsteine. — Horaz).

6. Januar 1829. — Ich führte einen jungen Engländer in Rom herum, der aus Kalkutta kommt, wo er sechs Jahre gelebt hat. Sein Vater hat ihm zehntausend Franken Rente hinterlassen; er war in den Augen seiner Londoner Freunde entehrt, weil er erklärt hatte, er wolle mit diesem Sümmchen als Philosoph leben und nichts tun, um sein Vermögen zu vergrößern. Er mußte nach Indien gehen oder sich der Verachtung aller seiner Bekannten aussetzen.

Er stellte mir Mr. Clinker vor, einen schwerreichen Amerikaner, der vor acht Tagen mit Frau und Sohn in Livorno gelandet ist. Er wohnt in Savannah und will Europa für ein Jahr besuchen... Seit den drei Tagen, wo ich ihn kenne, hat er keine Frage an mich gestellt, die sich nicht auf Geld bezog. Wie kommt man hier zu Vermögen? Welches ist die sicherste Art, überschüssiges Kapital anzulegen? Wieviel kostet ein vornehmer Haushalt? Was muß man tun, um nicht übervorteilt zu werden?... Alle diese Gespräche fanden angesichts der schönsten Baudenkmäler Roms statt. Der Yankee prüfte alles mit der gleichen Aufmerksamkeit, als ob man ihm einen Wechsel präsentierte; im übrigen hatte er für keine Schönheit das geringste Empfinden. Während seine junge, blasse, kränkliche und unterwürfige Frau die Engel auf dem Grabmal der Stuarts im Sankt Peter betrachtete, erklärte er mir die rasche Bauart der Kanäle in Amerika. Jeder Anwohner vergibt die Strecke, die durch seinen Grund und Boden führt, auf Submission. Und mit triumphierender Miene schloß er: „Die Gesamtkosten sind oft geringer als der Kostenanschlag." Kurz, in der Unterhaltung des reichen Yankee kehrten immer nur die gefühlvollen Worte „How cheap! How dear!" wieder. Dabei ist er durchaus gescheit; er spricht nur sehr bestimmt, wie einer, der gewöhnt ist, daß man ihm zuhört. Dieser freie Mann hat viele Sklaven.

Nach meinem Dafürhalten wird die Freiheit binnen hundert Jahren das Kunstgefühl ertöten. Dies Gefühl ist unmoralisch, denn es verführt zu den Wonnen der Liebe, zu Trägheit und Übertreibung. Man setze einen Menschen mit Kunstgefühl an die Spitze eines Kanalbaues;

statt seinen Kanal kalt und vernünftig zu vollenden, wird er sich in ihn vernarren und Dummheiten machen.

23. Januar 1829. — Als ich heute morgen bei N..., einem hervorragenden Maler, war, trat eine Frau ein, deren Schönheit durch die wahrhaft römische Wildheit ihrer Züge noch übertroffen wurde. Sie war das Ideal eines Modells für eine Sophonisbe auf dem Scheiterhaufen[1]. Dieses junge Mädchen hatte mehrere Narben von Dolchstichen. Sie erzählte uns die Geschichte jedes einzelnen. „Per la santissima Madonna,“ schrie sie haßerfüllt nach jedem Bericht, „ich werde mich zu rächen wissen!“ Schließlich war sie in vollen Zorn geraten. M. Court, der Schöpfer der „Leichenfeier Cäsars“ (im Luxembourg-Museum) hat ein famoses Porträt von diesem jungen Mädchen gemalt, das er mit einem Dolch in der Hand darstellte.

Ghita ist zweiundzwanzig Jahre alt. Als die Karbonari losten, wer von ihnen die verräterischen Genossen ermorden sollte, zog Ghita zwei Namen aus der antiken Urne, in die man die Lose getan hatte. Die Piazza del Popolo hat das Ende dieser zwei Menschen gesehen.

Ghita hat ihren Liebhaber verloren, und trotz ihrer seltenen Schönheit wollte sie keinen anderen nehmen. Ins Elend geraten, wurde sie Schauspielerin. Sie spielt in einem kleinen Theater gar nicht schlecht als Tragödin und tanzt dann im Ballett wie eine Prima Ballerina. Für alles zusammen erhält sie täglich fünf Franken. Dies Theater ist aber nur sechs Monate im Jahre geöffnet. Ghita verdingt sich bisweilen als Modell, wenn sie einen anständigen Maler findet. Im übrigen hat sie immer ihren Dolch bei sich.

Während mein Freund an seiner Sophonisbe arbeitete, kam der Abbate del Greco und erzählte uns eine arge Verleumdungsgeschichte, deren Opfer ein talentvoller Mann werden soll. Man beschuldigt ihn der Spionage, und seine Neider sind darüber hocherfreut, obwohl sie an seine Schuld nicht glauben und ihre Zweifel nur heimlich ausdrücken. Wir waren darüber aufgebracht. Statt jeglicher Antwort

[1] Tassos „Befreites Jerusalem“, II. Gesang.

sagte der Abbate sehr seelenvoll das folgende Sonett von Giulio Bussi auf:

La Gloria umana

Gloria, che se' tu mai? per te l'audace
Espone a dubi rischi il petto forte;
Sui fogli accorcia altri l' età fugace,
E per te bella par la stessa morte.

Gloria, che se' tu mai? con ugual sorte
Chi ti brama, e chi t' ha perde la pace;
L'acquistarti è gran pena, e all' alme accorte
Il timor di smarrirti è più mordace.

Gloria, che se' tu mai? sei dolce frode,
Figlia di lungo affano, una aura vana
Che fra i sudor si cerca, e non si gode.

Tra i vivi, cote sei d'invidia insana;
Tra i morti, dolce suono a chi non t'ode.
Gloria, flagel della superbia umana[1]!

1. Februar 1829. — Einer von uns hatte das Glück, die Räuber zu sehen, von denen man uns seit achtzehn Monaten vielleicht hundertmal erzählt hatte. Ich gebe den Bericht unseres Freundes R. Colomb wieder.

Ich mietete in Neapel (am 5. Mai 1828) einen jener Wagen von Angrisani, die in achtunddreißig Stunden nach Rom fahren und fünfundfünfzig Franken kosten. Wir fuhren um drei Uhr morgens bei schönem Mondschein ab; ich hatte einen Platz auf dem Bock inne; neben mir saß ein dicker Hamburger. Vier andere Reisende saßen im Innern des Wagens. Mit dem Kondukteur und den beiden Postillionen waren wir neun Menschen. Vier Pferde, die zwei vorderen nach neapolitanischem Brauch weit vor die beiden Stangenpferde gespannt, zogen uns im Galopp. So ging es im Flug durch Aversa, Capua und Sparanisi in prachtvoller Gegend. Ich schlief ruhig; da plötzlich um zehneinhalb Uhr morgens werde ich bei hellem Sonnenschein

1 Deutsch s. Anm. 12 im Anhang dieses Bandes.

auf freiem Felde durch das Geschrei der Postillione, des Kondukteurs und der Reisenden sowie durch zwei Büchsenschüsse aufgeweckt. Ich begriff allmählich, daß wir Räubern in die Hände gefallen waren. Sechs Zoll vor meinen Augen sah ich in den verrosteten Lauf einer Büchse hinein, die auf mich angelegt war.

Die Räuber sprachen sehr leise und schnell und klopften mit ihren Flintenläufen auf unsere Hände und Knie, um uns zu bedeuten, daß wir ihnen subito unsere Barschaften einhändigen müßten. Ich gab dem, der auf mich zielte, ein Vierzigfrankenstück, und er setzte das Gewehr ab, um es zu nehmen. Diese Briganten waren so komisch, daß ich an verschiedene Szenen der „Caverna“, des „Alten vom Wasgenwald“ und des „Überfalls auf den Reisewagen“ von Franconi denken mußte. Über die entsetzliche Angst der meisten Mitreisenden von Herzen lachend, ließ ich zwei oder drei Napoleons in meine Stiefel gleiten. Ich dachte nach, wie ich meine mir liebgewordene Uhr verstecken könnte, als einer der Schurken, der das Vierzigfrankenstück gesehen hatte, das ich dummerweise seinem Genossen gab (acht bis zehn kleine Münzen hätten besser gewirkt), von mir Geld forderte. Ich sagte ihm auf italienisch, daß ich nicht mehr als diese vierzig Franken besäße.

Man hieß mich absteigen und stellte uns alle mitten auf der Straße hinter dem Wagen auf, mit dem Rücken gegen die Räuber; wir erwarteten nun eine ernstliche Leibesvisitierung. Meine Uhr war geliefert. Während vier bis fünf Briganten uns am Korn hielten, plünderten die anderen mit erstaunlicher Schnelligkeit den Wagen. Mein kleiner Nachtsack schien ihnen eine willkommene Beute, sie warfen ihn jedoch unterwegs fort, so daß ich ihn wiederfand. Die Kerle verlangten eben unsere Kofferschlüssel, als sie ein paar Getreidewagen herankommen sahen, deren Fuhrleute sich jedoch durch den Vorgang scheinbar nicht beunruhigen ließen. Da zog die Bande ab, und wir sahen sie querfeldein fliehen.

Es waren ihrer acht, und zwar lauter junge Burschen von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren von kleinem Wuchs und wie Bauern

gekleidet. Ihr Kostüm war ganz gewöhnlich, bis auf die Taschentücher, die sie unterhalb der Augen umgebunden hatten und die bis zur Brust herabfielen, so daß sie einen Teil ihrer Gesichter verdeckten. Sie sprachen fast nichts. Bewaffnet waren sie mit Messern, Dolchen und Äxten; nur fünf unter ihnen führten Flinten. Sie hatten im ganzen, teils in Uhren, teils an Bargeld, tausend bis zwölfhundert Franken eingesackt. Der Kondukteur büßte außer der Börse auch seine Ohrringe ein und erhielt einen Stockhieb auf den Kopf; sonst wurde niemand geschlagen. Die Pferde hatten sie schon vorher ausgespannt. Die beiden Postillione und der Kondukteur lagen während des Überfalls, der sieben bis acht Minuten dauerte, auf dem Boden, das Gesicht nach unten. Die erste Anzeige unseres Abenteuers erstatteten wir den Karabinieri von Cascana, einer Ortschaft vor Sant' Agata, die zweite dem Polizeikommissar von Mola di Gaeta, der ein Protokoll aufnahm, das wir unterzeichneten. Endlich berichteten wir dem Intendanten und anderen Beamten, die abermals ein Protokoll aufnahmen. Wir verweilten zu diesem Zweck drei Stunden in Mola und unterzeichneten viele Schriftstücke. Die Behörden behandelten uns mit der größten Zuvorkommenheit und boten uns unter günstigen Bedingungen Geldhilfe an; wir nahmen jedoch nichts, da jeder von uns noch zur Not genug hatte, um die Reise fortzusetzen. Der Fürst Cariati, Intendant von Mola, hat ausgezeichnete Manieren, wie ein Franzose. Er schüttelte mir herzlich die Hand; wir bestiegen wieder den Wagen und fuhren durch Itri und Fondi, kleine Nester an der Appischen Straße, die früher nur von Räuberei lebten. Man kann die Straße von Terracina bis Mola di Gaeta auch zu Schiff zurücklegen und so diesen gefährlichen Raubnestern ausweichen.

5. Februar. — Heute abend fand bei der Signora Marentani ein jämmerliches Konzert statt. Die Musik Donizettis langweilte mich, und ich begann ein langes politisches Gespräch mit Monsignore N..., einem geistig hochstehenden Manne, der nur leider ein Erzreaktionär ist...

Wir wurden durch ein reizendes neapolitanisches Lied unterbrochen, das mich lebhaft an unseren Aufenthalt in Ischia erinnerte. Die Schiffer sangen es abends am Strande; der Ton ist wehmütig und melancholisch. Signora Tamburini sang es entzückend. Der Sinn der neapolitanischen Verse ist folgender:

„Ich möchte mir bauen ein Haus mitten im Meer (ja mitten im Meer); gebaut müßt' es sein aus Federn (ja Federn) des Pfaues. — Ich werde die Treppen machen aus Gold und aus Silber und die Balkone aus Edelgestein. — Wenn sich meine reizende Nena vom Lager erhebt, dann wird man sagen: bald geht die Sonne auf."

Während des Gesanges merkten wir, daß etwas Außergewöhnliches vorging. Die Dame des Hauses schrieb mehrere Briefe und schickte sie fort. Allmählich bemerkten alle den bestürzten Ausdruck der Signora Marentani, und ein tiefes Schweigen trat ein, das bei einer Gesellschaft recht sonderbar wirkt. Signora Marentani rief den geistreichen Herrn zu sich, mit dem ich eben das politische Gespräch geführt hatte. Monsignore N... hatte die Güte, mir mitzuteilen, daß Leo XII. schwer krank sei. Diese Nachricht verbreitete sich von Gruppe zu Gruppe; man fügte nichts dazu. Endlich, als ein paar Spione gegangen waren, konnte die Dame des Hauses nicht länger an sich halten und verkündete laut: „Der Papst liegt im Sterben."

Dieser Nachricht folgte eine medizinisch-chirurgische Debatte, die mich empörte. Es war nur zu klar, daß jeder den Tod dieses armen Greises wünschte. Zwar gestand niemand diesen Wunsch offen ein, doch man betonte immerfort, daß Seine Heiligkeit seit zwei Stunden an Harnzwang litte. Signora Marentani war wahrscheinlich die erste in Rom, die diese große Neuigkeit erfahren hatte.

Ein armer Greis ohne Familie, der in seinem Bette der Pflege von Leuten preisgegeben ist, die ihm gestern noch niedrig schmeichelten, um ihn heute zu verfluchen und offen seinen Tod zu wünschen, ist für mich ein zu erbarmenswertes Bild. Man hielt mich wegen meiner Empfindsamkeit zum besten, beschuldigte mich der Ziererei, erinnerte

mich an die Menschen, die der sterbende Papst durch seine Vorurteile aufs Schafott geschickt hätte. Ich sah nichts anderes als einen leidenden und von aller Welt verlassenen Mann...

Noch vor drei Tagen, am 2. Februar, dem Feste der Reinigung, waren wir in der Sixtinischen Kapelle, um Michelangelos Freske die Arche Noah an der Decke zu besichtigen. Wir hörten Leo XII. das Te Deum anstimmen. Er war sehr blaß, wie gewöhnlich, schien sich jedoch sehr wohl zu befinden.

8. Februar. — Großer Umschwung in allen Intrigen; man ist vernünftiger und weniger leidenschaftlich; dem Papst geht es besser. Gestern und vorgestern stand es sehr schlecht um ihn, heute hat man mehr Hoffnung. Seit drei Tagen sind die Ärzte des Papstes die gesuchtesten Leute in Rom. Man weiß hier alles; die Stadt ist zu klein, und ihre Bewohner sind zu kritisch, als daß sich falsche Nachrichten verbreiten könnten. Man hat eine Schildwache vor die Statue des Pasquino gestellt. Man findet dort köstliche Verse.

9. Februar. — Leo XII. hat eben die Sterbesakramente empfangen; sein Geheimkämmerer, Monsignore Alberto Barbolani, hat sie ihm gereicht.

Es heißt allgemein, daß es dem Papst schlechter gehe; andere betonen wieder, daß die Sterbesakramente gar nichts zu bedeuten haben. Leo XII. ist sehr fromm und hat sie schon neunzehnmal empfangen. Man behauptet, daß die Ärzte die wahre Sachlage verhehlen; die öffentliche Erregung hat ihren Gipfel erreicht. Sobald man in einer Gesellschaft die letzten Neuigkeiten besprochen hat, kommt man auf die große Frage zurück: „Wer wird Papst werden?" Und gleich darauf kommt man zur nächsten: „Wen möchten wir als Papst haben?" Ich habe die tiefe Düsterkeit des italienischen Charakters recht erkannt; mehrere Leute sagten in meiner Gegenwart, als sie vom Papsttum sprachen: „Da lui corda[1]. Diese drei Worte bedeuten: „Hoffentlich trifft man eine recht schlechte Wahl; dann gibt es Exzesse, und wir sind

[1] „Laß ihm die Zügel nach" (damit es durchgeht und in den Abgrund stürzt).

um so eher befreit.“ Man ist so an Vorsicht gewöhnt, daß man in der Unterhaltung über diese außerhalb Roms unverständlichen Metaphern nicht hinausgeht ...

Unmittelbar nach der Zeremonie der letzten Ölung teilte der Staatssekretär, Kardinal Bernetti, die Gefahr, in der Seine Heiligkeit schwebte, mit:

1. dem Kardinal della Somaglia, Dekan des heiligen Kollegiums;
2. dem Kardinal Zurla, Generalvikar des Papstes und Bischof von Rom;
3. dem diplomatischen Korps.

Das heilige Sakrament wird in den Basiliken von Sankt Peter, San Giovanni in Laterano und Santa Maria Maggiore ausgestellt; in den Kirchen wird das Gebet pro infirmo pontifice morti proximo gesprochen.

Alle in Rom weilenden Fremden verfolgen diese Zeremonien mit der größten Neugierde. Wir suchten hauptsächlich die Gedanken des Volkes zu ergründen. Erst herrschte eine Stimmung, von der ich nicht reden will. Aber schließlich ist der Tod des Papstes und die Ernennung seines Nachfolgers für das Volk ein Glücksspiel, also das Fesselndste, was es gibt ...

Heute abend sind alle Theater geschlossen. Der Papst, heißt es, liegt in tiefster Lethargie. In den am besten informierten Häusern hält man seinen Tod für gewiß. Die Erregung hat den Gipfel erreicht, alle Gesichter sind verändert. Die Römer, die sonst so langsam durch die Straßen schlendern, laufen heute fast ebenso schnell wie in Paris.

10. Februar 1829. — Man weckte uns um neun Uhr: Leo XII. ist verschieden. Annibale della Genga ist am 2. August 1760 geboren; er hat fünf Jahre vier Monate und dreizehn Tage regiert. Er starb ohne sichtbare Schmerzen um halb neun Uhr morgens. Wir fuhren unverzüglich nach dem Vatikan. Es ist sehr kalt ...

Der Camerlengo, Kardinal Galeffi, hat das Gericht der Reverenda Camera apostolica einberufen und sich um ein Uhr nachmittags in

das Sterbezimmer des Papstes begeben. Nach einem kurzen Gebet näherte sich der Camerlengo dem Bett. Man lüftete den Schleier, der das Haupt des Toten bedeckte; der Camerlengo agnoszierte den Leichnam, und der Monsignor maestro di Camera zog dem Papste den Fischerring ab. Beim Verlassen des Vatikans folgte dem Camerlengo, der jetzt Herrscher ist, die Schweizergarde in ihrer blau und gelb gestreiften Uniform aus dem sechzehnten Jahrhundert. Es wurden ihm alle militärischen Ehren erwiesen. Der verstorbene Papst wurde angekleidet und rasiert; man behauptet, daß man ihn etwas geschminkt habe. Die Pönitenziare von Sankt Peter halten die Totenwacht. Die Leiche wurde einbalsamiert. Das Gesicht wird später mit einer sehr ähnlichen Wachsmaske bedeckt.

Um zwei Uhr ließ der Senator von Rom, nachdem er vom Tode des Papstes offiziell Kenntnis erhalten hatte, die große Glocke des Kapitols läuten. Auf Befehl des Vikars, Kardinal Zurla, antworteten alle Glocken Roms der vom Kapitol. Dieser Augenblick war sehr imposant. Beim Klang aller Glocken der ewigen Stadt machten wir ihren schönsten Denkmälern unseren Abschiedsbesuch. Wir müssen nach Frankreich zurück und gedenken, sogleich nach Schluß des Konklaves nach Venedig abzureisen.

14. Februar 1829. — Heute begann die Leichenfeier für den verstorbenen Papst in Sankt Peter. Nach dem Brauche wird sie neun Tage dauern. Wir waren seit elf Uhr morgens in Sankt Peter. Monsignore N... hat die Güte, uns das ganze Zeremoniell, das sich vor unseren Augen abspielt, zu erklären. Der Katafalk des Papstes ist in der Chorkapelle errichtet. Er ist von einer Ehrenwache umgeben, die ihre schönen roten Uniformen mit goldenen Oberstepauletten trägt. Die Leiche des Papstes ist noch nicht da.

Wir wohnten dem Hochamt bei, das angesichts des Katafalkes zelebriert wurde. Der Kardinal Pacca zelebrierte es in seiner Eigenschaft als Subdiakon des heiligen Kollegiums. Alle Fremden wohnten dieser Messe in Scharen bei.

Man nannte sich die Namen der Kardinäle und studierte ihre Physiognomie. Acht bis zehn von ihnen haben ein ernstes oder vielmehr krankes Aussehen, die anderen sprechen sehr viel miteinander wie in einem Salon.

Nach der Messe lagen die Kardinäle den Regierungsgeschäften ob. Die Sitzung fand im Kapitelsaal von Sankt Peter statt. Alle Behörden wurden bestätigt.

Die Konservatoren von Rom kamen und hielten eine Beileidsrede auf den Tod Leos XII., die allgemeine Freude erregt. Auch wenn der Papst Sixtus V. geheißen hätte, wäre es nicht anders gewesen...

Während die Kardinäle regierten, wurde die Leiche Leos XII. von der Geistlichkeit der Peterskirche nach der Chorkapelle gebracht, wo sie aufgebahrt werden sollte. Das Miserere wurde recht schlecht gesungen. Als die Leiche in der Chorkapelle eingetroffen war, begaben sich die Kardinäle dorthin. Die Leiche war mit kostbaren weißen Gewändern bekleidet. Man hüllte sie feierlich und genau nach den Vorschriften der Etikette in ein karmoisinrotes, seidenes, mit Spitzen und Goldborten verziertes Leichentuch. In das Leichentuch legte man drei mit Münzen gefüllte Börsen und ein Pergament mit der Lebensgeschichte des Papstes.

Die Vorhänge des großen Portals der Chorkapelle wurden geschlossen; doch ließ man ein paar bevorzugte Fremde heimlich auf die Sängertribüne. Ein Notar nahm ein Protokoll der sämtlichen Zeremonien auf, über die ich nur summarisch berichte; denn jeder Vorgang beim Tode eines Papstes wird mit gerechtem Mißtrauen beobachtet. Hat doch der arme Verstorbene keine Verwandten, die anwesend sind; und die zur Wahl eines Nachfolgers berufenen Würdenträger könnten einen lebenden Papst begraben.

Als wir erschöpft und halbtot vor Kälte heimkehrten, bemerkten wir, daß der Fürst Agostino Chigi, der Marschall des Konklaves, eine Ehrenwache vor seinem Tor stehen hatte.

16. Februar 1829. — Wir haben zwei Stunden in Sankt Peter verbracht. Der Großpönitenziar, Kardinal Castiglioni, zelebrierte die Totenmesse für den Papst. Zahlreiche Kirchen von Rom haben Katafalke errichtet; wir besichtigten den der Laterauskirche.

Heute abends ist der König von Bayern unter dem Namen eines Grafen von Augsburg hier eingetroffen. Darob großer Jubel unter den Künstlern, die diesen Fürsten vergöttern.

18. Februar. — Die Kardinäle treffen in Scharen ein. Der König von Bayern besichtigte das Mausoleum Pius VII. bei Thorwaldsen. Dies Mausoleum ist gerade im richtigen Augenblick fertig. Leo XII. wird über einer Türe in der Nähe der Chorkapelle beigesetzt werden, an Stelle des guten Pius VII., dessen Leiche in der Gruft von Sankt Peter untergebracht wird, bis sie im Unterbau seines Grabmals endgültig bestattet werden kann. Bekanntlich hat der Kardinal Consalvi in seinem Testament bestimmt, daß seinem Herrn ein Grabmal errichtet werde. Der Staat tut für einen verstorbenen Papst nichts, nachdem die neun Tage der prunkvollen Totenfeier vorüber sind. Man spricht von Leo XII., als ob er schon zwanzig Jahre tot wäre. Der Kardinal Albani will das Grabmal Pius' VII., das Thorwaldsen soeben vollendet hat, nicht in der Peterskirche aufstellen lassen, weil Thorwaldsen ein Ketzer ist.

Der König von Bayern war mit den drei Statuen für das Grabmal Pius' VII. so zufrieden, daß er Thorwaldsen sogleich mit dem Komthurkreuz seines Ordens auszeichnete. Diese neue Ehrung fand in Rom keinerlei Anklang; man hält den Künstler für einen falschen Biedermann und einen großen Diplomaten. Wahrscheinlich aus Neid: Thorwaldsen hat acht bis zehn Orden[1]. Da ich seine Werke durchaus nicht bewundere[2], so habe ich mich nicht bemüht, ihm vorgestellt zu werden.

[1] S. dagegen die Fußnote auf S. 197, wo man sieht, wie wenig Thorwaldsen auf seine Orden gab. — v. O. B.

[2] In dem Aufsatz „Der Salon von 1824" finden sich sehr verständige und anerkennende Urteile Stendhals über Thorwaldsen. Näheres s. Anm. 13 am Schluß dieses Bandes. — v. O. B.

Wir erlangten den außerordentlichen Vorzug, das Konklave zu sehen. Dies Glück ist so groß und für den, der es gewährte, so kompromittierend, daß wir es nur drei Minuten lang genießen durften. Jeder Kardinal erhält eine Wohnung von drei kleinen Zimmern. Diese Wohnungen wurden heute ausgelost. Herr von Chateaubriand, der französische Botschafter, hat den Kardinälen seine erste Rede gehalten; der Kardinal Somaglia hielt die Gegenrede.

20. Februar. — Mitten im Hauptschiff der Peterskirche ist ein prächtiger Katafalk errichtet ... Valadier, der durch die Profanierung des Titusbogens bekannt ist, besorgte den Aufbau. Er ist wirklich nicht übel. Das Grabmal hat die Form einer Pyramide, trägt jedoch, und mit Recht, reichen ornamentalen Schmuck, den der Bildhauer Tadolini besorgt hat. Flachreliefs schildern die Taten Leos XII., und lateinische Inschriften des Abbate Amati erklären sie. Der Zeremonie, die vor diesem Katafalk stattfand, wohnte das diplomatische Korps bei. Diese ewig gleichen Zeremonien beginnen uns zu langweilen. Die aus Neapel herbeigeeilten Engländer sind jedoch mit großem Eifer dabei. Man hat auf der Straße Neapel—Rom tolle Preise für Postpferde bezahlt. In Rom eine Wohnung zu bekommen, ist fast unmöglich. Wir liehen unser Landhaus in Grotta Ferrata zwei Neapler Familien, die uns während unseres Aufenthalts in ihrer Stadt viel Gutes erwiesen hatten. Trotz der großen Kälte bringen es unsere Freunde über sich, jeden Abend nach Grotta Ferrata zu fahren. Wir lesen in ihren Mienen, daß alle diese Leichenfeierlichkeiten für sie etwas viel Wichtigeres sind als für uns.

22. Februar, Sonntag. — Der letzte Tag der Zeremonien in Sankt Peter. Monsignore Mai, Unterbibliothekar der vatikanischen Bibliothek, hielt eine lateinische Rede über die Tugenden Leos XII. in Gegenwart der Kardinäle und des diplomatischen Korps. Diese Rede war ein Flickwerk aus Cicero, jedes Gedankens bar; sie hätte ebenso gut über jeden Papst gehalten werden können, unter dessen Regierung ein Jubiläum stattfand.

Monte Cavallo

Digitized by Google

23. Februar. — Gestern nachts wohnten wir durch hohe Protektion einem düsteren Schauspiel bei. In der ungeheuren Peterskirche nagelten einige Tischler beim Scheine von sieben bis acht Fackeln den Sarg Leos XII. zu. Maurer zogen ihn dann mit einer Hebevorrichtung und Seilen bis zur Höhe der Nische empor, wo er an Stelle Pius' VII. beigesetzt wurde. Diese Arbeiter witzelten fortwährend. Es waren machiavellistische Witze, fein, tief und boshaft; es war widerwärtig. Eine unserer Reisegefährtinnen, der die Tränen in den Augen standen, setzte es durch, zwei Hammerschläge auf einen Nagel zu tun. Nie wird dieses düstere Schauspiel aus unserem Gedächtnis entschwinden; es wäre weniger schrecklich gewesen, wenn wir Leo XII. geliebt hätten. Die Leichenfeier ist nun endlich vorüber.

Der Kardinal Somaglia zelebrierte eine Messe für den Heiligen Geist anläßlich der Eröffnung des Konklave. Diese Zeremonie fand gleichfalls in der Chorkapelle statt, deren vergoldete Stukkaturen mit so vielen nackten Figuren geschmückt sind. Dieser Widersinn hat uns während der ganzen Leichenfeierlichkeiten verfolgt. Heute hielt Monsignore Testa eine lateinische Predigt über die Papstwahl. Das war der Gipfel der Langeweile und der Heuchelei; man sah es jedermann an, daß er an etwas anderes dachte.

Um fünf Uhr abends sahen wir die Prozession der Kardinäle ins Konklave ziehen. Diese alten Kardinäle müssen wirklich Herzen von Erz haben, um der Aussicht auf die letzten Stunden Leos XII. zu widerstehen. Ich für mein Teil möchte von meiner Umgebung vor allem geliebt werden. Die Zeremonie des Einzugs in das Konklave fand auf dem Monte Cavallo rings um die Pferdekolosse statt. Das vorausgetragene Kreuz war nach rückwärts gekehrt, so daß die Kardinäle den Körper des Heilands sehen konnten. Alle diese Einzelheiten haben einen mystischen Sinn, den uns Monsignore N... erklärte. Jeder Kardinal war von seinem Konklavisten begleitet, der, wie ich glaube, nach dem Austritt den Barontitel erhält.

Der Zusammentritt der Kardinäle vollzog sich unter königlichen Ehren, umgeben von den Nobelgarden und den Schweizern in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, die uns bei dieser Gelegenheit sehr geschmackvoll erschien.

Die Prozession begann mit den Kardinalbischöfen; wir zählten ihrer fünf. Das herumstehende Volk meinte, daß einer dieser Herren Papst würde. Dann folgten zweiundzwanzig Kardinalpriester mit Kardinal Fesch an der Spitze; endlich fünf Kardinaldiakone. Monsignore Capelletti, der Gouverneur von Rom und Polizeiminister, schritt neben dem Kardinaldiakon Somaglia. Am Tore des Konklaves wurde die Prozession von einer Abordnung von fünf Kardinälen empfangen. Wir gingen zum Essen und kehrten als richtige Gaffer um achteinhalb Uhr abends auf den Monte Cavallo zurück, um die berühmten drei Glockenschläge zu hören. Sie ertönten; alle, die nicht zum Konklave gehörten, verließen es; der Fürst Chigi stellte seine Garde auf, und die Kardinäle waren eingeschlossen.

Wann werden sie wieder herauskommen? Es kann lange währen. Die Entscheidung wird erst fallen, wenn der Kardinal Albani eingetroffen ist, der Legat von Bologna, der das Geheimnis Österreichs besitzt und mit dessen Veto beauftragt ist. (Man denke an das Konklave von 1823, wo Albani den Kardinal Severoli ausschloß.)

Man begreift wohl, daß ich nicht alles sagen kann. Man läßt in Rom entzückende Verse umlaufen; sie haben die Kraft Juvenals, mit Aretinos Witz gepaart. Diese Verse besagen, daß es drei ausgebildete Parteien gibt: die sardische oder Ultrapartei, welche die Kirche und den Kirchenstaat mit eiserner Strenge regiert wissen will. Diese Partei leitet der Kardinal Pacca. Zweitens die liberale Partei, an deren Spitze Bernetti steht. Drittens die österreichische Partei oder das Zentrum, deren Haupt Galeffi, ein gelehrter und kunstliebender Mann ist. Was uns Laien eigentümlich erscheint, ist, daß die Jesuiten der Zentrumspartei angehören. Etwa um sie zu verraten? „Il tempo è

galantuomo", sagt Monsignore N..., das heißt wir werden die Wahrheit erst am Ende des Konklaves erfahren.

Sollen wir es in Rom abwarten? Wir hatten die Absicht, sofort nach Zusammentreten des Konklaves abzureisen. Doch es ist kalt, und wir werden der Tramontana entgegenfahren; außerdem möchten unsere Damen einer Papstkrönung beiwohnen. Es wurde also gestern vereinbart, daß wir einen Monat lang dieses große Ereignis abwarten wollen. Unsere englischen Freunde haben riesige Wetten darauf gemacht. Man wettete eintausendfünfhundert Guineen gegen tausend, daß das Konklave länger als dreißig Tage, das heißt mehr als siebenhundertzwanzig Stunden, dauern wird.

4. März. — Da ich vom Konklave sprechen muß, kann ich der Versuchung nicht widerstehen, einige Stellen aus einem Briefe zu zitieren, den ein junger Diplomat in Rom geschrieben hat. Er stammt aus einer jener Familien, in welchen Geist und Talente erblich sind.

„Man kann Rom die Stadt der Wahlen nennen. Seit seiner Gründung, also fast sechsundzwanzig Jahrhunderte hindurch, war Rom beinahe immer ein Wahlreich. Wir sehen die Römer ihre Könige wählen, ihre Konsuln, Tribunen, Kaiser, Bischöfe und endlich ihre Päpste. Die Papstwahl ist zwar das Privilegium einer privilegierten Körperschaft; doch deren Mitglieder rekrutieren sich ohne Erblichkeit aus allen Gesellschaftskreisen und Völkern der Welt, so daß auch diese Wahl im Grunde von Vertretern des Volks vollzogen wird, welche den Gipfel der sozialen Stufenleiter erreicht haben.

„Der Konsul wurde vom ganzen Volke gewählt, später auch der Bischof. Und wie später, als die ursprünglichen Institutionen verändert und verderbt waren, die Prätorianer die Kaiser wählten, so wählten schließlich die Kardinäle den Papst.

„Die geistigen Führer von Rom wurden anfangs von der Versammlung der Christen in den Tiefen der Katakomben gewählt. Als das Kaisertum nach dem Orient verpflanzt ward und das Christentum durch die hereinbrechenden Barbaren an Macht gewann, geschah die

Wahl öffentlich durch das Volk. Später, als der Bischof mächtiger ward und sich ein Klerus gebildet hatte, wählten ihn nur noch die Mitglieder des Klerus, und das Volk mußte zurücktreten. Bald darauf bemühten sich Karl der Große und seine Nachfolger, das westliche Kaisertum wiederzubeleben. Um ihm die Unterstützung der Religion zu geben, beschlossen sie, daß die Kaiserkrönung nur in Rom stattfinden sollte. Der in Europa schon gewöhnliche Bischofstitel ward nun durch die Papstwürde ersetzt; der Klerus bildete eine Hierarchie; der Papst verschmähte es, sein Amt von gewöhnlichen Priestern zu empfangen, und seitdem ließ er sich nur von den Kardinälen wählen.

„Eines Tages unternahm es das Volk, durch die Länge der Wahlhandlung ermüdet, die Türen des Palastes, in dem sich die Kardinäle befanden, zu vermauern, und diese so bis zur Verkündung des Wahlergebnisses einzusperren. Dieser Vorgang wurde Gesetz, und seither schließt sich das Konklave stets ein. Endlich bürgerte sich der Brauch des Vetorechts mehrerer katholischer Mächte gegen die Wahl von Päpsten ein, die ihnen nicht genehm sind.

„So standen die Dinge, als ein neuer Herrscher des Westens Rom seinem Reich einverleibte und bestimmte, daß jede fremde Staatsgewalt mit der Ausübung der geistlichen Autorität im Kaiserreich unvereinbar ist, und daß die Päpste vor ihrer Wahl einen Eid ablegen müssen, niemals gegen die vier Grundsätze der gallikanischen Kirche zu handeln, die in der Versammlung des Klerus vom Jahre 1682 festgesetzt wurden. (Senatuskonsult vom 17. Februar 1810.)

„Die zwei Mächte, die heute auf das Konklave den größten Einfluß haben, sind Frankreich und Österreich. Ihre Interessen sind verschieden; doch einigt man sich: wenn die eine die Papstwahl beeinflußt, so spricht die andere bei der Wahl des Staatssekretärs mit.

„Der französische Klerus ist ernst und fromm, er flößt Respekt ein; in Rom sind die Abbati die Glücklichen des Jahrhunderts; sie sind heiter, komisch und manchmal sogar Hanswurste ... Sie sind nicht wie unsere kleinen, nach Ambra und Moschus duftenden Abbés im

ancien régime: die Italiener legen nicht solche delikate Sorgfalt an ihre Person[1]; ihre Taschen stecken nicht voll von kleinen Versen auf Chloe. Aber sie haben fast immer eine grobe Geschichte über einen Kapuziner oder Kartäuser auf Lager; sie entdecken, daß die neue Sängerin ein zu kurzes Bein hat; sie besitzen das unauslöschliche Lächeln der Götter.

„Die beiden Enden der Via Pia sind durch tapezierte Bretterwände abgeschlossen, die ein hellebardenbewaffneter Schweizer in mittelalterlicher Tracht beschützt. Das große Tor des Palastes am Monte Cavallo ist offen, aber mit einer starken Wache besetzt. Die Fenster der Fassade sind im ersten Stock verhängt. Nur das mittlere über dem Haupttor, das sich auf einen Balkon öffnet, ist vermauert."

5. März 1829. — Als wir uns nach dem Platz auf dem Monte Cavallo begaben, begegneten wir drei Prozessionen, die veranstaltet wurden, um vom Himmel eine rasche Papstwahl zu erflehen. Der letzte römische Handwerker weiß sehr gut, daß die Wahl nicht in den ersten paar Tagen vollzogen wird; die Parteien müssen erst ihre Stärke kennen. Die ersten Abstimmungen, die noch kein Resultat zeitigen können, sind nichts als Akte der Höflichkeit; die Kardinäle geben ihre Stimmen denen unter ihren Kollegen, die sie öffentlich ehren wollen.

Wir haben der Fumata beigewohnt und dem schallenden Gelächter, das diesen Vorgang stets begleitet. Ich will ihn kurz schildern:

Aus einem Fenster des Palastes, dicht neben dem vermauerten, ragt eine sieben bis acht Fuß lange Ofenröhre hervor. Diese Röhre spielt während des Konklaves eine große Rolle. Bekanntlich geben die eingeschlossenen Eminenzen jeden Morgen ihre Stimme ab. Jeder Kardinal legt nach kurzem Gebet in einen auf dem Altar der Capella Paolina stehenden Kelch einen kleinen versiegelten Brief. Dieser ganz eigenartig gefaltete Brief enthält den Namen des erwählten Kardinals, einen Spruch aus der Heiligen Schrift und den Namen des Wählers.

[1] Über einen besonders unsauberen Abbate s. Anm. 14 im Anhang.

Jeden Abend findet eine Abstimmung über die Kandidaten statt, die am Morgen Stimmen erhalten haben. Der kleine geschlossene Stimmzettel enthält die Worte: „Accedo domino N . . .“

Dies Votum darf mit keinerlei Begründung oder Bedingung versehen sein. Man beachte das wohl. Diese abendliche Zeremonie wird Akzession genannt; manchmal schreibt ein Kardinal, der mit den Wahlen des Tages unzufrieden ist, auf seinen abendlichen Stimmzettel: Accedo nemini (ich stimme keinem bei).

Zweimal täglich, wenn die mit der Stimmenzählung betrauten Kardinäle erkannt haben, daß kein Kandidat die Zweidrittelmehrheit erlangt hat, verbrennt man die Stimmzettel und der Rauch entweicht durch die besagte Ofenröhre; das ist die Fumata. Diese Fumata erregt jedesmal große Heiterkeit bei der auf dem Platze von Monte Cavallo versammelten Volksmenge, die an den enttäuschten Ehrgeiz denkt; jeder dreht sich mit den Worten um: „Gehen wir, denn heute werden wir noch keinen Papst haben.“

6. März. — Die Erregung hat den Höhepunkt erreicht. Am 2. und 3. März sind die Kardinäle Ruffo-Scilla von Neapel und Gaysruck von Mailand angekommen. Diese Herren verrichteten in Sankt Peter ihr Gebet, empfingen mehr oder weniger heimliche Besuche und zogen dann in das Konklave ein, wobei sie sich einer merkwürdigen Zeremonie unterzogen, deren Beschreibung jedoch den Leser langweilen würde, der dieser ganzen Papstgeschichte vielleicht schon müde ist. Unsere Reisegefährtinnen amüsieren sich sehr über diese Zeremonien von Leuten, die ganz andere Gedanken im Kopfe haben. Ich habe dies alles schon bei der Wahl Leos XII. gesehen.

Heute früh sahen wir das Schauspiel der Ankunft der Mahlzeit für die Kardinäle; jede Mahlzeit wird in feierlicher Prozession durch Rom getragen. Voran schreiten die Bedienten jedes Kardinals in größerer oder kleinerer Anzahl, je nach dem Reichtum ihres Herrn. (Die glänzendste Dienerschaft ist die des Kardinals de Gregorio.) Dann folgt eine von zwei Facchini getragene Tragbahre, auf der sich

ein großer, mit dem Wappen des Kardinals geschmückter Korb befindet. Dieser Korb enthält die Mahlzeit; zwei oder drei Galawagen beschließen den Zug. Ein derartiger Aufzug bewegt sich jeden Tag vom Palaste jedes Kardinals nach dem Monte Cavallo.

Dank der Freundlichkeit des Monsignore N... konnten wir heute auch der Visitierung der Mahlzeiten beiwohnen; mehrere Aufzüge waren schon angekommen. Nachdem wir nicht ohne Mühe das Tor passiert und den großen Hof des Palastes von Monte Cavallo durchschritten hatten, gelangten wir zu einem provisorisch aus Brettern gezimmerten, tapezierten Saal, in dem man zwei Drehladen errichtet hatte.

Hier nimmt ein Bischof die Untersuchung der Speisen vor. Man öffnet die Körbe und reicht eine Schüssel nach der anderen dem Bischof, dessen Untersuchung den Zweck hat, etwaige Korrespondenzen abzufangen. Der Bischof betrachtet die Schüsseln mit ernster Miene, beriecht sie, wenn die Speisen appetitlich aussehen, und gibt sie einem Unterbeamten, der sie in die Drehlade stellt. Es versteht sich von selbst, daß jede Mahlzeit im Innern des Huhnes oder am Boden der Gemüsetöpfe fünf oder sechs Billette enthalten kann.

Als wir nach der Untersuchung von zwei oder drei Mahlzeiten genug hatten und uns entfernen wollten, sahen wir durch die Drehlade aus dem Innern des Konklaves einen Zettel erscheinen, der die beiden Nummern 25 und 17 mit der Bitte enthielt, sie in der Lotterie zu setzen.

Die Glücksspiele sind eine der großen Leidenschaften der Italiener[1].

[1] Über die Spielwut der Römer und den Aberglauben beim Spiel, die auch heute noch unvermindert sind, plaudert Ferd. von Kölle sehr fesselnd: „Die Spieler teilen sich in Kabbalisten, die aus Zahlen Pyramiden bilden, und in Verehrer des Traumbuches. Diese haben eine der 90 Nummern für alle Gegenstände, welche im Traum vorkommen können oder von welchen man reden hört, während man bestimmte Andachten verrichtet, oder welche sich sonst auf Vorfälle im Leben beziehen ... Ein Deutscher fiel auf einer Treppe im Hause armer Leute, wo er Bilder kaufen wollte. Die Bewohner

Wenn ein Römer von seiner Mätresse verlassen wird, vergißt er nie, wie tief sein Schmerz auch sei, die Zahl der Jahre seiner Geliebten und die des Tages zu setzen, an dem sie sich getrennt haben. Das Wort Untreue entspricht im Lottobuch, wenn ich nicht irre, der Zahl siebenunddreißig. Die aus dem Konklave herabgelangten Nummern könnten auch bedeuten, daß bei dem Skrutinium (der Stimmenzählung) am Morgen der Kardinal, welcher die Zelle Nr. 25 bewohnt, 17 Stimmen erhalten hat, oder irgend etwas anderes. Diese Nummern 17 und.25 wurden gewissenhaft einem Diener des Kardinals P... übergeben.

Die Beschreibung der Untersuchung der Mahlzeiten hat gezeigt, daß nichts leichter ist, als die Korrespondenz am Morgen. Abends nach der Fumata, wenn sich alles Volk heimbegeben hat, wirft man auf den Platz von Monte Cavallo oder in die Via Pia hohle Piaster, die kleine, auf feinstes Papier geschriebene Mitteilungen enthalten, und es findet sich zufällig immer jemand, der sie auflieft. Die einzige offizielle Neuigkeit, die man erfahren kann, sind die Namen der Kardinäle, die als Stimmenzähler ernannt wurden...

7. März. — Ein großes Ereignis hat stattgefunden, aber soll ich wagen, es zu erzählen? Es wirkte auf die römische Gesellschaft wie ein elektrischer Schlag. Man muß wissen, daß man hier der Regierung des verstorbenen Papstes gründlich satt, aber trotzdem überzeugt war, daß die Reaktionspartei, deren Wahl man verdammen würde, die Oberhand behalten werde. Heute abend gegen zehn Uhr erfuhr man nun plötzlich, daß die Wahl vortrefflich ausfallen werde.

Es verlautet, daß der Kardinal Bernetti, der frühere Gouverneur von Rom und Polizeipräfekt, eine überaus beliebte Persönlichkeit, mit den italienischen Kardinälen verhandelt habe. „Die Religion

---

des unteren Stockwerks pflegten ihn mit großer Aufmerksamkeit, erkundigten sich, wo er ausgeglitten sei, setzten die Zahl der Stufen, die Nummern von Achsel und Fall, gewannen und kamen, ihm den Rock zu küssen, weil er Glück in ihr Haus gebracht habe." — v. O. B.

soll über den Parteien stehen; wenn sie die österreichische Partei ergreift, so wird sie den berechtigten oder unberechtigten Haß teilen, den die neunzehn Millionen Italiener gegen Österreich empfinden. Wählen wir also den Papst vor der Ankunft des Kardinals Albani, der das österreichische Veto mitbringt." Das sind die Erwägungen, die man dem ehemaligen Gouverneur von Rom in den Mund legt, für die ich aber nicht einstehe. Einige furchtsame oder, wie andere sagen, von Österreich schon vorher gewonnene Kardinäle haben zweimal eine Frist von vierundzwanzig Stunden zur Entscheidung erbeten.

Gestern hat man endlich berechnet, daß die Ankunft des Kardinals Albani unmittelbar bevorstehe. Heute früh schritt man zum Skrutinium; alle Kardinäle, deren man nicht sicher war, hatten die Weisung empfangen, für den Kardinal de Gregorio, den Kandidaten der liberalen Partei, zu stimmen. Die sicheren Kardinäle sollten diese Wahl abends durch Akzession entscheiden.

Heute abend nach der Akzession zählte man die Stimmen; der Kardinal de Gregorio hatte die Zweidrittelmehrheit erhalten und sollte adoriert werden; unglücklicherweise aber glaubte der Kardinal Benvenuti, geistreich sein zu müssen, und fügte seinem Votum eine oder zwei Phrasen bei, so daß es für ungültig erklärt wurde. Alles war vorbereitet, um morgen früh die Entscheidung herbeizuführen; doch ist heute abend noch der Kardinal Albani ins Konklave eingezogen, und alles ist wieder verloren.

So lauten die Gerüchte in Rom. Ich kann nur hinzufügen, daß sie aus den bestunterrichteten Kreisen stammen. Entsprechen sie der Wahrheit?

9. März. — Man ist es müde geworden, sich mit dem Konklave zu beschäftigen. Wir haben den gestrigen und heutigen Tag in Tivoli zugebracht; das Wetter ist herrlich. Abends fanden wir unsere Römer in Verzweiflung; ihre Mienen haben sich völlig verändert. „Was liegt euch an der Wahl des Papstes", sagen sie zu uns, „für euch ist das Ganze eine Kuriosität. Ein Papst regiert gewöhnlich acht Jahre; die

Wahl, die nun vereitelt ist, hätte uns Frieden für mehrere Jahre gebracht." Man kann darauf nichts erwidern. Es heißt, daß die Unzufriedenheit in der Romagna ihren Gipfel erreicht hat.

10. März. — Herr von Chateaubriand hielt dem Konklave heute eine Rede. Als besondere Auszeichnung folgten seiner Karosse, als er auf den Monte Cavallo fuhr, die Karossen sämtlicher Kardinäle. Diese hatten vom Konklave aus eigens Auftrag dazu erteilt. Herr von Chateaubriand hat glänzende Feste gegeben; er ließ Ausgrabungen vornehmen; er hat die Absicht geäußert, Poussin ein Grabmal zu errichten[1]; er war gegen den Kardinal Fesch sehr liebenswürdig. Es scheint mir, daß diese berühmte Persönlichkeit sich bei den Kardinälen besonderer Beliebtheit erfreut.

Herr von Chateaubriand sprach in dem Saal, wo die Visitierung der Speisen vorgenommen wird, vor einer kleinen Öffnung, du ch die man nicht ein Ei hätte stecken können. Am anderen Ende dieses Loches befand sich die Deputation des Konklaves. Der Kardinal Castiglioni antwortete auf die Rede des königlichen Botschafters; wir haben einen Teil dieser Antwort weiter oben (14. März 1828) wiedergegeben.

Die Rede des spanischen Botschafters war lateinisch, Herr von Chateaubriand sprach Französisch. Seine Rede war sehr liberal; sie enthielt zwar zu viele „Ich"; im übrigen aber war sie fein und hatte großen Erfolg. Nur den Kardinälen mißfiel sie. Was für eine persönliche Meinung die französische Regierung auch haben möge, sie muß in Italien die liberale Partei protegieren, wenn anders sie überhaupt eine Rolle spielen will. Heute abend las man in allen Salons Abschriften der Rede Chateaubriands vor.

15. März. — Es finden fortwährend Prozessionen und Gebete für die baldige Papstwahl statt. Man beginnt lebhaft zu murren. Die Römer sind in Sorge um die heilige Woche. Wenn der Papst bis zum 19. April, dem Palmsonntag, nicht gewählt ist, gibt es keine heilige

[1] Was später auch geschehen ist. — v. O. B.

Woche, und die teuren Mieten fallen aus. Unsere Wirtsleute sprechen von der heiligen Woche wie von einer Ernte; sie glauben, daß sie diesmal besonders einträglich sein wird. Die Fremden, welche durch die Zeremonien des Konklaves nach Rom gelockt wurden, werden dableiben, und viele neue werden ankommen. Wir sind durch alle Stadtviertel von Rom gegangen, um eine Unterkunft für einen unserer Freunde zu finden, der aus Sizilien kommt; unmöglich: die Preise sind einfach lächerlich.

20. März. — Spanien hat wahrscheinlich den Kardinal Giustiniani, der ein besonderer Freund Ferdinands VII. sein soll, mit der Vertretung seiner Interessen betraut. Er ist in Rom bekannt, weil er über seinem Kardinalsrock stets einen großen spanischen Orden trägt. Seine schönen Handlungen in Spanien hatten fast zur Folge, daß er dem Kardinal Pacca von der Reaktionspartei vorgezogen wurde. In Wirklichkeit sind Frankreich und Österreich die beiden einzigen Mächte, die an der Wahl des Papstes tatsächlich interessiert sind. Frankreich fürchtet man in Rom sehr; übrigens können wir für einen italienischen Kardinal nichts tun. Österreich dagegen kann den Neffen der Kardinäle, die in seinem Sinne stimmen, Bistümer verleihen.

31. März 1829. — Heute früh regnete es in Strömen, wie in den Tropen, als ein Perückenmacher, dem wir etwas Geld versprochen hatten, atemlos und wahrhaft außer sich in unser Frühstückszimmer stürzte. „Signori, non v' è fumata.“ Das waren die einzigen Worte, die er hervorstoßen konnte. Das Ergebnis der heutigen Abstimmung wurde nicht verbrannt; der Papst ist also gewählt.

Wir waren völlig überrascht. Wie Cäsar Borgia hatten wir für den Tag der Ernennung des Papstes alles vorgesehen, außer einem Gewitterregen. Wir trotzten ihm aber. Drei Stunden lang standen wir auf dem Platze von Monte Cavallo, obwohl wir schon nach zehn Minuten durchnäßt waren, als hätte man uns in den Tiber geworfen. Mit unseren wasserdichten Mänteln schützten wir unsere Reise-

gefährtinnen, die ebenso unerschrocken waren wie wir. Wir hatten Fenster mit Aussicht auf den Platz zur Verfügung, behaupteten jedoch unseren Platz gegenüber dem Tor des Palastes, um die Stimme des Kardinals zu hören, der den neuen Papst ausrufen sollte. Niemals habe ich eine solche Menschenmenge gesehen: keine Nadel konnte zu Boden fallen, und dabei goß es in Strömen.

Einige brave Schweizer, die wir im voraus gewonnen hatten, verschafften uns Zutritt zu dem für uns reservierten Raum dicht vor dem Palasttore. Einer unserer Nachbarn, ein sehr gut gekleideter Mann, der schon seit einer Stunde im Regen stand, sagte zu uns: „Das ist hundertmal interessanter als eine Lotterieziehung. Bedenken Sie, meine Herren, daß der Name des Papstes, den wir alsbald hören werden, das Glück und die Pläne aller Leute in Rom beeinflußt, die ein Kleid aus feinem Tuch tragen."

Das Harren in einer so unbequemen Situation erregte allmählich den Zorn des Volkes, und unter solchen Umständen ist jedermann Volk. Es wäre vergeblich, den Freudentaumel und die Ungeduld zu schildern, die uns alle erfaßte, als sich ein kleiner Stein von dem vermauerten Fenster löste, das auf den Balkon ging und auf das alle Augen gerichtet waren. Ein allgemeines Beifallsklatschen betäubte uns. Die Öffnung vergrößerte sich rasch, und in wenigen Minuten war die Bresche groß genug, um einem Menschen den Durchgang auf den Balkon zu gestatten.

Ein Kardinal erschien; wir glaubten den Kardinal Albani zu erkennen; aber erschreckt durch den furchtbaren Regenguß, wagte es der Kardinal nicht, sich nach der langen Einschließung dem Unwetter auszusetzen. Nach einer halben Sekunde des Zauderns zog er sich zurück. Wer vermöchte den Zorn zu schildern, der in diesem Augenblick das Volk ergriff, das Wutgeschrei und die rohen Schmähreden? Unsere Damen waren ernstlich bestürzt. Diese Wütenden drohten, das Konklave zu erbrechen und ihren neuen Papst gewaltsam herauszuzerren. Dieser seltsame Auftritt währte länger als eine halbe Stunde.

Schließlich versagte unseren Nachbarn die Stimme, und sie hörten auf zu schreien.

Der Regen ließ für einen Moment nach. Der Kardinal Albani trat auf den Balkon; die zahllose Menge stieß einen Seufzer der Erleichterung aus; dann trat eine Stille ein, daß man eine Mücke hätte fliegen hören.

Der Kardinal sagte: „Annuntio vobis gaudium magnum. Papam habemus eminentissimum et reverentissimum Dominum (die Aufmerksamkeit verdoppelte sich) Franciscum Xaverium, episcopum Tusculanum, sacrae Romanae Ecclesiae Cardinalem Castiglioni, qui sibi nomen imposuit Pius VIII.

Bei den Worten Franciscum Xaverium errieten einige mit den Kardinalsnamen Vertraute den Kardinal Castiglioni; ich hörte den Namen sehr deutlich aussprechen; bei den Worten episcopum Tusculanum wiederholten zwanzig Stimmen diesen Namen, aber sehr leise, um kein Wort Albanis zu verlieren. Bei dem Wort Castiglioni vernahm man einen unterdrückten Schrei; dann eine deutliche Bewegung der Freude. Man sagt, daß dieser Papst alle Tugenden besitze; vor allem wird er nicht bösartig sein.

Bevor sich der Kardinal Albani zurückzog, warf er ein Papier ins Volk, das die Worte, die er eben verkündet hatte, enthielt. Schließlich klatschte er in die Hände. Ein allgemeines Beifallsklatschen antwortete ihm; im selben Augenblick verkündeten die Kanonen der Engelsburg das große Ereignis dem Volk in der Stadt und in der Campagna.

In vielen Augen sah ich Tränen; war es infolge der Erregung über dies so lange erwartete Ereignis? Oder war es der Ausdruck des Glücks, daß man nach so viel Angst einen so guten Herrscher erhalten hatte? Das Volk mokierte sich beim Heimwärtsgehen sehr über zwei oder drei Kardinäle, deren Ernennung es bestürzt hätte. Wir kehrten sehr eilig heim, um uns zu erwärmen. Keiner von uns war je im Leben so naß geworden.

Hier noch einige Details, soweit sie die Klugheit zu geben erlaubt. Pius VIII. verdankte die drei bis vier entscheidenden Stimmen einer Voraussage Pius' VII. Man erzählt sich, daß dieser Papst, als er Castiglioni zum Kardinal ernannte, in einer freilich sehr verhüllten Weise sagte: „Dieser wird mein Nachfolger sein." Die Ultrapartei hat kein Glück gehabt; die liberale Partei hatte nach der Niederlage vom 7. März keine Hoffnung mehr; es war die gemäßigte österreichische Partei, die Kardinal Castiglioni auf den Thron erhob.

1. April 1829. — Gestern abend ging es in der Gesellschaft sehr schweigsam zu. Ein jeder bedachte seine Lage gegenüber dem neuen Papst und seinen Freunden. Wenn unsere römischen Freunde den Mund auftaten, so geschah es, um über kleine Konsequenzen der Papstwahl zu reden, die uns unverständlich waren[1]... Unser englischer Freund gewinnt seine Wette von tausend Guineen: Pius VIII. ist nach neunundvierzig Tagen Sadisvakanz und sechsunddreißig Tagen Konklave gewählt worden.

Die Entscheidung über die Wahl fiel in der Nacht. Am Morgen bei der Abstimmung wurde er gewählt. Der Kardinal Somaglia fragte, ob er die Wahl annähme; er antwortete ohne Umschweife ja. Sofort nahm Monsignore Zucchi, der päpstliche Notar, ein Protokoll der Wahl auf. Die Kardinäle Albani und Caccia Piatti geleiteten den Neugewählten in die Sakristei der Capella Paolina

[1] Der mehrfach erwähnte Ferdinand v. Kölle berichtet folgende merkwürdige Berechnung, die für den römischen Aberglauben bezeichnend ist: „Pius VIII. war schon kränklich, ehe er Kardinal wurde ... Zudem lief in Rom eine Kabbala um, welche seinen Tod auf 1830 weissagte. Wenn man nämlich die Zahlen hinter dem Namen des Papstes und dem seines Vorgängers zusammensetzt und das Zeichen des Todes X hinzusetzt, so erhält man das Todesjahr 36. (Pius) VI und (Pius) VII + X = 23. — (Pius) VII und (Leo) XII + X = 29. — (Leo) XII und (Pius) VIII + X = 30. Nach dieser Kabbala müßte der jetzt regierende Papst 1834 sterben." Das Merkwürdigste dabei ist, daß diese Kabbala zutrifft, nur für den damals regierenden Papst (Gregor XVI.) stimmt sie nicht, er starb erst 1846. — v. O. B.

und legten ihm das päpstliche Ornat an. Man hielt drei verschiedene Maße bereit.

Darauf trat der Papst an den Altar der Kapelle und empfing die erste Adoration; sie besteht im Handkuß und in zweifacher Umarmung. Der Camerlengo, Kardinal Galeffi, steckte ihm den Fischerring an.

1. April abends. — Heute früh um neun Uhr begab sich der neue Papst vom Quirinal zum Vatikan. Er wurde mit Begeisterung begrüßt. Das Volk fragte, wen er wohl zum Staatssekretär wählen werde. Die Römer wissen noch nicht, daß der Kardinal Albani gestern durch ein mota proprio, von der Hand des Papstes geschrieben, dazu ernannt ist. Wir sahen den Papst am Hauptaltar der Peterskirche. Man sang das Te Deum, und Pius VIII. empfing die dritte Adoration

Während dieser sehr langen Zeremonie erzählte uns Monsignore N..., der liebenswürdige Herr, der mir die Krankheit Leos XII. bei Signora M... mitteilte und unser Freund geworden ist, die Geschichte Pius' VIII.

Franz Xaver Castiglioni ist in Cingoli, einer kleinen Stadt der Mark Ancona, am 20. November 1761 geboren; er war zuerst Bischof von Montalto; am 8. März 1816 wurde er von Pius VII. zum Kardinal und Bischof von Cesena ernannt. Bei dieser Gelegenheit sagte der Papst: „Er wird nach mir kommen.“ Bald erkannte man, daß ein kenntnisreicher Mann für den Posten des Großpönitenziars fehlte, und der Kardinal Castiglioni wurde seiner großen Gelehrsamkeit wegen einstimmig dazu ernannt.

Der Kardinal Albani ist achtundsiebzig Jahre alt und zu betagt, um in einem anderen Konklave Papst zu werden. Er ist ein Grandseigneur, der das Vergnügen liebt; zu welcher Partei wird er sich schlagen? Wird er sich verhaßt machen? Meiner Ansicht nach kann man sich auf zwei Arten treu bleiben, wenn man nichts oder wenn man alles ist. Man kennt den Kardinal Albani zeit seines Lebens als Anhänger der

Politik des Hauses Österreich, und mancher Verdacht wurde bei seiner Ernennung zum Minister laut. Er ist ein liebenswürdiger Mann und spielte in seiner Jugend etwas den Don Juan; für einen Italiener hat er vornehme Manieren. Ich sah ihn in Bologna bei den Abendgesellschaften des Herrn Degli Antonj, wo er eigene Kompositionen von Fräulein Cantarelli singen ließ.

Der Stil dieser Musik war altertümlich; im Jahre 1775, wo Albani seine Musikstudien trieb, mag sie für kunstvoll gegolten haben. Er empfing erst 1823 gelegentlich des Konklaves die Priesterweihe.

4. April 1829. — Wir kommen aus den Loggien des Vatikans. Anläßlich der Ernennung des Papstes verteilte Monsignore Soglia, der Almosenier Seiner Heiligkeit, ein Almosen von einem Paolo an jeden Armen von Rom, der sich im Hof des Belvedere im Vatikan eingefunden hatte. Ein Schüler Galls[1] hatte uns eingeladen, dies Schauspiel von einem niedriggelegenen Fenster des Palastes aus anzusehen. Angesichts so vieler Charakterköpfe sprach unser Freund sehr geistvoll, doch ohne uns zu überzeugen. In diesem System stimmt höchstens das Allgemeine. Der Sitz der Leidenschaften ist bei dem römischen Pöbel viel entwickelter als der des Verstandes. Ich vergaß zu sagen, daß am 1. und 2. April große Illuminationen stattfanden.

5. April. — Ein herrlicher Frühlingstag! Heute morgen wohnten wir in Sankt Peter der Krönung Pius' VIII. bei; um achteinhalb Uhr sahen wir Seine Heiligkeit vom Quirinal nach der Peterskirche kommen. Aus Höflichkeit gegen Frankreich und Österreich hatte der Papst die Kardinäle de la Fare und Gaysruck, den ehrwürdigen Erzbischof von Mailand, in seinem Wagen Platz nehmen lassen. Die Zeremonie in Sankt Peter war sehr schön; ungeheurer Zulauf an Volk und Fremden; alle hatten in dieser riesigen Kirche bequem Platz.

[1] Franz Josef Gall (1758—1828), berühmter Arzt, seit 1807 in Paris, wo er auch Beyle behandelt hat; Begründer der Schädellehre. — v. D. B.

Wird der Papst österreichisch oder französisch sein? Diese Frage bildet das Tagesgespräch. Der Karbonarismus wurzelt so tief im Volke, daß unser Kutscher mit dem Lakaien die gleiche Unterredung führte, wie wir mit dem Fürsten N...

12. April. — Die erste von Pius VIII. zelebrierte Papstmesse. Der Andrang war ungeheuer. Der Papst verteilt Palmzweige; dann folgt die Prozession nach der Sala regia; Seine Heiligkeit wurde auf der Sedia gestatoria getragen (auf einem Tragsessel, wie Julius II. auf der Heliodorfreske von Raffael).

23. April 1829. — Die Zeremonien der Osterwoche waren prächtig. Man erinnert sich nicht, eine solche Menschenmenge in Rom gesehen zu haben. Viele Fremde müssen in Albano schlafen; man zahlt für kleine ärmliche Zimmer bis zu einem Louisdor für den Tag. Ein schwer zu lösendes Problem ist auch die Verpflegungsfrage. Die gewöhnlich nicht sehr sauberen Osterien sind von zehn Uhr morgens an gestopft voll; um die Mittagsstunde steht eine Menge von Menschen davor, wie vor einem Theater an einem Premierenabend.

Die Fremden, die in Rom keinen Freund haben, der ihnen das Nötigste anbieten kann, sind übel daran. Die römische Faulheit triumphiert bei dieser Gelegenheit. Ich sah, wie ein kleiner Küchenjunge stolz fünf Franken zurückwies, die man ihm bot, damit er ein Kotelett briete. Mehrere neugierige Neapolitaner lebten einen ganzen Tag lang von Schokolade und etwas Kaffee. — Es gibt sehr spaßige Epigramme.

Seit dem Palmsonntag gewährt Rom einen fremdartigen, festlichen Anblick; alle Welt drängt sich und geht schneller als sonst.

Ich habe keinen Mut, die Zeremonien der Osterwoche zu beschreiben; zwei oder drei Momente waren großartig...

Morgen verlassen wir Rom zu unserem großen Leidwesen. Wir gehen nach Venedig; wir gedenken in diesem Sommer vierzehn Tage in den Bädern von Lucca und einen Monat in den herrlichen Bädern von Battaglia bei Padua zu verbringen.

In diesen Vergnügungsorten vergißt der italienische Geist Furcht und Haß. Die Ernennung des Kardinals Albani zeitigt bereits ihre Folgen. Heute morgen sah man an zwanzig Stellen in Rom, insbesondere am Portal des Quirinals, wo der Papst residiert, mit weißer Kreide in großen Buchstaben diese Worte Alfieris angeschrieben:

Siam servi si, ma servi ognor frementi.
(Sklaven sind wir, ja, doch ewig wütende Sklaven.)

TO THE HAPPY FEW

ANHANG

DEUTSCH VOM HERAUSGEBER

1. Briefe

Die Engländer in Rom[1]

Rom, 13. November 1824

Rom ist sehr glücklich, die Engländer in seinen Mauern zu sehen. Ohne sie bekämen die arbeitenden Klassen nie einen Taler und die oberen Stände nie einen neuen Gedanken. Woher kommt es trotzdem, daß die Engländer — von einigen ebenso seltenen wie ehrenvollen Ausnahmen abgesehen — bei den niederen Klassen tief verhaßt und in den Salons des Herzogs von Torlonia und des Fürsten Demidoff die Zielscheibe des Spottes sind?

Die folgenden zwei Anekdoten, deren Zeuge ich war, werden die Gründe und Quellen des Empfindens der Römer gegen die Engländer, die Rom überschwemmen, klarlegen. In Velletri befindet sich im Rathaus ein berühmtes Bild; der Portier führt die Fremden hin und öffnet eine kleine Kapelle, in der sich das Bild befindet. Ich stand mit vier englischen Reisenden an der Tür dieser Kapelle; der eine, Sohn eines schwerreichen Londoner Kaufmanns, sprach fließend Italienisch, allerdings das Italienisch Petrarcas und nicht die Umgangssprache. Wir traten ein und besahen uns das Bild. Nach Verlassen der Kapelle gab der junge Engländer, der Italienisch sprach, für sich und seine Gefährten ein Trinkgeld von fünf Sous (un mezzo paolo), woraufhin der Portier ihn mit Verwünschungen überschüttete; denn in diesem Lande ist der Despotismus seit dreihundert Jahren so mächtig, daß er die Aristokratie vernichtet hat. Das Volk in Rom schätzt einen Menschen nur nach seinen momentanen Ausgaben. Eine Ausnahme bilden nur die Familien Borghese, Chigi, Gabrielli, Falconieri, Albani und ein paar andere, die das Volk achtet, weil es ihre Paläste bewundert.

---

[1] Aus Soirées du Stendhal-Club, II, 147f. (Brief an Romain Colomb.)

Die zweite Anekdote passierte auf dem Spanischen Platz. Ein junger Engländer gibt einem bekannten Waffenschmied eine Jagdflinte zur Reparatur und bekommt sie nach acht Tagen wieder; der Geselle verlangt zwei Scudi (elf Franken). Der junge Engländer schickt ihn fort und erklärt wütend, das wäre zu teuer. Der Geselle des Waffenschmieds übergibt ihm die Flinte, behält aber den Ladestock und erklärt mit der Kaltblütigkeit des römischen Volkes, die bis zum Augenblick des wildesten Zornesausbruches währt: „Mein Meister hat mir befohlen, zwei Scudi zu verlangen; ich nehme den Ladestock mit; kommen Sie im Geschäft vor und machen Sie den Preis mit meinem Meister aus." Der junge Engländer geht mit einem Freund in den Laden des Waffenschmieds. Es kommt zu einem Wortwechsel, bei dem der Engländer zu dem Waffenschmied auf italienisch sagt: „Sie sind ein Betrüger." Der Waffenschmied zahlt ihm mit gleicher Münze heim, der Freund des Engländers fällt mit der Reitpeitsche über den Waffenschmied her; ein sechzehnjähriger Junge, der im Hintergrunde des Ladens stand, greift, als er seinen Meister geschlagen sieht, zu einem Jagdmesser, stürzt auf den Engländer los, der den Meister horsewhips (schlägt), und gibt ihm einen Stich in den Schenkel. Die Klinge trifft auf eine Schlagader, der Engländer schwimmt in seinem Blute; der Junge nimmt Reißaus. Nach diesem Morde, der Anfang Dezember 1823 stattfand, leisteten sich die Engländer, die beim Herzog von Torlonia, einem reichen jüdischen Bankier, und in wenigen anderen Häusern verkehrten, die größten Injurien über den römischen Charakter, und dies in römischen Häusern.

Hätte ein Engländer es sich herausgenommen, einen englischen Waffenschmied in dieser Weise zu behandeln? Würde ein Engländer dulden, daß ein Fremder in seinem Hause den englischen Charakter in den beleidigendsten Ausdrücken schmäht? Würde ein Engländer wagen, dem Portier des Rathauses von Cambridge, wenn er ihm ein berühmtes Bild zeigt, two pence and a half (fünf Sous) Trinkgeld zu geben? Man wird mir entgegnen: in der Flut von englischen

Reisenden, die Italien überschwemmt, gibt es Leute aus den niederen Ständen. Diesen Einwand sah ich voraus. Aber die Engländer, die dem Portier in Velletri fünf Sous gaben, und die beiden, die zu dem Waffenschmied in Rom gingen, sind sehr reich und gehören den vornehmsten Ständen an; es sind schicke Leute. Die Sache liegt so: die Engländer glauben, sie könnten sich in Italien so aufführen, wie sie es in London nicht dürften.

In Florenz kann man einen Handwerker prügeln; er wird nicht mucken; Florenz ist seit Cosimo II. (1590—1621) eine aristokratische Stadt. Prügelt man einen französischen Handwerker, so fordert er einen, wenn er gedient hat, zum Duell. Im letzten Jahre war die Rede von einem Droschkenkutscher, den ein russischer Offzier geprügelt hatte. Er zog das Kreuz der Ehrenlegion aus seiner Tasche, befestigte es an seinem Knopfloch und gab dem unverschämten Offizier eine Maulschelle. Es kam zum Pistolenduell und der Zufall war diesmal gerecht: der Beleidiger fiel. Von solchen Ausnahmen abgesehen, kann man den französischen Handwerker ungestraft schlagen, aber nicht den römischen; das ist ein Grund meiner Hochachtung vor diesem Volke. Der abscheuliche Despotismus, der seit dem Cinquecento auf ihm lastet (siehe die Memoiren von Benvenuto Cellini), hat ihm nur eine Tugend gelassen: die Kraft. Diese Tugend nimmt oft das Gepräge des Verbrechens an, wie bei dem Mord am Spanischen Platze. Aber ich frage jeden Menschen von Herz und Sinn: Da der Römer aus dem Volke durch tägliche Erfahrung weiß, daß es bei dem völligen Fehlen von Gesetzen ganz ausgeschlossen ist, für persönliche Beleidigungen von seiten eines gutgekleideten Menschen Sühne zu fordern, hätte man es da lieber gesehen, daß der Sohn des Waffenschmiedes zusah, wie sein Vater geprügelt wurde? Freilich ist ein großer Abstand zwischen dem Römer und dem geduldigen Irländer, der, wie im Prozeß des Lord Clermont (Times, September 1824) bewiesen wurde, es sich gefallen läßt, daß sein Sohn geprügelt wird, ja daß Lord Clermont ihm den Arm entzweischlägt.

Das Schimpfen der vornehmen Engländer in Rom auf den römischen Charakter aus Anlaß des Mordes am Spanischen Platz verdoppelte den Haß gegen die englische Nation und übertäubte die Stimme einiger Menschenfreunde, die diese Stimmung seit lange zu bekämpfen suchen.

Ich wohnte einer Diskussion über dies Thema am Bette des Gelehrten Tambroni, des Gatten der Geliebten Canovas, bei. Etwas schürte den tiefen Haß noch, den die englische Anmaßung hervorgerufen hatte. Der bekannte Haß des Papstes Leo XII. (della Genga) gegen den Kardinal Consalvi führte kurz nach seiner Thronbesteigung, im Dezember 1823, dazu, daß dieser geschickte Staatsmann abgesetzt wurde. Sein Nachfolger war ein achtzigjähriger Greis, früher sehr galant und nun sehr reaktionär, wie der Kardinal della Genga: der Kardinal Somaglia. Consalvi hatte die Engländer auffällig protegiert. Ja, zum großen Ärger des Kardinals della Pacca und der ganzen Reaktionspartei, hatte er sogar den anglikanischen Gottesdienst in Rom geduldet. Somaglia protegierte die Engländer nicht mehr; und nichts erscheint einem Römer so ungeheuerlich und versetzt ihn so in Wut, als wenn eine Unverschämtheit nicht die wirkliche Macht hinter sich hat (is backed). Es ist etwa das gleiche Gefühl, wie wenn der Kommandant eines starken Waffenplatzes von einem Obersten, der ohne Kanonen ankommt, zur Übergabe aufgefordert wird. Es machte mir bei Herrn Tambroni viel Spaß festzustellen, daß der Zorn der Römer namentlich daher kam, daß diese englische Anmaßung unter einem englandfeindlichen Ministerium stattgefunden hatte. Das ist ein bedeutsamer Zug in der Sittengeschichte eines Volkes, das durch vierhundertjährigen Despotismus — den ärgsten, den es in Europa gibt — verdorben ist.

Die Engländer lassen viel Geld in Rom; doch da sie stets fürchten, betrogen zu werden, so geben sie ihr Geld ohne Grazie aus. Das genaue Gegenteil ist der Fürst Demidoff, der öffentlich erklärt: „Ein Mann wie ich, der täglich 8000 Franken Rente hat und davon 2000

in Rom ausgibt, darf nie merken, daß man ihm 100 Louisdor im Monat stiehlt." Dieser Standpunkt ist vielleicht unmoralisch, aber die Römer sind dermaßen demoralisiert, daß das Benehmen eines Fremden oder von tausend Fremden nichts ausmacht. Der Fürst Demidoff wird wie alle Russen in Rom vergöttert; wogegen die Engländer dank ihrer mürrischen Knauserei verhaßt sind, obwohl das Volk in Rom ohne sie verhungern könnte. Denn einen reichen Deutschen oder Franzosen sieht man in Rom selten. Die teuern Gasthöfe werden von Russen und Engländern bewohnt. Der verstorbene Herzog und die Herzogin von Devonshire sind meines Wissens die einzigen Engländer, die die Römer nicht in den tiefen Haß gegen alles Englische einbegriffen haben.

In Rom leben mehrere talentvolle Maler: Leopold Robert, Schnetz, Cornelius, Weiß usw. Ein Engländer, dessen Namen ich nennen könnte, geht zu einem dieser Herren und feilscht um ein kleines Bild. Wieviel kostet es? — 40 Louisdor. — Wie lange haben Sie daran gemalt? — Zwölf Tage. — Schön, ich gebe ihnen 144 Franken dafür; mir scheint, 12 Franken pro Tag sind eine genügende Bezahlung!

Der Künstler, gedemütigt und entrüstet, stellte sein Bild wieder an die Wand und ging an die Staffelei. Die Geschichte wurde am Abend im Café der französischen Akademie erzählt und entfesselte die heftigsten Ausfälle gegen den englischen Charakter, gegen den man das Benehmen des bayerischen Kronprinzen ausspielte[1], der jedermann, insbesondere die Künstler, mit der vollendeten Artigkeit behandelte, die er von seinem Vater, dem liebenswürdigsten Menschen, gelernt hat. Als der bayerische Kronprinz in Rom war, machte er ein Gedicht auf die deutschen Künstler, das nicht schlecht ist und das viel besser war als seine Unterhaltung.

Die öffentliche Meinung in Rom beschäftigt sich mit nichts weiter als mit dem Befinden des Papstes. Ist diese Frage allmorgendlich beantwortet, so redet man von Musik oder Malerei. Der Preis eines

[1] Seit 1825 Ludwig I., König von Bayern.

Bildes von Chauvin oder Schnetz ist also bis auf einen Louisdor bekannt. Ein Fremder, der in der römischen Gesellschaft verkehrt, könnte also die Bilder direkt von den Malern kaufen. Da diesen Künstlern aber das Handeln mit den Engländern nach obigem Muster zuwider ist, so geben sie ihre Bilder einem Kunsthändler, um sie zu verkaufen. Ich sah Engländer ihrem Bankier, dem Fürsten Torlonia, Bilder zeigen, für die sie 60 bis 80 Louisdor gezahlt hatten und die keine 15 bis 20 wert waren. Alles lachte im stillen, und bei der gewohnten Anmaßung dieser Leute hatte niemand so viel Mitleid, sie vor der Gaunerei der Bilderhändler zu warnen.

Du darfst nicht glauben, ich haßte die Engländer: durchaus nicht! Ich liebe die englische Kultur wie die französische; diese beiden Völker sind für mich die ersten der Welt. Hätte Napoleon zwanzig Jahre länger regiert, so wäre Italien den Franzosen und Engländern zum mindesten ebenbürtig geworden. Ich liebe und hasse kein Volk mehr als ein anderes. Die Russen — Napoleon sagte von ihnen: „Knöpfen Sie diesem elegant gekleideten Russen, der an meinem Hofe erscheint, das Jabot auf und öffnen Sie sein Hemd, so sehen Sie das Bärenfell darunter" —, die Russen, die in ihrer Kindheit von Sklaven umgeben und im Grunde noch so barbarisch sind, werden in Florenz vergöttert, wo sie vor drei Monaten zu vier- bis fünfhundert waren, wogegen man die Engländer dort ebenso ansieht wie in Rom. In beiden Städten wird freilich das Geld buchstäblich vergöttert, und das Volk sagt von den Engländern: ne hanno (sie haben es) im Überfluß, wobei sie das Wort Geld auslassen.

Den Engländern wäre es in Rom besonders leicht, Beziehungen mit der Gesellschaft anzuknüpfen. Die schönste Frau Roms hat einen Engländer, den Gelehrten Mr. Dodwell, geheiratet[1]. Aber der Römer ist vor allem nervös und empfindlich, und dem Engländer steht in Italien stets das Mißtrauen auf dem Gesicht geschrieben. Der Zweck dieser Zeilen ist der, die jungen Engländer, ehe sie ihre

[1] S. S. 61.

Romreise antreten, von diesem mißtrauischen Ausdruck zu heilen und sie vor allem vor Unverschämtheiten zu warnen, die sie daheim sorgfältig vermeiden würden. Die Kraft ist in Rom alles; der Respekt vor der Aristokratie, die nicht, wie in England, eine strenge Gesetzgebung hinter sich hat, ist gleich Null. In Deutschland und Frankreich gibt ein Bauer, wenn er wütend ist, seinem Nachbar einen Faustschlag, in Rom einen Messerstich. Unter der Regierung Pius' VI., die vierundzwanzig Jahre währte, fanden 16000 Morde statt, das heißt fast zwei täglich. Niemand wunderte sich darüber, niemand suchte es abzustellen. Der Mord löst in Italien nicht die gleiche moralische Wirkung, nicht den tiefen Abscheu aus, den er im zivilisierten Norden zur Folge hat. Die französische Gendarmerie und die besonnene Verwaltung des Generals Miollis hatten die Morde in Rom unterdrückt.

Die Fremden, die scharenweise herbeiströmen, verstehen ganz und gar nicht, sich zu amüsieren. Die römische Geselligkeit ist voller Feuer, Natürlichkeit, Leidenschaft und Neigung, sich stets zu amüsieren, wo es die Klugheit erlaubt. Die englischen und russischen Fremden, die nach Rom kommen, sehen sich ihrer gewohnten Gesellschaft beraubt, von neuen Lebensgewohnheiten umgeben und finden keinen andern Ersatz als die Bewunderung der antiken Ruinen, der Statuen Canovas, der Gemäldegalerien usw. Sie werden dieses Lebens bald überdrüssig und langweilen sich in den ersten Monaten in Rom zumeist sehr. Ach! keiner kommt auf den Einfall, mit der römischen Gesellschaft anzuknüpfen. Jeden Abend ist Empfang beim österreichischen und französischen Botschafter, beim Fürsten von Montfort (Jérôme Bonaparte, ein Mann von Bravour und nicht ohne Geist, ein wahrer Don Juan, sehr liederlich und vor Langweile umkommend), der Fürstin Borghese und dem Herzog von Torlonia (ein habgieriger und etwas schuftiger Bankier)[1]. Hier sehen

[1] „Man behauptet, in dem Augenblick, wo die Franzosen in Rom einrückten, hätte Torlonia ihnen seine Dienste angeboten und unschätzbare Wertsachen in Verwahrung genommen, u. a. die Diamanten der Madonna

die Fremden die hohe römische Gesellschaft; ich sage, sie sehen sie, denn sie knüpfen selten Beziehungen an. Wenn ein Fremder sich mit einer Römerin unterhält, so verfehlt er nicht, ihr mit vollendeter Höflichkeit von den lächerlichen oder abscheulichen Dingen zu erzählen, die ihm in Rom aufgefallen sind. Der Römer hält den Fremden gegenüber mit der Sprache zurück, aus Angst, verachtet zu werden. Nach römischer Etikette trifft man in den genannten Kreisen nur den Hochadel, die Familien Gabrielli, Altieri, Falconieri usw. Der sogenannte ceto di mezzo, der wohlhabende Mittelstand, hat leider keinen Zutritt; und gerade dieser Mittelstand hat von der Franzosenzeit am meisten profitiert. Fast alle jungen Leute dieser Klasse haben eine leidliche Erziehung genossen. So schwärmen sie zum Beispiel für Lord Byron, dessen Tod tiefen Schmerz hervorrief; ich sah bei dieser Nachricht Tränen in den schönen römischen Augen. Ich rate den jungen Engländern, die diese Zeilen lesen, und die mich für ehrlich und leidenschaftlos halten, wie ich es bin, ein wahrer Kosmopolit, in Rom mit den jungen Leuten des mezzo ceto anzuknüpfen.

Die hohe englische Gesellschaft — mit Ausnahme der verstorbenen Herzogin von Devonshire — hat es vermieden, sich mit dem römischen Hochadel zu liieren, obwohl sie ihn allabendlich trifft; denn mit Ausnahme der Theatersaison während des Karnevals ist an jedem Abend eine schöne diplomatische Soirée. Die angenehmsten sind die beim französischen Botschafter, dem Herzog von Laval-Montmorency, einem sehr höflichen Herrn, der mit Frau von Staël, Madame Récamier und König Ferdinand VII. von Spanien sehr intim war. Von acht bis neun Uhr erscheinen bei ihm dreihundert Personen, darunter die fünfzig schönsten Frauen Roms und alle in Rom anwesenden Engländerinnen. Man sitzt und steht in vier prächtigen

von Loretto, die ihm nach Gewicht übergeben wurden. Er erstattete sie zurück, ohne daß man darnach fragte, ob die Solitäre nicht durch Karate ersetzt seien. Jedenfalls blieb die Fürstin im Besitz der schönsten Steine und spottete über die römischen Damen." Gräfin Potoda, Voyage d'Italie, S. 49. (Nach C. Stryienski.)

Sälen herum. Komisch ist der Anblick von zwanzig alten Kardinälen, von denen mehrere sehr galant waren (zum Beispiel Kardinal Albani), und die nun zwischen hundert hübschen Frauen umhergehen, die, in parenthesi gesagt, sehr tief ausgeschnittene Kleider tragen, welche dem display of the freshness of the skin sehr vorteilhaft sind. Im vergangenen Jahre glänzte die arme Miß Bathurst[1] in diesen Gesellschaften; mehrere Fremde nannten sie die schönste Frau in Rom, andere zogen ihr die Signora Dodwell vor. Die Kardinäle bewunderten ihre Jugendfrische sehr; oft waren drei oder vier um sie herum. Am eifrigsten war der Kardinal de' Gregorio, ein natürlicher Sohn König Karls III. von Spanien, der die Botschafter aufsucht und sie bittet, ihn nach dem Tode Leos XII., den man für nahe bevorstehend hält, zum Papst zu machen[2]. „Die Heilige Allianz", sagt er, „will einen ihr ergebenen Papst. Wo findet sie einen besseren als mich, der ein Bourbon ist!"

Die Gräfin Apponyi, die österreichische Botschafterin, ist in Rom sehr angesehen, weil sie ihren Beichtvater zum Erzbischof gemacht hat. Das hiesige Volk liegt vor der Macht auf den Knien, aber wohlverstanden vor der wirklichen Macht und nicht vor der Aristokratie: das macht die Wirkung des Despotismus. Der Kammerdiener des Papstes genießt, wenn er Einfluß auf seinen Herrn hat, mehr Ansehen als der Fürst Borghese, der Krösus der römischen Fürsten, der 1 200 000 Franken Rente hat. Im letzten Winter kam die Gräfin Apponyi auf den Gedanken, ein französisches Lustspiel aufzuführen. Sie lud sehr viele Engländerinnen, mehrere Franzosen und nicht einen Römer noch eine Römerin ein. Die Folge war, daß die Aufführung höchst trübselig ausfiel. Die Römer haben sich in ihren Kreisen sehr darüber aufgehalten.

Ich ziehe aus dieser Skizze der römischen Sitten den Schluß: ein reicher Engländer, der nach Rom kommt, muß viel Höflichkeit gegen

---

[1] S. S. 292.

[2] Im Konklave von 1829 fehlte ihm nur eine Stimme, um Papst zu werden (s. Einleitung).

die Römer zur Schau tragen, Lord Byrons Büste in seinem Salon aufstellen, sich in die römische Gesellschaft einführen lassen, gegen die Künstler freundlich sein, den römischen Malern jeden Monat für 20 Louisdor kleine Bilder abkaufen und jede Woche ein Diner geben, zu dem er stets sechs bis sieben Römer einlädt. Nach drei oder vier Monaten eines derartigen Benehmens ist er in Rom populär und genießt die Vorzüge der römischen Geselligkeit, die eine der angenehmsten Italiens sein soll und von der die Engländer heute ebensowenig Ahnung haben wie von der Geselligkeit Konstantinopels.

Nach meinen Begriffen findet man die vollendete Geselligkeit in dieser zweiten Hauptstadt Europas. Hier haben Menschen, die einander gleichgültig sind, das Geheimnis gefunden, sich gegenseitig die meisten angenehmen Augenblicke zu bereiten. Freilich ist unsere unruhige Pariser Eitelkeit in Rom eine Seltenheit, und so bleiben sich die Menschen, die oft in einem Salon zusammentreffen, nicht lange gleichgültig. Ein sanftes Gefühl des Wohlwollens, das sich bei der ersten kleinen Gefälligkeit in Freundschaft verwandelt, verbindet die, die sich oft sehen[1].

Rom, 5. Dezember 1826[2]

... Die vornehme Welt verkehrt hier bei Herrn von [Laval-] Montmorency und beim Fürsten Demidoff. Herr von Montmorency macht bei sich die Honneurs mit einer vollendeten Grazie, die nie in Verlegenheit setzt. Es ist immer eine Last, wenn man in einer Gesellschaft von zweihundert Personen den Hausherrn erscheinen sieht; hier ist es ein liebenswürdiger Mensch mehr, der an die Gruppe herantritt. Drei, vier Römerinnen sind von vollendeter Schönheit: Signora Dodwell, Fürstin Buonacorsi usw. Diese Damen haben ganz den sichern, bestimmten, schneidenden Ton, der früher am

[1] Der letzte Absatz ist aus einem Brief an Romain Colomb vom 15. Februar 1825 angefügt.

[2] Das Datum ist unrichtig, wie so oft bei Stendhal; er war zu jener Zeit in Paris.

französischen Hofe geherrscht haben soll. Sie tragen tief ausgeschnittene Kleider, und man muß sehr nörglich sein, wenn man ihrer Schneiderin nicht sehr dankbar ist. Stellen Sie sich, gnädige Frau, eine Versammlung von vierzig derart gekleideten Damen und von vierzig Kardinälen vor, dazu einen Schwarm von Prälaten, Abbati usw. Die Mienen der französischen Abbés sind zum Totlachen; sie wissen nicht, wo sie inmitten all dieser Reize hinsehen sollen; die römischen Abbati blicken sie fest und mit höchst lobenswerter Unerschrockenheit an.

Unter den kleinen Freuden der großen Geselligkeit ist eine der größten die, wenn man einen Kardinal im Purpurgewand sieht, wie er einer jungen Frau die Hand reicht, um sie in einem Salon vorzustellen — einer Frau mit lebhaften, glänzenden, wollüstigen Augen, die in obiger Weise gekleidet ist. Man bleibt drei Stunden zusammen, betrachtet sich, geht auf und ab, ißt vorzügliches Eis und trennt sich, um sich am nächsten Tage wiederzusehen. Beim Fürsten Demidoff sitzt man; denn er gibt 100000 Franken aus, um französische Vaudevillestücke von seiner eignen, nicht schlechten Truppe spielen zu lassen.

Trotz der schönen Toiletten der Damen und der herrlichen Meisterwerke, die man am Morgen sieht, gefällt es mir in Rom gar nicht; ich bin zu allein, und für einen Monat lohnt es nicht, all den langweiligen Hausfreunden den Hof zu machen, um den Posten eines vierten Adjutanten bei einer dieser schönen Damen zu ergattern. Ich weiß nicht, ist es ein Zeichen, daß ich alt werde; doch ich habe ein Bedürfnis nach vertrautem Umgang, das, da ein anderes ausgeschlossen ist, mir fast Sehnsucht nach dem Pariser Nebel erweckt...

2. Raffaels Teppiche[1]

Das Schönste, was England an Kunstwerken besitzt, sind unstreitig die Elgin marbles[2]. Unmittelbar danach kommen die Kartons in Hampton Court, die Raffael im Auftrage Leos X. ausführte und nach denen in Arras Wandteppiche gewebt wurden. Daher der italienische Name Arazzi für die zwanzig Wandteppiche im Vatikan. Sie sind in Wolle, Seide und Gold gewirkt und kosteten 70000 Goldtaler ... Sie wurden sämtlich im Jahre 1527 geraubt, als das Heer des Konnetabel von Bourbon Rom brandschatzte. Der berühmte Anne de Montmorency gab sie an Clemens VII. zurück: mir wäre es lieber, er hätte sie nach Ecouen bringen lassen, wo sie den Geschmack unserer Vorfahren gebildet hätten. Rom besitzt ja Meisterwerke von Raffael genug.

Bei Betrachtung dieser Wandteppiche darf man nie vergessen, daß zwischen Raffael und uns der Kunsthandwerker steht ... Aber sie bewahren das Andenken an die schönsten Schöpfungen Raffaels. Die „Transfiguration", die doch für das letzte Wort der Kunst gilt, kommt in meinen Augen erst nach den Stanzen und nach den Arazzi. Ehe man sie aber besichtigt, muß das Auge sich nach und nach an die Wirkungen der großen Malerei gewöhnt haben. Dem Neuling in Rom könnten sie leicht häßlich erscheinen ...

Bedeutsam für die Geistesgeschichte Raffaels ist der dritte Teppich: wie soll der Maler ein Erdbeben darstellen? Raffael wagte es, in

---

[1] Aus Romain Colombs „Journal d'un voyage en Italie pendant l'année 1828" (Paris 1833, S. 191 ff.), als „von einem der aufrichtigsten Bewunderer der Malerei" herrührend bezeichnet und von seinem Vetter Stendhal stammend. (S. Einleitung, S. XII.) — v. O. B.

[2] Die berühmten Parthenonskulpturen, die Lord Elgin vor türkischem Vandalismus gerettet hatte und die 1816 von England angekauft wurden. Stendhal war neben Canova, Goethe, Quatremère de Quincey einer der ersten, der die überragende Bedeutung dieser Werke erkannte, die damals noch vielfach dumpfem Unverstand begegneten. (Vgl. Einleitung, S. XXVII, LIV f.) — v. O. B.

einer unterirdischen Höhle die Halbfigur eines Riesen zu malen, der mit gewaltiger Hand die Grundmauern des Kerkers erschüttert, in dem Paulus gefangen sitzt. Der vierte Teppich stellt die Bekehrung des Saulus (Paulus) dar. Er ist, von der Stimme des Herrn erschreckt, vom Pferde gefallen und von dem himmlischen Lichte geblendet. Man begreift, daß seine Begleiter wohl die göttliche Stimme hören, aber nicht das Licht sehen, das Paulus getroffen hat. Nur Raffael konnte eine solche Szene darstellen; da er nie übertreibt, wirkt bei ihm die kleinste Nuance...

Den Kindermord (Nr. 6) würde man heute etwas frostig finden. Bei aller Mannigfaltigkeit der Stellungen auf einem so großen Bilde sieht man, daß Raffael, wie die antiken Bildhauer, sich vor der Darstellung hochgesteigerter Leidenschaften hütete. Von dem letzten Teppich des ersten Saales (Nr. 7) ist nur die Hälfte der Darstellung erhalten, die andere Hälfte ging 1527 zugrunde. Dargestellt ist Paulus, wie er seinen Nebenbuhler Elymas mit Blindheit schlägt. Der Prokonsul Sergius Paulus tut angesichts dieses Wunders, was viele an seiner Statt getan hätten: er bekehrte sich zum Christentum. Unvergleichlich ist die Majestät des Apostels und der Schrecken des unglücklichen, erblindeten Magiers.

Im zweiten Saale, der dunkel und sehr lang ist, hängt ein Teppich (Nr. 9), auf dessen Darstellung die ganze Autorität der Päpste beruht. Es ist die Verleihung der Schlüssel, des Symbols der höchsten Macht, an Petrus. Die Gruppe der Apostel gemahnt an die der „Verklärung", aber ein Mann wie Raffael ahmt sich selbst nicht nach, vielmehr kann er alles das, was er in einem Gegenstand sieht, nicht in einem einzigen Werk aussprechen. Die Apostel haben zwar fast den gleichen Ausdruck wie auf der „Verklärung", und doch sind es andere Gesichter...

Die Verurteilung des Ananias durch den Apostelfürsten (Nr. 11) ist ein lächerlicher Gegenstand, und doch ist es wohl der Triumph des Künstlers. Während Ananias, von der himmlischen Strafe getroffen,

zu Boden stürzt, ergreift ein jäher Schreck alle Anwesenden. Nur der Apostel und die Seinen bewahren die hier unerläßliche Würde. An dem geistreich spottsüchtigen Hofe Leos X. hat man wohl seine Scherze über diese Eintreibung einer Zwangsanleihe gemacht. Auf der linken Bildseite hat Raffael Diakone dargestellt, die Geld an die Gläubigen verteilen. Unter so vielen Figuren ist keine ohne eine leidenschaftliche Regung; die Gesichter der Frommen haben nichts von der einfältigen Miene, die ihnen neuere Künstler bei solchen Szenen geben.

Wie glücklich gelungen ist dagegen die Ruhe auf dem „Wunderbaren Fischzug" im See Genezareth (Nr. 12). Das Schönste aber ist nach meinem Geschmack der Teppich der Auferstehung (Nr. 17). Die Wächter am Grabe sind erschrocken, der eine flieht, der zweite ist starr vor Schrecken, der dritte stürzt hin. Das ist vollendet. Das Antlitz des über das Grab triumphierenden Christus ist wunderbar im Ausdruck. Der Heiland trägt eine große Fahne; sie ist wohl durch Leo X. veranlaßt, sonst wäre der Künstler zu tadeln.

Bei dem Teppich der Geburt Christi (Nr. 21) merkt man, daß Raffael von den Kunsthandwerkern zu viel verlangt hat. Auf seinem Karton wollte Raffael einen Lichteffekt schaffen, der Anlaß zum schönsten Bilde Correggios (der Heiligen Nacht in Dresden) gegeben hat. Im Augenblick der Geburt geschieht ein Wunder: die ganze Szene ist von dem Licht erfüllt, das von dem Körper des Jesusknaben ausgeht. Das konnten die Teppichwirker von Arras nicht wiedergeben. Dagegen ist die Andacht und Einfalt der Hirten wunderbar dargestellt. Ein paar ältere Bauern sind Raffaels Triumph. Kein Meister hat solche Köpfe wie er dargestellt.

Auch bei dem letzten Teppich (Nr. 22) hat Raffael den Webern zu viel zugemutet. Die Apostel, die Schüler und die drei Marien, die Jesus so heiß geliebt haben, beten zusammen. Da fällt ein Strahl vom Himmel mitten in die Gruppe, sozusagen durch das gewöhnliche Licht hindurch, ohne sich mit ihm zu vermischen.

3. Die Briganten[1]

In Frankreich wie in den meisten europäischen Ländern ist man sich rasch darüber einig, was von Leuten zu halten ist, die vom Straßenraub leben. In Italien heißen sie assassini, ladroni, banditi, foruscìti, aber man irrte sehr, wenn man glaubte, dies Handwerk würde hier ebenso allgemein verurteilt wie anderswo. Jedermann fürchtet die Briganten, aber seltsamerweise beklagt jeder einzelne sie, wenn sie die Strafe für ihre Verbrechen erleiden. Kurz, man hegt für sie eine Art von Hochachtung, selbst bei der Ausübung ihres angemaßten Rechts über Leben und Tod. Die gewöhnliche Lektüre des italienischen Volkes sind kleine Dichtungen, die das Leben der berühmtesten Briganten schildern. Das Heldenhafte darin gefällt ihm, und es gewinnt daraus eine ähnliche Verehrung für sie, wie die alten Griechen sie für ihre Heroen hegten.

Im Jahre 1580 hatte sich in der Lombardei eine sehr gefürchtete Mörderbande gebildet, die Bravi. Viele Vornehme hatten Bravi in ihren Diensten und benutzten sie unbedenklich, um all ihren Haß- und Rachegelüsten, ja selbst ihren Liebesgelüsten zu frönen. Die Bravi führten die schwierigsten Aufträge mit beispielloser Keckheit und Geschicklichkeit aus und ließen selbst die Behörden erzittern. Seit 1583 machte der spanische Gouverneur von Mailand vergebliche Anstrengungen zur Ausrottung dieser gefährlichen Gesellschaft; er erließ Edikt über Edikt, was aber die Bravi nicht hinderte, neuen Zuzug zu bekommen. Im Jahre 1628 stand dies Korps noch in hoher Blüte und verbreitete Schrecken durch seine Mordtaten und Räubereien. Die Bravi spielten die Sekundanten bei den Duellen, die die Vornehmen miteinander ausfochten. Blinder Gehorsam, Verschwiegenheit und Vorsicht waren die ersten Berufseigenschaften des Bravo.

[1] Aus Colombs „Journal d'un voyage en Italie etc.", S. 228ff. „Einer unserer Freunde, der über das Brigantenwesen genau Bescheid weiß, las uns den folgenden Aufsatz vor."

Das Brigantenwesen besteht in Italien seit unvordenklichen Zeiten, aber erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts nahm es überhand. Diesem Handwerk lagen zuerst nur die ob, die es für ehrenvoller hielten, derart ihre Unabhängigkeit zu wahren, als das Knie vor der päpstlichen Autorität zu beugen. Die Erinnerung an die mittelalterlichen Freistaaten wirkte in den Geistern noch mächtig nach und verwirrte alle Köpfe; kurz, der Zweck schien die Mittel zu heiligen. Es war mehr eine Oppositionslust gegen die Regierung, als die vorbedachte Absicht, sich an Gut und Leben von Privatleuten zu vergreifen, was jene Männer von so wilder Energie beseelte.

Alfons Piccolomini, Herzog von Montemariano, und Marco Sciarra führten mit ihren Banden erfolgreich Krieg gegen die päpstlichen Truppen. Piccolomini ging 1582 nach Frankreich, nahm dort Kriegsdienste und blieb acht Jahre fort. Am 16. März 1591 ließ der Großherzog Ferdinand von Toskana ihn hängen, trotz des Einspruches Philipps II. und Gregors XIV., dessen Staaten er verwüstet hatte. Sein kleines Heer bestand aus allen Missetätern Toskanas, der Romagna, der Marken und des Kirchenstaats.

Sciarra war der Anführer einer starken und gefürchteten Schar, die unter Gregor XIII. und gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Kirchenstaat und die Grenzen von Toskana und Neapel verheerte. Seine Truppe belief sich zuweilen auf mehrere tausend Mann. Sixtus V. gelang es, ihn von Rom fernzuhalten, doch nicht, ihn zu bewältigen. Clemens VIII. griff ihn 1592 so kräftig an, daß der berühmte Brigant sein Handwerk aufgeben mußte und mit 500 seiner Bravi in die Dienste der Republik Venedig trat, die ihn nach Dalmatien gegen die Uskoken sandte. Aber Clemens VIII. führte bittere Klage, daß die Banditen derart seiner Justiz entzogen würden, und verlangte ihre Auslieferung. Der Senat von Venedig bekam Angst, ließ Sciarra ermorden und schickte seine Spießgesellen nach Kandia, wo sie an der Pest starben.

In ihren fortwährenden Kämpfen mit den Päpstlichen zogen sich die Briganten in die Wälder zurück. Jedes Unterhalts bar, raubten

und mordeten sie, um zu leben. Ihre Operationsbasis erstreckte sich über die Berge von Ancona bis Terracina und von Ravenna bis Neapel. Als aber die Straflosigkeit aus Schwäche oder aus Mangel an gutem Willen bei den Regierungen zur stillschweigenden Übereinkunft wurde, verbreitete sich das Brigantentum über ganz Italien. Dies unabhängige Abenteurerleben verlockte Geister, die, in richtige Bahnen gelenkt, zu Großem fähig gewesen wären. Andar alla macchia (in den Wald gehen) war für einen Unterdrückten oft das einzige Mittel, sich für die Tyrannei eines Machthabers oder eines einflußreichen Priesters zu rächen.

Die Colonna und Orsini besaßen fast alles Gebiet in der Umgebung Roms. Diese beiden mächtigen Familien waren seit fast zweihundert Jahren miteinander verfeindet. Indem sie sich auf Tod und Leben bekämpften, vollendeten sie die Verwüstung der Campagna, die die Barbaren so schön begonnen hatten. So kam sie in den Zustand der Verödung und der Ungesundheit, worin sie sich jetzt befindet. Der gesamte Adel folgte unter der Führung furchtbarer Condottieri den Colonna oder den Orsini. Sixtus V. gelang es, beide Familien auszusöhnen, indem er sie an seine Person fesselte; das war ein Mittel mehr zur Befestigung seiner Autorität. Dieser kluge und willensstarke Papst hatte zwei Großnichten; die eine verheiratete er an den ältesten Sohn des Hauses Colonna, die andere an den des Hauses Orsini. Die Rivalität beider Häuser stammte aus der Zeit Benedikts VIII. (1294), dem die Orsini die Papstkrone verschafft hatten.

Ganz Italien ward gleichzeitig oder abwechselnd von den Briganten heimgesucht, am meisten der Kirchenstaat und das Königreich Neapel, wo sie am längsten herrschten und ihre Herrschaft am methodischsten befestigt hatten. Hier besitzen sie eine Organisation, Vorrechte und Straffreiheit, sobald sie stark genug sind, die Regierungen einzuschüchtern. Das war denn auch das beständige Ziel ihres Strebens, solange sie ihr schändliches Handwerk trieben. Man glaubt sich in barbarische Zeitalter versetzt, wo jedes Recht fehlte und die Kraft die

einzige anerkannte Macht war. Wie kläglich ist eine Regierung, die vor einer Handvoll Verbrechern zittern muß! Zwanzig, dreißig Männer genügen, um ein ganzes Land in Schrecken zu setzen und alle Carabinieri des Papstes in Harnisch zu bringen!

Stadt und Gebiet von Brescia waren früher wegen der zahlreichen dort begangenen Mordtaten verrufen; sie beliefen sich auf 200 im Jahre. Neuerdings ist diesem Unwesen durch die französische Gendarmerie, dann durch die österreichischen Bajonette ein Ende gemacht worden.

In Kalabrien wird man sich noch der zehnjährigen Kämpfe (1797 bis 1808) entsinnen, die die Franzosen dort zu bestehen hatten. Die Briganten, von den Engländern unterstützt, bildeten lange den Kern der royalistischen Erhebung. Später stießen zu ihnen Mißvergnügte, von religiösem Fanatismus oder von Vaterlandsliebe getrieben. Wohl nie ist der Widerstand gegen ein fremdes Joch mit solcher blutdürstigen Leidenschaft verbunden gewesen. Auf beiden Seiten wurde erbittert gekämpft; alle Schrecken und Greuel eines Bürgerkrieges erfüllten das unglückliche Land[1]. Die Mörderbande des Francatripa wurde von den sizilianischen Banditen unterstützt, die die Engländer häufig an den Küsten landeten (1807).

In Kalabrien ist es häufig Brauch, daß die Familie eines Mörders mit der des Ermordeten Unterhandlungen anknüpft. Ist der geforderte Blutpreis zu hoch, will oder kann man ihn nicht entrichten und wird Klage erhoben, so entzweit ein unversöhnlicher Haß beide Familien, und man muß mit einer langen Reihe von Rachetaten rechnen. Die kalabrischen Bauern sprechen noch mit Stolz von ihren Vorfahren und von Skanderbeg, der 1443 das Banner der Unabhängigkeit gegen den fremden Bedrücker und den Mörder seiner Familie, den Sultan Amurath, entrollte.

[1] Fesselnde Einzelheiten über diese Kämpfe gibt die „Chronik des Klosters Sant' Angelo a Bajano", deutsch von mir, Dresden 1922 (Karl Reißner), S. 113ff. — v. O. B.

Die Untertanen des Kirchenstaates, die um alle bürgerlichen und politischen Rechte gebracht und einer angeblich gottgewollten Willkürherrschaft unterworfen sind, müssen sich auch noch von den Briganten, von denen der Kirchenstaat heimgesucht wird, ausplündern und ermorden lassen. Wie man gestehen muß, macht sich die Regierung durch ihre Ängstlichkeit und ihre feige Rücksicht gegen die Mörder, durch Straffreiheit, Belohnungen, ja Pensionen und Ämter, die sie ihnen gewährt, zu ihrem Mitschuldigen. Was bedürfte es mehr, um sie anzuspornen? Ein Papst ging in der Mißachtung alles Anstands so weit, daß er den berühmten Räuber Ghino di Tacco aus Bewunderung für seinen Mut zum Ritter schlug.

Übrigens haben diese Briganten mit gemeinen Räubern nichts gemein. Wie schon gesagt, ist es nicht stets die Not, die sie zum Verbrechen treibt, sondern ein Zufall, Müßiggang und noch häufiger eine bestimmte Neigung. Aber wie viele verlangen auch nur ein Ackerfeld, um nicht Räuber zu werden! Die, welche sich ihnen anschließen wollen, werden wie Novizen strengen Proben unterworfen. Viele besitzen Weib, Haus und Vieh. Sie gehorchen einem Hauptmann mit unumschränkter Macht, der aber aus freier Wahl hervorgeht und abgesetzt, ja mit dem Tode bestraft werden kann, wenn er seine Gefährten verrät oder seinen Eid bricht.

Die Banditen tragen fast alle die gleiche Tracht, die beinahe eine Uniform ist: eine kurze blaue Tuchhose mit breiten Silberschnallen an den roten Kniebändern, eine blaue Tuchweste mit zwei Reihen silberner Knöpfe, eine rundgeschnittene Jacke von gleichem Tuch mit zwei Taschen, einen braunen Tuchmantel, der über die Schultern geworfen ist, offnes Hemd mit herabgeschlagenem Kragen, eine Halsbinde, deren beide Enden durch geraubte Ringe zusammengehalten werden, einen rotbraunen Filzhut von hoher spitzer Form mit bunten Verschnürungen und Bändern, Strümpfe, die durch schmale Kupferstreifen ans Bein befestigt sind und in einer Sandale oder engen Schnürstiefeln stecken, einen breiten Ledergürtel mit Schlitzen für die

Patronen und silberner Gürtelschnalle, eine Patronentasche, ein Wehrgehenk mit Säbel, Gabel, Löffel und Dolch und um den Hals ein rotes Band, von dem ein silbernes Herz auf die Brust herabhängt. Auf diesem befindet sich das Reliefbild der Mutter Gottes mit dem Jesusknaben und im Innern Reliquien. Das ist die kriegerische und fromme Tracht dieser streng disziplinierten, nur in Banden auftretenden Leute. Da sie ihre Spione und Versorger reichlich bezahlen, werden sie selten verraten.

Ihr Nomadenleben zerfällt in das Weiden der Ziegenherden, von denen sie teilweise leben, und in die Wegelagerei auf Straßen und Seitenwegen, auf denen sie den Reisenden auflauern. Oft sind diese Banditen auch weiter nichts als Bauern aus der Sabina und den Abruzzen, die einen Teil des Jahres ihre Felder bestellen, aber daneben ihrem natürlichen Hang zu Mord und Raub nachgehen, weil der felsige Boden sie und die Ihren nicht völlig ernährt. Der Brigantaggio ist für sie also nur eine Art des Lebensunterhaltes, die, wie sie wohl wissen, zum Schafott führen kann. Die Mehrzahl der Bevölkerung gehört stets zum Aufgebot einiger Hauptleute, so daß diese über ein kleines Heer verfügen, das ebenso schnell einberufen wie aufgelöst ist.

Bei ihren Raubzügen werden die Banditen von den Hirten unterstützt. Die Angehörigen der pastorizia führen ein schweifendes Leben, das sie einerseits mit den Städten in Verbindung bringt, aus denen sie Vorräte beziehen können, und sie andererseits so weit aus allen sozialen Banden herauslöst, daß sie gegen die Verbrechen der Räuber abstumpfen. Allen Gefahren trotzen, alle Entbehrungen und Strapazen erdulden — das ist das gewöhnliche Los der Briganten. Meist schlafen sie in der Tiefe einer Schlucht, in den Mantel gehüllt, unter freiem Himmel. Von dort überfallen diese Freibeuter ihre Opfer, schleppen sie in ihre Schlupfwinkel und meucheln sie ab, wenn sie nicht zahlen können. Das ist das Los der Einheimischen. Die Fremden werden meist nur ausgeraubt, aber manchmal bis aufs Hemd. Das

erste, was die Räuber den Reisenden bei einem Überfall befehlen, ist, das Gesicht auf den Boden zu drücken: Faccia a terra.

Oft fällt eine Bande unversehens über eine Schafherde her. Sind die Räuber hungrig, so müssen die Hirten ein oder mehrere Schafe schlachten. Sie werden sofort abgezogen, zerlegt, auf einen Ladestock gespießt, gebraten und verzehrt. Wein und Brot verschaffen sie sich ebenso. Während ihrer Mahlzeit pflegen die Briganten die Hirten, über deren Schafe sie sich hermachen, mit Holzfällen, Wasserholen usw. zu beschäftigen. Verweilt eine Bande an einem Ort, so stellt sie Sicherungen aus, wie eine Truppe in Feindesland. Posten werden in kleinen Abständen aufgestellt, und zwar an Stellen, wo sie überrascht werden könnten. Nach dieser Vorsichtsmaßregel teilen sich die Banditen in Gruppen, spielen Karten oder Morra[1], tanzen oder lauschen mit größter Sorglosigkeit und Sicherheit einer Erzählung oder einem Liede.

In seinem Abenteurerleben läßt der Brigant nie von zwei Dingen, die ihm Sicherheit gewähren, seiner Flinte, mit der er sein Leben verteidigt, und dem Bild der Jungfrau, das seine Seele rettet. Nichts ist schrecklicher als diese Mischung von Wildheit und Aberglauben! Der Brigant ist schließlich überzeugt, daß der Tod auf dem Schafott, wenn ein Priester ihm vorher die Absolution erteilt, ihn ins Paradies führt. Solche Gedanken verleiten einen Unglücklichen oft zu einem Kapitalverbrechen, um sich ein Glück zu sichern, das durch das Opfer seines Lebens zur Gewißheit wird! Kurz, diese Leute ermorden einen kaltblütig mit dem Rosenkranz in der Hand und begleiten den Dolchstoß mit einem per amor di Dio. Ein wegen zahlreicher Verbrechen angeklagter Bandit erschien vor seinen Richtern und gab nicht nur die ihm zur Last gelegten Verbrechen zu, sondern bekannte auch noch andre, der Justiz unbekannte. Als er aber gefragt wurde, ob er auch regelmäßig gefastet hätte, wurde der Schurke wütend: dieser Zweifel

[1] Ein Spiel, bei dem zwei Spieler zugleich mehrere Finger hochhalten; wer richtig rät, hat gewonnen. (Colomb.)

war die größte Kränkung. „Haltet Ihr mich denn nicht für einen Christen?" fragte er den Richter schroff.

Die Geschichte dieser außerordentlichen Menschen wäre lang und fesselnd, aber es wäre schwierig, alle Einzelheiten zusammenzubringen, und so will ich nur von denen reden, über die Bestimmtes bekannt geworden ist, da sie unsre Zeitgenossen sind.

Wie ein glaubwürdiger Mann, Herr Tambroni[1], versichert, fanden unter Pius VI. (1775—99) im Kirchenstaat 18000 Morde statt. Unter Clemens XIII. (1758—69) zählte man 10000, davon 4000 in Rom selbst. Wie bekannt, machten sich unter Pius VII. (1800—23) zahlreiche Banditen einen Namen.

Maïno aus Alessandria war einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit[2]; er nannte sich Kaiser der Alpen und unterzeichnete so die Proklamationen, die er auf den Straßen anschlagen ließ. An Paradetagen seiner Schar erschien er in den Uniformen und mit den Orden, die er französischen Generälen und hohen Beamten (General Milhaud und Staatskommissar Salicetti) abgenommen hatte. Er kämpfte jahrelang mit den Gendarmen. Schließlich verriet ihn eine Frau in seinem Heimatdorf Spinetta, in deren Haus er sich aufhielt. Es wurde überraschend von Polizisten und zwei Gendarmerieabteilungen umstellt, und es kam zu einem erbitterten Kampfe zwischen dem einen Mann und einer bis an die Zähne bewaffneten Truppe. Der Wegelagerer kämpfte wie ein Löwe, tötete mehrere seiner Gegner und verließ seinen Schlupfwinkel erst, als man Feuer angelegt hatte. Er entflieht, erklimmt eine Mauer, erhält einen Flintenschuß, der sein Bein zerschmettert, und wird schließlich kämpfend niedergemacht. Er war erst fünfundzwanzig Jahre alt. Ein solcher Mann unterliegt einer militärisch straff organisierten Polizei und empfängt auf dem Schafott den Preis seiner Verbrechen und seiner Tollkühnheit, aber die

[1] S. S. 54.
[2] Vgl. „Reise in Italien" (Bd. V dieser Ausgabe), S. 104.

öffentliche Meinung billigt ihm mehr Geist und Kaltblütigkeit zu als manchen berühmten Generälen.

Parella, dessen traurige Ausschreitungen im Königreich Neapel lange Zeit Schrecken verbreiteten, wurde von den französischen Soldaten seit drei Jahren verfolgt. Als der Minister Salicetti seiner nicht habhaft werden konnte, setzte er einen Preis auf seinen Kopf aus. Ein Bauer und Barbier, Dienstbote und Vertrauter Parellas seit zwölf Jahren, fühlte sich eines Tages durch ihn beleidigt. Er gab der Geldgier und der Rachsucht nach, schnitt seinem Herrn beim Rasieren eines Morgens den Hals durch, überbrachte seinen Kopf und erhielt dafür eine Belohnung von 400 Dukaten.

Der Räuberhauptmann Diecinove (neunzehn), so genannt, weil ihm ein Zahn fehlte, war mehr blutdürstig als geldgierig. Er marterte seine Opfer mit bestialischer Freude lange, bevor er ihnen den Gnadenstoß gab. Als seine Grausamkeit zwar nicht gesättigt, aber erschlafft war, bot er der päpstlichen Regierung einen Vergleich an, und diese nahm ihn an. Sobald Diecinove und seine Spießgesellen als Räuber begnadigt waren und als Christen die Absolution erlangt hatten, konnten sie sich ungestraft bei den Verwandten der von ihnen Ermordeten zeigen. Nachdem sie an ihrem Tisch gesessen und ihr Mahl geteilt hatten, forderten die Verbrecher nochmals Geld für die angeblich schonende Ausübung ihres Räuberhandwerks, und niemand wagte es ihnen zu verweigern. So behielten sie die Vorteile ihres früheren Handwerks, ohne die mindeste Gefahr zu laufen. Die gleiche Straflosigkeit erlangte die Bande des Corampono, die mit der Diecinoves an Grausamkeit gewetteifert hatte.

Von Terracina bis Fondi und von da bis Itri ist man auf dem klassischen Boden des Brigantentums. Die Liebe machte den berühmten Giuseppe Mastrilli, einen Sohn dieser Gegend, zum Mörder. Aus dem Kirchenstaat und aus Neapel verbannt, tauchte er mehrfach wieder auf, entging stets der Justiz und starb ruhig, seine Verbrechen bereuend. Bevor er selbst Räuberhauptmann wurde, hatte er zu der

Bande des alten Barba Girolamo gehört. Mastrilli spielte eine wichtige Rolle in dem eigenartigsten Schlag der Gegenrevolution, den Europa seit 1789 erlebt hat. Er sollte wegen seiner Verbrechen in Montalbano, einem Nest an der Spitze des italienischen Stiefels, gehenkt werden, als der Kardinal Ruffo[1], der Führer der kalabrischen Gegenrevolution, der einzige energische Mann der royalistischen Partei, es für nützlich hielt, den Mastrilli seinen Soldaten und dem Volk als Herzog von Kalabrien vorzustellen, dem er in der Tat etwas ähnlich sah. Der Bandit erschien auf einem Balkon mit dem Sankt-Ferdinandsorden und dem Goldenen Vließ. Die durch den Schein getäuschte Menge brüllte Vivat und begrüßte ihn mit Begeisterung. Der Eintagsprinz gab dem Kardinal Ruffo die Hand, die Se. Eminenz höchst ehrerbietig küßte.

Bevor Mastrilli sich an die Spitze der kleinen Schar setzte, die Ruffo gehorchte, sicherte er sich die Begnadigung und eine Geldbelohnung von seiten des legitimen Königs. Da er bei dem so schamlos betrogenen Volk einen Rückhalt hatte, konnte unser Held herrisch auftreten und dem Kardinal seine Bedingungen diktieren.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte schon einmal ein Brigant den Namen Mastrilli berühmt gemacht. Seine Verbrechen und die Geschicklichkeit, mit der er sich der Justiz zu entziehen wußte, machten ihn so gefährlich, daß man sich seiner nur entledigen konnte, indem man einen Preis auf seinen Kopf setzte. Er wurde verraten und auf der Jagd getötet. Im Jahre 1766 ward sein Kopf am Stadttor von Terracina auf der Straße nach Neapel aufgestellt.

[1] Nicht zu verwechseln mit Fabrizzio Ruffo, späterem Herzog von Castelcicala, dem Vorsitzenden der royalistischen Giunta in Neapel von 1795 bis 1798, der 1832 in Paris starb. — Dieser Kardinal Ruffo, der den Titel eines Vizekönigs und Generalleutnants des Königreichs beider Sizilien trug, befehligte ein kleines Heer von Banditen und Lazzaroni, denen sich einige französische Emigranten beigesellt hatten. Der vertriebene König von Neapel demoralisierte sein Volk zugunsten des Königtums, indem er das Brigantentum in Kalabrien gegen die Franzosen organisierte, die damals seine Hauptstadt und ganz Italien in ihrer Gewalt hatten. (Colomb.)

Im Jahre 1806 zitterte ganz Italien beim Namen Fra Diavolo. Dieser Brigant aus Itri war der Schrecken der Küstenbewohner des Mittelmeers im Kirchenstaat und im Königreich Neapel. Ein früherer Mönch und entlaufener Galeerensträfling, tötete er seinesgleichen aus Mordlust oder Not und rettete sie bisweilen aus Laune oder half ihnen aus Großmut. Dabei war er fromm und verehrte die Jungfrau und die Heiligen. Er wurde Gegenrevolutionär, brachte es zum höheren Offizier im Heer des Kardinals Ruffo und meuchelte in Neapel aus Anhänglichkeit an Thron und Altar. Stets war er mit Amuletten behängt und mit Dolchen bewaffnet. Nach vielen Taten von erstaunlicher Kühnheit und Tapferkeit fiel er in die Hände einer französischen Abteilung (1806), wurde eingekerkert, gerichtet und gehenkt. Die Bande, deren Hauptquartier in der Gegend von Sonnino war, verbreitete Schrecken von Fondi bis Rom; ihre Führer Mazochi und Garbarone waren von teuflischem Genie. Die List, mit der sie alle Schüler des Seminars von Terracina in ihre Berge verschleppten, ist wahrhaft unglaublich.

Der würdige Geistliche, der dies Seminar leitete, sann schon lange darüber nach, wie er den furchtbaren Missetaten der Briganten ein Ziel setzen sollte. Eines Tages riß ihn sein Eifer fort; er nahm sein Kreuz auf die Schulter, kletterte in die Berge, wo die Briganten ihren Schlupfwinkel hatten, erreichte ihr Hauptquartier und pflanzte dort sein Kreuz auf. Der tugendhafte Missionar hält ihnen all das Elend vor, das sie über die Gegend verbreiten, beschwört sie, ihrem schlimmen Handwerk zu entsagen, verpflichtet sich, ihnen ohne Schwierigkeit zu verschaffen, was sie nur durch Mord und Plünderung erlangen, kurz, er legt ihnen beredt alles dar, was seine apostolische Menschenliebe ihm eingibt. Nach und nach scheinen die Briganten weich zu werden. Sie nehmen die Vorschläge des Geistlichen an, ja sie zeigen ehrliche Reue und das Verlangen, in den Schoß der Kirche reuevoll zurückzukehren. Der ehrwürdige Priester vergießt Freudentränen und schlägt den Räubern vor, ihre guten Vorsätze zu verwirklichen,

indem sie ihn in sein Seminar begleiten. Sie folgen ihm, lauschen seinen Lehren, wohnen allen Andachten bei, kurz, erfüllen alle Christenpflichten.

Der biedere Direktor dankte Gott täglich für diese glückliche Bekehrung, die dem Lande den Frieden wiedergab. Die Aufrichtigkeit der Neubekehrten schien ihm außer Zweifel. Da er für zwei Tage verreisen muß, sagt er ihnen freundschaftlich Lebewohl und reist nach Velletri. Jeder von ihnen küßt ihm zum Abschied die Hand, und der würdige Mann fährt durch die Pontinischen Sümpfe voll der holden Gedanken, die eine gute Tat begleiten. Kaum hatte er die Neubekehrten verlassen, so rüsteten sie sich zur Ausführung des Handstreichs, den sie so geschickt eingefädelt hatten. Noch in der folgenden Nacht verschleppten die Schurken alle Seminaristen in die Berge. Hier mußten sie, den Dolch auf dem Herzen, ihren Verwandten schreiben, sie möchten unverweilt das geforderte Lösegeld einsenden.

Als die gesetzte Frist verstrichen war, fehlte noch das Lösegeld für drei der unglücklichen jungen Leute. Zwei wurden gemeuchelt, der dritte warf sich, als das gleiche Los ihm drohte, zu Füßen der Mörder und rief den heiligen Antonius an! Dies Gebet rettete ihn; sie schickten ihn mit einem Geleitpaß zu seinen Verwandten zurück.

Im Jahre 1813 gelang es der französischen Polizei nach fünfjähriger Verfolgung, eines gefürchteten Räuberhauptmanns Calabrese habhaft zu werden. Der hatte sich einen politischen Anstrich gegeben, indem er sich zum Haupt der römischen Reaktion aufwarf und mit den hochtrabendsten Titeln prunkte. Die Leute des Calabrese, über seine Verhaftung empört, wollten ihn vor dem Tode retten und schickten dem Gendarmerieoffizier einen Parlamentär. Der machte den Vorschlag, daß die Bande für einen Tagessold von 30 Soldi die Sicherung der Straße durch die Pontinischen Sümpfe gegen alle anderen Banden übernähme. Dafür sollte die Behörde den Calabrese nicht verurteilen und ihn lediglich nach Korsika deportieren. Der seltsame Vertrag kam zustande, und beide Teile hielten ihn gewissenhaft inne.

Im Jahre 1817 übte in Kalabrien eine Bande, ich glaube unter Cesaris, eine Schreckensherrschaft aus. Sie bestand aus dreißig Männern und vier Weibern, die sich besonders die Besitzer und Pächter tributpflichtig machten. Keiner verfehlte, an einem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde am Fuß eines Baumes oder eines Säulenschaftes das Verlangte niederzulegen. Nur ein Pächter wollte sich dieser harten Strafe entziehen. Statt seinen Tribut abzuliefern, zeigte er den Fall an, und die Unabhängigen wurden von Truppen zu Fuß und zu Pferde eingeschlossen. Sie brachen aber durch und erreichten über die Leichen ihrer Feinde hin das Weite. Drei Tage danach verübten sie an dem unglücklichen Pächter die furchtbarste Rache. Sie marterten ihn, verurteilten ihn zum Tode und warfen ihn in einen großen Kessel, in dem Milch zur Käsebereitung gekocht wurde. Dann mußte sein Gesinde ein Stück von der Leiche seines Herrn essen[1].

Während der Teuerung von 1817 verteilte der „Führer der Unabhängigen" an die Armen Gutscheine auf die Reichen. Die Ration betrug anderthalb Pfund Brot für jeden Mann, ein Pfund für jede Frau und zwei Pfund für die Schwangeren.

Eine sehr unternehmende Bande betätigte sich 1817 in der Umgegend von Tivoli. Eines Tages verschleppte sie den Erzpriester von Vicovaro, nachdem sie seinen Neffen, der sich zur Wehr setzen wollte, getötet hatte. Das Lösegeld, das für den Priester und einen Unglücksgefährten gefordert wurde, war so groß, daß es nicht gezahlt werden konnte. Da schickten die Briganten die Ohren der unglücklichen Gefangenen und später ein paar Finger an die Verwandten. Schließlich wurden sie des Wartens überdrüssig oder vielleicht auch durch die Klagen der Unglücklichen gereizt und brachten sie um.

Im Januar 1825 kam ein junger Engländer, Mr. Hunt, mit seiner jungen Gattin nach Neapel. Er besuchte die Ruinen von Pästum mit

[1] Vgl. „Reise in Italien" (Bd. V dieser Ausgabe), S. 266 f., wo diese Geschichte ganz ähnlich wiederkehrt. — d. Ü. B.

zahlreicher Dienerschaft und speiste im Neptunstempel. Zum Unglück hatten die Diener Eßgeschirr und ein silbernes Besteck mitgebracht, und die Dame trug Ringe. Nach ein paar Stunden brach der Engländer auf. Zweihundert Schritt von Pästum traten ihm Bauern entgegen, die alles verlangten, was er im Wagen hatte, doch mit einer gewissen beruhigenden Höflichkeit. Mr. Hunt nahm die Sache von der heiteren Seite und warf ihnen lächelnd die Früchte vom Nachtisch zu. Als er sich aber bückte, um ein paar in den Wagen gefallene aufzuheben, glaubten die Bauern, er suche nach Waffen, und gaben Feuer. Eine Kugel durchbohrte ihn und traf seine Gattin. Man brachte sie ein paar Meilen von der Stätte dieses traurigen Ereignisses fort, wo beide starben, der Gatte nach zwei Stunden, die junge Frau am folgenden Tage. Wären die Ermordeten gewöhnliche Leute gewesen, so hätte die Sache keine weiteren Folgen gehabt. Da es sich aber um eine angesehene Familie handelte, verlangte der englische Gesandte die Festnahme der Mörder. Er setzte seinen Willen durch und die Bauern wurden hingerichtet.

Der Räuberhauptmann Mezza Pinta fiel in die Hände der Karabinieri und wurde am 1. November 1825 mit 27 Spießgesellen in die Engelsburg eingeliefert. Ein ehrlicher kleiner Priester hatte ihre Verhaftung bewerkstelligt. Die Briganten wurden von den päpstlichen Truppen in den wildesten Teilen der Abruzzen an der Grenze des Kirchenstaats eingeschlossen, doch blieb ihnen noch eine Möglichkeit, zu entkommen, sei es mit Gewalt oder auf Schleichwegen. Dem Geistlichen gelang es durch Aufwand von viel Zeit und Geduld, sich mit ihnen zu befreunden, und er führte sie unter der Zusicherung, völlige Vergebung vom Papst zu erlangen, einen nach dem andern dem Gendarmerieobersten zu, der mit seinem Regiment ein paar Meilen entfernt im Hinterhalt lag. Manche bewunderten das Verhalten des Priesters sehr und glaubten, er würde dafür ein Bistum erhalten; ob es geschehen ist, weiß ich nicht.

Gasparone, der heute in Rom im Kerker sitzt[1], führte bis zu 200 Mann; er ist wegen 143 Morden angeklagt. Sein erstes Verbrechen beging er mit sechzehn Jahren an dem Pfarrer seiner Heimat, der ihm merkwürdigerweise die Absolution für einen Raub verweigerte. Mit achtzehn Jahren zeichnete Gasparone sich in einem Kampf mit der bewaffneten Macht aus, in dem er zwanzig Leute tötete oder verwundete. Diese Heldentat trug ihm die Führung der Bande ein, zu der er gehörte.

Zu den denkwürdigsten Taten dieser Bande gehört die Entführung der Nonnen des Klosters von Monte Commodo. Vierunddreißig junge Nonnen des Klosters wurden am hellen Tage mit Gewalt entführt. Die Räuber hatten sich diejenigen auserkoren, deren Verwandte das meiste Lösegeld zahlen konnten. Sie hielten sie in den Bergen zehn Tage lang versteckt, aber ausnahmsweise wurden die jungen Mädchen schonend behandelt. Das Lösegeld für eine jede schwankte zwischen 200 und 1000 römischen Scudi (5400 Franken).

Übrigens beobachtete Gasparone streng alle Bräuche der Religion: nie hätten seine Leute am Freitag geraubt oder gemordet. An diesem und an allen von der Kirche festgesetzten Tagen fasteten sie, und allmonatlich bestellten sie sich zum Beichten einen Priester, der sie aus Furcht oder aus anderen Gründen stets absolvierte.

Eine Frau, mit der Gasparone ein Verhältnis unterhielt, wurde zum Werkzeug der Behörde, um seine Bande zu zersprengen und ihn nebst einigen der Seinen in die Gewalt zu bekommen. Die römische Polizei bestach das Weib, das der Lockung einer Belohnung von 6000 Scudi (32400 Franken) nicht widerstehen konnte. Der Brigant ging in die von ihr gestellte Falle und kam vertrauensselig zum

[1] Gasparone, der letzte Brigant, ergab sich der Regierung im Jahre 1826; er wurde in der Zitadelle von Civitavecchia mit zweiunddreißig seiner Gefährten gefangen gehalten. Der Wassermangel auf den Gipfeln des Apennins, auf die er sich geflüchtet hatte, zwang ihn zur Übergabe. Er war ein kluger Mann mit ziemlich einnehmenden Zügen. (Stendhal, Anm. zur „Äbtissin von Castro".)

Stelldichein in einen Wald, merkte aber, daß seine Liebste ihn verraten wollte, und konnte sie noch erdrosseln, ehe er in die Hände der Sbirren fiel. So wurde die Unglückliche um den Lohn ihrer Treulosigkeit gebracht.

Der Piemontese Rondino war als Soldat eingezogen worden und hatte es durch seine Tapferkeit und seinen Verstand zum Sergeanten gebracht. Als seine Militärzeit um war, kehrte er in die Heimat zurück und begann seine Verbrecherlaufbahn damit, daß er einen Onkel erdolchte, der sich widerrechtlich sein kleines Vermögen angeeignet hatte und ihn überdies noch beschimpfte und schlug. Nach diesem ersten Schritt flüchtete Rondino in die Berge und führte einen Kleinkrieg mit den Gendarmen, die ihm von Zeit zu Zeit nachstellten. Seine Taten machten ihn zum Helden der Bauern der Nachbarschaft, die überdies einen lebhaften Haß gegen die Verfolger der Karbonari hegten. Binnen zwei oder drei Jahren tötete oder verwundete Rondino etwa fünfzehn Gendarmen. Dieser Mann, den ein unglücklicher Zufall zum Verbrecher gemacht hatte, wechselte oft seinen Schlupfwinkel, hielt sich aber stets sechs bis sieben (italienische) Meilen von seinem Heimatsdorf in der Gegend von Turin auf. Er raubte nicht; wenn seine Munition und seine Vorräte ausgingen, nur bat er den ersten besten Wanderer um einen Vierteltaler, um sich Pulver, Blei und Brot zu kaufen; wenn man ihm mehr geben wollte, wies er es zurück.

Dieser Brigant war ein Ehrenmann und verabscheute die Mörder und Räuber. Nur die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, rechtfertigten in seinen Augen das seltsame Handwerk, das er betrieb. Einmal vereitelte er hochherzig den Anschlag einer Bande gegen einen Pariamentsrat von Turin, dessen Wagen 40000 Franken enthielt. Rondino verteidigte ihn ganz allein gegen diese Bande und lehnte jede Belohnung ab. Vor etwa einem halben Jahre fiel der arme Rondino in die Hände der Justiz, und zwar folgendermaßen. Eines Nachts schlief er in einem Pfarrhause. Nach seinem Brauche verlangte er alle Schlüssel, aber der Pfarrer behielt einen zurück, schickte einen Mann

fort und ließ die Karabinieri holen. Durch das Gebell seines Hundes aufgeweckt, erkannte Rondino mit wunderbarem Instinkt die Gefahr: Er konnte sich noch in den Kirchturm retten und sich dort verschanzen. Bei Tagesanbruch begann ein Feuergefecht zwischen ihm und den Karabinieri; keine Kugel traf ihn, wogegen er mehrere seiner Gegner außer Gefecht setzte. Als ihm aber die Munition und die Lebensmittel ausgingen, mußte er sich ergeben. Doch wollte er sich nur den regulären Truppen ausliefern, von denen gerade eine Abteilung in das Dorf rückte. Nachdem er seinen Flintenschaft zerschlagen und seinen Hund dem Offizier geschenkt hatte, ließ er sich ohne Widerstand festnehmen, mußte aber ziemlich lange auf sein Urteil warten. Er vernahm es gelassen und erlitt den Tod ohne Schwäche noch Prahlerei. Wer könnte einem solchen Manne Anteil, ja Mitgefühl versagen? Der Unglückliche war durch einen Umstand, bei dem er gewissermaßen nur sein Recht gewahrt hatte, auf die Bahn des Verbrechens gedrängt worden und hatte dann stets Grundsätze und eine gewisse Ehrlichkeit bewahrt, an der es manche, die für Ehrenleute gelten, fehlen lassen.

Ich möchte diese Skizze der Sitten jener außerordentlichen Leute, die ihre Lorbeeren auf der Landstraße ernten, mit ein paar Zügen aus dem Leben des berühmten Barbone abschließen, der entweder Pensionsempfänger oder Pförtner in der Engelsburg sein soll, in der er lange gefangen saß. In Velletri geboren, machte er schon in jungen Jahren die Lehrzeit seines schrecklichen Handwerks durch. Seine eigne Mutter Rinalda war seine Lehrmeisterin. Er entsproß einer Liebschaft dieser Frau mit einem gewissen Peronti, der vom Priester zum Räuber geworden war. Sobald dieser entlaufene Priester durch einen großen Schlag eine einträgliche Belohnung der Regierung und völlige Amnestie erlangt hatte, gab er das Räuberhandwerk auf und predigte wieder das Wort Gottes in seiner Gemeinde.

Barbones Mutter war wütend, von einem Manne, den sie leidenschaftlich geliebt hatte, verraten zu sein, und tat alles, um ihren Sohn mit ihrem wilden Haß zu erfüllen. Sie wartete nur, bis er alt genug

war, um ihr bei ihrem Racheplan zu helfen: sie wollte den Verräter am Altar meucheln. Indes starb Peronti eines natürlichen Todes, und aus Verzweiflung über ihre ungestillte Rachlust folgte ihm Rinalda bald ins Grab.

Barbone verleugnete seine Herkunft nicht. Mit seiner kriegerischen Bande ward er zum Schrecken der Reisenden, namentlich in der Gegend von Tivoli, Palestrina und Poli. Dieser Räuber durchlief den Kreis aller Verbrechen, und wie Sulla wollte er auf der Höhe der Macht abdanken. Er bot dem Papst an, seine Diktatur niederzulegen, falls er eine Entschädigung und reichliche Absolution erhielt. Der Heilige Vater ging darauf ein, und Barbone übersandte ihm als Bürgschaft die Abzeichen seiner Macht. Als der berühmte Bandit 1818 in die Hauptstadt der Christenheit einzog, drängte sich die Menge um ihn. Man fand einen Reiz darin, den Mann, der der Schrecken des Landes gewesen war, ungefährdet zu betrachten. Zudem hegte man in Rom stets Nachsicht, ja Sympathie für die Mörder; man pflegt auf sie das Mitgefühl zu übertragen, das man ihren Opfern schuldig wäre. Erkläre dies seltsame Empfinden, wer will: es ist ein Charakterzug dieses Volkes! Man stelle es zwischen den Mörder und sein Opfer, und es wird nur über die Gefahren gerührt sein, die dem ersten drohen. Sieht es einen Menschen, der die schlimmsten Verbrechen verübt hat, ins Gefängnis abführen, so sagt es: „Poverino, ha ammazzato un uomo!“ „Der Ärmste, er hat einen ermordet“. Oder auch: „Er hat Unglück gehabt!“

Das Volk hat sich an Barbones Anblick gewöhnt. Es sieht ihn jetzt ohne Verwunderung, aber stets voll Bewunderung, durch die Straßen Roms gehen. Er tritt mit der Sicherheit eines Biedermanns und mit größter Gewissensruhe auf.

Unter den Briganten, die sich eine traurige Berühmtheit erworben haben, sind noch zu nennen: Stefano Spatolini[1], Pietro Mancino,

[1] Sein Ende schildert Stendhal in den „Erinnerungen eines römischen Edelmannes“ (Bd. IV dieser Ausgabe, S. 361 ff.). — v. O. B.

Gobertinco, der, wie versichert wird, 970 Personen ums Leben brachte und mit dem Bedauern starb, nicht so lange gelebt zu haben, bis er sein Gelübde erfüllt hätte, tausend zu töten; ferner Angelo del Duca, Oronzo Albegna, der seine Eltern, zwei Brüder und eine Schwester in der Wiege ermordete, Venerando Porta und Stefano Fantini aus Venedig.

Übrigens ist das Brigantentum in Italien kein unausrottbares Übel, wie man glauben könnte. Charaktervolle Staatslenker sind zu verschiedenen Zeiten mit ihm fertig geworden.

Schon Cola Rienzi, der sich im Jahre 1347 zum Herrn von Rom machte und den Titel Tribun annahm, säuberte das Land von den Briganten, die es schon damals verheerten. Dieser außerordentliche Mann, der im Jahre 1359 zum Senator von Rom ausgerufen wurde, ließ den Ritter von Montreale hinrichten, der öffentlich das Räuberhandwerk trieb und danach als Held starb. An der Spitze einer Freischar, der ersten, die Italien beunruhigte, wurde Montreale reich und mächtig; er hatte Geld auf allen Banken, allein in Padua 60000 Dukaten.

Sixtus V. schritt tatkräftig gegen die Briganten ein und litt es nicht, daß andre als er selbst über Leben und Gut seiner Untertanen verfügten. Die Briganten, die sich dem Tod durch die Flucht entzogen, die Landstreicher und Abenteurer, strömten in die Nachbarstaaten. Als deren Fürsten sich darüber beschwerten, ließ Sixtus ihnen kurz sagen, sie brauchten nur sein Beispiel nachzuahmen oder ihm ihre Staaten abzutreten. Derart in die Enge getrieben, gaben die Banditen ihr Handwerk auf und verschwanden.

Hundert Jahre nach seinem Tode, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, stellte der Marchese del Carpio, Vizekönig von Neapel, den Räubern gleichfalls erfolgreich nach. Sie waren so zahlreich, daß die Reisenden sich in diesem schönen Lande zu ganzen Karawanen zusammentun mußten. Einige Banditen verhandelten mit dem Vizekönig unter der Bedingung, daß ihnen das Leben geschenkt würde. Er ließ eine große

Zahl mit der Waffe oder durch den Henker umbringen und verwandte die übrigen zu öffentlichen Arbeiten.

Die drei Nachfolger Sixtus' V. teilten seine Ansichten über die Briganten anscheinend nicht oder regierten zu kurz, um sich mit der öffentlichen Sicherheit zu befassen. Jedenfalls tauchten sie im Kirchenstaat wieder auf, und bis auf Pius VII., der etwas spät die verkehrte Politik seiner Vorgänger gegenüber den Räubern erkannte, und auf Leo XII., der sie in seinem Herrschaftsgebiet fast völlig ausgerottet hat, wurden sie von keinem Papst unterdrückt.

Unter Napoleon hielten die Franzosen diese Mörderbanden durch kluge und kraftvolle Maßregeln nieder, so daß die Römer und die anderen italienischen Völker während ihrer kurzen Herrschaft eine seit Jahrhunderten ungekannte Sicherheit genossen.

Als Pius VII. im Jahre 1814 zurückkehrte, begann er die Wiederaufnahme seiner Herrschaft damit, daß er verschiedenen Räuberbanden, darunter der des Roccagorga, völlige Straffreiheit gewährte. Diese Nachsicht spornte die Dreistigkeit der Briganten nur an; fünf Jahre darauf mußte man zu Gewaltmaßregeln greifen. Nach dem Vorbild dessen, was im Jahre 1557 unter Paul IV. mit der Stadt Montefortino geschehen war, ordnete der Kardinal Consalvi die Zerstörung von Sonnino an, einem Städtchen von 4—5000 Einwohnern, das zum Sammelpunkt und Schlupfwinkel zahlreicher Mörder geworden war. Consalvis Edikt vom 18. Juli 1819 ist von äußerster Härte: es bedrohte jeden mit dem Tode, der den Briganten Nahrung, Geld oder auch nur Unterschlupf gab. Nicht einmal die nächsten Verwandten waren davon ausgenommen.

Das so oft abgeschaffte, wiederhergestellte oder modifizierte Asylrecht war für die Briganten eine der größten Ermunterungen. Wer einen Mord begangen oder Reisende ausgeplündert hatte, zog sich in den Palast eines Kardinals, in die Vorhalle einer Kirche, in ein Gesandtschaftsquartier oder ein Kloster zurück. Da lebte er in voller Sicherheit, hielt die Vertreter der öffentlichen Gewalt zum besten

und plünderte bei Gelegenheit die Vorübergehenden aus. Gesindel beiderlei Geschlechts vereinigte sich derart, lebte in Saus und Braus zusammen, frönte den abscheulichsten Ausschweifungen und bildete eine Verbrecherschule. Mörder, Brudermörder, Giftmischer, Brandstifter, Diebe, weggejagte Mönche usw., alles lebte miteinander in ein und demselben Schlupfwinkel, stahl sich hinaus, beging neue Frevel und entzog sich der Verfolgung in dem Asyl, das ihm Straflosigkeit sicherte.

Außer dem Asylrecht bestand in Rom noch für viele Paläste von Prälaten, Fürsten und Vornehmen das Vorrecht, daß die Sbirren sie nur mit Erlaubnis des Besitzers betreten durften. Kurz, ein Drittel oder die Hälfte von Rom bot den Banditen eine bequeme Zuflucht und Sicherheit vor jeder Gefahr. Daraus ermesse man, wie schwer es der Polizei war, Verbrecher zu verhaften, wenn sie einmal, statt sie laufen zu lassen, den Entschluß faßte, sie zu verfolgen.

Schon bei den alten Römern besaßen Verbrecher das Asylrecht in den heidnischen Tempeln; seit 355 unserer Zeitrechnung wurde das gleiche Vorrecht den christlichen Kirchen verliehen. Eins der Hauptasyle von Rom war die Spanische Treppe vor der Trinità de' Monti. Die Freunde und Verwandten der Ehrenmänner, die sie bevölkerten, brachten ihnen bei Tage die nötigen Lebensmittel. Nachts verbargen sich die Halunken in ihren Schlupfwinkeln; nach ein paar Tagen war die Sache vergessen, und sie nahmen ihre alten Gewohnheiten wieder auf.

Heute sind die Räuberbanden fast ganz zersprengt oder ausgerottet und haben ihre Uniform abgelegt. Auf den Landstraßen finden zwar hin und wieder noch ein paar dreiste Überfälle statt[1], aber im ganzen ist anzuerkennen, daß man, was die Raubmörder betrifft, in Italien fast ebenso sicher reist wie in Frankreich.

[1] S. den Überfall vom 5. Mai 1828 auf S. 387.

4. Der Mechanismus der päpstlichen Regierung[1]

Bekanntlich hat das Schicksal, das so viele irdische Dinge bestimmt, die Macht des päpstlichen Hofes gleichsam durch die Hände der Barbaren aufgerichtet, die das römische Reich zertrümmerten. Befestigt wurde sie durch den Katholizismus, durch die Verblendung der Menschen, durch die Zustimmung der Könige und Völker und schließlich durch ihr hohes Alter geheiligt. Die Macht der Päpste erreichte ihren Gipfelpunkt um die Mitte des 12. Jahrhunderts, als eine Bulle für eine göttliche Offenbarung galt. Diese seltsame Leichtgläubigkeit führte zu furchtbaren Mißbräuchen. Nur zu oft verteidigte die römische Kirche mit Gewalt, was sie durch List erlangt hatte. Allein in den Niederlanden wurden über 100000 Untertanen Karls V. wegen ihrer Andersgläubigkeit dem Henker überliefert.

Rom bewahrte bis zu Konstantins Zeit die Vorrechte der Hauptstadt. Als dieser Kaiser jedoch den Sitz des Reiches im Jahre 330 nach Konstantinopel verlegte, begann der allmähliche Verfall. Die Verlegung der Residenz war für Rom ein tödlicher Schlag; sie begünstigte bereits die Heraufkunft der Päpste, die allmählich unter dem Schutz des Glaubens das Ansehen erlangten, das die Kaiser sich entgehen ließen. Unter der kurzen Herrschaft Jovians (363) errang das Christentum leicht den erwünschten Sieg; das von Julianus unterstützte und neu belebte Heidentum sank in den Staub, um sich nie wieder zu erheben; seine völlige Vernichtung fand von 378 bis 395 statt. Unter Anthemius (467—472) begingen die Christen zwar noch alljährlich im Februar das Fest der Luperkalien, dem sie einen geheimen, mystischen Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Tiere und Pflanzen

[1] Gekürzt, aus Colombs „Journal d'un voyage en Italie pendant l'année 1828", S. 279ff. „Ich erhalte von einem dottissimo wertvolle Dokumente über Geist und Verfahren der päpstlichen Regierung. Die Dinge liegen noch ungefähr so wie 1585, wo Sixtus V. alle Widerstände brach und den Absolutismus aufrichtete." (Colomb.)

zuschrieben, aber Papst Gelasius I. räumte am Ende des 5. Jahrhunderts mit diesen Resten des Heidentums auf.

Über die geistliche Herrschaft ist zunächst zu bemerken, daß sie das Volk durch eine Menge religiöser Bräuche in Bann hielt, die es von dem Gedanken an irdisches Wohlergehen ablenkten, und ferner durch eine Menge frommer Bruderschaften, die es den Mönchen auslieferten. Diese jedoch, die mehr Ansehen genießen als die Priester, sind willige Werkzeuge des Papstes.

Die päpstliche Verwaltung ist ein äußerst schwer zu begreifender Mechanismus. Es gibt überhaupt keine Einrichtung von gleich widersinniger Organisation. Diese ganze theokratische Regierung, ein wertvolles Überbleibsel des 15. Jahrhunderts, verdient um so mehr Beachtung, als sie vermutlich in einem Dutzend Jahren umgewandelt sein wird. Nicht als ob sie dies wollte oder auch nur ahnte, denn jeder fühlt hier deutlich, daß jede Reform der Einheit des Glaubens und der Größe des Papstes einen tödlichen Stoß versetzen würde; aber die Eisenhand einer furchtbaren Gottheit mäht das alte Geschlecht nieder, und die öffentliche Meinung, die dem Papste sein Ansehen gab, hat sich völlig geändert. Zu keiner geschichtlichen Zeit war der Unterschied in den Anschauungen von jung und alt gleich groß. Noch haben die Nuntien den Vorrang vor allen Gesandten, aber dies alte Vorrecht ist nur noch ein Akt der Höflichkeit. In einem Zeitalter der Aufklärung kann man keine hohe Meinung mehr von einer Regierung haben, deren Oberhaupt stets alt, kurzlebig und oft unfähig zu eigenem Handeln, aber von Verwandten oder anderen Ehrgeizigen umringt ist, die es sehr eilig haben, ihr Glück zu machen.

Wir sind weit ab von den Zeiten, wo der schismatische Zar aller Reußen, der schreckliche Iwan V., einen Gesandten an Gregor XIII. sandte und um dessen Vermittlung zwischen ihm und dem König von Polen bat. Trotz seiner sehr natürlichen Abneigung unterzog sich dieser Vertreter eines Herrschers, der selbst das geistige Oberhaupt seines weiten Reiches war, dem Fußkuß, und der Papst nahm ihn

wohl auf und stellte durch seine Vermittlung den Frieden zwischen Rußland und Polen her.

In ihrer gesunden Vernunft erkannten die Römer im Jahre 1814 sehr wohl, daß sie der Kaufpreis des Handels waren, den der Papst mit den Königen abschloß, um dafür die Heilige Allianz in ihrem unsinnigen Vorhaben zu unterstützen, die Menschen und Ereignisse zurückzuschrauben. Durch die Bulle vom 7. August 1814, durch welche der Jesuitenorden wiederhergestellt wurde, gab er dies Geheimnis öffentlich bekannt.

Die politischen Köpfe Roms sehen eine völlige Umwälzung um das Jahr 1850 voraus, wenn Europa von denen beherrscht sein wird, die zehn Jahre alt waren, als Bayern, Württemberg und die Niederlande eine Verfassung erhielten. Denn der Geist des Zweikammersystems, mag er durch einen König gemildert werden oder durch einen bloßen Präsidenten, wie in Amerika, führt zur Prüfung; nichts aber ist vernichtender für den päpstlichen Absolutismus.

Im Jahre 1828 macht das französische Ministerium dem Papst noch den Hof und läßt ihn durch einen Abgesandten bitten, daß er einige widerspenstige Bischöfe zu ihrer Pflicht anhält. Daß derartige Gesandtschaften noch in zwanzig Jahren stattfinden, ist wenig wahrscheinlich. Dann wird Rom mit einer Menge von Widersinnigkeiten brechen, und die weltliche Regierung der zwei Millionen Untertanen des Kirchenstaates wird sich erheblich ändern.

Sobald die weltliche Macht den Geist der Prüfung weniger streng unterdrückt, wird die Kirche es spüren. Die guten Werke werden bei dem Heilsweg, den der italienische Priester seinen Landsleuten lehrt, eine größere Rolle spielen; die Bedeutung der frommen Bräuche wird demgemäß abnehmen und der französische Halbprotestantismus zutage treten. Die Regierenden halten die Franzosen, die ihre liberalen Ideen auf alle geistigen Gebiete anwenden, ohne sich von der römischen Kirche positiv loszusagen, für gefährlicher als die erklärten Ketzer. Pius VI. sagte 1791: „Ich sehe voraus, daß ich Frankreich verlieren werde.“

Frankreich hat seine Revolution 1789 begonnen. Einige Leute verkaufen sich zwar den jeweiligen Machthabern, aber die erdrückende Mehrheit ist für die neuen Ideen. Im Jahre 1840 werden in Frankreich alle Fünfzigjährigen den Meinungen feind sein, denen Rom heute noch sein Scheinleben verdankt. Nun aber ist Frankreich seit Voltaire und Rousseau in den Augen Roms mehr als die halbe zivilisierte Welt. Die gute Gesellschaft ganz Europas liest die großen französischen Schriftsteller. Selbst der Kirchenstaat ist mit de Trachs „Logik" überschwemmt, die in italienischer Übersetzung 1818 in Mailand erschien[1].

Spanien und Portugal, diese beiden großen Hoffnungen des päpstlichen Hofes, schicken ihm kein Geld mehr. Denn sie sind seit Napoleons Invasion zugrunde gerichtet: zudem greift die Aufklärung auf der Iberischen Halbinsel um sich.

Der Kardinal Consalvi, der eigentliche Herrscher während des Pontifikats Pius' VII., machte nur unfähige Leute zu Kardinälen. Und doch bedurfte es der größten Talente, um dem Mexikaner wie dem Normannen klar zu machen, daß sein ewiges Heil vom Papste abhängt. Woher diese Talente nehmen, wenn nicht aus der römischen Jugend? Aber die verschlingt seit 1816 alle liberalen französischen Zeitungen und Schriften, die durch den Zoll durchgeschmuggelt werden.

Bekanntlich beruht die geistliche Autorität der Päpste lediglich auf dem Glauben, daß Christus zu Petrus gesagt hat: „Du bist Petrus (Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Welcher vernünftige Machthaber, möge er am Tiberstrand oder an der Seine geboren sein, glaubte noch an die Wahrheit eines solchen Wortwitzes des Heilands? Und was wird aus der ununterbrochenen Ausübung dieser höchsten Gewalt, wenn Petrus, wie viele behaupten, nie Bischof von Rom war, ja nicht mal den Fuß nach Rom gesetzt hat? Darum auch die Riesenínschrift dieser Worte in der Kuppel der Peterskirche, dem Meisterwerk der neueren Baukunst mit ihren viereinhalb Fuß hohen Mosaikbuchstaben: Tu es Petrus, et super

[1] Ein Lieblingsbuch Stendhals (Paris 1805).

hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum.

Auch die weltlichen Machtansprüche der Kirche leiten sich aus den letzten Worten her: „Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben.“ Allerdings sind diese Ansprüche erst 755 unter Papst Stephanus III. geltend gemacht worden. Das Papsttum erhielt seine hauptsächlichste Sanktion durch die Schenkung Pipins und Karls des Großen, die den Päpsten das Exarchat von Ravenna und andere Kleinstaaten schenkten; denn gegen Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die Falschheit der sogenannten Schenkung Konstantins anerkannt. Das alte Patrimonium Petri bestand in Häusern und Pachthöfen; es wurde durch die Freigebigkeit zweier fränkischer Könige in eine weltliche Herrschaft über zwei Städte und mehrere Provinzen verwandelt. Um Karl dem Großen an Edelmut nicht nachzustehen, setzte Leo III. ihm die Kaiserkrone aufs Haupt und riß damit Rom und Italien endgültig vom oströmischen Reiche los.

Am 8. Februar 590 bestieg Gregor I., der Große, den Papstthron. Er ging aus gemeinsamer Wahl der Geistlichkeit, des Senats und des Volkes hervor. Doch übte er seine Rechtsprechung nur als Bischof von Rom, Primas von Italien und Apostel des Abendlandes. Der Bildersturm und die Verfolgungen der Mönche durch den oströmischen Kaiser Leo III., den Ikonoklasten, führten zum Abfall Italiens (728). Die Dienste, die Gregor III. der gemeinsamen Sache leistete, bestimmten die Römer, ihn als ersten Beamten oder Fürsten von Rom anzusehen, und die nachfolgenden Schicksalsschläge befestigten diese Stellung allmählich. Indes wurde Rom und Italien bis zur Kaiserkrönung Karls des Großen (800) stets im Namen der Nachfolger Konstantins regiert.

Um 930 machte sich Alberich, der Bastard der berühmten Marozia, zum Fürsten von Rom und ernannte gewissermaßen die Päpste. Nach dem Tode des Tyrannen erhoben die Römer seinen achtzehnjährigen Sohn Oktavian auf den Papstthron. Durch diese Wahl wurde die

geistliche und weltliche Macht in einer Hand vereint. Ein eifersüchtiger Gatte, der diesen Papst (Johann XII.) mit seiner Frau überraschte, erschlug ihn in den Armen der Treulosen.

Als Kaiser Otto I. das römische Reich (962) wiederherstellte, wurden zwei Grundsätze des öffentlichen Rechts aufgestellt:

1. Der vom Deutschen Reichstag erkorene König erwarb durch seine Wahl zugleich die Königreiche Italien und Rom.

2. Als Kaiser und Augustus durfte er sich von Rechts wegen nur bezeichnen, wenn er vom römischen Bischof gekrönt war. Umgekehrt übte der Kaiser einen tatsächlichen Einfluß auf die Wahl des Papstes aus, die nur mit seiner Zustimmung und Billigung rechtsgültig war.

Die so lange bestrittene, so oft aufgehobene weltliche Macht der Kirche begründete und entwickelte sich, wie man sieht, nach und nach inmitten von Kriegen, Wirren und durch zahlreiche andere Umstände, die sämtlich der zähen Beharrlichkeit des Katholizismus zu gute kamen. Gregor VII. enthob die Papstwahl endgültig dem Einfluß der Kaiser und des römischen Volkes. Unter Innozenz III. (1198—1216) erreichte das Papsttum den höchsten Gipfel seiner Macht. Martin V. nahm 1417 wieder das Recht in Anspruch, Münzen zu schlagen, das der Senat seit fast dreihundert Jahren ausgeübt hatte. Er ließ Münzen mit seinem Namen und Bildnis prägen; mit ihm beginnt die Reihe der Papstmünzen.

Die erste Krönung eines Papstes als weltlicher Herrscher fand in der Mitte des 11. Jahrhunderts statt. Indessen besaßen die Päpste bis zu Innozenz VIII. (1484—92), der sich in den Besitz der Engelsburg setzte, keine wirkliche Herrschergewalt. Sein Nachfolger, Alexander VI. (Borgia) begründete die Vorherrschaft des Heiligen Stuhles über ganz Italien in aller Form. Indem der Papst sein Land von der Vormundschaft der deutschen Kaiser befreite, wurde er als Befreier Roms angesehen. Das war die Gesinnung jener Zeit.

Ein besonderes Kennzeichen des Papsttums ist seine Unabhängigkeit von allen Regeln weltlicher Mächte; seine Regierung ist eine

richtige Theokratie. Dabei hat der Bischof von Rom, trotzdem er die Macht eines absoluten Herrschers ausübt, stets die Fiktion einer Republik auch erhalten. Das päpstliche Gebiet besteht von altersher aus den drei Legationen Bologna, Ferrara und Ravenna, dem Kirchenstaat, Umbrien, Spoleto, Perugia und einigen anderen unbedeutenden Besitzungen. Die aufgeklärten Bewohner dieser Gebiete verlangen vor allem eine völlige Trennung der geistlichen Leitung der Kirche von der weltlichen Verwaltung des Kirchenstaates.

Der Papst.

Sein Name stammt aus dem Griechischen und bedeutet Vater. Seit dem 11. Jahrhundert wird er ausschließlich dem Bischof von Rom beigelegt; Gregor VII. setzte dies in einem Konzil fest. Am Tage seiner Krönung sowie bei der Zeremonie der Besitzergreifung (Possesso) zeigt der Papst sich dem Volke mit der dreifachen Krone, die die Vereinigung dreien Gewalten darstellt, der kaiserlichen, päpstlichen und väterlichen Gewalt. Indes wird der Absolutismus, der die dreifache Gewalt des Papstes kennzeichnet, durch gewisse Umstände gemildert, die mit dem späten Zur-Macht-kommen der meisten Päpste zusammenhängt. Ihr vorgerücktes Alter, in dem die Leidenschaften erlöschen, ihr Ruhebedürfnis und die lange Erfahrung, die sie als Untertanen unter Gleichstehenden erworben haben, die Scham, sich auf einem Throne der Heiligkeit ungerecht und hart zu zeigen, sind ebensoviel Gegengewichte gegen den Despotismus, den ihnen ihre Stellung so nahe legt.

Die Würde des Papstes verlangt, daß er allein speist, dem Jagdvergnügen, dem Theater und jeder Damengesellschaft entsagt. Dies strenge Zeremoniell schränkt den Kreis der Personen, die er sehen kann, stark ein und macht sein Leben sehr trübselig. Fast stets allein, mit Geschäften aller Art überlastet, falls er sich ihnen widmen will, von geistlichen Funktionen dauernd in Anspruch genommen und von Leuten umgeben, die meist auf seinen Tod warten und ihn herbeiwünschen,

bleiben ihm nur selten Zerstreuungen in Gestalt von Ausfahrten zu frommen Bräuchen oder von Audienzen, die er Fremden erteilt. Aller Freuden des Lebens beraubt, fühlt er dessen Leiden nur um so mehr. Zudem weiß er, daß er sich durch ein langes Pontifikat bei den Kardinälen wie beim Volk unbeliebt macht; jene wollen auch zur Macht gelangen, und dieses liebt die Veränderung und die Feste, die beim Tod eines Papstes und der Thronbesteigung eines neuen stattfinden. Kurz, nichts ist so trübselig wie die päpstliche Würde, und wenige Päpste sind dieser Trübsal entgangen. Die Verehrung aber, die die Katholiken dem Heiligen Vater erweisen, verliert durch die Gewohnheit viel von ihrem Reiz.

Außer manchem Elend, das den übrigen Menschen völlig unbekannt bleibt, sind die Päpste allen Katastrophen ausgesetzt, die den weltlichen Herrschern drohen. Gegen zwanzig Päpste sind eines gewaltsamen Todes oder im Kerker gestorben, Stephan VI. sogar durch Henkershand[1].

Die Erhebung auf den Papstthron geschieht in drei Abschnitten: der Papstwahl, der Krönung und der Besitzergreifung (Possesso). Die beiden letzteren bilden die Ergänzung des ersten und die notwendige Folge des Konklaves. Rom hat streng genommen keinen Papst oder König vor der Krönung des Gewählten und der Besitzergreifung der Lateransbasilika. Die Wahl allein schließt weder die Fülle der apostolischen Macht noch die Rechtsprechung ein. Die feierliche Krönung des Papstes findet meist acht Tage nach der Wahl statt, und zwar auf der Loggia der Peterskirche angesichts des auf dem Platze versammelten Volkes.

Im 13. bis 15. Jahrhundert haben bisweilen sehr lange Sedisvakanzen stattgefunden. Nach dem Tode Coelestins IV. im Jahre 1243

[1] Vergiftet wurden Viktor III., Benedikt XI., Paul II., Alexander VI., Pius III., Leo X., Hadrian VI., Marcellus II., Innozenz XIII., Clemens XIII., Clemens XIV. Ermordet wurden Johann VIII., Johann X., Leo VI., Stephan VII., Johann XII., Lukas II. Im Kerker starben Leo V., Christoph, Johann XI.

stand der Papstthron einundzwanzig Monate leer, nach dem Tode Clemens' IV. im Jahre 1268 zwei Jahre, nach Nikolaus V. im Jahre 1292 zwei Jahre und drei Monate, nach Clemens V. im Jahre 1314 zwei Jahre und vier Monate, und nach der Absetzung Johanns XXIII. im Jahre 1415 zwei Jahre und fünf Monate.

Dem Papst gebührt die Ehre des Fußkusses. Könige, Fürsten und Fürstinnen, Gesandte, niemand ist davon ausgenommen. Wer beim Papst eine Audienz haben will, wird vom Maggiordomo vorgestellt. Er muß Degen, Stock und Hut ablegen. Unter Kniebeugungen nähert er sich Seiner Heiligkeit, küßt das goldene Kreuz auf dem roten Pantoffel seines rechten Fußes, bleibt dann allein mit dem Papst und entfernt sich, sobald Seine Heiligkeit die Audienz durch ein Klingelzeichen beendet.

Der Papst regiert persönlich nur die Rom benachbarten Provinzen. Die sogenannten Legationen Bologna, Ferrara, Ravenna und Forli werden von Kardinälen wie von Vizekönigen regiert; die übrigen, die sogenannten Delegationen, unterstehen der Oberhoheit des Papstes. Im übrigen hat jede Provinz einen General als Befehlshaber der Truppen, und jede Stadt einen Gouverneur, den der Papst ernennt, desgleichen die Befehlshaber der Festungen, Schlösser und Häfen.

Jeder Kardinallegat ist zugleich Gesetzgeber, Regent, höchster Richter und Oberbefehlshaber der Truppen. Er hat von niemand Befehle zu erhalten; sein Gesetz ist sein Wille. Der Kardinallegat hebt Gesetze und Verordnungen auf oder suspensiert sie nach Belieben; er setzt außerordentliche Gerichte ein und schickt Leute auf die Galeeren, ohne zur Angabe des Grundes verpflichtet zu sein.

Im Jahre 1789 genoß das Volk im Kirchenstaat eine gewisse Freiheit. Die meisten Städte hatten Verfassungen, die zur Zeit der mittelalterlichen Freistaaten von ihren Vertretern beschlossen worden waren. Nach der Revolution genoß das Volk achtzehn Jahre lang die französische Freiheit, aber seit dem Wiener Kongreß hat

Pius VII. alle Verfassungen zerrissen, und seit 1814 ernennt der Papst die Stadträte. Die städtischen Körperschaften stellen also nur die Macht dar, von der sie eingesetzt sind.

Der päpstliche Stuhl ist von verschiedenen Stufen von Würden umgeben, deren Befugnisse durch eine Reihe von Zufällen bestimmt sind. Die Würdenträger sind sämtlich Kardinäle oder Prälaten, aber diese sind nicht alle Priester. Man stelle sich eine ungeheure Hierarchie vor, die vom letzten Sakristan bis zum Papste aufsteigt, und man hat den rechten Begriff von der päpstlichen Regierung. Seit Luther und namentlich seit Voltaire und dem europäischen Erfolg der französischen Spöttereien sieht der Papst als Oberhaupt der Kirche seine Macht schwer bedroht. Der römische Hof erhält alles Alte aufrecht und hofft dadurch die Ehrfurcht der Völker mit seinen Ansprüchen in Einklang zu setzen. Diese Sinnesart ist von der Leitung der Kirche auf die Regierung der päpstlichen Staaten übergegangen. Auch die Moral ganz Italiens wird vom Papst mit Hilfe seiner zahlreichen Werkzeuge geregelt...

Die Kardinäle.

Die Kardinäle sind die ersten Personen am römischen Hofe, die gewöhnlichen Ratgeber des Papstes, die Bewahrer und Minister seiner Gewalt. Da sie den Papst nur aus ihrer Mitte wählen dürfen, hofft jeder Kardinal, Papst zu werden.

Die Kardinäle und Pfarrer besitzen die maßlose Gewalt, jedermann zu verhaften und gefangen zu halten, ohne einen Grund dafür anzugeben. Diese Fürsten der Kirche erhielten 1244 durch Innozenz IV. den roten Hut als Beigabe zu ihrer Tracht. Die Gesamtheit der Kardinäle heißt das Heilige Kollegium.

Die Anzahl der Kardinäle war anfangs nicht bestimmt und hat stark geschwankt. Im Jahre 1512 bestand das Heilige Kollegium nur aus zwölf Kardinälen. Leo X. gab ihnen bei einer einzigen Promotion einunddreißig Kollegen. Im Jahre 1586 setzte Sixtus V. die

Zahl der Kardinäle endgültig auf siebzig fest und bestimmte, daß vier von ihnen aus den Mönchsorden genommen werden. Sechs tragen den Titel Kardinalbischöfe, fünfzig den Titel Kardinalpriester, und vierzehn den Titel Kardinaldiakone. Die nicht aus den Mönchsorden hervorgegangenen Kardinäle können ihre Würde niederlegen und sogar heiraten, wie es mehrfach geschehen ist.

Den Kardinälen, die der Papst motu proprio ernennt, gibt er eine kleine Pension; die Familie des Ernannten fügt eine weitere hinzu. Trotzdem fällt es manchen dieser Kirchenfürsten schwer, sich zwei Pferde und drei Diener zu halten. Der Kardinal Pandolfi, früher Vizelegat der Umgegend von Bologna und berühmt durch seine Frömmigkeit und Ideenlosigkeit, war so arm, daß er sich bei Mönchen in Pension geben mußte, was nicht hinderte, daß sein Leichenbegängnis sehr prächtig war. Bei feierlichen Anlässen erscheinen die Kardinäle in roter Moireerobe und zur Fastenzeit in Lila. Gewöhnlich tragen sie Priestertracht mit roten Strümpfen und Käppchen.

Das Konklave.

Das Konklave ist der Zusammentritt der Kardinäle zur Papstwahl. Sie werden im Vatikan oder im Palast von Monte Cavallo in Zellen eingeschlossen. Diesen Brauch führte Gregor X. im Jahre 1274 ein, um die Mißstände zu verhüten, die 1268 in Viterbo nach dem Tode Clemens' IV. eintraten: die Kardinäle hatten sich dort in so viel Parteien zersplittert, daß sie sich ohne Wahl eines Papstes trennten.

Im Jahre 1179 bestimmte Alexander III., daß die Zustimmung von zwei Dritteln der anwesenden Kardinäle zur Wahl eines Papstes notwendig und hinreichend sei. Nach der Bulle Gregors X. sollte die Wahl binnen drei Tagen stattfinden, andernfalls sollten die im Konklave Eingeschlossenen nur ein einziges Gericht erhalten, nach fünf weiteren Tagen nur Wein und Brot. Eine derartige Lebensweise konnte nicht lange anhalten.

Die Wahl eines Papstes kann auf fünf Arten geschehen:

1. Das Skrutinium, die Abstimmung mit geschlossenen Stimmzetteln, ist das erste Verfahren, das fast stets zur Beschlußfassung führt.

2. Die Akzession findet in der Nachmittagssitzung statt, wenn das Skrutinium am Morgen kein Ergebnis gehabt hat. Die Wähler treten dann der Wahl eines durch das Skrutinium bezeichneten Mitgliedes bei.

3. Durch das Kompromiß übertragen die Kardinäle, deren Stimmen geteilt sind, einer von ihnen gewählten Kommission das Recht, den Papst im Namen aller zu ernennen.

4. Die Inspiration, eine Art von spontaner Huldigung, kommt dem regelrechten Skrutinium gleich. Bei dieser Art der Wahl scheint die Ehre der Ernennung dem Heiligen Geist zuzufallen. Eine mächtige Partei im Konklave wirft sich einem Kardinal zu Füßen und erwählt ihn gewissermaßen durch Akklamation. Die Andersdenkenden wagen nichts einzuwenden und erkennen den Günstling der Zelanti an.

5. Wenn ein Kirchenkonzil einen Papst absetzt, delegiert es das Recht der Wahl an eine von ihm gewählten Kommission. Dies sehr selten vorkommende Verfahren wurde bei den Konzilen von Basel und Konstanz angewandt.

Vier Mächte haben das Recht der Ausschließung eines zum Papst erkorenen Kardinals. Aber dies Recht darf während der Dauer eines Konklaves nur einmal ausgeübt werden. Diese Mächte sind Österreich, Frankreich, Spanien und Portugal. Gegenwärtig haben nur die beiden ersteren wirklichen Einfluß. Jede von ihnen hat beim Papst einen Kardinalprotektor als Vertreter für kirchliche Angelegenheiten, Pfründen und teils auch für die Sachen, die nur im Konsistorium entschieden werden. Seine Hauptaufgabe ist, die Ausfertigung von Bullen zu beantragen und Äbte und Bischöfe zur Ernennung durch den von ihm vertretenen Herrscher vorzuschlagen.

Als Kardinäle der Kronen werden die bezeichnet, die ihren Kardinalshut auf Antrag der Herrscher der vier Mächte erhalten haben, denen das Ausschließungsrecht zusteht. Das ganze Heilige Kollegium

zerfällt in **Parteien:** so viel Kardinäle aus verschiedenen Pontifikaten, so viel Parteien gibt es.

Die Kardinäle jeder Krone bilden unter sich gleichfalls eine Partei. Die Häupter dieser Parteien sind die, denen die betreffenden Herrscher ihr Geheimnis anvertrauen. Die mit dem Geheimnis betrauten Kardinäle wirken im Konklave zugunsten des Kardinals, den ihr Herr gern als Papst sähe, und erklären die Ausschließung dessen, der ihm mißfallen könnte. Da die Kardinäle, die zum Kirchenstaat gehören, stets in großer Mehrzahl sind, wird nie ein Ausländer gewählt. Seit Hadrian VI. (1521) sind alle Päpste in Italien geboren.

Höchste Würden.

Alle Ämter des Gerichtswesens, der höheren Verwaltung und der Diplomatie sind in den päpstlichen Staaten den Männern der Kirche vorbehalten. Ein Prälat ist Kriegsminister. Den Laien verbleiben nur kümmerlich besoldete Subalternstellungen.

Die höchste Würde am römischen Hofe ist anscheinend die des Camerlengo. Er ist Finanzminister und Vorsitzender der Päpstlichen Kammer (camera reverendissima), eines Verwaltungs-, Zivil- und Strafgerichtshofes, der die Hauptzweige der öffentlichen Einkünfte unter sich hat. Die Unordnung in diesem Verwaltungszweig ist ohnegleichen. Hier ein kleines Beispiel: Kardinal Albani, ein Verwandter Metternichs, Vetter und Berater des Herzogs von Modena, hat das alleinige Vorrecht, Nadeln und Papier für das Herzogtum Urbino und die Provinz Pesaro herzustellen. Das Papier ist abscheulich, jeder gibt das zu und klagt darüber, aber anderes darf nicht gebraucht werden.

Der Camerlengo führt zwischen dem Tode des Papstes und dem Zusammentritt des Konklaves die Regierung. Somit genießt er große Rechte und Vorrechte; er läßt Münzen mit seinem Wappen und zu seinem Nutzen prägen, und da die Einnahme ziemlich beträchtlich ist, entwickelt der Vorstand der Münze (zecca), um ihm den Hof zu

machen, eine große Betriebsamkeit. Der Camerlengo nimmt dem verstorbenen Papste den Fischerring ab. Das Amt ist lebenslänglich; jetzt bekleidet es der Kardinal Galeffi.

Der Tesoriere (Schatzmeister), eine sehr wichtige Persönlichkeit, ist stets Priester. Als solcher schuldet er dem Lande keine Rechenschaft, weder über das Geld, das er empfängt, noch über die Finanzen, die er verwaltet. Er besitzt fast unumschränkte Gewalt in allen Steuerfragen und kann sie ungestraft mißbrauchen. Wie alle römischen Behörden, vereinigt er Verwaltungsbefugnisse mit juristischen, sowohl zivil- wie strafrechtlichen. Drei Substitute, unter die der ganze Kirchenstaat verteilt ist, unterstehen ihm. Der Kommissar der Päpstlichen Kammer steht unter seinem unmittelbaren Befehl. Heute ist Monsignore Belisario Cristaldi Schatzmeister.

Der Staatssekretär ist tatsächlich Premierminister. Er steht an der Spitze der Verwaltung, verkehrt mit den apostolischen Nunzien und Legaten und hält dem Papst Vortrag über geistliche und politische Angelegenheiten. Er ist der Vertreter seines Herrschers und sein gesetzmäßiges Organ, sowohl bei den fremden Höfen wie seinem Volke gegenüber. Die Wahl dieses Beamten ist also für die Untertanen des Papstes von Belang, ebenso für die Kanzleien der katholischen Staaten. Gewöhnlich ist der Staatssekretär weit weniger durch Vorurteile verblendet als seine Kollegen; so der Kardinal Consalvi[1]. Der gegenwärtige Staatssekretär, Kardinal Bernetti, ist nicht ohne Talent, aber tief verschuldet; somit ist seine hohe Stellung ein Unglück.

Der Datar, heute Kardinal Pacca, führt den Vorsitz bei der Erteilung der Pfründen und der Verleihung von Titeln. Es gibt in Italien 280 Bischöfe und eine Unzahl von Pfründen. Der König von Neapel ernannte als Patron 26 Bischöfe, aber durch das Konkordat von Terracina, das 1818 zwischen den Höfen von Rom und Neapel geschlossen wurde, hat der Papst das Recht der Ernennung aller hohen Geistlichen erlangt. Seit Joseph II. (1782) erteilt der

[1] S. S. 283.

Kaiser von Österreich alle Pfründen und geistlichen Würden; der Großherzog von Toskana schlägt vier Kandidaten vor. Vor der französischen Revolution verfügte der Papst über alle Pfründen. Daher der Reichtum und Luxus bei den Kardinälen und Prälaten, die sich über die Verteilung dieser Pfründen geeinigt hatten.

Papst Sixtus IV. richtete gewisse Pfründen ein, die heute nicht sehr orthodox erscheinen würden. Dieser heilige Greis — so nennt ihn Jacopo von Volterra — richtete in Rom offiziell Freudenhäuser ein, machte die Prostitution zum Erwerbszweig und verlangte einen Julistaler pro Woche von den Dirnen. Diese Steuer trug dem Heiligen Stuhl jährlich bis über 200000 Dukaten ein. Den Prälaten wies Sixtus IV. als geistliche Pfründe die Einkünfte von einer bestimmten Anzahl der unglücklichen Mädchen an...

Das Amt des Datars hatte vor Jahren der Kardinal Severoli inne, der 1823 fast Papst wurde, jedoch von Österreich ausgeschlossen ward. Severoli war Nunzius in Wien gewesen, als Napoleon um Marie Luise von Österreich anhielt. Er erklärte dem Kaiser von Österreich, er könne es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren, daß er seine Tochter einem verheirateten Manne zur Frau gäbe. Die Strafe dafür war, daß er den unumschränktesten Thron Europas nicht besteigen durfte. Kardinal Severoli ertrug seine Ausschließung mit viel Würde und Mut, starb aber kurz darauf.

Der Datar hat auch die Einziehung der Gebühren unter sich. Als Montesquieu Rom verlassen wollte und sich bei Benedikt XIV. verabschiedete, sagte der Papst, der ihn und seinen Geist liebte: „Lieber Präsident, bevor wir uns trennen, will ich Ihnen ein Zeichen meiner Freundschaft geben. Ich erlasse Ihnen und Ihrer ganzen Familie das Innehalten der Fasten." Montesquieu bedankte sich und verabschiedete sich vom Papste. Dann führte ein Sekretär ihn in die Dataria, wo ihm die päpstliche Dispens ausgestellt wurde. Montesquieu erschrak über die Höhe der Gebühren, gab dem Sekretär den Dispens zurück und sagte: „Ich danke Seiner Heiligkeit für seine

Gnade, aber der Papst ist ein Ehrenmann. Ich verlasse mich auf sein Wort und auf Gott."

Der **Kanzler** heißt Vicecancelliere della Santa Sede. Früher war er der erste Mann im Staat, und jeder Einwohner katholischer Länder — nach dessen Meinung der Papst über sein Seelenheil verfügt — wandte sich an den Kanzler, um Seine Heiligkeit in Dingen der Kirchenzucht und des Glaubens zu befragen. Jetzt bringt dies Amt seinem Inhaber (Monsignore della Somaglia) nur wenig ein.

Der **Kardinalvikar** übt die Funktionen des Bischofs von Rom aus. Er vollzieht die Ordinationen, verleiht die geistliche Gewalt und überwacht die Pfarrer. Außerdem besitzt er weltliche Gewalt und hat die Rechtsprechung in Zivil- und Strafsachen über Laien wie über Geistliche. Sein Gerichtshof besteht aus dem Direktor (Vice-Gerente), aus Richtern für Zivil- und Strafrecht und vielen anderen Beamten. Der jetzige Kardinalvikar Zurla soll nach der Papstwürde streben. Er ist Kamaldulenser-Mönch gewesen und hat geschätzte Werke über die mittelalterliche Geographie veröffentlicht.

Der Vikar ist zuständig für Ehestreitigkeiten, was ihm bei der guten Gesellschaft besondere Rücksicht verschafft. Er schikaniert die Juden, an denen man in Rom den Tod des Heilands rächt. Als Pius VII. in seine Staaten zurückkehrte, ließ er die Ghettotore wiederherstellen und steckte die armen Teufel wieder in ihr schmutziges Judenviertel. Kraft eines barbarischen Edikts Pius' VI. dürfen die Juden Rom nur bei Tage betreten und müssen am Abend **bei Todesstrafe** wieder im Ghetto sein, außer am Sabbat. Die Zahl der Juden nimmt jährlich zu; jetzt beträgt sie 3500, und doch erweitert man ihr Gefängnis nicht, in das religiöser Haß sie zusammenpfercht. Die Folge dieser von Paul IV. erfundenen und von Napoleon aufgehobenen Quälerei ist, daß die reichen Juden des Kirchenstaates sich in Livorno niedergelassen haben, wo sie unter dem Schutze der milden Regierung des Großherzogs von Toskana stehen...

Der Vice-Gerente des Vikars ist ein Kardinalbischof in partibus; er versendet die Reliquien an die ganze katholische Christenheit.

Der Maëstro di Sagro Palazzo hat die Zensur der im Kirchenstaat gedruckten Bücher unter sich. Diese Stellung wird stets von einem Dominikaner bekleidet. Auch er hat seinen Gerichtshof und verurteilt Buchhändler, die verbotene Bücher oder Stiche verkaufen, zu Galeere und sehr hohen Geldstrafen; er ordnet nach Gutdünken Haussuchungen an.

Aus den Prälaten oder Monsignori gehen gewöhnlich der Auditore, der Sekretär der Breven und der Sekretär der Denkschriften hervor.

Die Monsignori sind etwa das gleiche, was in Frankreich unter dem Kaiserreich die Auditoren im Staatsrat waren[1]. Sie brauchen kein Priestergelübde abzulegen; es genügt, wenn sie unverheiratet sind. Jeder junge Römer aus guter Familie, der ein Einkommen von 1500 Scudi (etwa 8000 Franken) nachweist, erhält bei einigen Empfehlungen den Titel Monsignore. Die Zahl der Monsignori ist unbeschränkt und beträgt meist 200 bis 250. Durch diese Ernennung verpflichtet sich die Regierung zu nichts. Der jetzige Papst[2] und der Kardinal Consalvi waren Monsignori. Die Prälaten tragen gewöhnlich violette Strümpfe und kleiden sich meist sorgfältig. Einige tragen am Hut ein violettes oder grünes Band, das gewisse Ämter bezeichnet; in der Stadt folgt ihnen ein Lakai in Livree.

Der Auditor, Pro-Auditore genannt, ist als höchster Justizbeamter zu betrachten. Seine Gerichtsbarkeit entspricht der des Lordkanzlers von England. Er ist höchster Richter in Zivilsachen, aber nicht an Normen gebunden und braucht sich nicht in den Schranken zu halten, die den anderen Gerichten gezogen sind. Oft, wenn ein Prozeß beendet erscheint und die eine Partei ihn zwei-, dreimal gewonnen hat, greift der Auditore Santissimo in das Verfahren ein, gebietet dem Recht Schweigen und gibt der Sache eine ganz andere Wendung. Er

[1] Stendhal war seit 1809 Auditor im Staatsrat. — v. D. V.
[2] Leo X. (1823—29).

hebt rechtskräftige Urteile auf oder ändert sie ab. Seine Rechtsprechung ist unberechenbar; ein altes Urteil wird plötzlich aufgehoben und ein neues gesprochen, ohne neues Verfahren und ohne Urteilsbegründung. Das wird zwar öffentlich abgestritten, aber man braucht sich nur irgendeinen berühmten Prozeß des Jahres von einem Advokaten erzählen zu lassen. Auf die Rechtsgrundsätze des Auditors läßt sich mit kurzen Worten nicht eingehen; seine Gesetzgebung ist ein unentwirrbares Durcheinander von altrömischen Gesetzen, kanonischem Recht, den Bestimmungen der Konzile, den päpstlichen Bullen, den Entscheidungen der Rota und den Erlassen der Legaten.

Ein Prozeß läßt sich leicht fünfzehn bis zwanzig Jahre lang verschleppen. Jede mächtige Familie kann aber hoffen, daß eins ihrer Mitglieder in fünfzehn bis zwanzig Jahren Kardinal oder ein einflußreicher Monsignore wird. Die Hälfte aller Geldverluste, die die römischen Familien betrüben, würde durch Einführung des französischen Gesetzbuches erspart. Man muß hierüber die jungen römischen Advokaten hören. Klugheit muß man als Advokat sorgfältig verbergen. Es ist hier wie in Florenz vorgekommen, daß die Richter einen Advokaten, der zu viel Talent zeigte, alle seine Prozesse verlieren ließen. Das merkt das Publikum bald, man vertraut ihm nichts mehr an, und er ist zugrunde gerichtet.

Der Auditor (jetzt Monsignore Francesco Isola) prüft auch die Eignung der als Bischöfe vorgeschlagenen Geistlichen.

Der Sekretär der Breven (jetzt Monsignore Albani) erledigt die Sachen, die nicht das Bleisiegel der Cancelleria oder Dataria erfordern, aber durch Breven erledigt werden, wie Alters- und Zivildispense usw. Er unterzeichnet die Breven, die der Papst an verschiedene Personen richtet. Zwei ihm unterstehende Prälaten haben der eine die Briefe an Fürstlichkeiten, der andere die lateinischen Briefe abzufassen.

Für die Verpflegung Roms ist der Prefetto dell' Annona bestellt. Er hat das Recht, Brachländereien auf Rechnung der Päpstlichen

Kammer anbauen zu lassen. Die Annona schikaniert die Landwirte aufs ärgste und richtet den Landbau im Kirchenstaat zugrunde.

Es gibt Ämter, sogenannte impieghi cardinalizij, die man nur niederlegt, um Kardinal zu werden, nämlich das des Nunzius in Wien, Paris, Madrid, Lissabon und des Gouverneurs oder Polizeimeisters von Rom, des Maggiordomo oder Hausmeisters des päpstlichen Haushalts, des Maestro della Camera, des Tesoriere oder Schatzmeisters, des Sekretärs der Consulta und des Gouverneurs des Herzogtums Urbino. Nach diesen hohen Würden kommt die große Masse aller Unterbeamten für Finanzen, Heerwesen, Polizei usw.

Kongregationen.

Es gibt in Rom eine große Zahl von Kongregationen, unter die die politische, bürgerliche und religiöse Regierung verteilt ist. Diese Kommissionen oder beratenden Körperschaften bestehen aus Kardinälen und Prälaten. Der Sekretär, dem die Hauptlast obliegt, wird stets vom Papst ausgewählt und ernannt. Eine junge, gewandte und schöne Frau wie die verstorbene Prinzessin Santa Croce hat oft bestimmenden Einfluß auf die Entscheidungen dieser Kongregationen, und ein junger Monsignore, der sich einer solchen Protektion erfreut, verliert selten einen Prozeß und kommt rasch vorwärts. Die frühere Geliebte des Kardinals de Bernis[1] hatte im Jahre 1790 zwei Liebhaber, den Kardinal Busca und Pietro Paolo de Medicis. Ihre Rivalität gab Anlaß zu höchst ergötzlichen Szenen.

Sixtus V., der so manche nützliche Einrichtungen schuf, errichtete 1587 die Kongregation della Consulta. Sie besitzt juristische und Verwaltungsbefugnisse über alle päpstlichen Untertanen, ausgenommen Rom selbst, dessen Einwohner unter der Gerichtsbarkeit des Gouverneurs der Stadt stehen. Die Consulta nimmt die Beschwerden

[1] Die Prinzessin Santa Croce. Über ihr Verhältnis zum französischen Botschafter in Rom, Kardinal de Bernis, s. Casanova, Memoiren, XII, 1. (Deutsch in „Casanova in Italien", Kap. 29, Dresden 1922, Karl Reißners Verlag.) — d. O. B.

des Volkes gegen die Gouverneure entgegen, prüft die Eigenschaften und Titel derer, die geadelt werden möchten, arbeitet die Verfügungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung aus und ist das höchste Gericht in allen Prozessen der Provinzen. Seit dem Anschlag auf den Kardinal Rivarola im Jahre 1827 hat die Consulta reichliche Gelegenheit zur Ausübung ihres furchtbaren Amtes. Im November 1827 und Mai 1828 wurden in Ravenna mehrere Karbonari gehenkt. Da Herr von Metternich seit langen Jahren allen Herrschern Italiens Angst vor den Karbonari eingejagt hat, kann man sich denken, welchen Einfluß dies Gericht erlangt hat. Den Vorsitz führt der Staatssekretär. Von 1824—27 war dies der Kardinal Somaglia († 1830), ein achtzigjähriger Greis, und, wie man sagt, stocktaub. Heute hat dies Amt, wie gesagt, der Kardinal Bernetti, der langjährige Hausfreund der Prinzessin Doria, die, wie man versichert, sich des besonderen Wohlwollens Sr. Heiligkeit, des Papstes Leo XII., erfreut.

Mehrere Kardinäle sind Mitglieder der Consulta. Sie hat acht Monsignori ponenti (Berichterstatter), deren jeder mehrere Provinzen bearbeitet. Einer von ihnen ist Sekretär, ein Amt, das zu allem führt, denn er sieht den Papst oft, da er ihm Bericht über die Beratungen erstattet. Bei Sedisvakanzen erstattet der Sekretär seinen Bericht den drei Kardinälen Capi d'ordini, die die Regierung führen. Diese drei Kardinäle bekleiden ihr Amt freilich nur einen Tag und werden dann durch andere abgelöst, bis ein neuer Papst gewählt ist.

Die Kongregation del buon governo prüft die Entwürfe für Trockenlegungen und Verbesserungen des Landbaus, die städtischen Verbrauchssteuern (dazio) und alle Zivil- und Strafrechtssachen, die darauf Bezug haben, mit Ausnahme von Rom; sie überwacht die Einkünfte, Ausgaben und Schulden der Gemeinden. Außer den Kardinälen hat sie zwölf Monsignori als Berichterstatter.

Die Kongregation der Inquisition hat zwölf Kardinäle und einen Kardinalsekretär. Eine große Zahl von Juristen und Theologen stehen ihr als Berater zur Seite. Der Dominikanergeneral und der

Maestro di sagro palazzo gehören ohne weiteres zu diesen Consultanti. Trotz dieser Überzahl von Mitgliedern bringt die römische Inquisition alle hundert Jahre nur zwei bis drei arme Teufel ums Leben. Ein Advokat fungiert als Verteidiger der Angeklagten, aber das Verfahren dieses Tribunals spielt sich in furchtbaren Formen ab. Tiefste Geheimhaltung ist den Richtern geboten. Die Inquisition spricht Recht über alles, was die Religion und den Glauben betrifft, Ketzerei, Gotteslästerung, falsche Lehren, schlechte Bücher, Sakrilegien, Mißbrauch der Sakramente, Anklagen wegen Zauberei. Es gibt ein merkwürdiges Buch von Menchini: „Sacro arsenale, ovvero pratica dell' uffizio della sacra Inquisizione", Rom 1730. Das „Manuale Consultorum" von Bordoni enthält einen eigenartigen Abschnitt über die Folterung der Angeklagten.

Das Heilige Offizium ist der katholischen Religion äußerst nützlich gewesen. Die Theorie der Glaubensverfolgungen stammt vom Kaiser Theodosius I. (um 385), und das schreckliche Amt eines Glaubensinquisitors geht tatsächlich auf seine Regierung zurück. Im Jahre 1204 begründete Innozenz III. die Inquisition durch Entsendung von Mönchen nach Spanien zur Verfolgung der Albigenser, deren Irrlehre sich dort auszubreiten begann. Im Jahre 1231 machte sich Gregor IX. den Glaubenseifer des eben begründeten Dominikanerordens zunutze, um ihn allein mit der Führung der Ketzerprozesse zu betrauen. Im Jahre 1483 richtete Sixtus IV. die Inquisition in Spanien ein; Portugal erhielt sie erst 1531. Schließlich schuf Paul III. Farnese in Rom den Hauptsitz der Inquisition und setzte die genannte Kongregation ein, mit der Vollmacht, die Inquisition in der gesamten Christenheit einzuführen. Dieser Papst scheint jeden Anspruch auf öffentliches Ärgernis angestrebt zu haben. Er war heimlich verheiratet, soll der Liebhaber seiner eignen Tochter gewesen und im Konkubinat mit seiner Schwester Giulia gelebt haben, die er der Ausschweifung Alexanders VI. überließ, um den Vorteil davon zu haben[1].

[1] Vgl. Bd. IV dieser Ausgabe, S. 633f.

Die Kongregation der Inquisition tritt dreimal wöchentlich zusammen: Montags im Inquisitionspalast bei Sankt Peter, wo ihre Kerker liegen, Dienstags in der Minerva, um den Bericht anzuhören, und Donnerstags beim Papste, wo das Los der Angeklagten entschieden wird. Die vorgeschriebene Beteiligung des Papstes legt diesem Tribunal eine gewisse Zurückhaltung auf.

Man kann sich den Nachstellungen der Inquisition entziehen, indem man seine Börse öffnet, das heißt wenn man sich an die Penitenzieria wendet. Dies Gericht spricht Recht über alle möglichen Sünden und Missetaten sowie alle besonderen Fälle, und man kann sie durch Geld sühnen. Die Bußfertigen erhalten auf eine Eingabe hin die Absolution durch ein Breve, in dem der Name des Sünders offenbleibt. Den Vorsitz führt der Großpönitentiar (gegenwärtig Monsignore Castiglioni)[1]. Bei hohen Kirchenfesten begibt er sich in eine der Basiliken Roms, um dort die Beichte der besonderen Fälle anzuhören.

Die Taxen der Penitenzieria wurden um 1330 von einem französischen Papst, Benedikt XII., festgesetzt. Dank diesem katholischen Fiskalismus gewann Pius II. (1458—64) ungeheure Summen aus Ablässen und Dispensen; der Schacher damit erregte heftigen Unwillen gegen den Heiligen Stuhl. Jede Sünde hatte ihren bestimmten Preis, und für 20000 Dukaten verschaffte man sich einen Generalablaß.

Der Tarif der Apostolischen Kammer, der im Jahre 1320 von Johann XXII. — gleichfalls einem Franzosen — eingeführt wurde, umfaßte 385 Fälle, die durch Geld zu sühnen waren. Merkwürdigerweise bezahlte ein Priester, der einen Exkommunizierten in geweihter Erde bestattete oder an einem verbotenen Orte Gottesdienst abhielt, selbst wenn er dies nicht wußte, ebensoviel Sühne wie eine Hexe oder Giftmischerin, das heißt mehr als ein Laie, der seine Eltern, Frau oder Kinder getötet hatte. Der letzte, von der römischen Kirche angewandte und von ihr gebilligte Tarif erschien 1514 zum erstenmal in Rom und erlebte mehrere Auflagen. Sein Titel lautet: „Taxae cancellariae

[1] Seit 1829 Papst Pius VIII.

apostolicae et taxa sacrae poenitentiae“. Er umfaßte 37 Artikel, deren Titel zumeist so anstößig waren, daß sich die Wiedergabe verbietet. Das Konzil von Trient setzte ihn auf den Index der verbotenen Bücher . . . Wie man zugeben muß, wurde die menschliche Leichtgläubigkeit nie auf eine härtere Probe gestellt als durch die Einrichtung derartiger Steuern.

Die Kongregation della Propaganda fide empfängt die Beichte der Missionare in den verschiedenen Weltteilen. Sie sorgt für den Nachwuchs an Missionaren und liefert die gedruckten Bücher in allen Sprachen aus ihrer eigenen Druckerei. Ihre Zöglinge stammen aus den Ländern, in denen sich die Missionare befinden; sie kommen jung nach Rom, werden dort auf Kosten des Papstes erzogen und dann ausgebildet in die Heimat zurückgesandt. Die Propaganda fide von London, nämlich die Bibelgesellschaft, wird ihrer römischen Schwester bald nichts mehr zu tun übrig lassen. Während diese die Heiden bekehrt, um die Herrschaft des heiligen Petrus auszudehnen, will die Londoner Bibelgesellschaft Proselyten werben, um aus ihnen nach und nach Kolonisten zu machen, die zum Nutzen des englischen Handels fronden und Abnehmer der englischen Fabrikerzeugnisse sind. Die Propaganda fide wurde 1622 von Gregor XV. begründet.

Die Index-Kongregation (dell' Indice) genießt in Frankreich einen gewissen Ruf der Lächerlichkeit. Der Index ist ein Katalog von 20- bis 25000 Werken, deren Geist oder Grundsätze der römische Hof verdammt. Die erste Ausgabe erschien im Jahre 1559. Sie bildet einen starken Oktavband. Eine Neuausgabe des 17. Jahrhunderts läßt die Bücher fort, die nur verboten waren, weil sie die Bewegung der Erde um die Sonne behaupteten, was bekanntlich gottlos war, denn Josua gebot der Sonne, stillzustehen. So hat man Kopernikus, Boerhave und Galiläi begnadigt.

Sollte man es glauben, daß der Vorsitzende der Index-Kongregation die dreijährige Erlaubnis zum Lesen verbotener Bücher ausstellt, und daß die Genehmigung nach Ablauf erneuert werden kann? Und doch trifft das zu.

Paul IV. gilt für den Urheber des Index, aber der fromme Pius V., dessen Grabmal man in S. Maria Maggiore sieht, setzte die Index-Kongregation zur Prüfung von Druckwerken ein; der Maëstro di sagro palazzo gehört ihr an. Unter der Verwaltung des Kardinals Consalvi ist der Index in Vergessenheit geraten, aber seit 1826 ist er für die Römer wieder zum Schreckbild geworden. Seine ganze Strenge richtet sich besonders gegen die Bücher, welche die geistliche Autorität erschüttern können, wogegen man bei lasziven Schriften manchmal ein Auge zudrückt, denn es ist hundertmal besser, daß der Geist sich mit solchen Dingen beschäftigt, als mit Glaubensfragen.

Ich will nicht weiter auf alle diese Kongregationen eingehen, um nicht langweilig zu werden. Nur die Kongregation der Riten will ich noch streifen, und zwar wegen ihres Herz-Jesu-Kults und der Heiligsprechungen. Außerdem liegt ihr die Oberaufsicht über die religiösen Gebräuche, die Genehmigung der Ordensregeln, Breviere und Meßbücher, ja selbst der Prozessionen ob. Sie allein gewährt den Kirchspielen, den Städten und Provinzen die erbetenen Schutzheiligen. Der Herz-Jesu-Kult ist von äußerster Bedeutung, besonders in Frankreich. Er will jeden Gläubigen davon überzeugen, daß er die Sorge für sein Seelenheil allein dem Papste überlassen und nie seine Vernunft zu Rate ziehen soll. Er ist die Hauptwaffe des Papsttums gegen den verdammten Voltaire und die höllische Logik.

In Rom ist man der Meinung, daß man von Zeit zu Zeit neue Heilige ernennen muß, weil das Ansehen der alten nachläßt oder ganz verschwindet. Seit Leos XII. Thronbesteigung hat man jährlich wohl einen bis zwei heilig gesprochen. Soll ein Seliger heilig gesprochen werden, so hält die Ritenkongregation zunächst Sitzungen ab, in denen ein Advokat, der Advokat des Teufels genannt, gegen den Heiligen auftritt und beweist, daß er nichts Außerordentliches vollbracht hat. Ärzte und Wundärzte stellen fest, was von seinen angeblichen Wundertaten natürlich zugegangen sein kann; auch Theologen werden gehört. Verliert der Advokat seine Sache, so versammelt sich die Kongregation

unter dem Vorsitz des Papstes, der die Heiligsprechung befiehlt. Dieser große Akt des Katholizismus findet gewöhnlich erst fünfzig Jahre nach dem Tode des Seligen statt. Als ehrenvolle Ausnahme wurde der heilige Karl Borromäus schon dreißig Jahre nach seinem Tode kanonisiert.

Jede Heiligsprechung gibt Anlaß zu öffentlichen Festen und religiösen Zeremonien. Anders kann es auch nicht sein, denn dies ist eine der größten Feiern der Kirche. Durch Tugend und Frömmigkeit, ja oft nur durch Geschicklichkeit wird ein Geschöpf so zum Mittler zwischen Gott und der Welt! Ist die Familie des Heiligen reich, gehörte er zu den Mächtigen der Welt, so ist seine Heiligsprechung sehr kostspielig. Solche Zeremonien haben bis zu 100000 römischen Scudi (535000 Franken) gekostet: reiches Gezelt, Tribünen, Musikkapellen, Illuminationen, Böllerschüsse von der Engelsburg usw.

Bisweilen hinterläßt jemand, der seine Heiligsprechung voraussieht, testamentarisch die dazu nötige Summe. Ist er aber arm gestorben, und will niemand die Kosten für seine Kanonisation bestreiten, so bringt man sie durch Sammlungen auf. Das Volk liebt derartige Feste sehr, sie bringen Geld unter die Leute und Leben nach Rom. Fast stets haben die Heiligsprechungen in der Peterskirche stattgefunden. Die älteste ist die des Heiligen Udalrich, die Johann XV. im Jahre 993 vollzog.

Unter den Päpsten, die besonders gern Heiligsprechungen vornahmen, ragt Benedikt XIII. (Orsini) hervor; er war sehr fromm, sehr schwach und, wie andere sagen, sehr dumm. Sein größtes Vergnügen war, heilig zu sprechen. Diese Vorliebe benutzte man, um ihm Gregor VII. vorzuschlagen, den er sofort kanonisierte. Unter den neueren Heiligsprechungen ist besonders eigenartig die des heiligen Julian, die Leo XII. im Jahre 1825 vollzog; sein Hauptwunder war, daß er am Spieß gebratene Lerchen wieder lebendig machte.

Konsistorien.

Das Konsistorium ist die Versammlung der Kardinäle in Gegenwart des Papstes. Es gibt drei Arten: geheime, öffentliche und halböffentliche.

In den geheimen Konsistorien werden die wichtigen und heiklen Geschäfte besprochen. Der Papst läßt dazu eine kleine Zahl von Kardinälen entbieten. Man wählt meist fünf bis sechs von hervorragender Begabung und drei sehr alte, sehr fromme und stocktaube. Der Absolutismus hat in Rom aber solche Fortschritte gemacht, daß selbst diese kleine Ratsversammlung nicht mehr befragt wird. Der Papst teilt ihr die Ernennung der Kardinäle, der Nunzien, Legaten und Bischöfe, die Errichtung von Kirchen usw. mit. Seine Heiligkeit, der Staatssekretär, selbst der Beichtvater des Papstes bestimmen die wichtigsten Ernennungen.

Das öffentliche Konsistorium, die allgemeine Versammlung der Kardinäle, findet gewöhnlich allmonatlich statt, um einem Erzbischof das Pallium zu verleihen oder eine Heiligsprechung zu vollziehen; jedermann hat dabei Zutritt. Bei diesem Konsistorium sitzen die Kardinäle auf Polsterbänken. Sie tragen das Chorhemd; da es aber ein Abzeichen der Gerichtsbarkeit ist, bedecken sie es beim Erscheinen des Papstes mit ihrem Mantel. Der Papst setzt sich in vollem Ornat unter einem Baldachin auf einen sehr hohen Lehnstuhl. Soll ein neuer Kardinal eingeführt werden, so erheben sich vier Kardinäle, um den Aufzunehmenden zu holen. Beim Eintreten wirft er sich dem Papste zu Füßen, um den Fußkuß zu vollziehen. Der Papst hebt ihn auf und umarmt ihn. Dann verläßt er den Papstthron, um allen Kardinälen den Friedenskuß zu geben. Jeder sagt ihm bei der Umarmung ein paar freundliche Worte und drückt ihm dann die Hand. Eigenartig ist es, das Mienenspiel des Aufgenommenen zu beobachten. Er lächelt, wenn er einen Kardinal umarmt, nimmt dann sofort wieder eine ernste Miene an und zeigt sich von neuem hocherfreut, wenn er den nächsten umarmt.

Nach dem Friedenskuß ruht sich der neue Kardinal einen Augenblick aus, dann wirft er sich wieder vor dem Papste nieder, und dieser verleiht ihm den roten Hut mit dem Bedeuten, daß seine Farbe ein Zeichen des Blutes sei, das Christus für uns vergossen hat, und daß

auch er stets bereit sein soll, sein Blut für den Glauben zu vergießen. An den drei folgenden Tagen werden die Paläste aller Gesandten und aller derer illuminiert, die an seiner Erhebung irgendeinen Anteil haben.

Ein halböffentliches Konsistorium wird abgehalten, wenn die Anwesenheit von Konsistorialadvokaten oder Prälaten oder Gesandten erforderlich ist.

Die Gerichte in Rom.

Wäre die Menge der Gerichte eine Gewähr für gute Rechtspflege, so stände es damit in keiner Stadt besser als in Rom. Denn abgesehen von den juristischen Befugnissen der verschiedenen Kongregationen sind mehrere Ämter mit Rechtsbefugnissen von verschiedenem Umfang ausgestattet, einige in höchster Instanz, ja sogar mit dem Recht über Leben und Tod. Wer Mut und Geduld genug aufbringt, lese das Buch: „Lo stato presente della Corte di Roma, da Andrea Tossi." Da wird man sehen, daß Besitz, Freiheit, Ehre und Leben der päpstlichen Untertanen in die Hand geistlicher Richter gelegt sind. Überdies zeigt das römische Strafgesetzbuch durchweg jenen mißtrauischen, grausamen Geist, der die Theokratie kennzeichnet.

Ich begnüge mich hier mit einigen Bemerkungen über die gewöhnlichen Gerichte. Es sind ihrer fünf: das Gericht des Senators, des Vikars, des Gouverneurs von Rom, des Auditors der Kammer oder von Monte Citorio und das der Rota.

Das Gericht des Gouverneurs geht besonders die Laien und die Sicherheitspolizei an, das des Vikars die Geistlichen und die Sittenpolizei. Das des Senators ist am beschränktesten; ihm liegt fast nur die Aufrechterhaltung der städtischen Verfassung und die Ausfertigung der Patente der Notare des Kapitols ob.

Nicht grundlos hat man das Dasein eines Beamten geduldet, der den Titel Senator von Rom führt. Er gemahnt an Zeiten des Ruhmes und der Größe, deren Andenken das Oberhaupt des Katholizismus

erhalten wollte. Der Papst weiß wohl, wie mächtig die Erinnerung an die Römische Republik auf die Geister wirkt, und so hat er das Scheinbild einer Regierung, die so Großes vollbrachte, in theokratischen Formen fortbestehen lassen. Der Senator (jetzt Fürst Altieri) bewohnt einen schönen Palast auf dem Kapitol. Dieser weltliche Richter ist stets Ausländer. Drei Richter sind ihm beigegeben; das Verfahren ist öffentlich. Er erkennt in erster Instanz über Sachen bis zur Höhe von 500 Scudi, bestimmt allwöchentlich den Preis des Schlachtfleisches, läßt kleine Schulden eintreiben, richtet nur über Laien und steckt sie gegebenenfalls in sein Gefängnis. Diese Befugnis erhielt er im Jahre 1746 von Benedikt XIV. Bis zum 11. Jahrhundert war der Senator vom Papst wie vom Kaiser unabhängig, aber heute ist er der geistlichen Gewalt ebenso untertan wie alle anderen Beamten. Bei öffentlichen Zeremonien tritt er in antikem, langschleppendem Senatorengewand auf.

Das abscheuliche Tribunal der Vicaria verfährt nach den Formen der Inquisition. Jedermann kann ohne Grund verhaftet werden. Die Denunziation eines obskuren Angebers, eines unzufriedenen Zimmermädchens genügt; man dringt bei Nacht mit Leitern oder Nachschlüsseln in die Wohnung des Bezichtigten ein, und bei dem Prozeß wird kein Verteidiger zugelassen. Wehe dem, der keine Protektion hat!

Das Tribunal des Senators, des Vikars und des Gouverneurs haben das gemeinsam, daß ihre Gerichtsbarkeit sich nicht über Rom und 40 Miglien im Umkreis erstreckt, das heißt nur über das römische Gebiet. Zuständig sind sie nur für eine geringe Anzahl von Zivilsachen, aber fast unbeschränkt für Kriminalsachen. Ihr Urteil ist nur bei Streitobjekten von 25 Scudi endgültig, aber über Leben und Freiheit schalten sie ohne die Möglichkeit der Berufung.

Das Tribunal des Auditors entscheidet über geistliche und Zivilsachen bis zur Höhe von 500 Scudi. Doch ist Berufung beim Gericht der Giustizia und der Grazia möglich.

Das berühmte Gericht der Rota hat Ähnlichkeit mit den altfranzösischen Parlamentsgerichten. Es besteht aus zwölf Prälaten verschiedener katholischer Nationen, die den Titel Auditore tragen. Diese Richter erkennen über alle geistlichen Sachen der Christenheit; erst drei gleichlautende Urteile machen seinen Spruch unwiderruflich. Man stelle sich vor, welche Geduld und wieviel Geld nötig sind, um einen Prozeß endgültig auszutragen!

Die zwölf Auditoren der Rota setzen sich aus drei Römern, zwei Spaniern, einem Franzosen, einem Deutschen und je einem Italiener aus Venedig, Mailand, Bologna, Ferrara, Toskana und Perugia zusammen. Somit stehen vier Nichtitalienern acht Italiener gegenüber, von denen fünf bis sechs aus den päpstlichen Staaten sind!

Die Segnatura ist ein Revisionsgericht. Sie hebt jedes Urteil wegen Formfehlern auf, entscheidet über die Zuständigkeit einer Sache bei den verschiedenen Gerichten und bestimmt, ob Urteile erster Instanz trotz eingelegter Berufung vorläufig vollstreckbar sind. Dies Tribunal verfährt völlig nach Willkür und befolgt bei seiner Rechtsprechung keine festen Normen.

Eine bemerkenswerte Ausnahme findet bei Priestern und bei Frauen statt: sie können niemals hingerichtet und höchstens für kürzere oder längere Zeit eingekerkert werden. Öffentliche Gerichtsverhandlungen finden nicht mehr statt; die Verteidigung beruht auf einem Factum oder Denkschrift. (Die Justizreform von 1831 unter Gregor XVI. ist zwar recht unvollkommen, bietet jedoch namhafte Verbesserungen, sowohl im Zivil- wie im Strafrechtsverfahren.)

Die Konservatoren von Rom.

Aus scheinbarer Hochachtung vor den republikanischen Formen hat man als Konservatoren von Rom drei städtische Beamte betitelt, die als Vertreter des römischen Volkes angesehen werden. Daneben aber stellen sie auch noch die Konsuln des antiken Rom dar, etwa wie die Franziskaner von Araceli an Stelle der Priester des Jupiter

Capitolinus getreten sind. Diese Konservatoren hüten sich wohl, den Pfarrern der vierundfünfzig Kirchspiele Roms, die jeden ihnen Mißliebigen ins Gefängnis werfen können, den Rang abzulaufen. Der Papst ernennt den Senator und die Konservatoren, die letzteren immer nur für sechs Monate.

Funktionen.

Unter Funzioni versteht man in Rom alle geistlichen und weltlichen Zeremonien, die mit Pracht und Glanz umgeben sind. Die prachtvollste ist die der Besitzergreifung (Possesso), wenn der Papst nach seiner Krönung Besitz von der Lateransbasilika ergreift, die als die erste Kirche Roms und Mutter aller Kirchen der Christenheit gilt. Bei keinem Anlaß zeigt sich der Papst in solchem Glanze. Am Abend sind die drei Paläste auf dem Kapitol prachtvoll erleuchtet.

Äußerst demütigend war der Zwang, der für die Juden am Tage des Possesso bestand. Am Titusbogen, an einer auf ihre Kosten ausgeschmückten Stelle, traten die Rabbiner und die Alten dem Papst auf seinem Festzuge vom Vatikan zum Lateran entgegen und boten ihm knieend das Alte Testament in einer mit Gold- und Silberstücken gefüllten Schale dar. Der Papst schlug mit dem Stabe in das Becken und dann auf Kopf oder Schulter des ersten Rabbiners, was bedeutete, daß der Papst die Huldigung der Juden annahm und ihnen während seines Pontifikats den Verbleib in Rom gestattete.

Heute vollzieht sich dieser Akt in weniger verletzender Form. Die Juden legen Teppiche auf dem Wege vom Titusbogen bis zum Kolosseum; der älteste Rabbiner an der Spitze seiner Glaubensgenossen bietet dem Papst eine hebräische Bibel dar; dieser nimmt sie an und ermahnt die Juden, nicht mehr den Messias zu erwarten, den ihr heiliges Buch ihnen verkündet, denn er sei vor über 1800 Jahren erschienen. Weiter ermahnt Seine Heiligkeit die Juden, sich in den Schoß der Kirche aufnehmen zu lassen. Wie man sieht, erhöht die zu dieser Huldigung gewählte Stelle die Demütigung noch, denn bekanntlich

stellt eins der Reliefs des Titusbogens kettenbeladene jüdische Gefangene im Triumphzug ihres Besiegers dar. Aus einem Rest von Vaterlandsliebe und Frömmigkeit gehen die Juden nie durch den Titusbogen, sondern um ihn herum, wenn sie auf dem Campo vaccino Geschäfte haben.

Eine Funzione von äußerster Lächerlichkeit war die „Huldigung des Zelters". Bevor König Karl I. von Sizilien aus der Hand Urbans IV. die Krone empfing, leistete er dem Papst und seinen Nachfolgern den Treueid und gelobte einen jährlichen Tribut von 40 000 Gulden. Im Jahre 1472 nötigte Sixtus IV. den König Ferdinand von Neapel zu einem höheren Tribut, zu dem noch ein Zelter kam.

Alljährlich am Tage vor Sankt Peter und Paul brachte der Konnetabel des Königs von Neapel im Namen seines Gebieters der Peterskirche einen Zelter und eine Börse mit dem Tribut dar. Mit silberbeschlagenen Hufen, mit silbernem Sattelzeug und mit prachtvollen Federn geschmückt, leistete das Pferd, solange es noch gehen konnte, alljährlich den gleichen Dienst. Hatte es doch eine sehr schwierige Rolle zu spielen, die ihm nur mit großer Mühe beigebracht war: es mußte wie alle Gläubigen vor dem Papste niederknien. Der letzte Kniefall fand 1787 statt. Der Fürst Colonna fungierte als Konnetabel von Neapel. Die Zeremonie fand mit größtem Pomp statt. Der Papst saß am Eingang der Peterskirche auf dem Throne und empfing von dem Konnetabel die Börse mit dem Tribut von 6000 Dukaten (63400 Franken) und den Zelter.

Im Jahre 1788 hob der König von Neapel diesen Tribut auf, dessen Rechtmäßigkeit er längst bestritten hatte, aber Pius VI. erhob beim neapolitanischen Hofe lebhafte Vorstellungen darüber. Man wies sie schroff ab, aber angesichts der Fortschritte der französischen Revolution legte man den kleinen Streit schleunigst bei, und die Neapler Regierung verpflichtete sich, bei der Thronbesteigung jedes Königs 50000 Dukaten als fromme Spende an die Peterskirche zu zahlen. Rom ging darauf ein und verzichtete auf den Jahrestribut und die

demütigende Zeremonie. Im Jahre 1818 wurde zwischen den Regierungen von Rom und Neapel ein neues Konkordat unterzeichnet, durch das die Krone beider Sizilien von jedem Tribut befreit wurde ... Trotzdem protestiert der Papst seit dem Wiener Kongreß alljährlich gegen den Verlust seiner Souveränität über Avignon (das 1791 zu Frankreich kam), Parma und das Königreich Neapel.

Zum Schluß noch ein paar Worte über das größte Fest im Jahre: den St. Peterstag, der zahlreiche Fremde herbeilockt. Außer dem feierlichen Hochamt wird Michelangelos Kuppel am Abend erleuchtet, und auf der Engelsburg wird ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt, das gewöhnlich 500 römische Scudi (2700 Franken) kostet. Die Erleuchtung der Kuppel ist das Prachtvollste, was man in seiner Art sehen kann; sie ist von unbeschreiblichem Zauber. Beides, die Erleuchtung und das Feuerwerk, findet zweimal hintereinander statt, am Vorabend und am Abend des Tages, der dem Schutzpatron der heiligen Stadt geweiht ist.

5. Die Gesandten[1]

O! que pobrete e un ambaxador ... lo mas importante que tenemos que haçer es no haçer mal. Don Diego Mendoza

Die römischen Patrizier, mag Alfieri sie auch schelten[2], sind die ärmsten und stolzesten von ganz Italien. Sie fühlen das Gewicht ihrer großen geschichtlichen Namen und besitzen ein hinreichendes Gefühl ihrer eignen Würde, um ihre Armut nicht den forschenden

[1] Aus „Le Globe", Nr. 25 und 28 vom Januar 1828. Dieser Aufsatz ist eine Rückübersetzung ins Französische aus dem von Stendhal in „New Monthly Magazine" in englischer Übersetzung veröffentlichten Aufsatz. (Novati, 155.) Die Verdeutschung ist gekürzt. — v. O. B.

[2] Ricchi patrizii, e più che ricchi, stolti. (Sonett 16.) Aber das ist nur ein galliger Ausfall des Satirikers, den man den schlechten Betten und den Moskitos von Baccano zuschreiben muß. S. Vita, Bd. II. (Stendhal.)

und mitleidslosen Blicken der Fremden auszusetzen. Nichts versinnbildlicht diese Stadt der Toten besser als die lebenden Gespenster vergangenen Ruhmes, die man noch durch seine Ruinen streifen sieht.

Die wenigen Ausnahmen sind entweder emporgekommene Familien oder die Reste der alten Geschlechter, die durch Heiraten mit Familien, die ihre Väter verachtet hätten, einen Schein ihrer alten Größe gerettet haben. Reichtum einerseits und Hochmut anderseits bilden ein seltsames Mosaik, wie in einigen Bauten auf dem Forum, wo man hier und da eine alte Säule aus parischem Marmor zwischen dem Stuck und Kitsch der modernen Kirchen entdeckt. Der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt setzt sich in den Menschen fort, und auf der Straße trifft man immerfort auf einige traurige Überbleibsel alter Größe.

Doch nicht in ihren eignen Häusern, wie man glauben sollte, muß man die Nachkommen des römischen Adels suchen. Die meisten sind von der Armut von Saal zu Saal vertrieben und haben schließlich als letzte Zufluchtsstätte den Zwischenstock ihres Palazzo bezogen. Ja sie treten selbst diesen bei verlockenden Angeboten an Fremde ab. Daraus darf man indes nicht schließen, der Beobachter hätte gar keine Gelegenheit, die Eigenart des primo ceto zu studieren. Die erzwungene Zurückhaltung ist nicht absolut. Die Kreise der gestürzten Herrscherhäuser, deren Mitglieder so zahlreich in Rom wohnen, bieten eine beschränkte Verkehrsmöglichkeit, und wenn auch die ständigen Besucher solcher Salons ihre politische Färbung angenommen haben, so findet man doch auch Ausnahmen, bei denen ihr eigner Charakter durchschlägt. Die Leute, die zu einem Hofe gehören oder um seine Gunst buhlen, sind zumeist nicht sehr diensteifrig gegen eine rivalisierende oder unterlegene Partei, und ein Reisender, der die römische Geselligkeit nur nach den Empfängen bei den Bonapartes beurteilen wollte, bekäme kein richtigeres Bild, als einer, der in England oder Frankreich nur die Salons der Whigs und der Torys besuchte.

Der römische Adel, der nicht mehr in der Lage ist, selbst zu repräsentieren oder eine angemessene Stellung an einem fremden Hof

anzunehmen, findet prachtvolle Entschädigung beim diplomatischen Korps. Bei den Gesandten kann man die ganze römische Aristokratie wie von einer Galerie aus vorbeiziehen sehen, und die Gesandten selbst sind im allgemeinen so ausgewählt, daß sie zur Unterhaltung und Belehrung der Zuschauer erheblich beitragen. Sie bilden eine Menschenart für sich mit sehr hervorstechenden Sonderzügen, und ihre Eigenart wird noch unterstrichen durch den Rang, die persönliche und politische Stellung des Herrschers, den sie vertreten oder an dessen Hof sie gesandt sind. Der Alexander der Neuzeit hat zwar oft mit einem Schwerthieb alle gordischen Knoten und Sophismen dieser schlauen Leute zerhauen und die diplomatische Kunst auf ein paar sehr einfache Worte zurückgeführt. Aber die gute alte Zeit der Diplomaten ist wiedergekehrt, und es lohnt sich von neuem, die offizielle Feierlichkeit, die Kunst würdevoller, schlauer Verschleppung in Europa zu studieren.

Nichts am römischen Hofe erfordert eigentlich ein solches Aufgebot von Diplomaten, wie es der Fall ist. Der Papst besitzt zwar noch seine geistige Macht über einen großen Teil der Menschheit, aber die Gelegenheit, seine weltliche Macht auszuüben, findet sich nur noch selten oder wird selten wahrgenommen. Man kann geltend machen, daß Roms zentrale Lage und seine zugestandene Schwäche es zur Beratungsstelle über die italienischen Angelegenheiten geeignet macht, und daß auf seinem neutralen Boden, unter dem Schutz eines mächtigen Namens, die Ansprüche der Nebenbuhler sich leichter erörtern lassen und weniger schroff geltend gemacht werden. Jedenfalls steht der römische Botschafterposten bei den Mächten des Südens an erster Stelle, und die Bedeutung der diplomatischen Persönlichkeiten ist für den Zuschauer nicht geringer als der leere Pomp der religiösen Zeremonien. Rom ist eine Kleinstadt und eine große Ruine; es gibt keine Volksmenge, in der sich der Einzelne verlieren könnte. Auch der Gesandte verschwindet nicht in der großen Masse. Der Papst hält keinen Hof, und für den Fremden sind die Gesandten Papst und Hof zugleich.

Sie nehmen sozusagen die Stellung des Herrschers ein, und der eigentliche Herrscher verschwindet hinter der Fülle der Gesandten aus aller Herren Ländern.

Es drängte mich, dies System in voller Tätigkeit zu sehen, und so war ich hocherfreut, bei mir eine Einladungskarte des Gesandten von Neapel, Marchese Fuscaldi, zu einem Fest im Palazzo Farnese vorzufinden. Den Anlaß bot die Geburt oder Hochzeit einer neapolitanischen Prinzessin. Obwohl ich früh hinkam, fand ich den weiten Platz vor dem Palast schon von einer langen Wagenreihe erfüllt. Der Glanz und der flimmernde Schein der Fackeln, die längs der Front brannten, eine Zeremonie, auf die die Aristokratie selten verzichtet, gaben den breiten, düsteren und massigen Verhältnissen dieses Meisterbaues von Michelangelo etwas Gewaltiges. Bald aber wurde ich durch andere Dinge abgelenkt. Das Durcheinander getragener Fackeln, das Schreien der Lakaien in verschiedenen bunten Trachten, unter denen besonders die mehr phantastisch als malerisch wirkenden Diener und Piköre der Gesandten auffielen, das feierliche Dunkel des Palasthofes, den man durch das Gewirr der schwelenden Fackeln erblickte, die Schweizer, die am Treppenfuß die Namen der Ankommenden riefen, die Pracht der großen Freitreppe — das alles zog in raschem Wirbel an meinen Augen und meinem Geiste vorüber. Mit großen Schritten durchmaß ich die kalte, offene Galerie und kam bald zur Tür des Vorzimmers. Dort standen zwei Reihen von Dienern im Glanz ihrer prunkvollen Livreen. Ich durchschritt sie unter dem Kreuzfeuer ihrer beobachtenden Blicke und trat in den großen Saal.

Die Gemächer waren überfüllt. Ganz Rom war anwesend. Ich sah mich in einer Wolke von Ordenssternen und Kreuzen, gestickten Staatskleidern und anderen Dingen aus dem Feenreiche. Um dem Wirt meine Verbeugung zu machen, bahnte ich mir einen Weg durch all diesen Glanz, bald abgelenkt durch die Diamanten und Federn der Damen, bald durch die roten Kappen und die braune Gesichtsfarbe der Kardinäle oder die Schnurrbärte und martialischen Gesichter der

Offiziere, als meine Aufmerksamkeit plötzlich durch ein schallendes Lachen rechts von mir erregt wurde. Inmitten einer sehr buntscheckigen Gruppe hörte ich einen Herrn in ausgesprochenem neapolitanischen Dialekt sprechen und erkannte in ihm den Marchese Fuscaldi. Er war ein kleiner Mann, der auf einem Fuß hinkte und mit einem Auge schielte, aber mit unerschütterlicher Selbstgewißheit und gutem Humor quirlte er umher, um die Honneurs zu machen, als wäre das alles nur ein Mummenschanz, den er, wenn er wollte, mit Domino und Maske verlassen konnte...

In der herrlichen Galerie mit den Fresken der Caracci begann der Ball. Nur die Kardinäle und Geistlichen blieben im ersten Saale. Die Etikette erheischt, daß sie sich beim ersten Violinenklang zurückziehen. Einige ließen sich ruhig vom Publikum bestaunen. Andere hatten sich halb schüchtern, halb dreist etwas zurückgezogen, und eine kleine Gruppe hatte es sich auf einem Sofa bequem gemacht, als das plötzliche Erscheinen des portugiesischen Gesandten das Konzept störte. Auf den Fußspitzen kam er herbeigehüpft, mit einer vergnügten Miene, die die Bewunderer der Vergangenheit ärgerte und die wenig zu dem vierschrötigen Gebaren und der gedrungenen Gestalt Seiner Exzellenz paßte. Im Nu hatte er alle Welt begrüßt, und wenn man sich umdrehte, erkannte ein jeder den Grafen Funchal. Er hatte nichts von dem Rufe verloren, den er sich einst in England gemacht hatte. Er war noch immer die Blüte der Heiterlinge des ancien régime und des „guten Tones", das Muster diplomatischer Courtoisie. Sein kleiner gepuderter Rundkopf trug noch die gleiche Perücke wie damals; nur seine schweren Züge waren voller und seine Backen noch tiefer gerötet. Obwohl häßlich wie ein Waldmensch, war er neben Fuscaldi eine klassische Schönheit.

Er war zum zweitenmal in Rom; seine Wiederkehr mochte ihren Grund in der besonderen Vorliebe des Papstes für ihn und in seiner wohlbekannten Erfahrung im Hofzeremoniell haben. Er hatte Pius VII. als außerordentlicher Gesandter zu seiner Rückkehr nach

Rom[1] beglückwünscht, und Alter wie Krankheit des gewöhnlichen Gesandten, Graf Pinto, gaben einen triftigen Vorwand für Funchals längeres Verweilen in Rom, wo auch er seine besonderen Anziehungspunkte hatte. Er war offen und in seinen politischen Ansichten frei, hatte Geschmack und Neigung zu Kunst und Wissenschaft. Später speiste ich oft mit ihm im Palazzo Fiano, und an seiner Tafel sah ich die Verwirklichung eines philosophischen Traumes, wie er mir selbst vorgeschwebt hate. Er verstand es, Leute wie Niebuhr, Akerblad, Sismondi[2] an seine Tafel zu ziehen, und war freigebig genug, auch andere einzuladen, um deren Gesellschaft zu genießen und von ihnen zu lernen.

In der Gruppe auf dem Sofa bemerkte ich, etwas abseits sitzend, einen Mann mit einem Charakterkopf, der sich deutlich von den bleichen italienischen Gesichtern rings um ihn abhob. Funchal stellte mich ihm ohne weiteres vor. Es war der Gesandte des Königs von England und Hannover. Der Baron von Reden hatte nichts sehr Gewinnendes, weder in seinem Wesen noch in seiner Erscheinung, aber wenn ich das allerundiplomatischste, überehrlichste, übergewissenhafteste Gesicht hätte aussuchen sollen, das ein deutscher Hof hervorbringen und an einen italienischen Hof schicken konnte, so hätte ich gewiß diesen Mann gewählt. Er war klein und reizlos. Das Alter hatte seine schweren, finnigen Züge nicht verschönert, und sein Anzug schlotterte um seinen dicken, linkischen Körper, als hätte er ihn von einem kräftigeren Vorfahren geerbt. Seine Höflichkeit war bäurisch. Es war merkwürdig anzusehen, wie schwerfällig und feierlich er sich verbeugte und wie sein Gesicht vor Bewunderung beim Anblick der Schönheit erstrahlte. Aber alle diese Nuancen verschwanden vor der hanseatischen Offenheit und Biederkeit seines Wesens. Der Baron sagte nie ein Wort, ohne eine Autorität zu zitieren, und erwartete doch nicht, vollen Glauben zu finden. Sein gerader, ruhiger Blick verbarg keinen

[1] Im Jahre 1814. — v. O. B.
[2] Niebuhr und Sismondi s. Literaturverzeichnis im Anhang.

Hintergedanken. Sein Lächeln war treuherzig. Seine Anschauungen waren allerdings eng und rückständig, aber ohne Frömmelei und Mittelmäßigkeit. Er war als Diplomat derselbe Biedermann wie in seinen vier Wänden, und wie ich später erfuhr, ein Muster häuslicher Tugenden. Seine Botschaft war eine Familie, und alle, die mit ihm zu tun hatten, hoch wie niedrig, fanden ihn stets väterlich gesinnt. Seine Töchter waren von der gleichen primitiven Gediegenheit wie er.

Bei einem meiner Besuche in der Botschaft sah ich in einem der Haupträume eine Zeichnung. Der Legationssekretär erklärte mir den Gegenstand, während die Damen zu Boden blickten. Es war das Bild der ältesten Tochter als Werthers Lotte, wie sie den Kindern Brot schneidet. Niemand als Herr Kestner konnte diesen Gegenstand besser beschreiben. Ich hatte das Vergnügen, ihn näher kennen zu lernen und seine gründliche Bildung, seine lebhafte Einbildungskraft und seinen lauteren, bescheidenen Charakter zu schätzen. Er ist ein Nachkomme Lottes und ein Freund Goethes, mit dem er in Briefwechsel stand[1].

Baron Reden schien keine sehr bestimmten diplomatischen Funktionen in Rom zu haben. Nicht eine Spur von Protest schien in seinen Blicken und Mienen zu liegen, und das Weib der Apokalypse „in Purpur und Scharlach" — wie die Protestanten die römische Kirche nennen — schien auf sein altes lutherisches Herz keinen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Der Baron hat das Glück, daß seine Funktionen sich auf das wichtige Amt beschränken, alle Untertanen seiner britannischen Majestät aus England wie aus Hannover zu empfangen und sie dem Papst vorzustellen, Katholiken wie Protestanten, Whigs wie Torys.

Ich ging in den Nebensaal, in der Hoffnung, noch andere Originale zu sehen. Ich kam am russischen Botschafter Italinski vorbei, der

[1] Charlotte Buff, das Urbild von Goethes Lotte, heiratete 1773 den Archivrat Joh. Christian Kestner. Ihr Sohn August (1777—1853) war der obengenannte hannoversche Legationsrat. Sein Besuch bei Goethe bei Biedermann, II, 330ff. — d. Ü. B.

soeben erschienen war. Er war lange der Mittelpunkt der römischen Gelehrsamkeit, wie Funchal der der schönen Literatur war. An seinem ernsten philosophischen Wesen, seiner etwas gebeugten Haltung erkannte man leicht seine sitzende, arbeitsame Lebensweise. Italinski verließ seinen Palazzo an der Piazza Navona selten; er lebte dort inmitten einer dauernden Akademie von Altertumsforschern, Orientalisten und römischen Gelehrten. Aber in diesem Kreise herrschte mehr die akademische Strenge als die schöngeistige Eleganz, die die Nachmittagsgesellschaften des portugiesischen Gesandten auszeichnete.

Der vornehme Russe ist im allgemeinen prunkliebend und ein Nachahmer von Paris. Aber Italinski bildete eine Ausnahme. Seine Einrichtung war ebenso einfach wie seine Lebensweise, eher unter als über seinem Range. Ein Ofen und ein barbarisches Porträt des Sultans Mahmud, das in Konstantinopel gemalt war, bildeten den Hauptschmuck seines großen Salons, in dem er russische Offiziere, Ägyptenreisende, Liebhaber der äthiopischen Sprache und Gelehrte empfing, die sich die Entdeckungen des Monsignore Mai zunutze machen wollten. Dabei fand er noch die Zeit, die Interessen Rußlands beim Heiligen Stuhle zu vertreten, und die griechische Kirche hatte sich über ihren Gesandten nie zu beklagen.

Auch der spanische Gesandte lebte zurückgezogen, obwohl ich stark bezweifle, daß er ebenso gute Gründe dafür hatte. Doch ein Gesandter Ferdinands VII. muß ein richtiger Proteus sein; die Schatten der letzten Revolution[1] hatten sich schon lange bis nach Rom verbreitet und das gewohnte Dunkel des Palazzo di Spagna noch tiefer gemacht. Selbst zu gewöhnlichen Zeiten hat der spanische Gesandte nicht die glänzendste Stellung im Mittelpunkte der Christenheit inne, und da er nicht der Erste sein kann, will er lieber gar nichts vorstellen.

Während meine Blicke die verschiedenen Würdenträger durchliefen, deren jeder an den Orden des Herrschers erkenntlich war, dessen Prunk

[1] In Spanien 1820. Sie endete mit dem Einmarsch der Franzosen (1823) und der Wiederherstellung des Absolutismus. — v. D. B.

und Majestät er vertrat, musterte ich auch die Schar der zeitweiligen und bevollmächtigten Gesandten. Ich bedauerte die Abwesenheit Niebuhrs, der durch Bartholdy, einen früheren Juden, schlecht vertreten war, lächelte über die quirlige Lebendigkeit des bayrischen Gesandten, Kardinal Haefelin, über die plumpe Einfältigkeit des Württembergers[1] und die gravitätische Behäbigkeit des Holländers, als ich plötzlich den österreichischen Botschafter, Graf Apponyi, anmelden hörte. Er erschien mit zahlreichem, glänzendem Gefolge.

Gewöhnlich hat ein österreichischer Botschafter in Rom kein leichtes Leben. Zunächst hat er die Garnison von Ferrara pro forma im Zaum zu halten und sie „zum Schutz Seiner Heiligkeit" bereit zu halten, ferner die deutschen Bataillone auf Weide in die Campagna felice[2] zu schicken, in neuer Form den uralten Zwist von Papst und Kaiser aufrechtzuerhalten, darüber zu wachen, daß kein Mailänder oder Venezianer ein Bistum in seiner Heimat ergattert, daß kein starrköpfiger Nunzius, wie der Kardinal Severoli, auf den Apostelthron gelangt[3], kurz, daß in Italien kein Mensch, bis das Land für die Segnungen eines einigen Königreiches völlig reif wird, von dieser Einigung spricht, ohne sich zum Hochverräter an seinem Kaiser zu machen. Das alles erheischt einen scharfen Degen, eine geschickte Hand und einen klugen Kopf, der die Dinge zu lenken versteht. Nach dem äußeren Anschein zu urteilen, zweifle ich stark, ob Graf Apponyi der rechte Mann dazu ist.

Er ist jung oder vielmehr nicht alt. In seinem Wesen ist etwas von Schwung und Jugendmut geblieben, den er hoffentlich in seiner Diplomatie bewährt. Er ist Ungar und Soldat, und obwohl ich ihm

[1] Der württembergische Geschäftsträger Ferdinand v. Kölle (1781—1844), dessen in diesem Buche mehrfach zitiertes Werk „Rom im Jahre 1833" aber durchaus keinen einfältigen Eindruck macht. — v. D. V.

[2] Campanien, d. h. ins Königreich Neapel. Infolge der dortigen Revolution von 1820 waren österreichische Truppen eingerückt, die bis 1827 dort blieben. — v. D. V.

[3] Vgl. S. 288f.

eine eroberte Provinz nicht anvertrauen möchte, glaube ich doch, er würde lieber den Säbel als den Dolch anwenden, sie lieber offen unterdrücken als feige verraten. Ein schlechtes System kann ihn zum gefährlichen Werkzeug machen, aber er ist kein Ultra, wie seine Kollegen: daß er die Bonapartes in seinem Palazzo empfing, hat lange Ärgernis erregt, ja ihm Vorwürfe von seinen legitimistischen Kollegen eingetragen. Alles in allem ist er ein so sanftes Abbild der Gottheit, die er vertritt, daß Italien für den Augenblick nichts Besseres wünschen kann.

Allerdings verdankt er einen Teil seiner Popularität seinem Aufwand und vor allem seiner Gattin. Der Palazzo di Venezia ist buchstäblich der Hof Roms, und seine Donnerstagsempfänge sind ein Ereignis in der päpstlichen Hauptstadt. Dann lenkt freilich die Botschafterin alles Interesse auf sich und überstrahlt ihren Gatten derart, daß während des ganzen Abends von dem Hausherrn kaum die Rede ist. Sie ist groß, mager, ohne die Harmonie der Formen, die zum Reize des schönen Geschlechtes so wesentlich ist. Und doch vergißt man diese Mängel über der sanften Zartheit ihrer Züge, der eindringlichen Holdseligkeit ihres Lächelns, der schwanengleichen Anmut ihrer Bewegungen und der unnachahmlichen Eleganz ihres Wesens. In Italien geboren und in Deutschland erzogen, vereint sie die Eigenschaften beider Nationen. Sie hat den schwierigen Punkt herausgefunden, wo die Grazie aufhört und die Geziertheit beginnt. Ihr Gesang ist ein Ausfluß ihres Wesens. In kleinem Kreise gab sie bisweilen ausgewählte Stücke deutscher Musik zum besten; dann klatschten ihre Landsleute Beifall, und die Italiener vergaßen, daß sie im Palast einer Österreicherin waren.

Ich benutzte eine Pause zwischen den Kontertänzen, um mir in dem großen Saale die herrlichen Fresken der Caracci anzusehen, obgleich sie in dem Lichterglanz verschwammen. Da ging eine imposante Gestalt mit großen Schritten an mir vorbei und durchschritt den Saal seiner ganzen Länge nach. In seinem Auftreten lag etwas so Anmaßendes, daß ich mich geekelt abwenden wollte, als ich auf seinen

Stickereien Lilien und auf seiner Brust den Orden vom Heiligen Geist erblickte. Es war niemand anders als der Graf (jetzt Herzog) von Blacas d' Aulps[1], Botschafter Seiner Allerchristlichsten Majestät beim Heiligen Stuhl. Als Vertreter der ersten katholischen Macht Europas und des ältesten Sohnes der Kirche nimmt er naturgemäß eine hohe Stellung ein und übt — trotz Österreich — einen weitreichenden Einfluß in der Hauptstadt der Christenheit aus. Diese Suprematie würde indes mehr und williger anerkannt werden, wenn er weniger imponieren wollte.

Die durch Napoleons Konkordat geschaffenen neuen Verhältnisse erforderten sicherlich einen geschickten Botschafter, aber für die Wahl des Herrn von Blacas traten noch stärkere Gründe hinzu. Für seine Treue gegen die Bourbonen während ihrer Verbannung wurde er nach der Restauration mit besonderer Huld belohnt, aber die Katastrophe vom 12. März und die Flucht des Königs aus Paris[2], die man großenteils den falschen Maßnahmen von Blacas zuschrieb, hatten zur Folge, daß er bei der zweiten Restauration eine ehrenvolle Verbannung als Botschafter in Rom erhielt. Dies war aber nicht der einzige Zweck seiner Sendung. Da die Bonapartes mit den Trümmern anderer gestürzter Herrscherhäuser ihre Zuflucht in Rom gesucht hatten, die Tage in Elba aber noch nicht vergessen waren, so sollten die Flüchtlinge bis in ihre Zufluchtsstätte hinein verfolgt, ausspioniert und schikaniert werden. Diese neue Inquisition wurde geschickt organisiert. Der Graf schwebte stets um die Schwelle der verabscheuten Familie und verlangte von seinen Spitzeln (oft Dienstboten oder Schlimmeren) genauen Bericht über jeden, der ohne seine Erlaubnis dort verkehrte. Sollte ein Saal, eine Decke gemalt werden, so wurde dies den französischen Künstlern verboten. Dankbarkeit war ein Verbrechen; wer etwas erreichen wollte, mußte die Vergangenheit völlig

[1] Pierre Louis Herzog von Blacas d'Aulps (1771—1839), 1814 Hausminister Ludwigs XVIII., 1817—30 Gesandter in Rom. — v. D. B.
[2] Als Napoleon 1815 aus Elba zurückkehrte. — v. D. B.

vergessen. Sie zu grüßen, war eine Befleckung, mit ihnen zu sprechen, Verrat. Ein Engländer, der die Feindschaft vergaß und sich in jenem Kreise blicken ließ, galt als seiner Nation unwert und wurde von den Legitimisten mit Verwünschungen und Verachtung verfolgt. Wer in dem traurigen Salon des Herrn von Blacas verkehren wollte, mußte ein Zeugnis „guter Gesinnung" und eines tadellosen Benehmens in dieser Hinsicht beibringen. Jeder Konsul oder Gesandte, dem das „Vergnügen" seiner Landsleute am Herzen lag, empfahl ihnen daher sofort, sich für die eine oder die andere Partei zu entscheiden. Dieser Salonkrieg wurde beiderseits mit Erbitterung geführt. Das Eis und das goldene Geschirr der Prinzessin Borghese[1], ohne von ihren anderen Reizen zu sprechen, gewannen aber schließlich die Oberhand. Herr von Blacas wurde auf seinem eignen Gebiet angegriffen, und um neue Gesichter in seinem Salon zu sehen, mußte er seine politische Blockade mildern. Aber dies geschah erst am Ende seiner Amtszeit.

Einige Monate später, als ich nach Rom zurückkehrte, fand ich ihn durch den Herzog von Laval-Montmorency ersetzt. Der Gefangene von Sankt Helena war gestorben, und damit änderte sich die ganze politische Lage Europas. In Rom schien seine Familie mit ihm dem Tode geweiht. Der Nachfolger des Herrn von Blacas ist von ganz anderem Schlage, sowohl als Botschafter wie als Weltmann. Er ist freimütig, hochherzig, höflich, ein rechtes Bindeglied zwischen der Vergangenheit und Gegenwart des französischen Volkes. Er hat unter Napoleon gedient und Frankreich die Treue bewahrt. Sein natürliches Wohlwollen ist unbegrenzt. Jetzt ist es kein Majestätsverbrechen mehr, bei den Bonapartes ein Glas Wein zu trinken und Musik zu hören, und der Botschafter selbst hat vor einer der entthronten Schönheiten den Hut gezogen.

Der traurige Fall der Miß Bathurst hat seine edlen Eigenschaften ins rechte Licht gesetzt. Allerdings nahm ganz Rom den lebhaftesten

[1] Pauline, die Schwester Napoleons. — v. O. B.

Anteil daran, aber der Anteil des Botschafters hat die öffentliche Teilnahme verdoppelt. Er wurde krank davon, und wenn er auch wiederhergestellt ist, so glaube ich doch, er wird den verhängnisvollen Ritt am Tiberufer nie vergessen.

Die Geschichte des reizenden jungen Mädchens ist zwar zum Teil schon bekannt, aber nur wer damals in Rom weilte, kann den Eindruck ermessen, den sie dort allgemein machte. Noch am Abend vorher war sie in ihrem Hause in dem glänzenden Kreise ihrer Verehrer auf einem Ball erschienen, der, wie man sagte, zu Ehren ihrer bevorstehenden Hochzeit stattfand. Ihr Bräutigam war in Turin und wurde täglich erwartet. Sie selbst strahlte vor Glück und schien gegen die Pfeile des Schicksals unverwundbar. Die Vorsehung hatte es anders bestimmt.

Die Nacht war stürmisch und der Tiber durch starke Regengüsse geschwollen. Die Tiberufer sind die Lieblingspromenade der Engländer zu dieser Jahreszeit. Am nächsten Morgen hatte der Regen aufgehört, und die strahlende italienische Sonne lud zu einem Ausflug ein. Der französische Botschafter schlug, wie ich hörte, einen Spazierritt nach dem Tiberufer vor. Die ganze Gesellschaft ritt durch die Porta del Popolo und gelangte bald nach Ponte Molle. Rechts der Straße führt ein schmaler Pfad am Fluß entlang zu einer Vigne. Man schlug ihn ein, um nach der Vigne zu gelangen. Da er sehr schmal war, mußte einer hinter dem andern herschreiten. Alle saßen ab, außer Miß Bathurst. Als man an der Tür der Vigne ankam, war sie wider Erwarten geschlossen, und so mußte man umkehren. Der Pfad war schlüpfrig, das Ufer steil und der Fluß reißend und hochgeschwollen. Da ihr Pferd stockte, trieb sie es an; es wich zurück, glitt mit den Hinterbeinen aus, und im Nu waren Pferd und Reiterin vom Fluß davongerissen.

Die Verwirrung war allgemein; jedermann verlor den Kopf. Angeblich konnte niemand schwimmen, außer dem Diener der Miß, der durch eine unglückselige Verkettung von Umständen nach Rom zurückgeschickt worden war, um ihren Pelz zu holen. Jedenfalls wurde kein

Rettungsversuch gemacht, und es hätte wohl auch keinen Erfolg gehabt. Sie rang mit dem Tode. Zweimal tauchte sie wieder auf, schwenkte ihre Reitpeitsche und rief ihren Freunden ein flehentliches „Hilfe! Hilfe!" zu. Im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Ihr Pferd wurde weiter stromabwärts ans Ufer geschwemmt.

Am nächsten Tage strömte ganz Rom zu der Unglücksstätte. Fünfzig Louisdors waren für die Bergung ihrer Leiche ausgesetzt, aber obwohl Leute aller Stände, teils aus bloßer Menschenliebe, danach suchten, wurde sie nicht gefunden. Nichts ist für das römische Volk ehrenvoller als der Anteil, den es an diesem Unglücksfall nahm. Hierzulande erwecken Jugend, Schönheit und Unglück mehr Mitgefühl als der Sturz von Reichen. Ein paar Stunden nach dem Bekanntwerden des Unglücks in Rom sah ich mehrere Gestalten mit Tränen in den Augen und dem Ausdruck tiefsten Mitgefühls auf den Stufen der Spanischen Treppe stehen und die verschlossenen Läden und die Grabesruhe in ihrem dort liegenden Hause betrachten, das zu den fröhlichsten und gastfreisten Roms gehört hatte.

Erst nach Wochen fand man die Leiche, nicht, wie man annahm, nach der Stadt zu, sondern fast an der Unglücksstelle selbst. Die Überreste der antiken milvischen Brücke hatten sie festgehalten. Ihre schönen Züge waren völlig entstellt; nur an ihren Ringen erkannte man sie wieder. Am nächsten Morgen wurden ihre sterblichen Überreste von einem kleinen Trauergeleit trostloser Freunde auf den Cimitero degli Inglesi gebracht. Wenige Engländer kommen nach Rom, ohne das Grab ihrer unglücklichen Landsmännin zu besuchen.

ANMERKUNGEN

Anmerk. 1 (zu Seite 31): Pietro Aretino bildete allein die Opposition des 16. Jahrhunderts. Es ist zu verwundern, daß er nicht zwanzigmal ermordet wurde. Hundert Jahre später, als der Einfluß Karls V. alles in Italien erniedrigt hatte, hätte Aretino seine Schriften kein halbes Jahr überlebt. Man setzte ihm folgenden Grabstein:

Qui giace l'Aretin, poeta Tosco,
Che disse mal d'ognun fuor di Christo,
Scusandosi col dir: non lo cognosco.
(Hier ruhet Aretin, Poet vom Land
Toskana; keinen schont' er, nur den Heiland
Ausnehmend: dieser sei ihm unbekannt.)

Pietro Aretino, 1491 in Arezzo geboren, 1556 gestorben, war der Zeitgenosse aller großen Männer Italiens. Die Toren verleumden ihn, das ist das Los der Opposition. Er hat sehr unanständige Sachen geschrieben, die aber meines Erachtens weniger gefährlich sind als die „Neue Heloise" und Petrarcas Sonette. (Stendhal.)

Über Aretino gibt H. Morf („Die romanischen Literaturen", Berlin und Leipzig 1909, S. 191 f.) folgenden Abriß, aus dem man erkennt, welch große Wahlverwandtschaft Stendhal, der Oppositionsmann seiner Zeit, in manchen Dingen mit Aretino besitzt.

„Der bedeutendste Vertreter des Geistes der Auflehnung gegen den Klassizismus ist Pietro Aretino. Er bildet den vollendeten Gegensatz zu allem, was regelhaft ist und imponieren will. Nieder mit dem Respekt! ist gleichsam seine Devise. Der Schustersohn von Arezzo sendet unter dem Schutze der Republik von San Marco seine Leitartikel (Briefe, gedruckt 1537—57) an die Mächtigsten der Erde als der erste Journalist. In dieser Welt der philologischen Vielwisser gründet er, der Ignorant, sich einen Prinzipat mit den Mitteln des machiavellischen Principe: den Prinzipat des Genies. Göttlich nennt er sich selbst in seinem Übermut und bestialisch seine Arbeitskraft. Zwischen divino und bestiale schwankt sein Wesen und seine Schriftstellerei. Er ist als Schmeichler wie als Verleumder gemein: aber er hat ein wunderbares Gefühl für alle natürliche und freie Schönheit und eine Sprache von überreicher Fülle, um es auszusprechen. Mit der Phantasie des Pornographen verleumdet er Michelangelo, und eine Lebensfreundschaft verbindet ihn mit Tizian. Wie die Romantiker nimmt er die Fachausdrücke des Ateliers in die literarische Kritik herüber und verlangt vom literarischen Kunstwerk malerische Qualitäten. Gegen das Grundübel der Renaissanceliteratur, gegen die Nachahmung, kämpft er als „Sekretär der Natur" mit Worten, die kein Moderner besser gefunden hat. Er vertritt die Lehre von der Freiheit und vom Fortschritt: wir seien künstlerisch weiter als die Antike. Griechisch- und Lateinsprechen sei überhaupt kein Requisti der Bildung. Er spricht wie ein Parvenu. Aber das große freie Werk der

Poesie, das er zu schaffen träumte, blieb ungeschaffen, da seine Kraft im Frondienste des Wohllebens in journalistischer Kleinarbeit hängen blieb. Auf der Höhe selbsterworbener Machtstellung rühmt er sich, der Erlöser der Literaten zu sein, die er aus der Hölle höfischer Knechtschaft befreit habe. Indem die Renaissance sich zum Klassizismus wandte, ward sie dem Grundsatz der individuellen Freiheit untreu; da entstand ihr in der genialischen Individualität des Aretin ein romantischer Gegner. Aber die Zeit des Tridentiner Konzils war nicht dazu angetan, die Freiheit des Dichters zu schützen; das zeigt das Schicksal Tassos."

Anmerk. 2 (zu Seite 87):

Virgo Maria:

Heus tu, quo properas, temerarie claviger? Heus tu!
Siste gradum.

Sanctus Gregorius:

Quae reddita vox mihi percutit aures?
Quis coeli regis me sceptra vicesque gerentem
Impius haud dubitat petulanti laedere lingua?

Virgo Maria:

Siste gradum! Converte oculus, venerare vocantem.

Sanctus Gregorius:

O mirum! O portentum! effundit imago loquelas!
(At forte illudunt sopitos somnia sensus?)
Mene vocas, o effigies! Hanc labra moventem
Flectentemque caput video. Quid quaeris, imago?
Nomen, imago, tuum, liceat cognoscere.

Virgo Maria:

Mater
Sancta tui domini tibine est ignota, Gregori?
Virgo parens, ignara tori tactusque virilis,
Regia progenies, rosa mystica, foederis arca,
Excelsi regina poli, domus aurea, sponsa tonantis,
Justitiae speculum et clypeus, Davidica turris,
Janua coelorum, tibine est ignota, Gregori?

Sanctus Gregorius:

Ignaro veniam concede, insignis imago,
Virgo Maria prius nunquam mihi visa: loquentem
Nunquam te prius audivi: quis talia vidit?

Virgo Maria:

Parco lubens: posthac sed reddere verba salutis
Debita mente teneo. Quo te nunc semita ducit?

Sanctus Gregorius:

Supra altare tuum missans celebravit odoram
Presbyter Andreas: animam liberavit, et ecce
Impatiens, semicocta, jacet prope limina clausa
Gurgitis. Illa viam petit a me.

Virgo Maria:

Perge, Gregori.

Maria:

Holla, wohin so geschwind, Du verwegener Schlüsselbewahrer?
Holla, die Schritte gehemmt!

Sankt Gregor:

Welche Stimme kommt mir zu Ohren?
Und welcher Heide vermißt sich, den Zepterträger des Himmels-
Königs und seinen Vikar mit verwegener Zunge zu kränken?

Maria:

Hemme den Schritt! Und die Blicke gewandt! Die Dich ruft, zu ihr bete!

Sankt Gregor:

Oh, was ich sehe! O Wunder! Ein Bild, welchem Worte entquellen!
(Oder spottet vielleicht meiner schlafenden Sinne ein Traumbild?)
Rufst Du mich? Doch ich sehe sie ja die Lippen bewegen,
Sehe sie senken das Haupt. Was ist Dein Verlangen, o Bildnis?
Deinen Namen zu wissen, erbitt' ich mir.

Maria:

Wie denn, o Gregor?
Kennst Du die Mutter nicht Deines Heilands? Kennst nicht die Jungfrau,
Die ihn gebar, unbekannt mit dem Bett und des Mannes Berührung?
Königstochter und mystische Rose und Lade des Bundes,
Himmelskönigin, goldenes Haus, des Donnerers Gattin,
Spiegel und Schild der Gerechtigkeit, Davids Turm, Pforte des Himmels
Bin ich, o Gregor, erkennst du mich nicht?

Sankt Gregor:

Erhabenes Bildnis,
O vergib mir in Huld, da ich nur aus Unwissenheit fehlte,
Jungfrau Marie, die zuvor mit den Augen ich nimmer gesehen
Noch mit den Ohren gehört; denn welcher erschaute dergleichen?

Maria:

Gerne sei Dir vergeben; doch künftig gedenke der Worte
Des mir gebührenden Grußes. Wohin jetzt gehst Du des Weges?

Sankt Gregor:

Über Deinem Altar hielt Priester Andreas die Messe,
Eine Seele erlösend vom Fegefeuer, und siehe,
Ungeduldig nun liegt sie und halb versengt an des Abgrunds
Noch verschlossener Schwelle und bittet mich, aufzutun.

Maria:

Geh denn!

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski

Anmerk. 3 (zu Seite 128):

Der Abend

Vielleicht weil du das Gleichnis der uns allen
Verhängten Ruhe bist, sinkst du so linde,
O Abend! Und ob heiter dich umwallen
Die Sommerwolken und die lauen Winde,

Ob deine langen Schatten niederfallen
Aus Schneegewölk und rings die Welt verschwinde —
Willkommen stets! In dir mit Wohlgefallen
Des Herzens urgeheimen Pfad ich finde.

Hinschweifen läßt du mich mit meinem Wähnen
Die Wege, die zum ewigen Nichts geleiten,
Dieweil die schlimme Zeit mit meinem Sehnen

Entfliegt und sich verliert in Traumesweiten.
Und wie ich deinen Frieden koste, dehnen
Zum Schlaf die Löwen sich, die in mir streiten.

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski

Anmerk. 4 (zu Seite 144):

Auf die von den Franzosen aus Rom entführten Kunstwerke

Die vielberühmten Marmorbilder Griechenlands,
Aus Hellas Ruhmesstätten einst entführt durch Krieger
Ins rauhe Latium, sie brachten dem gestrengen Sieger
Die Schäden der Besiegten mit dem Glanz!

Und wieder jetzt den Römern sie zu stehlen,
Erläßt den Machtspruch ein unseliger Feind!
Verdiente Schmach! Dahin, Italia, scheint
Dein Mut, seit dich gewohnte Ketten nicht mehr quälen.

Doch kommen wird auch Galliens Reuetag. Dem Erben
Der Griechenkunst wird auch ihr Ruhmeskranz verderben,
Vertauscht er tatenlos das Schwert im Wohlergehn

Einst mit dem Meißel! Freiheit stirbt, wo allzu weichlich
Sie Freudenfeste feiern. — Unvergleichlich
Bezeugt es das Geschick von Rom und von Athen.

Deutsch von August Kellner

Anmerk. 5 (zu Seite 158): In de Brosses „Lettres familières" lautet diese Stelle: „In der Vittoria befindet sich die berühmte Gruppe von Bernini, die heilige Therese in der Verzückung darstellend und den Engel bereit, sie zu durchbohren. Sie trägt ihr Ordensgewand als Karmeliterin; ohnmächtig sinkt sie zurück, mit halbgeöffnetem Munde und brechenden, fast geschlossenen Augen. Die Kräfte verlassen sie; der Engel tritt heran, in der Hand einen Pfeil, mit dem er sie lächelnd und fast boshaft bedroht. Der Ausdruck ist wundervoll; aber offen gesagt, viel zu lebhaft für eine Kirche. Wenn das die göttliche Liebe ist, so kenne ich sie; man sieht hienieden viele Kopien davon nach der Natur."

Hierzu vgl. Taine, „Reise in Italien" (der offenbar ebensoviel aus Stendhal wie aus de Brosses geschöpft und beide Urteile im Verschmelzen vertieft hat): „Wir kehrten nach Santa Maria della Vittoria zurück, um die heilige Therese von Bernini zu sehen. Sie ist köstlich, sie liegt liebesohnmächtig mit hängenden nackten Füßen und halbgeschlossenen Augen ... Man kann mit Worten eine so wonnetrunkene und so ergreifende Haltung nicht ausdrücken. Auf dem Rücken liegend, schwinden ihr die Sinne, ihr ganzes Wesen löst sich auf ... Der Engel indessen, ein junger Edelknabe ... tritt anmutig liebenswürdig heran ... Ein halb gefälliges, halb boshaftes Lächeln höhlt Grübchen in seine Wangen, und der goldene Pfeil in seiner Hand deutet das wonnige und schreckliche Beben an, womit er alle Nerven dieses berückenden glühenden Körpers durchrütteln will ... Man hat niemals einen so verführerischen und zärtlichen Roman gemacht; dieser Bernini, der mir in Sankt Peter so lächerlich vorkam, hat hier die moderne, ganz auf den Ausdruck gegründete Bildhauerei erfunden ... Der Kommentar zu einer derartigen Gruppe liegt in den zeitgenössischen mystischen Abhandlungen, in jenem berühmten Führer von Molinos, welcher zwanzigmal in zwölf Jahren neu gedruckt wurde ..." (Deutsch von Ernst Hardt, Jena 1904, I, 261).

Anmerk. 6 (zu Seite 186):

Auf die berühmte Ehescheidung in Genua

Amor weinte, abgewandten Blicks, beschämt
Über so verhängnisvollen Bund der Ehe.
Auch die Fruchtbarkeit, sie klagt den Himmel an und grämt
Sich ob der enttäuschten Liebe Schmach und Wehe.

Aber aus den Wolken gnädig neigte Zeus sich nieder,
Und um Amors Mißgriff gutzumachen,
Löst das nutzlos festgeknüpfte Band er wieder;
Jungfräuliche Keuschheit sah's mit züchtigem Lachen.

Während nun die Götter ihr Geschick beraten,
Schmiedet Amor der ligurischen Schönen
Neue Ränke zum Ersatz für allen Schaden.

Und er weiß, wie er sein Werk wird krönen:
Ihren Blick entflammt er, ladend zu verliebten Taten,
Mehrt den Jugendreiz, den man gewagt zu höhnen.

Deutsch von August Kellner

Anmerk. 7 (zu Seite 199):

Nach Lauras Tod

Ich durfte mich im Geist dorthin erheben,
Wo sie ist, die ich nicht auf Erden finde;
Dort bei der dritten Sphäre Ingesinde
Sah ich sie, schöner, schlichter als im Leben.

„Einst wirst du", sprach sie, tät die Hand mir geben,
„Hier mit mir sein, irrt nicht der Wunsch, der blinde;
Mit mir, die früh verließ der Erde Gründe
Und dir nur Not bereitet hat im Leben.

„Mein Heil begreift nicht irdisches Verstehen,
Dich nur erwart' ich und den du geliebt,
(Er blieb dort unten) meinen schönen Schleier."

Ach, warum schwieg sie, ließ die Hand mir gehen?
Im Banne, den ihr heilig Wort geübt,
Blieb ich bei ihr in ewiger Himmelsfeier.

Deutsch von A. Förster

Anmerk. 8 (zu Seite 212):

Rom

Staat nennst du dich, du ungesund Gefilde,
Wo brach und ausgestorben rings das Land!
Mit hagerblassem Antlitz, blutbefleckter Hand,
Führt dein geknechtet Volk Verbrechen feig im Schilde!

Unfrei birgt der Senat, die übermütige Gilde,
Nur schnöde Hinterlist im purpurnen Gewand;
Patrizier, reich zumeist im Mangel an Verstand;
Fürsten, durch andrer Torheit glücklich; Stadtgebilde,

Doch ohne Bürgersinn. Die ungerechten
Gesetze wechseln jedes Lustrum, doch zum Schlechten!
Erhabner Tempel viel, doch keine Religion;

Schlüssel, dereinst bestimmt, zum Himmelsthron
Die Pforten aufzuschließen — längst in Schächerhand;
O Rom, du aller Laster Heimatland!

Deutsch von August Kellner

Anmerk. 9 (zu Seite 217): Der lange Exkurs über die Deutschen, der hier folgt, ist in der Übersetzung unterdrückt, da er nicht, wie die Betrachtungen über Frankreich und England, als Vergleichsobjekt für die italienischen Verhältnisse dient. Er zeigt nur zu deutlich, daß Stendhal trotz seines mehrjährigen Aufenthaltes in Deutschland einen tieferen Einblick in deutsches Wesen nie gewonnen hat. Seine Betrachtungen wimmeln von offenbaren Fehlern und vorschnellen Äußerungen und beziehen sich auch nur auf die Zeiten tiefster Erniedrigung, in denen Stendhal Deutschland als fremder Eroberer kennengelernt hat. Von den aufbauenden Kräften des damaligen Deutschland hatte er keine Ahnung, und seine lächerlichen Ausfälle gegen Goethe haben sogar den Herausgeber der späteren Auflagen zu dem Ausruf veranlaßt: „Das ist doch etwas stark! Selten kann ein Fremder den ganzen Wert des Goethischen ‚Faust' abschätzen. Zudem ist es absurd, nur ‚Faust' und ‚Werther' zu zitieren, als ob er keinen ‚Götz', keinen ‚Tasso', keinen ‚Egmont' geschrieben hätte. Und stellt Deutschland den großen Autoren Englands und Frankreichs nicht noch andere große Geister gegenüber, die der Autor nicht zu kennen scheint?"

Die deutsche Übertragung dieses Werkes hat nur einige Gedanken wiedergegeben, die von größerem Verständnis Stendhals zeugen. Über die unechten deutschen Sitten des 19. Jahrhunderts hat ja noch Nietzsche beweglich geklagt, und Stendhal hat gewiß nicht unrecht, wenn er eine größere

Stabilität der deutschen Sitten und eine moralische Einheit erst von der politischen Einheit und Freiheit erhoffte. Daß allerdings grade die kleinen Höfe und Kulturzentren in Deutschland — genau wie in seinem geliebten Italien — größere Kunst- und Kulturförderer waren, als ein Einheitsstaat in französischem Sinne, sah er nicht ein, eben weil er der deutschen Kunst und Kultur so ahnungslos gegenüberstand.

Anmerk. 10 (zu Seite 272):

An Tassos Grab

Des hehren Sängers Reste — dessen Worte
In unsrer Sprache, doch wie Tubenschall
Altroms einst hallten übers Erdenall —
Verwahrlost liegen sie an solchem Orte?

Wie, Rom? Des Grabes Ehren läßt du dem entgehen,
Des Name niederdröhnt wie Heldensang
Vom Himmel, ihn, der sich empor zum Höchsten schwang,
Indes dein größter Tempel dient zu Mausoleen

Für deiner Priesterkönige verderbte Schar?
Hinaus, du Totenschwarm, der niemals Leben war!
Von deinem Stank gesäubert sei der Vatikan;

Zum Dichtergrabe werd' er aufgetan,
Ein Denkmal, würdig beider, das der Welt berichtet:
Dem großen Tasso hat es Michelangelo errichtet!

Deutsch von August Kellner

Anmerk. 11 (zu Seite 365):

„Den Gladiator seh' ich vor mir liegen.
Ihn stützt die Hand; die Mannesstirn ist schon
Dem Tod versöhnt, doch ohne sich zu schmiegen.
Allmählich sinkt das Haupt von seinem Thron;
Aus seiner Seite fällt in dumpfem Ton
Der letzte Tropfen seiner roten Wunde,
Schwer wie die ersten, wenn Gewitter drohn.
Es schwimmt vor ihm — gekommen seine Stunde,
Eh noch der Beifallruf verhallet in der Runde.
Er hört ihn noch, doch ohne des zu achten,
Denn seine Seele ist gar weit hinweg;
Nicht Ruhm noch Leben ist jetzt mehr ihr Trachten.

Dort schwebt sie in dem fernen Vaterland
Zur heimischen Stätte an der Donau Strand,
Zu seiner Kinder Spiel, zu seinem Weib.
Und er, der Vater, stirbt zum Zeitvertreib
Der Römer! All das rauscht dahin mit seinem Blut, -
Wer rächt ihn? Goten, auf! Löscht eures Zornes Glut!

Deutsch von Adolf Seubert

Anmerk. 12 (zu Seite 387):

Der menschliche Ruhm

O Ruhm, was bist du? Sieh, der Kühne,
Er setzt sein Leben doppelt für dich ein
Und kürzt sein flüchtig Dasein dir zur Sühne;
Den Tod sogar versüßt dein schöner Schein.

O Ruhm, was bist du? Raubst den süßen Frieden
Dem Sehnenden, wie dem, der dich erlangt;
Nach hartem Kampf nur bist du uns beschieden,
Und wer dich hält, dich zu verlieren bangt.

O Ruhm, was bist du? Langer Mühen Frucht,
Süßer Betrug bist du und leerer Wahn
Für den, der dich in seinem Schweiß gesucht.

Den Lebenden folgt Neid auf deiner Bahn;
Die Toten preis' ich, die du nicht gebucht.
Als Geißel hat dich Stolz uns zugetan.

Deutsch von Ernst Diez

Anmerk. 13 (zu Seite 395): Im „Salon von 1824" (Mél. d'Art et de Litt., S. 234) wird Stendhal Thorwaldsen als Künstler wie als Mensch gerecht. „Wenn auch manche", so schreibt er dort, „die Statuen von Thorwaldsen nicht über geschickte Mittelmäßigkeit hinaus gelten lassen, so sind doch seine Flachreliefs ausgezeichnet. Der Alexanderfries (im Quirinal), ein ungeheures Reliefsband von zwei Fuß hohen Figuren, ist ein herrliches Werk, abgesehen von der Gestalt Alexanders selbst, deren Pose theatralisch ist. Nichts läßt die für das Theater unerläßliche Übertreibung mehr hervortreten als die ewige Unbeweglichkeit der Skulptur. Mehrere Büsten Thorwaldsens sind trefflich, und nichts beweist ihre Vorzüglichkeit mehr als der Umstand, daß sie von denen Canovas ganz verschieden sind." Weiterhin rühmt er das berühmte Medaillon der Nacht von Thorwaldsen, „dessen Reproduktionen und Abgüsse man in allen nordischen Ländern findet. Nur

in Frankreich hat dies reizende Werk keinen Eingang gefunden; wir rechnen es uns zur Ehre an, fremde Kunstwerke abzuweisen. Das mag bei Kattun und Nankingstoff praktisch sein; doch wenn ich die Ehre hätte, ein französischer Künstler zu sein, so erschiene mir nichts demütigender als dies Verfahren... In Thorwaldsens Atelier in Rom sah ich die dreizehn Kolossalstatuen Christi und der Apostel, die für eine Kirche in Kopenhagen bestimmt sind. Ich fürchte, sie sind zu plump und teilen jenen besonderen Fehler der deutschen Bildhauer, daß sie zu runde Formen haben. Die Christusstatue ist sehr schön: es ist nicht das furchtbare Richterantlitz von Michelangelos Christus: unsere Vorstellungen haben sich seit 1550 gewandelt. Güte und Reinheit bilden die Schönheit der dänischen Schule... Thorwaldsen hat die Sensibilität eines Künstlers; als er — als erster Bildhauer Roms — berufen wurde, die Totenmaske des Kardinals Consalvi abzunehmen, konnte er vor Tränen nicht arbeiten."

Anmerk. 14 (zu Seite 401): „Der Abbate Alfonsi, der 1813 starb, ließ nie sein Bett machen und schlief darin mit seinem Hunde. Sein Schlafzimmer war seit zwanzig Jahren nicht ausgekehrt; durch den fußhohen Schmutz führte ein Steig von der Tür zum Bette. Alle zwei bis drei Jahre, wenn er Geld übrig hatte, ging er ins Ghetto und kaufte sich ein Hemd, ein Beinkleid und einen Rock usw. und ließ dem Trödler sein altes Gewand. Er kleidete sich nie aus... So war er mit sechzig Jahren. In seiner Jugend war Alfonsi nicht nur sehr sauber, sondern elegant gewesen. Sein Hund Lupetto, wie der meine, rettete ihm zweimal das Leben. Der Advokat Botaccia, von dem ich diese Geschichte erfuhr, begreift nicht, daß ich mir einen Hund vom Schlage der römischen Karrenhunde halte. Der Abbate Alfonsi war Advokat und seine Klienten waren alle Winzer der Umgegend Roms; seine Sprechstunden hielt er in der Osteria ab. Ein Ungeheuer an Natürlichkeit und Unsauberkeit! (Mir erzählt am 10. Mai 1834.)" — Soirées du Stendhal-Club, II, 171 f.

VON STENDHAL
BESONDERS ERWÄHNTE LITERATUR

A. Reiseschriften

Brosses, de (1709—77), Präsident des Parlaments (Landgerichts) von Dijon. Schrieb: „Lettres familières écrites de l'Italie en 1739 et 1740", Paris 1799. Erste vollständige Ausgabe von Romain Colomb (s. unten), Paris 1836, 2 Bde. Neuauflage Paris 1904. Deutsch München 1920/21. („Vertrauliche Briefe aus Italien.")

Stendhal schätzte ihn über alles. S. Einleitung und passim.

Colomb, Romain, Freund und Vetter Stendhals. Schrieb: „Journal d'un voyage en Italie et en Suisse pendant l'année 1828", Paris 1833.

„Endlich eine Reisebeschreibung aus der Feder eines verständigen Mannes, dessen Gedanken seine Eindrücke nicht übertreiben; und was fast ebenso wunderbar ist: dessen Stil die Gedanken nicht übertreibt, und dies bei einem Gegenstand, der von allen am meisten Emphase hervorruft: Italien." (Mélanges d'Art et de Litt., Paris 1867, S. 255ff.)

Craven, Richard Keppel (von Stendhal fälschlich als Lord bezeichnet). Schrieb: „A tour through the southern Provinces of the Kingdom of Naples", London 1821.

Duclos, Charles Pinot, Sekretär der französischen Akademie (1704—72). Schrieb: „Voyage en Italie" (1762), Paris 1791.

„Kein Reisender, den ich kenne, außer Duclos, hat uns die gewöhnliche Art, wie man jenseits der Alpen auf die Jagd nach dem Glücke geht, darzustellen versucht. Die so interessante, doch so schwierige Seite einer Reise nach Italien ist völlig in Vergessenheit geraten. Was man zu sagen hätte, ersetzt man zumeist durch schäbige Anleihen bei den Platzdienern, nach Art des Ateliertklatsches über die großen Maler."

Eustace, Joannes Chetwood: „A classical tour through Italy", London 1815.

Von Stendhal abfällig beurteilt. (S. auch Correspondance II, 250.)

Forsyth, Joseph, schottischer Schriftsteller (1763—1815), reiste in Italien 1801—03, wurde gefangen genommen und saß bis 1814 im Gefängnis, erst in Nimes, dann in Verdun. Schrieb: „Remarks on Antiquities, Arts and Letters during an excursion in Italy 1802—03", London 1813, spätere Auflagen 1816, 1820.

„Ein Engländer, der in Verdun 1802 gefangen saß und nach seiner Rückkehr aus Italien ein Buch über dieses Land veröffentlichte, das Haß gegen die Franzosen atmet und trotzdem ausgezeichnet ist. Der Verfasser, ein kluger Kopf, steckt leider zu tief in der lateinischen Literatur; so bewundert er die mäßige Beschreibung des Gardasees von Catull anstatt den See selbst. Im Jahre 1814 durfte er nach England zurückkehren und hat jahrelang vom Ertrag seines Reisebuches gelebt, von dem das Publikum Auflage über Auflage begehrte." (Mélanges d'Art et de Litt., S. 259.)

Gorani, Joseph, Jakobiner, aus gräflichem italienischem Geschlecht. Schrieb „Mémoires secrets et critiques des cours, des gouvernements et des principaux états d'Italie", Paris 1793, 3 Bde. Deutsch als „Geheime und kritische Nachrichten von Italien", Frankfurt und Leipzig 1794 (Auszug). Ein anderer Auszug „Rom und seine Einwohner am Ende des 18. Jahrhunderts", Riga 1794.

„Verfasser ist ein radikaler Demokrat." („Reise in Italien.")

Graham, Mistreß Maria (Clementine Stirling, 1785—1842). Schrieb: „Three months passed in the Mountains East of Rome, 1819", London 1820. Französische Übersetzung Paris 1822.

Wahrscheinlich kannte Stendhal nur den Auszug in Monthly Review, Februar 1821, der die von ihm (S. 325) erwähnte Räuberepisode (die Stadt Poli betreffend) wiedergibt.

Lalande, J. J. de (1732—1807), Astronom und gelehrter Vielschreiber. Schrieb u. a.: „Voyage d'un Français en Italie" (1765/66), Paris 1769, 8 vol., 1786, 9 vol.

„Atheist und Schützling der Jesuiten, die ihre Ordensbrüder in den italienischen Städten anwiesen, ihm umfangreiche Memoiren über seinen Aufenthaltsort zu geben. Er war ein Mann von gesundem Verstand und reiste um 1768. Die acht oder neun Bände seiner italienischen Eindrücke sind im allgemeinen recht vernünftig."

„Ich kenne sechzig Reisebeschreibungen von Italien; nicht zwei davon sind leidlich. Die kälteste ist die von Lalande; aus diesem Grunde mußt Du sie mitnehmen, wenn Du je hierher kommst. Sie ist so eisig, daß sie Deine Eindrücke nicht stören kann, und sie gibt alles an, was man sehen muß." (Brief Stendhals an seine Schwester Pauline.)

Lullin de Chateauvieux, Jacob Frédéric, Genfer Agronom und berühmter Schriftsteller (1772—1842). Schrieb u. a.: „Lettres écrites d'Italie en 1812 et 1813 à M. Ch. Pictet", Genf 1816, 2 vol.

„Hat sehr gut über den italienischen Ackerbau geschrieben. Doch seine Gedanken wie die des Engländers Eustace sind für mich zu konservativ. In den Augen dieser Herren haben die Franzosen Italien in den Jahren von 1796 bis 1814 viel Schaden getan. Für solche, die nicht überall und ausschließlich ihr Augenmerk auf Adel und Geistlichkeit lenken, haben die Franzosen die Kultur Italiens um zweihundert Jahre gefördert." (Mélanges d'Art et de Litt., S. 259.)

Misson, François Maxime, französischer Schriftsteller, Parlamentsrat in Paris, wanderte nach Aufhebung des Edikts von Nantes als Protestant aus. Schrieb: „Nouveau voyage d'Italie", Haag 1691—98, 4 vol.

„Der Lyonneser Protestant Misson, der im Jahre 1687 reiste, ist ein Mann von gesundem Verstand und vorzüglichen Gaben. Er besitzt den Vorteil, Italien ganz anders gesehen zu haben als wir. Damals herrschten

spanische Sitten und Vorstellungen. Seit Napoleon bringen französische Sitten und Vorstellungen ein ... Sein großer Fehler ist der, daß er die Wunder und Reliquien ernst nimmt, von denen man übereingekommen ist, nicht mehr zu sprechen, und von denen wir aus Respekt vor den Damen, die an diese Dinge noch glauben, gleichfalls schweigen." (Mélanges d'Art et de Litt., S. 258.) — „Man findet in diesem Buche die Genauigkeit und die unbarmherzige Logik der Gelehrten des 17. Jahrhunderts."

Montaigne, Michel de (1533—92), Parlamentsrat in Bordeaux; Verfasser der berühmten „Essays". Schrieb ein Tagebuch seiner Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien in den Jahren 1580—81 (Paris 1774, 3 vol.). Deutsch von Otto Flake, München 1908.

Morgan, Sidney, Lady (1785—1859), englische Schriftstellerin. Schrieb: „Italy", London 1821. Französische Übersetzung Paris 1821.

Stendhal nennt ihr Buch „geistreich, doch etwas Gelegenheitsarbeit".

Simond, Louis: „Voyage en Italie et en Sicile", Paris 1828.

Staël, Germaine Baronin von (1766—1817), französische Schriftstellerin. Schrieb u. a.: „Corinne ou de l'Italie" (1807), deutsch von A. W. Schlegel (Reclam). Stendhal wirft ihrem Buche Schwülstigkeit vor und empfiehlt es nicht, ist aber trotzdem von ihr beeinflußt worden (s. Einleitung).

Barthélemy, Jean Jacques, Abbé (1716—95), bekannt durch seine „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce", Paris 1788, 4 Bde., schrieb eine „Voyage en Italie, imprimée sur les lettres au comte de Caylus" (1755—57), Paris 1801 (posthum, auch deutsch, Paris 1802).

Dutens, Louis (1736—1812), Philologe und Numismatiker. Schrieb ein vielgelesenes „Itinéraire des routes les plus fréquentées de l'Europe", Paris 1777.

Millin, A. J. (1759—1818), Archäologe. Schrieb u. a.: „Voyage dans le Milanais, à Plaisance, Parme, Modène, Mantoue", Paris 1817, 2 Bde.

Richard, Abbé. Schrieb: „Description historique et critique de l'Italie", Dijon 1766, 6 vol.

„Viele geistreiche Menschen, wie Addison, Gray, Horace Walpole, haben nur Dummheiten über Italien geschrieben, weil sie der Ziererei und dem Schwulst gehuldigt haben ... Die Reisebeschreibungen von Richard, Dutens und Barthélemy sowie von unserm Zeitgenossen Millin sind oberflächlich." (Stendhal.)

B. Historische Werke

1. Altertum

Gibbon, Edward (1737—94), englischer Parlamentarier und Historiker. Schrieb: „History of the decline and fall of the Roman Empire", 1776 bis

1788, 6 Bde., französische Übersetzung von Mme. Guizot, später auch deutsch übersetzt. Von Gibbons Bericht über seine Italienreise (1764/65) spricht Stendhal nicht.

„Man muß das Werk von Gibbon (nach Rom) mitnehmen. Sein Stil ist unerträglich; aber er hat die Originale gelesen und stellt unparteiisch dar."

Micali, Giuseppe (1762—1844), italienischer Geschichtschreiber. Schrieb: „L'Italia avanti il dominio de' Romani", Florenz 1810, 4 vol. und Atlas, 2. Aufl. 1821, 3. Aufl. Mailand 1827. Französisch nach 2 von Joly und Fauriel, Paris 1824.

Von Stendhal (anonym) in New Monthly Magazine vom Januar 1823 besprochen.

Montesquieu, Baron de (1689—1755), Präsident des Parlaments in Bordeaux, berühmter philosophisch-moralistischer Schriftsteller. Schrieb u. a.: „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence" (1734).

Niebuhr, Barthold (1776—1831), Geschichtsforscher, preußischer Gesandter in Rom. Schrieb: „Römische Geschichte", 3 Bde. (1811—32).

Stendhal empfiehlt seinen des Deutschen unkundigen Landsleuten die englische Übersetzung dieses Werkes. („History of Rome", London 1827, 2 Bde. [auch Cambridge 1828—32 und später].)

Von antiken Autoren empfiehlt Stendhal nach Rom mitzubringen: Titus Livius, Florus, Sueton „und die vergleichenden Lebensbeschreibungen jenes Rhetorikers und geistreich heuchlerischen Pfaffen (!), den wir den guten Plutarch nennen".

2. Archäologie

Fea, Carlo (1753—1826), Abbate, römischer Archäologe. Schrieb: „Sulle Rovine di Roma", 1782—1820; „Descrizione di Roma", 1823; übersetzte Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums" (1783/84). — Unter seiner Leitung wurden 1803 der Severusboger 1813 die Phokassäule, 1816—19 der Clivus capitolinus freigelegt.

Nardini, Famiano (1600—61), römischer Archäologe.

„Der einzige etwas überlegene Geist unter denen, die über die römischen Antiken geschrieben haben. Er starb 1661; sein Werk erschien erst 1666 unter dem Titel ‚Roma antica'. Seit Nardini wähnt man mancherlei Entdeckungen gemacht zu haben; sie sind ein paar Jahre in Mode. Später merkt man, daß es ihnen an gesundem Menschenverstand fehlt."

Visconti, Ennio Quirino (1751—1818), römischer Archäologe; 1803 Generaldirektor der Museen in Paris. Schrieb: „Museo Pio-Clementino" (Beschreibung der Vatikanischen Sammlungen), 1782—1817.

3. Quellen zur neueren Geschichte

Cellini, Benvenuto (1500—71), Florentiner Goldschmied und Bildhauer. Seine Selbstbiographie („Vita“, 1558) gedruckt Coloniae s. a. (Neapel 1728), später Mailand 1805 und 1806—11, deutsch von Goethe, französisch Paris 1822 und später.

Giovio, Paolo (1483—1552), Bischof von Como, Historiker. Schrieb u. a.: „Historiae sui temporis tomi II“, Florenz 1550—52, 2 Bde. (in italienischer Übersetzung Florenz 1551—53); „De vita Leonis X; Vitae Hadriani VI et Pompei Columnae“, Florenz 1548 (italienisch 1549). Beide Werke zusammen Basel 1587.

Guicciardini, Francesco (1483—1540), italienischer Historiker und päpstlicher Staatsmann. Schrieb: „Istoria d'Italia“ (1492—1530), Buch 1—16 Florenz 1561, Buch 17—20 Parma 1564, beide zusammen Venedig 1738, 2 Bde.; „Il Sacco di Roma“, 2. erw. Aufl. Köln 1758.

Liutprand, Bischof von Cremona (922 bis nach 969). Schrieb: „Antapodosis“ (Geschichte seiner Zeit, 886—949) und „De rebus gestis Ottonis Magni“ (960—64). Abgedruckt in Pertz' Monumenta Germaniae, III. (Deutsch 2. Aufl. 1889.)

Muratori, Lodovico Antonio (1672—1750), italienischer Gelehrter, Bibliothekar in Modena. Hauptwerk: „Annali d'Italia“, Mailand 1744—49, 12 vol. (Deutsch als „Geschichte von Italien“, Leipzig 1745, 9 Bde.) Sammlung älterer Historiker: Rerum italicarum scriptores (R. I. S.), 25 Bde., Mailand 1723—51. Aus diesem Werk erwähnt Stendhal besonders eine Cronaca Sanese. Sie steht in Bd. XIX, S. 385ff. Der richtige Titel lautet: Annali senensi (1385—1422). In Bd. XXII, S. 1ff., ist ferner eine lateinische Historia senensis (1402—22) von de Bartolomais.

„Der treffliche Abbate Muratori ist der einzige, der eine Geschichte Italiens zu geben vermochte. Er schreibt ad narrandum und nicht ad probandum, d. h. kein Plädoyer für seine Partei.“ (Mél. d'Art et de Litt., Paris 1867, S. 263.)

Villani, Giovanni († 1348), Florentiner Geschichtschreiber. Schrieb eine wertvolle Chronik von Florenz: „Storie Fiorentine“ (I—X gedruckt Venedig 1537; XI—XII Florenz 1554), die sein Bruder Matteo bis 1363 (gedruckt Venedig 1562) und dessen Sohn Filippo bis 1365 (gedruckt Florenz 1577) fortsetzten. Alle drei zusammen 1729 und 1802/03 in Mailand. Abgedruckt bei Muratori, R. I. S. XIII, 1ff., XIV, 9ff.

4. Gesamtdarstellungen neuerer Geschichtschreiber

Duchesne, André (1584—1640), französischer Historiker. Schrieb u. a.: „Histoire des Papes jusqu'à Paul V“, Paris 1616, 2 Bde.

Galluzzi, Riguccio, Florentiner Historiker. Schrieb: „Istoria del Granducato di Toscana sotto il governo de' Medici", Florenz 1781, 5 Bde., auch Livorno 1781, 8 Bde., und 1820, 7 Bde. Französisch Paris 1787—88, 9 Bde.

Mazzuchelli, Giovanni Maria, Graf von (1707—65). Schrieb: „Scrittori d'Italia", Brescia 1753, u. a. m.

Pignotti, Lorenzo (1739—1812), Historiker, Historiograph des Königreichs Italien, auch Dichter und Fabelerzähler. Schrieb: „Storia di Toscana", Florenz 1816, 9 Bde.

„Diese Geschichte stellt dar; sie ist unterhaltend." („Wanderungen in Rom", 29. November 1827.)

Verri, Piero, Graf (1728—97), Mailänder Nationalökonom. Schrieb u. a.: „Storia di Milano", Mailand 1783—97, 12 Bde.

„Pignotti, Muratori, Verri und Mazzuchelli besitzen mehr Glaubwürdigkeit als alle modernen Historiker. Ist die Wißbegier durch die Lektüre von Pignottis ‚Storia di Toscana' und Verris ‚Geschichte Mailands' angeregt und nicht erschöpft, so kann man die Sammlung von Originalschriftstellern lesen, die sie gewissenhaft ausziehen. — Graf Mazzuchelli, ein Gelehrter aus Brescia, war gescheit und etwas umständlich; übrigens wollte er mit der Justiz nicht in Konflikt kommen. Er hat vorzügliche Aufzeichnungen über die berühmten Italiener des Mittelalters hinterlassen."

„Ich lese mit Vergnügen die Geschichte Mailands von Verri, dem Freunde Beccarias, die mit der ganzen Gutherzigkeit des Mailänders, aber auch mit dem ganzen Mißtrauen des Italieners geschrieben ist. Ich finde hier nie jene Unbestimmtheit und Ziererei, die mich oft bei französischen Büchern des 19. Jahrhunderts abstoßen. Graf Verri besitzt den großen Sinn unserer (französischen) Historiker von 1550; seine Art ist voller Kühnheit und Natürlichkeit." („Reise in Italien", 18. November 1816.)

Potter, Louis Joseph Antoine de (1786—1859), belgischer Politiker. Schrieb: „L'Esprit de l'Eglise", Brüssel 1821, 8 Bde.; „Vie et mémoires de scipion de Ricci, évêque de Pistoie et Prato", Brüssel 1825, 3 Bde., Paris 1826, 4 Bde., deutsch Stuttgart 1826; „Histoire de l'Eglise", Paris 1822, 8 Bde., u. a. m.

Das letzte Werk besprach Stendhal, wie Doris Gunnell nachgewiesen hat, in New Monthly Magazine, November 1822 (anonym) als „die gelehrteste Veröffentlichung, die seit lange in Frankreich erschienen ist". Deutsch im Literaturverzeichnis der „Reise in Italien" (Bd. V dieser Ausgabe).

Roscoe, William, englischer Historiker (1753—1831). Schrieb: „Life of Lorenzo de' Medici", London 1795; „Life of Leo X.", London 1805.

Sismondi, Simonde de (1773—1842), Genfer Historiker, Freund der Frau v. Staël. Schrieb: „Histoire des républiques italiennes du moyen âge", Zürich und Paris 1807—18, 16 Bde. Deutsch Zürich 1807—24, 16 Bde.

„Die Geschichte der italienischen Freistaaten von Sismondi ist nur ein plumpes liberales Machwerk; danach sind Junker und Pfaffen an allem schuld. Aus Muratoris Annalen ersicht man, daß diese Stände ebenso verdorben und grausam waren wie ihre Zeitgenossen, nicht mehr und nicht weniger. Der Korpsgeist ist in diesen beiden Ständen — Venedig ausgenommen — erst um 1550 entstanden." (Mélanges d'Art et de Litt. Paris 1867, S. 263.)

5. Kunstgeschichte der Renaissance

Condivi, Ascanio († 1574), Schüler Michelangelos, Künstler (Werke von ihm unbekannt) und Schriftsteller. Schrieb: „Vita di Michelangelo Buonarotti", Rom 1553; deutsch in Wiener Quellenschr., Bd. 6.

Fontana, Carlo. Schrieb: „Tempio vaticano e sua origine", Rom 1694, ein illustriertes Foliowerk.

Lanzi, Luigi, Abbate (1732—1810), italienischer Kunsthistoriker. Schrieb: „Storia pittorica d'Italia", Bassano 1789 und Florenz 1792, erweitert Bassano 1795/96, 3. Aufl. (letzter Hand) 1809 sowie später. Französisch von Francillon (gekürzt), Paris 1822, und Armande Dieudé, 1824, 5 Bde. Deutsch von J. G. v. Quandt, Leipzig 1830/33, 3 Bde.

Stendhal empfiehlt die Lektüre vor Antritt der Romreise und erwähnt die französische Übersetzung ohne nähere Angaben. Seine eigne „Geschichte der italienischen Malerei" beruht großenteils auf Lanzi. (Siehe Arbelet, L'Histoire de la Peinture en Italie et les Plagiats de Stendhal, Paris 1914.)

Malvasia, Carlo Cesare, Graf (1616—93), Bologneser Kunstschriftsteller. Schrieb u. a.: „Felsina pittrice, Vite de' Pittori Bolognesi", Bologna 1678.

„Malvasia, ein Zeitgenosse Guido Renis und der letzten großen Maler der Bologneser Schule (1641) hat in seiner ‚Felsina pittrice' ihre Biographie geschrieben, ohne vor gewissen Einzelheiten zurückzuschrecken, die damals vielleicht wenig vornehm waren, jetzt aber höchst merkwürdig sind." („Reise in Italien", 11. November 1816.)

Vasari, Giorgio (1511—74), Florentiner Architekt, Maler und Kunstschriftsteller, Schüler Michelangelos. Schrieb: „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti", Florenz 1550, 2. erw. Aufl. 1568. Deutsch bei Heitz in Straßburg 1904—16, 6 Bde.

Vita inedita di Raffaelo da Urbino, con note di A. Comolli, Roma 1790.

Verzeichnis der Eigennamen

Für die Daten der römischen Kaisergeschichte und der Papstgeschichte sowie für die Geburts- und Todesjahre der Künstler der Renaissance wird auf Baedeckers Mittelitalien und Rom verwiesen, wo auch die Papstwappen abgebildet sind.

Die mit * bezeichneten Zahlen beziehen sich auf die Seiten der Einleitung des Herausgebers und des Vorworts von Dr. Diez.

Die Worte Rom, Römer, Italien sind in diesem Verzeichnis fortgelassen, da sie dauernd vorkommen.

Aaron 88
Abälard, scholastischer Philosoph 203
Abgarus 88
„Abrahams Opfer“, Oper v. Cimarosa 356
Abruzzen 103, 117, 134, 324, 326, 436, 444
Accoramboni, Vittoria, Novelle v. Stendhal 321
Acqua Paola 170
Acquaviva, Kardinal 19*, 106 f., 223 f.
Adalbert II., Langobardenkönig 346, 348
Adonis 383
Aelius Spartianus 121
Aemilius Paullus 130
Afrika 54*, 50, 268
Agapet II., Papst 213
Agen 12, 326
Agincourt, Seroux d' (1730—1814), franz. Kunsthistoriker 184
Agnes, Hl. 382
Agrippa, König 47
Agrippa, Schwiegersohn des Augustus ...... 129, 146 f., 149
Ägypten .. 17, 66, 172, 216, 490
Aistulph, Langobardenkönig .. 380
Akerblad 488
Alarich 379
Alba, König 47
Alba longa .... 47 ff.
Albaner Berge 13, 18, 23, 134, 265
Albaner See .... 18 f.
Albani, Annibale, Kardinal . 375 f.
Albani, Alessandro (1692—1779), Kardinal 160, 221
Albani, Familie 200, 417
Albani, Kardinal 183, 281, 288, 290, 295, 337, 395—398, 405, 408—413, 425, 464
Albani, Monsignore 469
Albani, Villa 160, 221
Albano 18, 115, 413
Albany, Gräfin v. 79
Albaro bei Genua 361
Albegna, Oronzo 449
Alberich 347, 456
Albi 219
Albigenser 472
Albula 47
Alceste in Molières „Misanthrop“ 85
Aldobrandini, Villa 20, 30 f., 328
Alexander der Große ... 485, 507
Alexander II., Papst 357
Alexander III., Papst ... 375, 462
Alexander IV., Papst 382
Alexander VI., Papst 34, 65, 73, 76, 78, 173, 178, 189, 191, 231, 252, 298—305, 314, 326, 457, 459 472
Alexander VII., Papst 66, 70, 84, 101, 148, 151, 261, 330

Digitized by Google

Alexander VIII., Papst 331
Alessandria 438
Alexandria 164
Alfieri, Vittorio (1749—1803), ital. Dichter 37*, 79, 211, 232, 272, 414, 483
Alfons v. Arragon 303
Alfons II., v. Neapel 303
Alfonsi, Abbate 508
Algardi, Alessandro, ital. Bildhauer 74
Algier 236
Allmarks Ballokal 57
Allobroger 98, 210
Alpen . 19*, 37*, 39*, 198, 438
Altieri, Familie 424, 479
Altieri, Villa 250
Amati, Abbate 396
Amboise, George d', franz. Minister 305, 316
Amerika, Amerikaner 41, 73, 81, 117, 134, 198, 210, 385
Amiens 219
Ammanati, Bartolomeo, ital. Baumeister 260
Amor u. Psyche v. Canova . 362
Amor u. Psyche v. Raffael .. 25
Amphitheatrum Castrense .. 83
Amulius 47
Amurath, Sultan 434
Anaklet, Papst 67
Ananias 429
Anastasius, Bibliothekar . 214, 382
Anchises 168, 237
Ancona 11*, 41*, 67*, 323, 411, 433
Ancre, d', Marschall 395
Ancus Martius 49
Andelys 344
Andreas, Hl. 21, 82
Androkles 384
Andromache 54*
Andujar 287
Äneas .... 46 f., 168
Äneas Sylvius, König 47
Äneis 168
Angelo del Duca 449
Angoulème, Herzog v. 287
Angrisari 387
Anguillara, Flaminio 182
Anna, Hl. 88
Annibaldi, die 115
Annunziatakirche 169
Anthemius, Papst 452
Antigone u. Hämon (angebl. Statue) 162
Antinous 172, 383
Antium 142
Antoni, degli 412
Antonij, degli 204
Antoninus-Pius-Tempel (ang.) 90
Antonius, Hl. 52*, 211, 442
Antracino, Giovanni 315
Apelles 203
Apennin 286, 445
Apollo 57*, 35, 202, 204
Apollo v. Belvedere 27*, 54*, 79, 142 f., 226
Apollodor v. Damaskus . 131, 225
Appische Straße, s. Via Appia
Appius, Dezemvir 159
Apponyi, Gf., österreich. Botschafter in Rom ..... 15, 491 f.
Apponyi, Gfn. (Gattin d. Vor.) 425, 492
Aqua Virgo 149
Aquila 75, 324, 326
Aquileja 380
Aquino 324
Arabien, arabisch 89, 151, 212
Araceli-Kirche 97, 111, 480
Ara Maxima 234
Arazzi (Teppiche Raffaels) 8*, 12*, 428
Arbelet, Paul, franz. Stendhalforscher 15*, 28*, 183
Arcole, Schlacht bei (1796) .. 362

Ares (Ludovisi) 163
Aretino, Pietro, ital. Schriftsteller 28, 31, 39, 311, 398, 499
Arezzo 56
Argentinatheater in Rom 197, 367
Ariadne 236
Ariccia 23, 34
Ariost, Ludovico, ital. Dichter 28, 39, 124, 237, 252 ff., 311
Aristideskopf in Neapel 238
Aristoteles 137
Armance, Roman v. Stendhal 7*
Armellino, Restaurant . . . 23, 259
Arminius 217
Armitage, Sir John 205
Arpino, d', Cavaliere, ital. Maler 263
Arras 428
Ascanius 47
Ascoli 75
Asien 50
Äskulap 383
Assisi 56*
Asträa 233
Athanasius, Kirchenvater 182
Athaulf 379
Athen 503
Athen, Schule von, v. Raffael 137
Atis 47
Augiasstall 42*
Augsburg 214, 395
Augustinermönche 60
Augustinus (gest. um 605), Apostel der Angelsachsen 212
Augustinus, Kirchenvater 258, 262
Augustulus 380
Augustus, röm. Kaiser 143, 149, 169, 172, 210, 232 f.
Augustusforum 169
Aulus Gellius 384
Aurelian, röm. Kaiser 50, 172
Aurelianische Mauer 50
Aurora 237
Aurora v. Guido Reni 24
Aurora v. Guercino 162, 167
Aventin 47, 49, 59, 87, 120, 234, 254, 273, 383
Aventinus, König 47
Aversa 339, 387
Avignon . . . . 9, 250 f., 483
Azara, de, span. Gesandter in Rom, Freund u. Biograph v. R. Mengs 139

Baalbek 10
Babeuf, franz. Sozialist 53
Baccano 379, 483
Bacchus 236
Baden 217
Baedeker 45*
Baffo, Giorgio, venez. Dialektdichter 203
Baglioni, Fürst . . . . . . 306 f., 318
Bähr, Chr., Philologe 90
Bajazet, Sultan 304
Bamberg 357
Bandello, Matteo (1480—1561), ital. Novellist 12, 95, 152, 178, 326
Barba Girolamo 440
Barberini, Bibliothek 214
Barberini, Familie . . 9, 148, 200
Barberini, Palazzo 29, 88, 102, 239, 330
Barberini, Piazza . . . . . 76, 240 f.
Barberini, Taddeo 329
Barbiera, R. 11*
Barbolani, Monsignore 391
Barbone . . . . 175, 447 f.
Barnave 267
Baroccio, Federigo, Maler aus Urbino 264, 381
Baronius, Kardinal, Historiograph 213, 350, 380
Barrière de l'Etoile . . . . 362 f.
Bartholdy, Ludw. Jakob Salomon (1779—1825), Schrift-

steller u. preuß. Generalkonsul in Rom 216, 491
Bartholomäusnacht 75, 133, 247, 321
Bartolo 14
Basilius, Kloster d. Heil. 24
Basnage 154
Basseville, Hugo, franz. Legationssekretär 184, 288
Bassvilliana, v. Monti 184
Bathurst, Miß .... 95, 425, 494 f.
Battaglia 413
Baveno am Lago Maggiore 67*, 246
Bayanne, päpstlicher Auditor .... 220 f.
Bayern 454
Bayern, König v., s. Ludwig I.
Bayle, Pierre (1647—1706), franz. Skeptiker 92, 137
Beccaria, Cesare, Marchese di (1738—94), Mailänd. Rechtsphilosoph 371
Beda 87
Beelzebub 51*
Beethoven 135, 358
Begas, Karl, deutscher Maler 216
Belisar 173
Bellarmin, päpstlicher Geschichtschreiber 214
Beltraffio 270
Belvedere 34, 412
Bembo, Pietro, Kardinal . 21, 148
Benedikt, Kardinal 349
Benedikt III., Papst ...... 213 f.
Benedikt IV., Papst 346
Benedikt V., Papst 351
Benedikt VI., Papst .... 352 f.
Benedikt VII., Papst 352
Benedikt VIII., Papst .. 356, 433
Benedikt IX., Papst .. 213, 356 f.
Benedikt XI., Papst 459
Benedikt XII., Papst 473
Benedikt XIII., Papst 331 f., 476
Benedikt XIV., Papst 6, 18, 106, 148, 174, 192, 247, 331, 333, 466, 479
Benefuile, Marco 168
Benserade, franz. Hofdichter . 366
Bengalen 255
Benno, Kardinal 357
Bentham, Jeremias (1798—1832), engl. Rechtsgelehrter, Begründer d. Utilitarismus 115, 137, 139, 142, 203
Benvenuti, Kardinal 19
Beppino della Mammana, Kastrat 109
Bergamasker 56
Berinetti .... 227 ff.
Berlin 82, 135, 216, 263, 270, 286
Bernard, Samuel, Bankier .. 102
Berner Konvention 13*
Bernetti, Kardinal 392, 398, 404, 465, 471
Bernini, Giov. Lorenzo, ital. Architekt, Bildhauer und Maler 18*, 59*, 66, 68 f., 71—74, 80 f., 132, 148, 158, 174, 239, 260, 265, 330, 503
Bernis, de, Kardinal 219—222, 336, 470
Bertrand, Dr. 257
Besançon 40*
Besini, Giulio .... 61 ff.
Bézenval, Baron 193
Bianca, della 188, 204
Bianchini 137
Bibulus, Cajus Poblicius ... 50
Biedermann, Frhr. v. 489
Blacas d'Aulps, Graf, franz. Gesandter in Rom 220, 493 f.
Blondel 215
Boccabadati, Sängerin . 342, 359
Boerhave, holländ. Arzt 474
Böhmen 53
Boileau, franz. Dichter 280

Bois de Boulogne 100, 274
Bologna 5*f., 67*, 23, 55f., 127, 161, 229, 236, 274, 286, 294, 309, 328, 330, 333, 347, 359, 377, 398, 412, 458, 460, 462, 480
Bologneser Schule 27*, 37ff., 275f.
Bonaparte, Familie . 484, 492ff.
Bonaparte, Jacopo (gest. 1514), ital. Historiker 16*, 180
Bonaparte, Jérôme, König v. Westfalen (Fürst v. Montfort) 100, 423
Bonaparte, Joseph 184
Bonaparte, Lucien 383
Bonaparte, Ludwig, König v. Holland 180
Bonifaz IV., Papst 148
Bonifaz IX., Papst 115
Bordeaux 250
Bordone, Paris, venez. Maler 379
Bordoni 472
Borghese, Camillo, s. Paul V.
Borghese, Familie . 200, 329, 417
Borghese, Fürst (Don Antonio) 58, 123, 221, 329
Borghese, Fürstin (Pauline, Schwester Napoleons I.) 423, 494
Borghese, Galerie 5, 25, 29, 342
Borghese, Gärten 13
Borghese, Palazzo 28, 329
Borgia, Cesare 38*, 191, 301—306, 407
Borgia, Francesco, Herzog v. Gandia 301
Borgia, Lucrezia 252, 300f., 303
Borgia, Roderigo, Kardinal (später Alexander VI.) . . . 298f.
Borgo 176, 179
Borgobrand v. Raffael 168
Borromäische Inseln 67*
Borromeo, Carlo, Graf (1538 bis 1584), Heiliger 266, 280, 476
Borromeo, Graf 67*
Botticelli, Sandro, florent. Maler 65
Bourbon, Konnetabel v. 165, 176f., 428
Bourbonen 10*, 292, 295, 425, 493
Bourget, Paul, franz. Romancier 21*
Bracci 171
Bracciano, Herzog v., s. Torlonia
Bracciano, Villa 20
Bradamante 254
Bramante Lazzari, ital. Architekt 26, 28, 68, 72, 74, 132, 273
Bramantino v. Mailand 34
Brancas, Herzogin v. . . . 192, 336
Braschi, Herzog 160, 335
Braschi, Prinzessin 222
Braunschweig 14*, 37, 58
Brennus 42*
Brera, Museum in Mailand . 26f.
Brescia 377, 434
Brigitta, Hl. 87
Bronzino, florent. Maler 38
Brosses, de, Präsident 18*ff., 76, 224, 333
Brun, Pierre 43*
Brunet, Gustave 215
Brutus 117, 173
Bucci, Donato 11*
Buff, Charlotte (Lotte) 489
Buonacorsi, Fürstin 14, 426
Buonaparte, Palazzo 97
Buoncompagni, Familie 161
Buranello, ital. Komponist . . 358
Burchard (gest. 1505), päpstl. Kämmerer 300, 303
Burckhard, Jakob, Schweizer Kunsthistoriker 28*, 270
Busca, Kardinal 470
Bussi, Giulio 387
Byron, Lord 115, 117, 124, 135, 184, 249, 271, 365, 424, 426
Byzantiner 353

Digitized by Google

Cabanis (1757—1808), franz. Arzt u. materialistischer Philosoph 137
Caccia Piatti, Kardinal 410
Cacus 234
Caecilio Metella, Grabmal der 59, 115, 210, 233, 236, 258, 265, 379
Caecilie, Hl. 82
Caesar, Julius 7, 10, 19, 117, 130ff., 143, 149, 383, 386
Caffarelli, Palazzo 111
Caffè dei Servi in Mailand .. 55
Calabrese 442
Calcata bei Civitavecchia 182
Caligula, röm. Kaiser ... 129, 207
Califelus III. (Borgia), Papst 298f.
Cambrai, Liga v. 306
Cambridge 418
Campagna 4*, 45*, 3, 16, 18, 20, 59f., 174, 233, 245, 258, 302, 324ff., 328f., 373, 379f., 433
Campan, Mme. (1752—1822), franz. Pädagogin 327
Campanien 351, 491
Campi laurenti 46
Campo vaccino 482
Camuccini, Vincenzo, röm. Geschichtsmaler 37, 94
„Candide" v. Voltaire 342
Cani della Scala, Veroneser Herrschergeschlecht 42
Canova Antonio (1757—1827), ital. Bildhauer 7*f., 21*, 24*, 55*f., 58*, 13, 22, 28, 33, 54, 73, 77ff., 83f., 94, 135, 143, 160, 183, 185, 196ff., 202, 204ff., 265, 267, 275, 333, 361ff., 420, 423, 428, 507
Cantarelli, Sängerin 412
Canterbury-Abtei .... 212f.
Capella Paolina 293, 380, 401, 410
Capelletti, Gouverneur v. Rom 398
Capet, Hugo 355
Capetus 47
Capis 47
Cappucini 76
Capua 387
Capua, Kardinal v. 304
Caracalla, röm. Kaiser 18*
Caracalla-Thermen 120
Caracallakopf (Galerie Farnese) 238
Caracci, Lodovico u. Annibale, Bologneser Maler 5*, 58*, 38, 82, 93, 136, 148f., 161, 215f., 236ff., 262, 276, 356, 487, 492
Caraffa, s. Paul IV.
Caravaggio, Michelangelo, ital. Maler.... 60*, 262f., 265, 276
Cariati, Fürst 389
Carlos, Don, v. Bourbon ... 333
Carnot, Lazare, franz. Kriegsminister 217
Carové 3*, 44*
Carpio, Marchese del 449
Casanova de Seingalt, Giovanni (1725—98), ital. Abenteurer 20*, 24*, 34, 104—108, 150, 220f., 224, 470
Cascana 389
Cassandrino 259
Castel Gandolfo 18, 20
Castelreagh, Viscount (1769—1822), engl. Staatsmann .. 202
Casti, Gian Battista (1721—1803), Abbate, ital. Dichter, Hofdichter in Wien 201, 215
Castiglione, Baldassare, Graf, Verfasser des „Cortegiano" (1528) 5*, 76
Castiglioni, Kardinal (später Pius VIII.) 140, 395, 406, 409ff., 473

Castro 329
Castro, Äbtissin v., Novelle v. Stendhal 323, 325, 445
Catilina 99, 201
Cato, Zensor 51
Cato v. Utica 129, 131, 149
Catulus 115
Cavalchini, Kardinal, Gouverneur v. Rom . . . . 14, 286 f., 370
Cechina 221
Celimène 85
Cellini, Benvenuto (1500—71), florent. Goldschmied u. Bildhauer 16*, 24*, 150, 178
Cenci, Beatrice 17
Cento bei Bologna 161
Cephalus 237
Cesarini-Sforza 102
Cesaris 443
Cesena 43, 336, 411
Cestiuspyramide 7, 210, 246
Ceva, Padre 64
Chamford, franz. Moralist . . 97
Champs Elysées 362
Charybdis 110
Chateaubriand, franz. Dichter u. Botschafter in Rom 9*f., 40*, 139 f., 260, 396, 406
Chauvin 422
Cherufini, Tolla 160
Chiaramonti, Kardinal (später Pius VII.) . . . . 336 f.
Chigi, Agostino, Bankier 29, 95, 99
Chigi, Familie 200
Chigi, Fürst 284 f., 290, 394, 398, 417
Chigi, Palazzo 102
Childe Harold v. Byron . . . 34, 365
Chios 61*
Chloe 401
Choiseul, François Etienne, Herzog v. (1719—85), Minister d. Auswärt. unter Ludwig XV. 53*, 194, 345
Christoph, Papst 346, 459
Christus, s. Jesus
Christus v. Michelangelo 372
Chrysosthomus 209
Chuquet, Arthur, franz. Gelehrter . . . 6*f., 18*, 20*, 31*
Cicarelli 322, 325
Cicero 10, 98, 201, 396
Cimarosa, Domenico (1749—1801), ital. Komponist 18*, 25*, 7, 216, 227, 267, 318, 342, 358—361
Cingoli 411
Cività Castellana 182, 380
Civitavecchia 10*f., 41*, 54, 174, 331, 445
„Clara Gazul" v. Mérimée . . . 241
Claudian, röm. Dichter aus Alexandria (um 400 n. Chr.) 8
Claudius, röm. Kaiser . . . 209, 254
Clemens IV., Papst 462
Clemens V., Papst 250, 460
Clemens VII., Papst 17, 309, 314, 317 ff., 428
Clemens VIII., Papst 174, 176, 178 f., 181, 328, 432
Clemens IX., Papst 330
Clemens X., Papst 330
Clemens XI., Papst 331
Clemens XII., Papst 18*, 171, 264, 332, 375
Clemens XIII., Papst 13, 77, 333 f., 438, 459
Clemens XIV., Papst 18, 185, 192 f., 322, 331, 334, 459
Clermont, Lord 419
Clinker, Mr. 385
Cloaca maxima 232
Clorinde 193
Coelestin IV., Papst 459
Coelius, s. Mons Coelius
Coethen 217
Colburn 7*

Coligny, franz. Admiral 133
Collegio Clementino 266
Collegio Romano 91
Collis hortorum 99
Colomb, Romain 4*, 6*—9*, 11*f., 18*, 22*, 25*, 34*f., 42*, 46*f., 119, 258, 387, 417, 426, 428, 430, 437, 440
Colomesius, röm. Geschichtschreiber 214
Colonna, Familie 302, 305, 326, 433
Colonna, Fürst 482
Colonna, Monsignore 183, 185f., 206
Colonna, Pompeo, Kardinal 181, 243, 300, 304, 315ff.
Comer See 19, 119, 362
Como 303
Comolli 26
Compiègne, Galerie v. 78
Condivi, florent. Künstler 15*f., 261
Conrad, H. 150
Consalvi, Ercole (1757—1824), Kardinal-Staatssekretär 65*, 43, 60, 80, 90, 122, 124, 149, 170, 208, 274, 282f., 286, 288, 292f., 335, 337, 339, 360f., 374f., 395, 420, 450, 455, 465, 468, 475, 508
Consalvi, Oheim d. Vor., Kardinal 335
Constable, John, engl. Maler 61*
Consulta 164
Conti, Familie 302
Conti, Villa 20
Corampone 439
„Corinne", v. Frau v. Staël 20*, 31*, 198
Coriolan, v. Shakespeare 157
Corneille 29, 187
Cornelius, Peter v. (1783—1867), deutscher Historienmaler, vielfach in Rom 33*, 134f., 216, 421
Corner, Gf., Andreas .... 32f.
Correggio, Antonio Allegri da, ital. Maler 5*, 18*, 25*, 60*, 35—38, 79, 82, 84, 93, 115, 119, 135f., 158, 164, 167, 203f., 206, 216, 268, 276, 310, 314, 341f., 356, 361, 430
Corsini, Familie 200
Corsini, Lorenzo, s. Clemens XII.
Corsini, Palazzo 60
Cortona, Luca da, ital. Maler 34
Cortona, Pietro da, röm. Barockmaler 60*, 239, 241, 260f., 330
Coscia, Kardinal 332
Cosenza 53, 214
Cosimo I., Großherzog v. Toskana 41
Cosimo II., desgl. 419
Cosmas, Hl. 262
Courier, Paul Louis, franz. Satiriker 217
Court, franz. Maler 386
Cousin, Victor, franz. Philosoph 137
Cracas 267
Crassus, Triumvir 210
Craven, Lord 191, 325
Cremona 377
Cremona, Bischof v. 351
Crescentius .. 173, 231, 352—356
Cristaldi, Belisario 465
Cristofari, Cavaliere, ital. Maler 77
Crozet, Louis, Freund Stendhals 16*
„Cublai", Oper v. Casti 201

Dacier (Daker) 225, 507
Dalin, Abbé, franz. Akademiker 207
Damasushof .. 22, 132, 134, 260
Damianus, Hl. 262

Dancourt 129
Dangeau, Marquis 300
Dannecker, Joh. Heinr. (1758—1841), deutscher Bildhauer . 135
Dante 152f., 186, 297
Danton, Georges 217
Daru, Martial, Vetter Stendhals 183
Dauphiné, Dauphineser ... 98, 336
David, Jacques Louis (1748—1825), franz. Maler 56*, 37, 78, 80, 237
Delacroix, Eugène, franz. Maler 61*
Delfino, Albergo del 67*
Delille, Jacques (1738—1813) Abbé, franz. Dichter 239
Dembowska, Mathilde 188
Demidoff, Fürst, russ. Gesandter in Rom u. Florenz 6*, 116f., 150, 171, 417, 420f., 426f.
Descartes, René, franz. Philosoph 92
Deste 206
Deutsche, Deutschland 3*, 19*, 29*, 39*, 42*, 54*, 56*, 15, 58f., 104, 107, 131, 134, 137, 142, 180f., 190, 195, 215ff., 242, 279, 295, 300, 311f., 332, 335, 344, 349f., 357ff., 421, 423, 457, 480, 492, 505f.
Devonshire, Herzog u. Herzogin v. .... 421f.
Diana, Jagd der (v. Domenichino) 25
Dianatempel in Nîmes 231
Diderot, Denis, franz. Aufklärungsschriftsteller .... 53*, 26f.
Diecinove 439
Diez, Dr. E. 507
Dijon 219, 333
Dio Cassius, röm. Geschichtschreiber 225
Diokletian, röm. Kaiser . 233, 383
Diokletiansthermen . 25, 239, 383
Dionys v. Halikarnaß 383
Dodwell, Mr. 422
Dodwell, Signora 14, 61, 425f.
Domenichino, ital. Maler 24*, 56*, 58*f., 21, 24f., 38, 82, 91, 158, 203, 207f., 271, 276, 354
Dominikaner 199, 264, 266, 468, 471f.
Dominikus, Hl. 87
Domitia, Gärten der 172
Domitian, röm. Kaiser .. 113, 383
Domo d'Ossola 66*f., 69*
Dongo, Fabrizzio del 174
Donizetti, ital. Komponist 251, 389
Don Juan 5*, 412
„Donna Caritea“, Oper v. Mercadante 207
Doria, Fürst 123
Doria, Galerie 5, 275, 342
Doria, Palazzo 92, 143
Doria, Prinzessin 471
Dorow, Wilh., Diplomat u. Schriftsteller 90
Dresden 79, 84, 430
Drususbogen 170
Dschem, türk. Prinz 304
Dubois, Kardinal 331
Duchesne 349
Duclos, Charles (1704—72), franz. Moralist 19*, 220, 222
Dughet-Poussin, Gaspard, franz. Maler in Rom 19, 59, 101, 168, 276, 344, 406
Dulaurens 30
Duphot (1770—97), franz. General 184, 282, 288

Ecouen 428
Elba 493
Elektra, d. Orest erkennend, Statue 162

Elgin, Lord 226, 428
„Elisa und Claudio", Oper v. Mercadante 188, 241
Elymas 429
„Emile" v. Rousseau 240
Engelsbrücke 65, 179
Engelsburg (Kastell Sant' Angelo) 172—175, 178, 246, 310, 313, 332, 352, 354, 444, 447, 457, 483
England, Engländer 6*, 10*, 13*, 54*, 19 ff., 57, 64, 80, 94, 109, 122, 124, 131, 152, 155 ff., 161, 167, 186 f., 190, 195, 207, 212, 216 f., 251, 275, 294, 310, 324 ff., 332, 338, 345, 359, 364, 369 f., 385, 396, 399, 417—426, 434, 443 f., 468, 474, 487 ff., 494 ff., 505
Erasmus, Humanist 371
Este, Alfons v., Herzog v. Ferrara 42, 252 ff., 303, 312, 314
Este, Brüder d. Vor. ..... 252 ff.
Este, Familie 312
Estouteville, d', Kardinal ... 262
Estrées, Herzog v. 330
Etrurien, Etrusker 17, 49 ff., 90, 220, 224, 232, 235
Eulersche Theorie 182
Euripides 163
Europa, Europäer 31*, 40*, 54*, 12, 15, 17, 50, 94, 133, 157, 192, 195, 201, 256, 298, 306, 309, 317, 330, 332, 359, 385, 400, 420, 426, 440, 454 f., 466, 485, 493 f.
Eusebius, Kirchenvater 67, 88
Eustace, John Chetwood, engl. Reisender 271, 324
Ezechiel, Vision des, v. Raffael 142

Fabius Maximus 5, 51
Falciola 143
Falconet 58*
Falconieri, Familie 417, 424
Fano 319, 328
Fantini, Stefano 449
Fare, de la, Kardinal 412
Farnese, Alexander 319
Farnese, Edoardo 330
Farnese, Familie 329
Farnese, Galerie 93, 237
Farnese, Giulia 73, 301, 472
Farnese, Ottavio 319
Farnese, Palazzo 60, 71, 102, 216, 235 f., 372, 378, 486
Farnese, Pier Luigi 319
Farnese, Ranuccio 141
Farnesina .... 25 f., 60, 99
Farneto, Kastell der Farnese . 319
Faust 505
Faustulus 230
Felsina pittrice v. Malvasia . 161
Fénélon 260
Ferdinand I. v. Neapel 53
Ferdinand I. v. Toskana 432
Ferdinand VII. v. Spanien 407, 424, 490
Ferney 343
Ferrara 252 ff., 271, 312, 377, 458, 460, 480, 491
Ferrara, Herzog v., s. Este
Ferri, Ciro 168
Fesch, Kardinal (Oheim Napoleons I.) 220, 283, 290, 398, 406
Fiano, Palazzo 259, 488
Ficana 49
Fichte, Joh. Gottlieb, deutscher Philosoph 137
Fiesco, J. F. L. 38
Fiévée 3*
Figaro 190, 340, 367
Flaubert, Gustave, franz. Romancier 52*
Fletcher, engl. Dramatiker .. 316

Florentiner Schule .... 275 f.
Florenz, Florentiner 13*, 17*, 22*, 27*, 38*, 66*, 69*, 27 ff., 36, 38, 41, 44, 51, 55—58, 64, 68, 78, 85, 89, 116 f., 125, 163, 179, 215, 236, 252, 268, 280, 297, 300, 302, 306, 308, 317 ff., 332, 341, 368, 371, 419, 422
Floronia, Vestalin 159
Florus, Julius, röm. Geschichtschreiber (2. Jahrh. n. Chr.) . 11
Foligno, Madonna v. (v. Rafael) 58*
Fondi 389, 439, 441
Fontainebleau 123, 196, 337
Fontana, Carlo (gest. 1714), ital. Architekt 60, 260, 266
Fontana, Domenico (gest. 1607), ital. Architekt 132, 260
Fontana, Giovanni (gest. 1614), ital. Architekt 260
Forli 294
Formosus, Papst .... 345 f.
Fornarina, Geliebte Raffaels 29, 167
Forster, Georg, deutsch. Schriftsteller u. Reisender 57*
Förster, A. 504
Forsyth, Colonel 325
Fortunatempel (angebl.) 118, 231
Forum romanum 87, 110, 116 f., 119 f., 171, 209 f., 231, 487
Forum boarium............ 234
Foscolo, Ugo, ital. Dichter .. 128
Fouquet, Minister 345
Fra Bartolomeo, florent. Maler 28, 38, 167
Fra Beato Angelico aus Fiesole, florent. Maler 264
Fra Carnevale, ital. Maler .. 26
Fra Diavolo 326, 441
Fragonard, franz. Maler 26
Francatripa 434
Franconi 388
Frangipani 234
Frankfurt.................. 222
Frankfurter Zeitung 21*
Frankreich, Franzosen 3*, 9*, 13*, 16*, 23*f., 27*, 33*, 38*, 41*f., 51*, 54*, 58*, 61*, 70*, 12, 15, 19, 23, 33, 41, 45 f., 53—57, 59, 64, 70 f., 85 ff., 91, 96, 98, 100 f., 104, 107, 117, 126, 131, 135 f., 138 ff., 144 f., 157 f., 160, 162 f., 174, 177, 183 f., 186, 190, 194—198, 203 ff., 207, 211, 214, 219 f., 222—225, 227, 236 f., 250 f., 266 f., 273 ff., 281 ff., 286 f., 289, 292, 294 f., 299, 302 f., 305—309, 317, 326 f., 329—333, 336—340, 342, 344, 359, 362, 364, 370 f., 373 f., 383, 389, 393, 400, 406 f., 412, 421 ff., 425, 427, 431 f., 434, 439—442, 450 f., 454 f., 460 f., 463, 468, 473 f., 480, 482 ff., 490, 493 ff., 502, 505, 508
Franzosenzeit 41*, 54, 157, 279, 371
Franz I., Kaiser v. Österreich (bis 1806 als Franz II. deutscher Kaiser) 222, 233, 289, 294
Franz I., König v. Frankreich 12, 41, 309
Franz I., König v. Neapel ... 296
Franz (v. Assissi, Franziskus), Hl. 56*, 38, 88, 158, 229
Franz, Gasthof 4
Franziskaner 199, 480
Franziskus Xaverius, Hl. ... 38 f.
Frascati 18 ff., 22, 30, 61, 176, 265, 328, 380
Frayssinous, Gf., Bischof v. Hermopolis 333

Freyer 214
Friedrich, Stendhals Reisegefährte 87, 90, 159, 251, 339
Friedrich II., der Große 32*, 42*, 14, 53, 259
Frosinone 19
Fuciner See 75, 156
Funchal, Gf., portug. Gesandter in Rom 94, 487f. 490
Furia auf Ischia 268
Fuscaldi, Marchese, neapolitanischer Gesandter in Rom . 486f.

Gabrielli, Familie 417, 424
Gaëta 354
Gaëtani, Don Filippo 369
Gaëtani, Giovanella 73
Galathea 237
Galeffi, Kardinal .. 398, 411, 465
Galilei 92
Gall, Franz Josef, Anatom ... 412
Gallien, Gallier 101, 131, 162, 503
Gallina, Mathide .... 372f.
Galluzzi, ital. Geschichtschreiber 325
Gama, Abbate .... 108f.
Gambara 312
Ganganelli, s. Clemens XIV.
Garbarone 441
Garigliano, Schlacht am (1503) 307
Gascogner 16*, 178, 250
Gasparone 445
Gatti, Marchese 360
Gaudy, Frhr. v., Schriftsteller 33*
Gaysruck, Kardinal 402, 412
Geiger, L. 300
Gelasius II., Papst 453
Generali, ital. Komponist ... 244
Genezareth, See 30
Genf 115, 134, 322
Genga, della, Abbate (später Papst Leo XII.) 92, 116, 291ff., 296, 335, 420
Genserich, Vandalenkönig 113, 379
Genua, Genueser 10*, 55f., 85, 101, 186, 216, 238, 252, 283, 361, 370, 504
Georg IV. v. England 79
Germania des Tacitus 379
Germanicus 207
Gesù, Il, Kirche 97f., 266
Ghetto 89f., 467
Ghino di Tacco 435
Ghirlandajo, Domenico, florentin. Maler ... 65, 215, 367
Ghita 386
Giacomo 223
Giani, Sänger 253
Giannone, Pietro, Neapler Geschichtschreiber 318
Gibbon, engl. Historiker .. 206, 246
Giesebrecht, Otto v. 356
Gioja, Melchior, Mailänder Schriftsteller ...... 30f., 204ff.
Giorgi, Pater .... 106f.
Giorgione, venez. Maler 276, 379
Giotto, ital. Maler 56*, 268
Giovio, Paolo, ital. Geschichtschreiber 16*, 24*, 178, 192, 242, 254, 303f., 314
Giraud, Gf. (1776—1834), röm. Lustspieldichter.... 61, 319
Girodet, franz. Maler 28*, 37, 135, 206
Girondisten 126, 173, 352
Giulio Romano, ital. Maler 136, 168, 260, 311
Giustiniani, Kardinal 407
Giustiniani, Prinzessin .. 150, 336
Glasgow 40
Gobertinco 449
Goethe 4*, 21*, 46*, 56*, 60*, 163, 178, 258, 428, 489, 505
Gonzaga, Ludwig v. 179
Gonzaga, Franz II. 253
Gorani 161, 220
Gothen .... 173, 379f.

Digitized by Google

Götz v. Berlichingen, v. Goethe 505
Graecostasis (angebl.) ... 119, 205
Graham, Mrs. 191, 325
Grazzi, Maria 175
Greco, del, Abbate 340, 386
Gregor I., d. Große (Heilige), Papst ..... 87, 212, 456, 500 ff.
Gregor III., Papst 456
Gregor V., Papst .... 353 f., 374
Gregor VI., Papst 356
Gregor VII. (Hildebrand), Papst 189, 345, 357, 457 f., 476
Gregor IX., Papst 472
Gregor X., Papst 462
Gregor XI., Papst 250
Gregor XIII., Papst 89, 320, 432, 453
Gregor XIV., Papst ... 322, 432
Gregor XV., Papst 161, 329, 474
Gregor XVI., Papst ... 410, 480
Gregorio, de, Kardinal 9* f., 291 f., 405, 425
Gregorovius, Ferd. 356
Grenoble 17*
Greuze, franz. Maler 116
Griechen ... 50, 59, 77, 137, 203
Griechenland 25, 129, 167, 232, 297, 502
Grimm, Hermann 17*, 27, 261
Großgriechenland (Sizilien) . 50
Grottaferrata 18, 24, 29, 31, 61, 65, 83, 354, 396
Gsell Fels 245
Guercino, ital. Maler 60*, 38, 77, 82, 161—164, 167, 262, 264, 276
Guicciardini, Francesco, florentin. Staatsmann u. Historiker 252, 254, 311
Guinan-Laoureins, J. B. 21*, 83
Guiscard, Robert 380
Guise, die 53
Guise, Herzogin v. 92
Gymnase-Theater 116
Hadrian, röm. Kaiser 90, 147, 171 ff., 246 f., 383
Hadrian VI. (Florent) Papst 315, 459, 464
Hadrian v. Corneto, Kardinal 304
Haefelin, Kardinal 14, 491
Haemon .... 162 f.
Hagedorn 54*
Hagley Park 21
Hals, Frans, holl. Maler 53*
Hamburger 387
Hamlet 102, 374
Hampton Court 428
Hannover .... 488 f.
Hardt, Ernst 503
Hayez, Francesco (1791—1882), ital. Maler 34*, 135
Hebräisch 36
Heine, Heinrich 42*
Heinrich II., Kaiser 356
Heinrich III., Kaiser .... 356 f.
Heinrich IV., Kaiser 380
Heinrich II., König v. Frankreich 12
Heinrich IV., König v. Frankreich 114, 319, 328
„Heinrich VIII.“, v. Fletcher 316
Heinse, Wilhelm, deutscher Dichter .... 24*, 57*—60*
Helena, Kaiserin (Hl.) 88
Hello, Rudolf 312
Heloise, Geliebte Abälards .. 203
Heloise, d. Neue, v. J. J. Rousseau 499
Heloten 91
Helvétius, franz. materialistischer Philosoph 139
Henke, Kirchenhistoriker 154
Herakles (Herkules) 25, 234, 383
Herkulaneum 220
Herkules u. Lykas, Statue v. Canova 94
Herkules-Victor-Tempel (angeblich) 231

Hermes 258
Hermopolis 333
Herodias 276
Heruler 380
Heyse, Paul 184
Hieronymus, Hl. 22, 82, 206, 258
Hogarth, William, engl. Maler 194
Hohenlohe, Fürst 51
Holbein, d. J., Hans, deutscher Maler 379
Holland, Holländer 54*, 56, 154, 162, 194, 491
Homer 35, 271
Honorius, röm. Kaiser 50, 113, 245, 382
Horatius Cocles 49, 210
Horaz 31, 384
Hugo, König v. Italien 347
Humboldt, W. v. 258
Hunt, Mr. . . . . 443 f.

Iberische Halbinsel 455
Ignazius, Hl., s. Loyola
Imola 149, 337
Indien 117, 256, 385
Innocenz III., Papst . . . 457, 472
Innocenz IV., Papst 214, 375, 461
Innocenz VIII., Papst 298 ff., 457
Innocenz IX., Papst . . . 322, 328
Innocenz X., Papst 92, 330
Innocenz XI., Papst . . . 174, 330
Innocenz XII., Papst 331
Innocenz XIII., Papst . 331, 459
Innocenzio del Monte 320
Invalidendom 70
Irländer 419
Isaak 88
Ischia 61, 75, 268, 361, 390
Isimbardi, Gf., C. F. 364
Isola Bella 67*
Isola, Francesco 469
Italinsky, Andreas v. (1743—1827), russ. Gesandter in Rom 14, 18, 125, 207, 237, 336, 489 f.
Itri 389, 439, 441
Iwan d. Schreckliche 453
Izoard, Kardinal u. päpstlicher Auditor 220

Jacopo v. Volterra 466
Jakob III., v. England (Prätendent) 79
Jakobiner 35*, 41* f., 158, 208, 233
Janet 160
Janikulus 18*, 49, 60, 170, 176 f., 269
Jansenisten 331
Januarius, Hl., s. San Gennaro
Janus quadrifrons . 47, 115, 233
Jerusalem 68, 271, 386
Jesajas, Prophet 263
Jessen 29*, 57*, 59*
Jesuiten 40, 93, 97, 106, 140, 227, 235, 328, 333 f., 454
Jesus Christus 9, 41, 50, 68, 74, 82, 87 f., 141, 182, 264 f., 273, 280, 293, 336, 375 f., 430, 455, 477, 508
Joachim, Abt 53, 87
Johann VIII., Papst . . . 344, 459
Johann IX., Papst 346
Johann X. (Johannes), Papst 347, 459
Johann XI., Papst 347, 459
Johann XII. (Oktavian), Papst 213, 347—351, 456 f., 459
Johann XIII., Papst . . . . . . 351 f.
Johann XIV., Papst . . . . . . 352 f.
Johann XV., Papst 353, 476
Johann XVI. (Johannes Philagathus), Papst . . . . 353 f.
Johann XIX., Papst 356
Johann XXII., Papst 473
Johann XXIII., Papst 460
Johanna, Päpstin (legendär) 212—215, 382

Digitized by Google

Johannes, Apostel 25
Johannes Damascenus .. 88, 182
Johannes d. Täufer 25, 38
Johannes, Kardinal 349
Johnson, Samuel 124
Josef 216
Joseph II., deutscher Kaiser 127, 334, 465
Josua 92, 474
Jovian 452
Judäa 8
Judas Ischariot 88, 341
Juden 7f., 89f., 315, 467, 481f.
Julian Apostata 453
Julian, Hl. 476
Julius II., Papst 9, 28f., 34f., 42, 68, 74, 189, 231, 298, 306ff., 314, 320, 366
Julius III., Papst 232, 319f., 383
Juno Ludovisi 163
Jupiter 75, 147, 349, 480
Jupiter-Stator-Tempel (angeblich) .... 118f.
Jupiter-Tonans-Tempel (ang.) 117
Jupitertempel, Kapitolinischer 112f.
Juvenal, röm. Satiriker 398

Kalabrien, Kalabreser 52f., 297, 434, 440, 443
Kalkutta 385
Kamaldulenser 355, 467
Kandia 432
Kant 137, 142
Kapitol 12*, 27*, 48, 60, 77, 97f., 110, 112, 114, 116f., 146, 150, 210, 230, 239, 376, 393, 478f., 481
Kapuziner 199, 401
Kapuzinerkirche 240
Karbonari, Karbonarismus 65*, 43f., 53, 61f., 122, 125, 149, 175, 208, 237, 294, 386, 446, 471
Karl d. Große 70, 113, 132f., 456
Karl d. Kühne 309
Karl I. v. Sizilien 482
Karl II. (d. Kahle) v. Frankreich 214
Karl III. v. Spanien 10*, 14, 292, 425
Karl V., Kaiser 41, 177, 181, 315, 317f., 323, 326f., 452, 499
Karl VIII. v. Frankreich 16*, 78, 173, 242ff., 301
Karl IX. v. Frankreich 133
Karl X. v. Frankreich . 9*f., 195
Karoline, Königin v. Neapel .. 327
Karthago 154, 256
Karthäuser 401
Kassel 15
Kastell S. Angelo, s. Engelsburg
Kastell Tealedo 312
Kastor- u. Pollux-Tempel 46*, 119, 209
Katharina, Hl. 38
Keith, Feldmarschall 14
Kellner, August 34*, 503—506
Kestner 489
Kirchenstaat 10*, 41*, 27, 143, 283, 294, 301, 323, 325, 329, 332, 334, 432f., 435, 438f., 441f., 454f., 458, 460, 464f., 467
Kölle, Ferd. v. (1781—1844), württemb. Geschäftsträger in Rom 31*, 65*, 239, 258f., 403, 410, 491
Köln 78, 144
Kolosseum 4*ff., 46*, 54*, 70*, 4—12, 130, 165, 170f., 207, 235f., 269, 279, 364, 383, 481
Konservatorenpalast 82
Konstantin d. Große, röm. Kaiser 46, 67, 70, 88, 99, 164, 171, 244, 250, 382, 384, 452, 456

Konstantinopel 248, 352, 426, 452, 490
Konstantinsbasilika 119, 171
Konstantinsbogen 7, 170 f.
Konstantinssaal im Vatikan 35, 136
Konstantinsschlacht 136
Kopenhagen 508
Kopernikus 474
Korsika 442
Korso 34*, 23, 50, 92, 97, 101 f., 145, 175, 190, 206, 265, 274, 372
Kossakowski, Gf., russ. Attaché in Rom 15
Kreon 162
Kuriten 48

La Bruyère 92, 342
La Cava 224
Lafargue 198, 227
La Fontaine 11, 25, 136
Lago Maggiore 67*, 246
La Harpe (1739—1803), Jean François de, franz. Kritiker, Verf. eines tonangebenden „Cours de littérature" 207
Lainez 98
Lamartine, Alphonse de, franz. Dichter 58*
Lamberti, Signora 198
Lambertini, s. Benedikt XIV.
Lampugnani, Signora 21*, 32, 63, 83, 104, 159, 196, 235, 251 f.
Landi 94
Lanfranco, ital. Maler 59*, 61*, 25, 149, 262
Lange, J. 55*
Langobarden 380
Lante, Fürst 144
Lante, Kardinal 6*
Lante, Villa 60, 120
Lanzi, Abbate, ital. Kunstschriftsteller 275
Laokoon 162, 226
La Rochefoucauld 222
Lateran 88, 174, 181, 209, 250 f., 308, 332, 348, 351, 355 f., 392, 459, 481
Lateranisches Konzil 374
Latinus, König 47
Latium 502
Laura 99, 504
Lauraguais, Herzog v. Brancas (1733—1824) 192
Laurentius, Hl. 38
Lausanne 66*
Lauzun, Herzog v. 345
Laval-Montmorency, Herzog v., franz. Botschafter in Rom 14, 147, 424, 426, 494
Lavardin, Marquis 330
Lavinia 47
Lavinium 47
Lawrence, Sir Thomas, engl. Maler 379
Lazzaroni 37*, 440
Leandro 222
Lebrun, Charles, franz. Hofmaler 162
Leda 37, 93, 134
Lelio, Don 106
Leo, Hl. 38 f.
Leo I., d. Große, Papst 247, 379
Leo III., Papst 132, 456
Leo III., oström. Kaiser 456
Leo IV., Papst 213, 248
Leo V., Papst 346, 459
Leo VI., Papst 461
Leo VIII., Papst 350 f.
Leo X., Papst 9, 28 f., 42, 67 f., 72, 79, 99, 134, 167 f., 231, 264, 296 ff., 308—315, 317, 320, 375, 428, 430, 459, 461, 468
Leo XI., Papst 296, 328
Leo XII., Papst 6*, 9*, 24*, 65*f., 44, 63, 80, 87, 92, 96,

103, 116 f., 128, 215, 246, 258, 269, 271, 278, 280 f., 292, 296, 315, 335, 383, 390 ff., 394—397, 402, 410 f., 420, 425, 450, 471, 475
Leonardo da Vinci, 57*, 36 ff., 164, 246, 270, 276, 302, 310, 342, 344
Leoninische Stadt 178
Lepri-Affäre 160, 278, 287
Lepri, Marchesa .... 160 f.
Lespinasse, Julie v. (1752—76) 198, 342
Lessing 58*, 204
Le Sueur, franz. Geschichtschreiber 214
Leti, Gregorio, ital. Schriftsteller 281
Libanon 249
Ligorio, Pirro, röm. Architekt 132, 260
Liparini, Sängerin 244
Lippi, Filippo, florent. Maler 56*, 65, 264
Lippi, Filippino (Sohn d. Vorigen) florent. Maler 56*
Lissabon 272, 470
Liutprand 346, 349
Livius, Titus 4, 11, 110, 112, 159, 234
Livorno 57, 315, 385, 467
Lodi, Schlacht bei (1796) 328
Loire 115, 344
Lombardei 36*, 41*, 46*, 126, 265, 327, 331, 371, 431
Lombardische Schule ...... 275 f.
London 11*, 5, 40, 60, 95, 101, 128, 226, 281, 285 f., 370, 385, 417, 419, 474
London Bridge 190
London Magazine 281
Longara 179
Lord Marschall (Keith)...... 14
Lorenzani-Langfeld 371
Loretto 67*, 23, 31, 424
Louvre 34*, 22, 135, 215, 275, 345, 379
Loyola, Ignazius v., Hl., Gründer d. Jesuitenordens .. 97, 387
Lucca 413
Lucia in Neapel 89
Lucrezia 160
Lucumonen 49
Lüdemann, W. v. 11*
Ludovisi, Kardinal 161
Ludovisi, Villa 161, 163
Ludwig I. v. Bayern 64, 217, 395, 421
Ludwig d. Mohr (Sforza) .. 299
Ludwig IX. (d. Heilige) v. Frankreich 22, 38
Ludwig XII. v. Frankreich 302, 305
Ludwig XIII. v. Frankreich 92, 345
Ludwig XIV. v. Frankreich 10, 14, 46, 91 f., 114, 129, 161, 215, 266, 300 f., 307, 330 f., 345, 366
Ludwig XV. v. Frankreich 86, 194, 345
Ludwig XVI. v. Frankreich 125 f., 254
Ludwig XVIII. v. Frankreich 4, 126, 196, 227, 318, 493
Luini, Bernardino, ital. Maler 136, 276
Lukas, Apostel 89
Luperkalien 452
Luther 16 f., 40, 42, 72, 216, 224, 300 f., 311, 320 f., 328, 461
Lutheraner 177
Luxemburg-Museum 386
Luzia, Hl. 251
Lykurg 98
Lyon 58

Maas 115, 349
Machiavelli, Niccolò, florent. Staatsmann u. Schriftsteller 29, 39, 110, 303, 305, 311

Digitized by Google

Machiavellismus 35*, 37*, 40*, 312
Madeleine, Kirche in Paris .. 246
Maderna, Carlo, ital. Architekt 69, 132, 158
Madonna del Cardellino 28
Madonna della Seggiola 5*
Madonna di Foligno 22
Madrid 315, 470
Magdalena, Hl. 40
Magdalena v. Canova 363
Maggi 64
Mahmud, Sultan 490
Mai, Angelo, Philologe .. 138, 396
Mailand, Mailänder 11*, 20*, 34*, 38*, 40*f., 46*, 67*—70*, 26f., 29ff., 54f., 63, 67, 85, 126, 136, 183, 214, 233, 236, 242, 266, 299, 313, 317f., 327, 330, 339, 359, 370f., 402, 412, 431, 455, 480, 491
Mailänder Dom 5
Maïno 438
Maintenon, Frau v. 186, 331
Mainz 97
Maistre, Joseph de (1754—1821), piemont. Staatsmann u. Staatsphilosoph 204
Majorka 340
Malaspina 313
Malatesta 42
Malibran, Sängerin 359
Malo 187
Maltheservilla 254
Malthus, Th. Robert (1766—1834), engl. Nationalökonom 199
Malvasia, Carlo, Gf. (1616—1693), Bologneser Kunstschriftsteller 161
Malvasia, Kardinal 337
Mancino, Pietro 448
Manni, Agostino ..... 5*, 150ff.
Mantua 67*, 253, 260
Mantua, Marchesa v. 180
Marat 125
Maratta, Carlo, ital. Maler . 148
Marcellus 67
Marcellus II., Papst ... 320, 459
Marcellustheater 232f., 235
Marcus Fulvius, Zensor 232
Maremmen 153
Marengo, Schlacht bei (1800) 370
Marentani, Signora .... 389f.
Mareste, Baron, Freund Stendhals 4*, 8*, 17*, 61
Maria ...... 36, 275, 430, 500ff.
Maria Magdalena 182
Marianus Scotus 214
Marignano, Schlacht bei (1515) 29, 41, 309
Mark Aurel 171, 333, 352
Mark-Aurel-Bogen 101
Mark-Aurel-Säule 102
Mark-Aurel-Statue ... 26*, 114f.
Marken 432
Markusplatz in Venedig 175
Marmontel, Jean François (1723—99), franz. Schriftsteller 220, 239, 241
Marozia 346f., 456
Mars 147
Mars-Ultor-Tempel 46*, 169
Marseille 10*, 42
Martha, Hl. 182
Martinetti, Signora 14, 64
Martin V., Papst 457
Martinus Polonus 214
Masaccio, florent. Maler . 56*, 280
Massimi, Familie 233
Mastrilli .... 439f.
Mathäus 263
Mattei, Kardinal 219, 337
Mattei, Villa 49, 258
Mauren 315
Marentius 46, 99, 118
Mazarin, Kardinal 92
Mazochi 441

Medea 162, 203
Medici, Alessandro 171
Medici, Familie 296, 314, 318, 320, 366
Medici, Giovanni, s. Leo X.
Medici, Giuliano (Vater d. Nachf.) 309
Medici, Giulio (später Clemens VII.) .... 309, 313—317
Medici, Lorenzino 171
Medici, Lorenzo il Magnifico 40, 42, 297 f., 300, 309, 314
Medici, Piero 297
Medici, Villa 60, 108
Medicis, Pietro Paolo 470
Menchini 472
Mendoza, Don Diego 483
Menenius Agrippa .. 5, 157, 159
Mengs, Raffael, deutscher Maler in Rom ... 60*, 138 f., 160
Mercadante, Saverio (1797—1870), ital. Komponist 23, 188, 207, 241
Mérimée, Prosper, franz. Dichter .... 24* f., 27*, 241
Messias 481
Metastasio, Pietro, Hofdichter in Wien 168
Metsu, niederl. Maler 53*
Metternich 10*, 65*, 43 f., 331, 370 f., 464, 471
Mexikaner 455
Meyer, C. F. 252
Mézeray, franz. Geschichtschreiber 214
Mezza Pinta 444
Micara, Kardinal 240
Michael, Erzengel 58*, 76, 82, 143, 173, 240
Michaud 318
Michelangelo Buonarotti 16*, 26* f., 56* f., 59* f., 70*, 7, 10, 12, 25, 27 ff., 36—39, 69 f., 72 f., 75, 78, 82, 99, 114 f., 133, 142, 146, 158 f., 174, 211, 235 f., 239 f., 260 bis 265, 275, 297, 301, 303, 306, 309 ff., 314, 341 f., 372, 381 f., 391, 483, 486, 499, 506, 508
Michelangelo Cerquozzi 168
Milhaud, franz. General 438
Mill, James (1773—1836), engl. Nationalökonom 199
Milvische Brücke 98, 496
Minerva 108, 163, 207, 383
Minerva, Kirche, s. S. Maria sopra Minerva
Minerva medica, Tempel der 383
Miollis, franz. General 143, 297, 423
Mirabeau, Gf., franz. Staatsmann, ... 53, 195, 267
Modena.... 40, 61 ff., 126 f., 312
Modena, Herzog v. 464
Modena, Kardinal v. 304
Mola di Gaëta 389
Moles Hadriana 172
Molière 85, 115, 217
Molinos 503
Mommsen, Th. 118
Mondragone, Villa 20
Mons Capitolinus 48
Mons Coelius .. 49, 59, 254, 258
Mons Sacer 159
Mons Tarpejus 48
Montaigne, Michel de, franz. Moralist 341
Montalbano 440
Mont Cenis 10*, 196
Monte Cavallo, s. Quirinalspalast
Monte Citorio 239, 478
Monte Commodo 445
Monte Fortino 450
Monte Mario 56
Monterosi 3

Monterotondo 379
Montespan, Frau v. 301
Montesquieu . 139, 159, 338, 466
Monte Testaccio 34, 120, 200, 246
Montfort, Fürst v., s. Jérôme Bonaparte
Monti, Vincenzo (1754—1828), ital. Dichter 144, 184, 186f., 208, 233
Monticello 300
Montmirail, Gefecht bei (1814) 137
Montmorency, Anne de 428
Montreale, Ritter v. 449
Moreau, Jean Victor, franz. General 217
Morf, H. 499
Morghen, s. Raffael Morghen
Morone, G. (Battista Moroni aus Bergamo) 276, 379
Mosca, Komponist 338
Moses 88, 90, 98, 280
Moses v. Mengs 139
Moses v. Michelangelo 7, 73, 267
Moskau 244
Mozart 18*, 25*, 26, 81, 204, 249, 359, 364
Müller, Daniel 8*, 21*, 62, 83
Müller, Ottfried, Altertumsforscher 90
München 135, 217
Murat, Joachim, Vizekönig v. Neapel 52, 134
Muratori, Ludovico, ital. Historiker 35*, 214, 312, 356, 380
Murcia 383
Museo Pio Clementino 202
Musset, Alfred de, franz. Dichter 52*

Napoleon I. 11*, 32*, 68*, 7, 22, 31, 43, 54f., 57f., 65, 68, 91, 100, 117f., 122f., 126, 130f., 145, 148f., 168, 183, 192f., 196, 198, 202, 213, 220, 222, 226f., 230f., 244, 258, 279, 281ff., 289, 322, 327f., 331, 337, 345, 371f., 422, 450, 455, 466f., 493f.
Napoleonstatue . . . . 363f.
Nardini, Famiano, ital. Archäologe 22*
National Gallery in London 194
Navicella, Kirche . . 25*, 235, 255
Nazarener, deutsche Malerschule 216
Neapel, Neapolitaner 70*, 20, 30, 32, 42f., 50, 52—57, 59, 61, 85, 88f., 104, 113, 119, 121, 125f., 143, 176, 183, 202, 204, 224, 228f., 237f., 240ff., 268f., 292, 294, 296f., 302f., 318, 320, 324f., 327f., 333, 356f., 361, 363, 368, 374, 377, 387, 390, 396, 402, 413, 432f., 439ff., 443, 449, 465, 482f., 485, 491
Negro, Marchese 56
Nello di Pietra . . . . 153f.
Neptunstempel 90, 444
Nero, röm. Kaiser . . . 10, 99, 129
Nerva, röm. Kaiser . . . . 169f.
Nervaforum . . . . 168f.
New Monthly Magazine 7*, 11*, 483
New York 19, 245
Nibby, engl. Archäologe 209
Niebuhr, Barthold (1776—1831), Historiker, preuß. Gesandter in Rom 488, 491
Niederlande 458
Nietzsche, Fr. 29*, 31*, 38*, 505
Nikolaus I., Papst 214
Nikolaus IV., Papst 34
Nikolaus V., Papst 9, 67, 138, 460
Nikolaus, Hl. 116
Nikolaus, Sohn des Crescentius 231
Nikomedien 67
Nil 172

Nilus, Hl. 24, 354
Nimes 231
Niobiden 276
Noack, H. 33*, 197, 216
Normandie 168, 361
Normannen 455
Numa Pompilius 49
Numitor 47
Nymphaeum Alexandri 383
Nyström, schwed. Architekt . . . 76

Odescalchi-Chigi, Fürstin . . . 100
Odoaker, Herulerkönig 380
Oktavia 232
Oktavian, s. Johann XII.
Olivieri, Piero Paolo, ital. Architekt 260
Opimia, Vestalin 159
Orest 162
Orleans, Jungfrau v. 212
Orsini, Familie . . 301 f., 326, 433
Orsini, Fürst 233
Orsini, Kardinal 300, 316
Orsini, Lucrezia 182
Orsini, Napoleon, Kardinal . . 250
Orvieto 319
Ossat, d', Kardinal 322
Österreich, Österreicher 10*f., 36*, 15, 43, 55, 61, 127, 289 bis 292, 294 f., 333 f., 371, 398, 400, 405, 407, 411 f., 463, 466, 491 ff.
Ostgoten 380
Ostia 61, 132
Othello 184
Othello v. Rossini 251
Otranto 52
Otto I., Kaiser . . . . 348—352, 457
Otto III., Kaiser 173, 231, 353 ff.
Overbeck, Joh. Friedrich (1789 bis 1869), deutscher Maler in Rom 216
Ovid 236

Pacca, Kardinal 293, 393, 398, 407, 465
Paccini, ital. Komponist 358
Padua 5, 377, 413, 499
Paestum 443
Palagi, Pelagio, ital. Maler . 94
Palatin . . 48, 110, 137, 235, 383
Palazzo di Spagna 490
Palazzo Venezia . . . 93, 244, 492
Palestrina 12*, 380, 448
Palladio, Andrea, ital. Architekt 21, 260
Pallas-Tempel . . . . 169 f.
Palliano, Herzogin v., Novelle v. Stendhal 320
Palmaroli 143
Palmyra 10
Palotta, Kardinal 290
Pamfili, Familie 92
Pamfili, Fürst 93
Pamfili, Villa 154
Pampeluna 181
Pandolfi, Kardinal 462
Pantaleone, Graf Maurus . . . 248
Pantheon 9, 21, 69, 71 f., 129, 146—149, 266
Parella 439
Paris, Pariser 4*, 7*, 9*, 46*, 53*f., 66*, 7, 14, 21 ff., 53, 55, 60, 70, 85 f., 92, 95, 98, 102, 107, 114 f., 124, 128, 130, 132, 134 ff., 143 f., 150, 154, 165, 184, 195 f., 204, 215 f., 220, 227, 241, 246, 251, 256, 266, 274 ff., 286 f., 289, 297, 332, 339 f., 360—363, 366, 370, 373, 426 f., 440, 470, 490, 493
Parma 5*, 82, 84, 136, 174, 313, 319, 329, 361, 483
Parma, Kartause v., Roman v. Stendhal 174, 328
Parnaß v. Mengs 160

Google

Parnaß v. Raffael 35, 39
Parthenon-Skulpturen 27*, 54*f., 79, 142, 226
Pasquier, Étienne 213
Pasquino 391
Pasta, Giuditta, ital. Sängerin 162, 203
Pastor, Ludw., Kirchenhistoriker 356
Paternò 355
Pau 227
Paul, Reisegefährte Stendhals 32, 110, 119, 128, 145, 150, 155f., 168, 211, 224f., 339, 360
Paul II., Papst 68, 459
Paul III., Papst 69, 73, 114, 172, 174, 206, 236, 319f., 330, 472
Paul IV., Papst 42, 89f., 320, 467, 475
Paul V., Papst 80, 170, 328f., 366, 450
Paulinische Kapelle, s. Capella Paolina
Paulus, Apostel 7, 70, 74, 87, 102, 174, 244, 248, 280, 429
Paulus Diaconus .... 379f.
Paupe, A. 13*
Pazzi, Verschwörung der 309
Père-la-Chaise, Kirchhof in Paris 209
Peretti, s. Sixtus V.
Pergamonskulpturen .... 16[illegible]
Pergolese, ital. Komponist 18*, 262, 358
Perpetua .... 256f.
Perronti .... 30, 447f.
Perseus v. Canova 143
Perugia 26, 28, 52, 303, 306f., 318, 331, 458, 480
Perugino, Pietro, florent. Maler 27, 34f., 99, 167, 303, 318
Peruzzi, Baldassare, ital. Architekt 233, 260
Pesaro 26, 31, 464
Pesaro, Giovanni, Herzog v. 300, 303
Pescara, Contessa 377
Pesenta 156
Petersburg, St. 3, 241
Petersen, Eugen, Archäologe 147, 231
Peterskirche, s. Sankt Peter
Petersplatz 13, 65, 132
Petra 10
Petrarca, Francesco 199, 250, 297, 417, 499
Petronella, Hl. . 60*, 77, 82, 167
Petrucci, Alfonso, Kardinal . 309ff.
Petrucci, Herrscher v. Siena (Vater d. Vor.) 309
Petrus, Apostel 40*, 38f., 67, 70—75, 82, 87, 154, 174, 215, 218, 225, 247f., 285, 320f., 351, 354, 429, 455, 474
Petrus Inquisitor, Hl. ... 37, 82
Petrus, Kardinal 349
Pfeifer, Generalin 292, 335
Pharamund, sagenhafter König v. Frankreich 212
Phidias 143, 226
Philipp, Reisegefährte Stendhals 241, 244
Philipp II. v. Spanien . 320, 432
Philipp V. v. Spanien 333
Phokas, griech. Kaiser ..118, 141
Phokas-Säule 57
Phönix 151
Phönizier 51
Piacenza 313, 319, 329, 353
Piazza del Popolo 100, 386
Piazza di Spagna 6*, 4, 215, 223, 369, 418f.
Piazza Navona ... 266, 335, 490
Piazza Rusticucci .... 65f.
Piazza Venezia 69*
Piccolomini, Alfonso ... 324f., 432

Piemont, Piemontesen 63, 126, 145, 154, 232, 279
Pierleoni, die 233
Piero della Francesca, ital. Maler 34
Pietro della Gatta, ital. Maler 34
Pifferari .... 103 f.
Pincio 34*, 4, 59 f., 99 f., 161, 241, 265
Pinelli .... 122 f.
Pinto, Gf., portug. Gesandter in Rom 488
Pinturicchio, ital. Maler 56*, 27, 99
Pipin 456
Piranesi, Giambattista (1720—1778), ital. Architekt u. Kupferstecher 46*, 245
Pitti, Palazzo 272
Pius II., Papst 473
Pius III., Papst 305, 459
Pius IV., Papst 25, 320
Pius V., Papst 320
Pius VI., Papst 70 f., 97, 122, 160, 191, 218, 287, 334 ff., 382, 410, 423, 438, 454, 467, 482
Pius VII., Papst 24*, 66*, 43, 51, 80, 90, 100, 116, 123 f., 140, 164, 170 f., 183, 191, 218, 226, 247, 281—285, 322, 331, 333, 337, 364, 383, 395, 397, 410 f., 438, 450, 455, 460, 467, 487
Pius VIII., Papst 7*, 10*, 140, 409—413
Pius IX., Papst 218, 270
Pius X., Papst 80
Pizzo 53
Pizzo Falcone, Garten 361
Place Louis XIV. in Paris . 362
Place des Victoires in Paris . 114
Plato 137, 142
Plinius 147
Po 127, 252
Poblicius Bibulus, Cajus 50
Polen .... 453 f.
Poli 448
Politorium 49
Poliziano, Angelo, Humanist .. 40
Polyneikes 162
Pomarancio, ital. Maler 255
Pomona 383
Pompadour, Marquise v. ... 219
Pompeji, pompejanisch .. 203, 268
Pompejus 316
Pons Aemilius 232
Pont de Neuilly 363
Ponte Molle 95, 98, 495
Ponte Rotto 89
Ponte Salario 179
Ponte Sisto 179
Pontinische Sümpfe 127, 334, 442
Pont-Neuf 114
Pontormo, Jacopo, florent. Maler 276
Pont Royal 190
Porta Cornelia .... 172 f.
Porta del Popolo 6*, 17, 45, 241 ff., 294, 495
Porta Maggiore 209, 383
Porta Ostiensis 380
Porta Pia 159, 382
Porta Salara 379
Porta San Sebastiano .. 142, 170
Porta, Giacomo della, ital. Baumeister 69, 80, 206
Porta, Guglielmo della, ital. Bildhauer 73
Porta, Tommaso della, röm. Bildhauer 225
Porta, Venerando 449
Porto 300, 345
Portugal, Portugiesen 94, 289, 332 f., 455, 463, 472, 487, 490
Porzia, Clarissa .... 228 ff.
Posa, Marquis 173

Digitized by Google

Posilipp 59
Potocka, Gfn. 424
Potter, de, belg. Politiker u. Geschichtschreiber 24*, 185, 192
Poussin, Gaspard. s. Dughet
Poussin, Nicolas, franz. Maler 168
Pozzo, Andrea, ital. Maler .. 59*
Prämonstratenser 199
Prati di Castello 176
Prévost, Abbé, franz. Romancier 77
Prina, Gf., ital. Finanzminister 183
Probus, röm. Kaiser 50
Probus Anicius 67
Procus 47
Prokop, byzant. Historiker 172 f., 380
Properz 32, 163
Proteus 105
Provence 38*
Prud'hon, Pierre (1758—1823), franz. Maler 189, 237
Psyche 29
Publicola 5
Pucelle v. Voltaire 30
Pulci, Luigi, ital. Dichter ... 40
Pyrrhus 50, 209
Pythagoras 207

Quarantini (eig. Collini), Kardinal 292
Quatremère de Quincy .. 17*, 428
Quirinal (Monte Cavallo) 49 f., 164, 210, 225, 397 f., 403, 406, 411 f.
Quirinalspalast (Palast von Monte Cavallo) 5*, 5, 60, 164, 183, 284, 286, 334, 376, 380, 401, 403, 414, 462, 507
Quirinalsplatz (Monte Cavallo) 164, 285, 401 f., 404, 407
Quittet, franz. Konsul 11*

Rabelais 42
Racine ...... 29, 188 f., 255, 344

Raffael Sanzio 5*, 8*, 12*, 16* ff., 24* f., 34*, 47*, 56* f., 58* ff., 5, 12, 21 f., 25 bis 29, 34—40, 42, 67 ff., 74, 76 f., 82, 99, 102, 132, 134 ff., 142 f., 145 f., 148, 164—167, 194, 199, 203, 208, 210 f., 215 ff., 235, 239, 255, 260—265, 268, 276, 281, 303, 306 f., 309 ff., 314 f., 318, 341 f., 428 ff.
Raffael del Colle, ital. Maler . 67
Raffael Morghen, Kupferstecher 24, 136
Raffael v. Montelupo 174
Rangone, Gf. 176, 179
Rangoni, Pater 61, 63
Ranke, L. v., deutscher Geschichtschreiber 141, 321
Rapée 184
Rauch, Chr. Daniel (1777—1857), deutscher Bildhauer 82, 135, 270
Ravenna 118, 149, 253, 286, 308, 324, 347, 433, 456, 460, 471
Réaumur, franz. Physiker ... 207
Récamier, Madame 424
Reden, Baron, engl.-hannov. Gesandter in Rom ..... 488 f.
Regent Street in London ... 101
Reggio in der Emilia ...... 126 f.
Reggio in Kalabrien 52
Reims 355
Reiskius 88
Rembrandt 53*, 58*
Remus .... 47 f., 230
Reni, Guido, Bologneser Maler 56*, 58*, 21 f., 24, 38 ff., 74, 76, 82, 143, 149, 240
Retz, Kardinal v. 224
Reumont, Alfred v. (1808—1887), Historiker, preuß. Gesandtschaftssekretär in Rom 22* f., 29*, 208

Digitized by Google

Revue britannique 21*, 281
Rezzonico, s. Clemens XIII.
Rezzonico, Bankier 95
Rezzonico, Familie 77, 200
Rezzonico, Kardinal 254
Rezzonico, Papstdenkmal v. Canova 24*
Rhea Sylvia 47
Rhein 131
Rhône 250
Ricardo, David (1772—1823), engl. Nationalökonom . 115, 199
Ricci, Scipione, Bischof . 185, 192
Richelieu, Herzog v., franz. Staatsmann 98, 283, 307
Richelieu, Marschall v. .. 192, 193
Richmond 21
Ricimer .... 379 f.
Riego 352
Rienzi, Cola di, Volkstribun 231, 449
Rivarola, Kardinal 149, 471
Rivoli, Schlacht bei (1797) ... 362
Robert, Leopold (1794—1835), franz. Maler 421
Robespierre 125
Robinson Crusoe 190
Roccagorga 450
Roland, Madame (1754—93), Gattin des Ministers Roland de la Platière .. 198, 256, 342
Romagna 44, 126 f., 149, 294, 305, 324, 406, 432
Romanelli, Oberst 121
Romuald 355
Romulus, König v. Alba 47
Romulus, König v. Rom 47 f., 49, 111, 212, 230, 235, 383
Romulustempel 87
Ronciglione 329
Rondino .... 446 f.
Roolwinck, engl. Historiker ... 214
Rosa, Salvator, ital. Maler 4, 262, 326
Roscoë, William, engl. Historiker 150
Rospigliosi, Familie 200
Rospigliosi, Palazzo 24
Rossi, de, Architekt 168
Rossi, Gherardo de (1754—1827), römischer Dichter u. Schriftsteller 86, 124, 319
Rossini, Gioachimo (1792 bis 1868), ital. Opernkomponist 68*, 14, 117, 360, 367 f.
Rothalde 3*
Rousseau, J. J. 39*, 58*, 7, 14, 52, 455
Rovarella, Kardinal 280
Rovere, Giulio (Giuliano) della, Kardinal 68, 243, 298—301, 305 f.
Rovere (ders.), s. Julius II.
Rovigo, Herzog v. 337
Rubens, P. P. 53*, 57* f., 194
Rubeus, Kardinal 250
Rubiera 163
Rudolf, Erzherzog v. Österreich, [illegible] Kardinal 290, 295
Rue du Montblanc 102
Ruffinella, Villa 20
Ruffo, Fabrizio 440
Ruffo, Kardinal .... 440 f.
Ruffo-Scilla, Kardinal 402
Ruspoli, Palazzo .... 101, 116 f.
Rußland, Russen 67*, 43, 55, 117, 195, 201, 285, 358, 419, 421 ff., 453 f., 490
Russischer Feldzug 241

Sabina, Sabiner 49, 74 f., 81, 111 f., 436
Sabiner Berge 326
Sabinerinnen, Raub der . 48, 383
Sacchi, Andrea, ital. Maler . 60*
Sacco di Roma (1527) 47*, 99, 176, 317

Sacré-Coeur 140
Saint-Denis 78
Sainte-Beuve, franz. Kritiker 13*
Saint-Omer 338
Saint-Pri*** . . . . 96 f.
Saint-Sulpice, Kirche in Paris 81
Sala regia 133, 321, 413
Salicetti, Polizeipräsident 61, 438 f.
Salvi, ital. Architekt 168
Sana Vivaria, Tor 257
San Carlo am Korso . . . . . . 265 f.
San Clemente 279, 344
San Cosma e Damiano 87
Sancta Sanctorum, Kapelle . 181
Sandoval 16*, 181
San Gallo, Giuliano da, ital. Baumeister 68, 235
San Gennaro (Hl. Januarius) 30 f., 42, 53, 363
San Giacomo Scossacavalli . 88
San Giorgio, Kloster in Venedig 336
San Giovanni dei Fiorentini . 262
San Giovanni in Laterano, s. Lateran
San Gregorio, Kirche 21, 82
Sankt Ferdinandsorden 440
Sankt Helena 193, 202, 494
Sankt Paul in London 5
Sankt Peter 4*, 11*, 40*, 60*, 70*, 3 ff., 9 f., 12 f., 29, 39, 57, 65—83, 88, 109, 122, 157, 170, 179, 206, 247 f., 260, 263, 265 f., 269, 273, 275, 303, 308, 313, 319, 322, 328, 346, 356, 361, 384 f., 392—397, 402, 411 f., 455, 459, 473, 476, 482, 503
Sankt Sebastian 38
San Lorenzo in Lucina . 101, 274
San Luca, Akademie 21
San Luigi dei Francesi 263
San Marco, Republik (Venedig) 499
San Martino 383
Sanmicheli, Michele, ital. Architekt 260
San Onofrio . . . . . . 5, 120, 269 f.
San Paolo fuori le mura 7*, 65*, 7, 67, 147, 173, 244—249
San Paolo 87
San Pietro in Montorio . . 264 f.
San Pietro in Vincoli 7
San Severo, Kapelle 28, 35, 307
San Silvestro 87
Sansovino, Jacopo, ital. Architekt 260
San Stefano alle carozze . . . 231
San Stefano rotondo 254 f., 258
Sant' Agata 389
Sant' Agnese fuori le mura 266, 382
Sant' Agostino . . . . 61*, 262 f.
Sant' Andrea della Valle 59*, 25, 207, 266
Sant' Angelo a Bajano 454
Sant' Angelo, Kardinal v. 300, 304
Sant' Annunziata 169
Santa Constanza 382
Santa Croce, Familie 303
Santa Croce, Fürst . . . . 240 f.
Santa Croce in Gerusalemme 88, 355
Santa Croce, Prinzessin 220, 222, 336, 470
Santa Francesca Romana . . 119
Santa Giustina in Padua . . . 5
Santa Maria degli Angeli 24 f., 82, 158, 239
Santa Maria del Carmine in Florenz 280
Santa Maria della Pace . . . 261
Santa Maria della Vittoria 158, 503
Santa Maria del Popolo . . . 99
Santa Maria del Sole 231
Santa Maria Egiziaca 231
Santa Maria Maggiore 89, 247, 356, 372, 392, 475
Santa Maria sopra Minerva 264, 473

Digitized by Google

Santa Maria Traspontina .. 87
Santa Sabina 49, 87, 273
Santa Susanna 158
Santerno bei Imola........ 149
Santi Apostoli, Kirche 185
Sant' Ignazio, Kirche ... 59*, 91
San Vito 50
Sanzio, Giovanni 26
Sappho v. Raffael 35
Sarazenen 345, 380
Sarona 136
Sarto, Andrea del, florent. Maler 17*, 311, 341
Saturn 111
Saturntempel 118
Saumaise 214
Savannah 385
Savarelli .... 370 f.
Savelli, Familie 233, 302
Savelli, Fürst 150
Savelli, Kardinal 243
Savelli, Signora 251
Savona 68
Savonarola . 78, 300 f., 303, 320
Saxa Rubra 99
Scala regia 133
Scamozzi, Vincenzo, ital. Architekt 260
Scarron, franz. Romanschriftsteller .... 188 f.
Schadow, Wilh. (1789—1862), Geschichtsmaler 216
Schelling 137
Schiller 173
Schillerbüste 135
Schlegel, A. W. v. 55*, 204
Schnetz, Jean Victor (1787—1870), franz. Maler 61*, 321, 324, 421 f.
Schopenhauer, Arthur 61*
Schotten 243
Schubring, Paul 30
Schultheiß 87
Schurig, Dr. Arthur, deutscher Stendhalforscher 11*, 13*, 24*, 30*, 36*, 58
Schweizer 66*, 132, 164, 177, 242, 292, 301, 309, 375, 393, 398, 401, 408
Sciarra, Marco ...... 324 f., 432
Scipio Africanus 232
Scipio Barbatus 142
Scipionengrab 142
Scylla 110
Sebastian, San 82
Sebastiano del Piombo, ital. Maler 265, 311
Seillière, Baron, franz. Kritiker 30*, 32*, 36*, 198
Seine 455
Senatorenpalast 115
Seneca 239, 258
Septimius Severus, römischer Kaiser .... 233 f., 256, 384
Septizonium 384
Sergius Paulus 429
Sergius III., Papst .... 346 f.
Sermoneta, Herzog v. 369
Servet 115
Servi, Santa Maria de', Kirche 68*
Servianische Mauer 50
Servius Tullius .... 49 f., 231
Sesto Calende 67*
Seubert, Adolf 507
Severoli, Kardinal 288—292, 295, 398, 466, 491
Severus, Alexander, römischer Kaiser 169
Severusbogen 116, 171
Sévigné, Frau v. 92
Sevilla, Barbier von, Oper v. Rossini 14, 367
Sforza, Herzöge v. Mailand 42
Sforza, Ascanio, Kardinal 243, 299
Sforza, Lodovico 242
Shakespeare 157, 178, 316

Sibyllentempel 231
Siena 27 f., 34, 56, 85, 99, 152 f., 309
Siena, Kardinal v. 180
Silvius 47
Simond, Louis 115
Simplon 10*, 66*
Sismondi, schweizer. Historiker 35*, 150, 488
Sixtina (Sixtinische Kapelle) 82, 133, 261, 380 f., 391
Sixtus IV., Papst 261, 466, 472, 482
Sixtus V., Papst 66, 69, 102, 132, 138, 141, 193, 225, 281, 321 f., 375, 384, 432 f., 449 f., 461, 470
Sizilien .. 7*, 246, 268, 407, 434
Sizilien, Königreich beider 440, 483
Skanderberg 434
Smaragdus, Exarch 118
Snyders, Frans, belg. Maler 53*
Soglio, Monsignor 412
Sokrates 202, 258
Somaglia, Kardinal 287 f., 392, 396 ff., 410, 467, 471
Sonnino 441, 450
Sophokles 163
Sophonisbe 386
Sora, Herzog v. 161
Sorbonne 333
Sorel, Julian, in Stendhals „Rot und Schwarz" 40*
Sorlofra, Signora 14
Soria, ital. Architekt 168
Soriano 300
Spach, Ludw. 42*
Spada, Fürst 144
Spanien, Spanier 3*, 14, 32 f., 41, 107, 126 f., 145, 158, 177, 180 f., 251, 272, 277 f., 287, 289, 292, 297 f., 306, 309 f., 313, 315, 317, 326, 332, 352, 407, 431, 455, 463, 472, 486
Spanischer Platz, s. Piazza di Spagna
Spanische Treppe ... 4, 451, 496
Sparanisi 387
Spartaner 91
Spatolini, Stefano 448
Spina, Kardinal 13, 65, 124, 126 f., 283 f.
Spinetta 438
Spoleto 100, 229, 296, 458
Staël, Frau v... 20*f., 31*, 424
Stanzen (im Vatikan) 164—167, 262, 309 f.
Stendal 14*
Stephan III., Papst 456
Stephan VI., Papst 346, 459
Stephan VII., Papst 459
Stephania 355
Sterni 234
Stoppani, Palazzo 260
Straßburger Münster 5
Streckfuß, K. 153
Strombeck, Fr. v. ..... 58 f., 230
Strozzi, Magdalena u. Clarissa 182
Strozzi, Villa 127
Stryienski, Casimir 6*, 424
Stuart-Grabmal v. Canova 13, 32, 385
Subiaco 156, 300
Südsee 69*, 56
Sueton, röm. Historiker 207
Suidger, Abt 357
Sulla 112
Sutri 356, 380
Sylvester I., Papst 67
Sylvester II. (Gebert), Papst 355
Sylvester III., Papst 356
Symmachus, Papst 247
Syrakus 269
Syrien 225

Tabularium 115
Tacitus, röm. Historiker ... 66, 379

Digitized by Google

Tacitus, röm. Kaiser 50
Tadolini, röm. Bildhauer ... 396
Taine, Hippolyte, franz. Gelehrter 18*, 21*, 26*, 28*, 33*, 37*, 503
Talma, franz. Schauspieler .. 204
Tambroni, Giuseppe (1773—1824), Diplomat u. Archäologe 4*, 54, 122, 238, 420, 438
Tambroni, Signora (Gattin d. Vor.) 196, 204
Tamburini, Antonio (1800—1876), Baritonist 188, 241, 342, 358
Tamburini, Sängerin 390
Tankred 193
„Tankred" v. Rossini 251
Tarpejischer Fels 111
Tarquinius Priscus ... 111 f., 230
Tarquinius Superbus .. 112, 383
Tasso, Torquato 175, 269—272, 386, 500, 505 f.
Tatius, Titus 48
Taverna, Villa 20
Teatro Argentina 197, 367
Tellene 49
Tempesta, röm. Maler 255
Tenerani, Pietro (1784—1869), röm. Bildhauer 34*
Teoduli, ital. Architekt 168
Terborch, niederl. Maler 53*
Terenz 138
Terni .... 228 f.
Terracina 323, 379 f., 389, 433, 439 ff., 465
Tertullian, Kirchenvater .. 40, 257
Testa 397
Thebaner 163, 203
Theodora .... 346 f.
Theodorich, Haus d. (= Engelsburg) 173
Theodorich, Ostgotenkönig ... 380
Theodosius I., oström. Kaiser 244, 472
Therese, Hl., v. Bernini 18*, 59*, 158 f., 503
Thermen-Museum 163
Theseus 143
Thorwaldsen, Berthel (1770—1844), dän. Bildhauer 55*f., 80, 149, 197, 395, 507 f.
Tiber 42*, 26, 29, 47, 49 f., 59 f., 89, 95, 110, 148, 172, 175 f., 246, 282, 302, 346, 364, 384, 455, 495
Tiberinus 47
Tiberius, röm. Kaiser 209
Tibet 69*
Tiepolo, G. B., venez. Maler . 276
Timbuktu 212
Tintoretto, venez. Maler 61*, 276
Titus, röm. Kaiser 7 f., 11, 170, 333, 383
Titusbogen 117, 171, 396, 481 f.
Titusthermen 383
Titus Livius, s. Livius
Tivoli 12*, 171, 176, 227, 231, 405, 443, 448
Tizian, venez. Maler 37 f., 82, 194, 264, 268, 276, 311, 314, 379, 499
Tolentino, Vertrag v. 362
Tolomei, Pia .... 19*, 152 ff.
Tolus 112
Torlonia, Herzog v. Bracciano 58, 93—97, 145, 336, 417 f., 422 f.
Torlonia, Familie 160, 329
Torre di Nerone 60
Torys 484, 489
Toskana 41, 52, 65, 153, 271, 329, 432, 466 f., 480, 499
Tossi, Andrea 478
Totila 9, 380
Tracy, de, franz. Philosoph 137, 222, 455
Trajan, röm. Kaiser 131, 169, 171, 225 f., 383 f.

Trajansbasilika, Trajansforum 11*, 57, 128, 169, 226
Trajanssäule 11*, 49, 128, 131, 183, 225 f.
Trastevere 44, 122 f., 179, 183, 282
Trémouille, Louis de la 16*, 242
Trevisiani ... 168
Tribuna (in der Peterskirche) 67, 72 f.
Tribuna (in den Uffizien) ... 28 f.
Trient, Konzil v. (1545—63) 280, 301, 320, 324, 474, 500
Triest ... 10* f.
Trinità de' Monti ... 4, 143, 451
Troja ... 46, 68
Tuilerien ... 160, 362
Tullus Hostilius ... 49
Turcaret ... 58
Turin 70*, 15, 55, 126, 318, 359, 370, 446, 495
Turinus ... 168
Türken, türkisch ... 53, 428
Tuscien ... 346

Udalrich, Hl. ... 476
Umbrien ... 458
Ungarn ... 126
Urban IV., Papst ... 482
Urban VII., Papst ... 322
Urban VIII., Papst 9, 71, 74, 148, 329 f., 366
Urbino ... 26, 464, 470
Utrecht, Friede v. ... 333

Vaillat, Léandre ... 21*
Valadier, Joseph (1762—1839), Baumeister in Rom .. 170, 396
Valence ... 160, 336
Valencia ... 299, 301
Valentin, Hl. ... 182
Valentinian II., röm. Kaiser 244
Vandalen ... 379
Vanloo, Carle, französischer Maler ... 26
Vannozza Cattanei, Geliebte Alexanders VI. ... 299
Vanvitelli ... 168, 262
Varchi ... 319
Vargas, de, span. Botschafter in Rom ... 277 f.
Vasari, Giorgio, florent. Maler u. Kunsthistoriker 15* f., 27, 133, 261, 263, 275
Vatikan 12*, 61*, 5, 22, 28, 39, 51, 66 f., 82, 88, 99, 132 ff., 136 ff., 141, 176—179, 202, 210, 262, 284, 304 f., 309 f., 321, 352 f., 380, 382 f., 396, 411 f., 428, 481
Vatikanische Grotten ... 75
Vauban, franz. Festungsbaumeister ... 174
Veit, Joh. (1790—1854), und Philipp (1793—1877), deutsche Maler in Rom ... 216
Veit v. Tuscien ... 347
Veji ... 110
Velabrum ... 47, 230, 233
Velletri 10*, 338, 417, 419, 442, 447
Venedig, Venezianer 67*, 70*, 36 f., 55, 57, 95, 110, 123, 126, 135, 175, 185, 203, 219 f., 228 f., 246, 252, 299, 306, 336, 357, 362, 368, 393, 413, 432, 449, 480, 491
Venezianische Schule ... 275 f.
Venus ... 33, 147, 237, 349, 383
Venus' Abschied v. Adonis (v. Canova) ... 198
Venus Kallipygos ... 25*
Venus, Mediceische ... 25*
Venus v. Caracci ... 93
Venus- u. Romatempel 119, 171
Vermeer, Jan, holländ. Maler 53*
Vermont, Abbé de ... 193
Vernet Horace, franz. Maler 136, 184
Verona ... 113, 327, 339, 380

Veronese, Paolo, venez. Maler 38
Veronika, Hl. 74
Versailles . . . . 160, 192 f.
Vespasian, röm. Kaiser 7 f., 10, 113, 130, 170, 206, 212
Vespasianstempel . . . . 117 f.
Vesta 47
Vestatempel 231
Vestalinnen 159
Via Appia . . . 59, 380, 384, 389
Via Argentina 368
Via Balbi in Genua 101
Via Condotti 4, 108, 263
Via della Longara 44
Via di Marforio 50
Via Giulia 372
Via Gregoriana 69*, 4
Via Macao 159
Via Pia 401, 404
Via Sacra 7
Via San Gregorio 384
Vicenza 338
Vicovaro 443
Victorine 23
Vigano, Salvatore, ital. Balettm. 159
Vignola, ital. Architekt 260
Viktor II., Papst 357
Viktor-Emanuel-Denkmal . . 93, 97
Villa Carlotta am Comer See 362
Villa Ludovisi 269
Villa Madama . . . 65*, 235, 260
Villa Magliana 303
Villa Malta 59, 120, 254
Villa Negroni 107
Villemain 357
Villers 362
Villetta di Negro 56
Villiers, de, Kardinal 78
Viminal 50
Virgil 42*, 32, 47, 232, 236, 239
Virginia 160
Visconti, Quirino, ital. Archäol. 141
Vitaliani 377
Vitelleschi, Abbate 124
Vitelli, Familie 301
Vitelliuskopf in Genua 238
Viterbo 23, 288, 290 f., 294, 355, 462
Vitiges, Gotenkönig 380
Voiture, franz. Hofdichter 187, 366
Volpine 371
Voltaire 18*, 30, 42 f., 45, 81, 102, 110, 115, 136, 167, 187, 210, 212, 217, 222, 224, 333, 342 f., 455, 461, 475
Volterra, Dan. da, ital. Maler 82, 143
Vopiscus 50

Wackenroder, deutscher Romantiker 52*, 54*
Walpole, Horace, engl. Staatsm. 365
Ward, J. 10
Waterloo 100
Weiß, deutscher Maler 421
Wellington, Herzog v. 363
Werther, v. Goethe 489, 505
Whigs 484, 489
Wien 66*, 168, 289, 332, 334, 466, 470
Wiener Kongreß 460, 483
Winckelmann, Joh. Joachim 14*, 27*, 52*, 57*f., 60*, 62*, 142, 160, 204
Windermere 364
Wolsey, Kardinal 316
Württemberg, Württemberger 217, 454, 491

Xaver, Hl. 43

Yorik 102
York, Kardinal v. 79

Zamboni 367
Zeuxis, griech. Maler 203
Zuccheri, ital. Maler 133
Zucchi, Monsignore 410
Zurla, päpstl. Generalvikar 206, 392 f., 467

Inhalts-Verzeichnis[1]

Einleitung des Herausgebers III
Stendhal und die Kunstanschauung seiner Zeit
von Dr. Ernst Diez LI
Aus Stendhals Vorwort und Allgemeines . . LXV
Wanderungen in Rom 3
Das Kolosseum 6
Erster Besuch der Peterskirche 12
Grottaferrata 18
Raffaels Leben 26
Die Stanzen 34
Geschichte des Glaubens in Italien 38
Urgeschichte Roms 48
Die Morde in Modena 61
Die Peterskirche 65
Canovas drei Grazien 83
Der Bankier Torlonia 93
Casanova in Rom 105
Das Kapitol 110
Das Forum 116
Die Sitten der Römer 122
Der Vatikan 132
Das Pantheon 146
Villa Ludovisi 161
Die Kaiserfora und Triumphbögen 168

[1] Diese Angaben beschränken sich auf die wichtigsten Gegenstände. Näheres findet man in den Seitenüberschriften.

Die Engelsburg 172
Der Sacco di Roma 176
Der römische Charakter 190
Die Skulptur 202
Legende der Päpstin Johanna 212
Kardinäle einst und jetzt 218
Clarissa Porzias Entführung 228
Baudenkmäler am Tiber 231
Paläste 235
Einzug Karls VIII. von Frankreich in Rom . . 242
San Paolo fuori le mura 244
Ariost am Hofe von Ferrara 252
Märtyrerinnen 256
Kirchen 261
San Onofrio 269
Verbrechen in Rom 276
Das Konklave von 1823 281
Die Papstgeschichte von Alexander VI. bis zum Konzil von Trient 298
Die Papstgeschichte nach dem Konzil von Trient 320
Das Brigantentum 323
Fortsetzung der Papstgeschichte 328
Esprit und Kunstempfinden 341
Geschichte Roms von 891 bis 1073 344
Mondschein im Kolosseum 364
Mordanfall auf dem Spanischen Platze . . . 369
Tod Clemens' XII. (1740) 376

Barbareneinfälle in Rom 379
Zirkus Maximus 383
Überfall durch Räuber 387
Krankheit und Tod Leos XII. 390
Die Papstwahl Pius' VIII. 398

Anhang

1. Briefe 417
2. Raffaels Teppiche 428
3. Die Briganten 431
4. Mechanismus der päpstlichen Regierung 452
5. Die Gesandten 483
Anmerkungen 499
Von Stendhal besonders erwähnte Literatur 511
Verzeichnis der Eigennamen 519

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

Trajanssäule . . . . Titelbild
Kolosseum und Konstantinsbogen 6
Peterskirche 66
Neptunstempel (Zollgebäude) 90
Ponte Molle 98
Kapitolsplatz 114
Forum romanum 116
Septimius-Severus-Bogen 118
Palatin 136
Pantheon 146
Villa Albani 160
Augustusforum mit Mars-Ultor-Tempel . . 168
Titusbogen 170
Engelsburg und Engelsbrücke 172
Caracallathermen 206
Piazza di Spagna 222
Rundtempel am Tiber 230
Marcellustheater 232
Palazzo Farnese 236
Inneres von San Paolo fuori le mura . . . 244
Cestiuspyramide 246
Grabmal der Caecilia Metella 258
Piazza Navona 334
Monte Cavallo 396

Digitized by Google

HENRI BEYLE-DE STENDHAL
GESAMMELTE WERKE

Herausgegeben und ins Deutsche übertragen
von Friedrich von Oppeln-Bronikowski

*

1. Band: Rot und Schwarz. 2. Band: Die Kartause von Parma (Deutsch von Arthur Schurig). 3. Band: Italienische Novellen und Chroniken. 4. Band: Über die Liebe. 5. Band: Reise in Italien. 6. Band: Wanderungen in Rom. 7. Band: Bekenntnisse eines Ichmenschen.

*

Weitere Bände sind geplant

*

Früher erschienen:
Ausgewählte Briefe Stendhals
Deutsch von Arthur Schurig

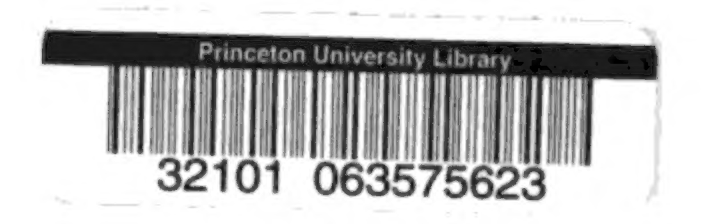
*

Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

*

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google